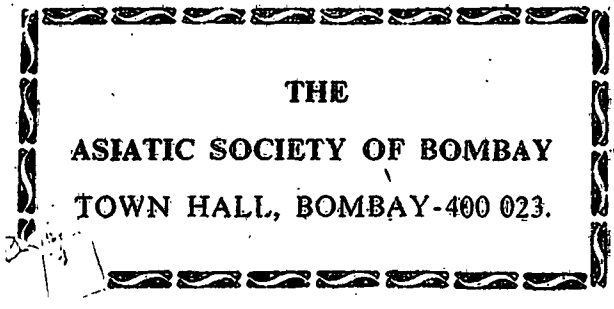
00099692




Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 07 April, 2016

# Gotthold Ephraim Lessing's

# sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von

**Karl Lachmann.**

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von

99692

**Wendelin von Maltzahn.**

Vierter Band.

Vol IV

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1854.

00099692

# Inhalt.


Seite

Schriften. Dritter und vierter Theil. 1754.

Vorrede . . . . . 1
Rettungen des Horaz . . . . . 7
Rettung des Hier. Cardanus . . . . . 45
Rettung des Inepti Religiosi, und seines ungenannten Verfassers . . . 69
Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit . . . . . 89
Zergliederung der Schönheit, geschrieben von Wilhelm Hogarth, aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius. 1754 . . . . . 104
Vorbericht . . . . . 104

Theatralische Bibliothek.

Erstes Stück. 1754.

Vorrede . . . . . 111
I. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele . . 114
II. Leben des Herrn Jacob Thomson . . . . . 159
III. Auszug aus dem spanischen Trauerspiele Virginia, des Don Augustino de Montiano y Luyando . . . . . 175
IV. Auszug aus dem Schauspieler des Herrn Remond von Sainte Albine 223
V. Leben des Herrn Nericaut Destouches . . . . . 254
VI. Ueber das Lustspiel die Juden in dem 4ten Theile der Leßingschen Schriften . . . . . 260

Zweytes Stück. 1754.

VII. Von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind . . . . . 267
1. Der rasende Herkules . . . . . 268
Auszug aus demselben . . . . . 268
Beurtheilung desselben . . . . . 287

Seite

Vergleichung mit des Euripides rasendem Herkules . . . . . 288
Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy . . . . . 289
Von neuern Trauerspielen auf den rasenden Herkules . . . . 292
Vorschlag für einen heutigen Dichter . . . . . 292
Die Moral des rasenden Herkules . . . . . 295
Versuch über ein in Unordnung gebrachtes Stück des lateinischen Dichters . . . . . 297
2. Thyest . . . . . 299
Auszug aus demselben . . . . . 300
Beurtheilung desselben . . . . . 320
Von andern alten Trauerspielen dieses Inhalts . . . . . 324
Wahrscheinlicher Beweis, daß der rasende Herkules und der Thyest einen Verfasser haben . . . . . 325
Von neuern Trauerspielen, welche den Namen Thyest führen . . 328
Insbesondre von dem Atreus und Thyest des ältern Crebillon . 329

VIII. Des Herrn Ludewig Riccoboni Geschichte der italiänischen Schaubühne. 340
Nachricht von dem Verfasser . . . . . .
IX. Auszug aus den italiänischen Trauerspielen Sophonisbe und Rosemonde 342
X. Auszug aus der Calandra des Bernardo da Bibiena . . . . . 357

Drittes Stück. 1755.

XI. Des Abts du Bos Ausschweifung von den theatralischen Vorstellungen der Alten.
Vorbericht des Uebersetzers . . . . . 382

Viertes Stück. 1758.

XII. Von Johann Dryden und dessen dramatischen Werken . . . . . 384
Insbesondere von dessen Versuch über die dramatische Dichtkunst . . 384
XIII. Entwürfe ungedruckter Lustspiele des italiänischen Theaters . . . . 387
Von dem ältern Riccoboni.
1) le Joueur . . . . . 389
2) l'Italien francisé . . . . . 393
3) il Marito vitioso . . . . . 394
4) l'Imposteur malgré lui . . . . . 395
5) la Metempsicose d'Arlequin . . . . . 397
6) le Pere partial . . . . . 398
7) l'Italien marié à Paris . . . . . 403
8) la Moglie gelosa . . . . . 406
9) le Sincere à contre tems . . . . . 408
10) le Soupçonneux . . . . . 410
11) les Erreurs de l'Amour . . . . . 419
Von Seppel.
1) l'Education perdüe . . . . . 420
2) le Defiant . . . . . 421
3) l'Impatient . . . . . 424

Seite

Von de Liske.
1) Arlequin Astrologue . . . . . 424
2) Arlequin Grand Mogul . . . . . 428
3) les Caprices du Coeur et de l'Esprit . . . . . 428
Von Saint-Foix.
1) le Contraste de l'Hymen et de l'Amour . . . . . 434
2) la Veuve à la Mode . . . . . 439
Von Gandini.
1) le Mari supposé . . . . . 445
2) le Bohemiens . . . . . 450
3) Arlequin et Scaramouche Voleurs . . . . . 456
4) la Vengeance d'Arlequin . . . . . 467
5) la Vengeance de Scaramouche . . . . . 473
Vermischte Schriften des Hrn. Christlob Mylius. 1754
Vorrede . . . . . 479

Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung vom Jahre 1754. 495

Das neue Testament von J. A. Bengel . . . . . 495
Leßings Vade mecum . . . . . 496
Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern, 24 St. . . . 497
Muzelius Abhandlungen zum Behuf der schönen Wissenschaften, Anderer Theil . . . . . 497
Der Rußische Avanturier . . . . . 498
Die Advocaten . . . . . 499
Neu aufgeschloßenes Cabinet Gottes . . . . . 499
Ueber Mylius . . . . . 500
Leben des Moliere . . . . . 501
Lettres du Comte de Cataneo . . . . . 501
Voltaire, Annales de l'Empire . . . . . 502
Mylius Tod . . . . . 503
P. C. Weiß, Abraham ein Logicus . . . . . 504
Leßings Schriften, 3. und 4. Th. . . . . 505
Hogarths Zergliederung der Schönheit . . . . . 506
Ankündigung eines neuen Abdrucks davon . . . . . 507
Der mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix . . 508
Nachricht von einem neuen Abdruck der Hogarthschen Zergliederung der Schönheit . . . . . 509
Gedanken, mit einer Uebersetzung der Hymne über die vier Jahrszeiten 511
Patzkens freundschaftliche Briefe . . . . . 512
Mocquerien . . . . . 512
La Beaumelle, Reponse au supplement du siecle du Louis XIV. 513
Neuer Abdruck der Hogarthschen Zergliederung der Schönheit . . . . 514
[v. Schönaich] die ganze Aesthetik in einer Nuß . . . . . 514
Grundriß einer Beschreibung des Kayserthums Marocco . . . . . 515
P. Surleau, Nouvelle Methode pour aprendre le François et l'Allemand . . . . . 516
Possen im Taschenformate . . . . . 517

Seite
Geschichte Herrn Carl Grandisons, 3. Band . . . . . 518
[F. C. von Creutz] Seneca, ein Trauerspiel . . . . . 518
Kurze Sammlung unterschiedlicher Wissenschaften und Kunststücke . . . 519
Lessings theatralische Bibliothek, 1. Stück . . . . . 520
de Bar, Reveries Poetiques . . . . . 521
Possen . . . . . 522
Physikalische Belustigungen, 23. Stück . . . . . 523
Das Chantillysche Mägdchen . . . . . 523
Begebenheiten des Roderich Random, 1 Th. . . . . 524
Ragout à la Mode oder des Neologischen Wörterbuchs erste Zugabe . 525
Mauvillon, Cours de la Langue françoise . . . . . 526
Mémoires de deux Amis . . . . . 528
Histoire moderne des Chinois, des Japonnois etc. . . . . 528

# Schriften.

## Dritter [und vierter] Theil.

1754.

# Vorrede.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beyfalls zu rühmen, welchen die zwey ersten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publico ein sehr abgeschmacktes Compliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben, bekennen wollte. Eine solche Erniedrigung schimpft seine Einsicht, und man sagt ihm eine Grobheit, anstatt eine Höflichkeit zu sagen. Es sey aber auch ferne von mir, seine schonende Nachsicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftsteller wiederfahren läßt, welcher zu seinem Vergnügen etwas beyzutragen sucht, für ein schuldiges Opfer anzusehen.

Ob mir nun also der erste Schritt schon nicht mißlungen ist; so bin ich doch darum nicht weniger furchtsam, den zweyten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleyen aus der Scene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nennte es einen zweyten Schritt; aber ich irrte mich: es ist eben sowohl ein erster, als jener. Ein zweyter würde es seyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber, wie sehr habe ich diese verändert! Anstatt Reime, die sich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deswegen keine Neider erweckt, weil jeder Leser ihn eben so gut als der Poet zu haben glaubt, anstatt solcher Reime bringe ich lange prosaische Aufsätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Mine machen wollen.

Da ich mir also nicht einmal eben dieselben Leser wieder versprechen kann, wie sollte ich mir eben denselben Beyfall versprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigstens auf meiner Seite nichts versäumen, ihn zu erhaschen. Das ist, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, und mit den höflichsten Wendungen, so nachdrücklich als möglich, zu verstehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrscheinlicher Weise lesen, noch wahrscheinlicherer Weise aber, nicht lesen wird, betrachten möge.

Ich sage also, daß ich den dritten Theil mit einem Mischmasch von Critik

und Litteratur angefüllt habe, der ſonſt einen Autor deutſcher Nation nicht übel zu kleiden pflegte. Es iſt Schade, daß ich mit dieſem Bändchen nicht einige zwanzig Jahr vor meiner Geburt, in lateiniſcher Sprache habe erſcheinen können! Die wenigen Abhandlungen deſſelben, ſind alle, Rettungen, überſchrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinne gerettet habe? Lauter verſtorbne Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Faſt gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein ſauer Geſichte dafür machen werden. Wenn das klug iſt, ſo weis ich nicht, was unbeſonnen ſeyn ſoll. . . Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzu ſetzen darf.

Ich komme vielmehr ſo gleich auf den vierten Theil, von deſſen Inhalte ſich mehr ſagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerley iſt, weil er alle und jede angeht. Er enthält Luſtſpiele.

Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, geſtehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige iſt, an welches ich mich am erſten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menſchen aus Büchern kannte . . beneidenswürdig iſt der, der ſie niemals näher kennen lernt! . . beſchäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daſeyn mir nichts gelegen war. Theophraſt, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezircke einer kloſtermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit ſtudirte . . Wie gerne wünſchte ich mir dieſe Jahre zurück; die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.

Von dieſen erſten Verſuchen, ſchreibt ſich, zum Theil, der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernſtlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Dieſe Mühe ward mir durch das daſige Theater, welches in ſehr blühenden Umſtänden war, ungemein verſüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich ſagen, weil ich vor demſelben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatiſcher Dichter lernen muß, und aus der bloßen Leſung ſeiner Muſter nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, deſſen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genieſſen das Glück hatte. Wird man ſich nicht wundern, als den Kunſtrichter eines Luſtſpiels einen tiefſinnigen Weltweiſen und Meßkünſtler genennt zu finden? Vielleicht, wenn es ein andrer, als der Hr. Prof. Käſtner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meiſterſtücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit ſo vielen Verbeſſerungen unterdeſſen, als ich nur immer hatte

anbringen können, kam mein junger Gelehrte in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anſtatt des Urtheils erwies ſie mir die Ehre, die ſie ſonſt einem angehenden Komödienſchreiber nicht leicht zu erweiſen pflegte; ſie ließ ihn aufführen. Wann nach dem Gelächter der Zuſchauer und ihrem Händeklatſchen die Güte eines Luſtſpiels abzumeſſen iſt, ſo hatte ich hinlängliche Urſache das meinige für keines von den ſchlechteſten zu halten. Wann es aber ungewiß iſt, ob dieſe Zeichen des Beyfalls mehr für den Schauſpieler, oder für den Verfaſſer gehören; wenn es wahr iſt, daß der Pöbel ohne Geſchmack am lauteſten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten: ſo will ich gerne nichts aus einem Erfolge ſchlieſſen, aus welchem ſich nichts ſchlieſſen läßt.

Dieſes aber glaube ich, daß mein Stück ſich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verſchwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es ſich, ohne Widerrede, in ganz Deutſchland am beſten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Drucks verſuchen. Aber was liegt dem Leſer an der Urſache, warum ſich dieſer bis jetzt verzögert hat? Ich werde beſchämt genug ſeyn, wenn er finden ſollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie ſie ſich für einen beſcheidnen Schriftſteller ſchickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! . . Man nenne mir doch diejenigen Geiſter, auf welche die komiſche Muſe Deutſchlands ſtolz ſeyn könnte? Was herrſcht auf unſern gereinigten Theatern? Iſt es nicht lauter ausländiſcher Witz, der ſo oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unſrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutſche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art ſelbſt, wie man unſre Bühne hat verbeſſern wollen, daran Schuld ſeyn? Sollte wohl die Menge von Meiſterſtücken, die man auf einmal, beſonders den Franzoſen abborgte, unſre urſprünglichen Dichter niedergeſchlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, ſo zu reden, alles erſchöpft, und ſetzte ſie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas gutes, ſondern etwas beſſers zu machen. Dieſer Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herren Kunſtrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen ſollten, blieben aus.

Was ſoll aber dieſe Anmerkung? Vielleicht meine Leſer zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? . . . Gewiß nicht; ſie können es halten

wie sie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuschreiben. Aber das werden sie doch wohl nicht vergessen, wenn die Critik den junger Gelehrten insbesondere angeht, ihn nur immer gegen solche Stücke zu halten, an welchen die Verfasser ihre Kräfte versucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beygetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrte, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt seyn konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satyrischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das zweyte Lustspiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt die Juden. Es war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzo zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sey? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermuthet. Ich bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob diese zwey Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatischen Arbeiten erwecken werden. Ich schliesse davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weise schon das Licht gesehen haben. Ein beßrer Vorrath, bey welchem ich mehr Kräfte und Einsicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Diese aber wird lediglich von meinen Umständen abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermassen gelernt hat, sich von dem Aeusserlichen nicht unterdrücken zu lassen, kann zwar fast immer aufgelegt seyn, etwas ernsthaftes zu arbeiten, besonders wann mehr Anstrengung des Fleißes, als des Genies dazu erfordert wird; aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewisse Heiterkeit des Geistes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt, als in der unsrigen stehet . . Es rufen mir ohnedem fast versäumte wichtigere Wissenschaften zu:

Satis est potuisse videri!

# Rettungen des Horaz.

Quem rodunt omnes — — —
Horat. Lib. 1. Sat. 6.

# Rettungen des Horaz.

Diese Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterschieden seyn, die ich vor kurzen gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen.

Seine kleine hämische Boßheit hat mich beynahe ein wenig abgeschreckt, und ich werde so bald nicht wieder mit Schriftstellern seines gleichen anbinden. Sie sind das Pasquillmachen gewohnt, so daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet seyn?

Die Gabe sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Todten haben. Nun will ich sie eben nicht für so wichtig ausgeben, daß man, um sie zu besitzen, gestorben zu seyn wünschen sollte: denn um diesen Preis sind vielleicht auch größre Vollkommenheiten zu theuer. Ich will nur sagen, daß es sehr gut seyn würde, wann auch noch lebende Gelehrte, immer im voraus, ein wenig todt zu seyn lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurücklassen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme absondert, und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen sie also nicht schon itzt diese Nachwelt ertragen lernen, die sich hier und da in einem ankündiget, dem es gleichviel ist, ob sie ihn für neidisch oder für ungesittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie seyn. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekömmt; nach und nach aber bringt sie beydes auf ihren rechten Punkt. Bey Lebzeiten, und ein halb Jahrhundert

nach dem Tode, für einen groſſen Geiſt gehalten werden, iſt ein ſchlechter Beweis, daß man es iſt; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, iſt ein unwiderſprechlicher. Eben das gilt bey dem Gegentheile. Ein Schriftſteller wird von ſeinen Zeitgenoſſen und von dieſer ihren Enkeln nicht geleſen; ein Unglück, aber kein Beweis wider ſeine Güte; nur wann auch der Enkel Enkel nie Luſt bekommen, ihn zu leſen, alsdann iſt es gewiß, daß er es nie verdient hat, geleſen zu werden.

Auch Tugenden und Laſter wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es ſehr wohl, daß jene eine Zeitlang beſchmitzt und dieſe aufgeputzt ſeyn können; daß ſie es aber immer bleiben ſollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zuſammenhang aller Dinge geordnet hat, und von der ich auch in dem, was von dem Eigenſinne der Sterblichen abhangt, anbethenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die ſich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurtheilen die Stirne zu biethen, und alles in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen, ſollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Böſewichte, und ein vermeinter Böſewicht zum Heiligen werden. Ich ſelbſt — — denn auch ich bin in Anſehung derer, die mir vorangegangen, ein Theil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trilliontheilchen wäre — — Ich ſelbſt kann mir keine angenehmere Beſchäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu muſtern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu unterſuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwiſchen, die falſchen Verkleiſterungen ihrer Schwächen aufzulöſen, kurz alles das im moraliſchen Verſtande zu thun, was derjenige, dem die Aufſicht über einen Bilderſaal anvertrauet iſt, phyſiſch verrichtet.

Ein ſolcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereyen haben, die er ſo vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenſtäubchen darauf ſitzen läßt. Ich bleibe alſo in der Vergleichung, und ſage daß auch ich einige groſſe Geiſter ſo verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringſte Verleumdung auf ihnen haften ſoll.

Horaz iſt einer von dieſen. Und wie ſollte er es nicht ſeyn? Er, der philoſophiſche Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als ſchweſterliches Band brachte, und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernſtlichſten Lehren der Weisheit das geſchmeidige Weſen freundſchaftlicher Erinnerungen zu geben wußte, und ſie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz deſto unfehlbarer zu machen.

Dieſe Lobſprüche zwar hat ihm niemand abgeſtritten, und ſie ſind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde ſich lächerlich machen, wann er entſchiedne Verdienſte verkleinern wollte; er wendet ſeine Anfälle, gleich einem ſchlauen Belagerer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Vertheidigung ſieht; er giebt dem, dem er den groſſen Geiſt nicht abſtreiten kann, laſterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend laſſen muß, läßt er ſie und macht ihn dafür zu einem Blödſinnigen.

Schon längſt habe ich es mit dem bitterſten Verdruſſe bemerkt, daß eben dieſen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht entgangen iſt. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, ſo viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, ſpricht man, er ſang die zärtlichſten und artigſten Lieder, niemand aber war wollüſtiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken, und war ſelbſt der feigherzigſte Flüchtling; er hatte die erhabenſten Begriffe von der Gottheit, aber er ſelbſt, war ihr ſchläfrigſter Verehrer.

Es haben ſich Gelehrte genug gefunden, die ſeine Geſchichte ſorgfältig unterſucht, und tauſend Kleinigkeiten beygebracht haben, die zum Verſtändniſſe ſeiner Schriften dienen ſollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert, ſie haben alle zweifelhafte Lesarten unterſucht; nur jene Vorwürfe haben ſie ununterſucht gelaſſen. Und warum denn? Haben ſie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigſtens ſoll nichts abhalten, den Ungrund dieſer Vorwürfe zu zeigen, und einige Anmerkungen darüber zu machen, die ſo natürlich ſind, daß ich mich wundern muß, warum man ſie nicht längſt gemacht hat.

Ich will bey ſeiner Wolluſt anfangen; oder wie ſich ein neuer Schriftſteller ausdrückt, der aber der feinſte nicht iſt; bey ſeiner ſtinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht.[1] Die Beweiſe zu dieſer Beſchuldigung nimt man, theils aus ſeinen eignen Schriften, theils aus den Zeugniſſen andrer.

Ich will bey den letztern anfangen. Alle Zeugniſſe die man wegen der wollüſtigen Ausſchweifung des Horaz auftreiben kann, flieſſen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als auſſer allem Zweifel geſetzt iſt. Man hat nehmlich auf einer alten Handſchrift der

[1] Der Herr Müller in ſeiner Einleitung zur Kenntniß der lateiniſchen Schriftſteller, Theil III. Seite 493.

Bodlejaniſchen Bibliothek eine Lebensbeſchreibung des Horaz gefunden, die faſt alle Kunſtrichter dem Sueton, wie bekannt, zuſchreiben. Wann ſie keine andre Bewegungsgründe dazu hätten, als die Gleichheit der Schreibart, ſo würde ich mir die Freyheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weis, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weis, daß es eine wahre Unmöglichkeit iſt, alle kleine Eigenthümlichkeiten eines Schriftſtellers ſo genau zu kennen, daß man den geringſten Abgang derſelben in ſeinem Nachahmer entdecken ſollte; ich weis endlich, daß man, um in ſolchen Vermuthungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geſchmack und recht viel Stolz beſitzen darf, welches, wie man ſagt, gleich der Fall der meiſten Kunſtrichter iſt. Doch der Scholiaſt Porphyrion führt eine Stelle aus dieſer Lebensbeſchreibung des Horaz an, und legt ſie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bey. Dieſes nun iſt ſchon etwas mehr, ob gleich auch nicht alles. Die Paar Worte die er daraus anführt, ſind gar wohl von der Art, daß ſie in zwey verſchiedenen Lebensbeſchreibungen können geſtanden haben. Doch ich will meine Zweifelſucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfaſſer ſeyn.

Sueton alſo, der in dieſer Lebensbeſchreibung hunderterley beybringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichſam als von der Wahrheitsliebe darzu gezwungen, eine Stelle mit einflieſſen, die man tauſendmahl nachgeſchrieben, und oft genug mit einer kleinen Kützlung nachgeſchrieben hat. Hier iſt ſie: **Ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.**

Was will man nun mehr? Sueton iſt doch wohl ein glaubwürdiger Schriftſteller; und Horaz war doch wohl Dichters genug, um ſo etwas von ihm für ganz wahrſcheinlich zu halten?

Man übereile ſich nicht, und ſey anfangs wenigſtens nur ſo vorſichtig, als es Sueton ſelbſt hat ſeyn wollen. Er ſagt traditur, dicitur. Zwey ſchöne Wörter, welchen ſchon mancher ehrliche Mann den Verluſt ſeines guten Namens zu danken hat! Alſo iſt nur die Rede ſo gegangen? Alſo hat man es nur geſagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, ſo bin ich ſehr übel auf dich zu ſprechen, daß du ſolche Nichtswürdigkeiten nachplauderſt. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geſchichtſchreiber wie du, hätte unterſuchen, nicht aber ununterſucht fortpflanzen ſollen — —

Es würde ein wenig eckel klingen, wenn ich dieſe Apoſtrophe weiter treiben wollte. Ich will alſo gelaſſener fortfahren — — In eben dieſer Lebensbeſchreibung ſagt Sueton: es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein proſaiſcher Brief herum; allein beyde halte ich für falſch. Die Elegien ſind gemein, und der Brief iſt dunkel, welches doch ſein Fehler ganz und gar nicht war. — — Das iſt artig! Warum widerſpricht denn Sueton der Tradition hier, und oben bey dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf ſich den Geiſt eines Schriftſtellers zu retten, als ſeine Sitten? Welches ſchimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommenſten Gedichte, einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief ſchreiben; oder bey aller Feinheit des Geſchmacks ein unmäßiger Wollüſtling ſeyn? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geſchichtſchreiber, auf eben derſelben Seite, in eben derſelben Sache, nehmlich in Meldung der Nachreden, welchen ſein Held ausgeſetzt worden, gleich unvorſichtig, als behutſam ſeyn könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen, und den Leſer bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten; ad res venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich dieſe Worte anſehe, je mehr verlieren ſie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde ſie abgeſchmackt; ich finde ſie unrömiſch; ich finde, daß ſie andern Stellen in dieſer Lebensbeſchreibung offenbar widerſprechen.

Ich finde ſie abgeſchmackt. Man höre doch nur, ob der Geſchichtſchreiber kann gewußt haben, was er will? Horaz ſoll in den veneriſchen Ergötzungen unmäßig geweſen ſeyn; denn man ſagt — — Auf die Urſache wohl Achtung gegeben! Man ſagt — Ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott, ohne Wahl, ohne Geſchmack auf alles, was weiblichen Geſchlechts geweſen, losgeſtürmet ſey? Nein! — Man ſagt, er habe ſeine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genoſſen, um auf allen Seiten, wo er hingeſehen, die wollüſtige Abbildung ſeines Glücks anzutreffen — Weiter nichts? Wo ſteckt denn die Unmäßigkeit? Ich ſehe, die Wahrheit dieſes Umſtandes vorausgeſetzt, nichts darinn, als ein Beſtreben, ſich die Wolluſt ſo reitzend zu machen, als möglich. Der Dichter war alſo keiner von den groben

Leuten, denen Brunſt und Galanterie eines iſt, und die im Finſtern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, ſo viel möglich, alle ſättigen; und ohne einen Wehrmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeſchloſſen haben. Wenigſtens hat er dieſe Reitzung gekannt:

te puer in rosa
perfusus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieſes nicht werde haben leer ausgehen laſſen. Sollte die Muſik auch nur

Gratus puellae risus

geweſen ſeyn. Und der Geſchmak?

oscula, quae Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Nektar aber ſoll der Zunge keine gemeine Kützelung verſchaft haben; wenigſtens ſagt Ibykus bey dem Athenäus, es ſey noch neunmal ſüſſer als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horatz! Sie zog die Wolluſt durch alle Eingänge in ſich. — — Und gleichwohl iſt mir das Spiegelzimmer eine Unwahrſcheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anſpielung darauf entwiſcht ſeyn? Vergebens wird man ſich nach dieſer bey ihm umſehen. Nein, nein; in den ſüſſen Umarmungen einer Chloe hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man ſie erſt ſeitwerts in dem Spiegel ſuchen müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — — Ich verſtehe eigentlich hievon nichts; gantz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles ſeinen Grund haben; und es wäre ein ſehr wunderbares Geſetze nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf ſie machen könnte, als das Weſen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömiſch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum, für cubiculum speculis ornatum geſagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine active oder paßive Bedeutung geben, ſo wird es in dem erſten Fall gar nichts, und in dem andern etwas gantz anders ausdrücken. Schon speculari für in dem Spiegel beſehen, iſt das gewöhnlichſte nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begrif mit Spiegeln ausgezieret, durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, ſo ſage man mir doch,

was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weis wohl, was in einem gewissen Studentenliede scorta deponere bedeutet, aber was in einem klaßischen Schriftsteller scorta disponere. sagen könne, gestehe ich ganz gerne, nicht zu wissen. Die Worte sind so dunkel, daß man den Sinn nicht anders als errathen kann; welches aber den meisten nicht sauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wann man ihn nun aber errathen hat, so versuche man doch, ob er sich wohl mit dem, was Sueton sonst von dem Horaz erzehlt, vergleichen lasse?

Nach dem Bericht dieses Geschichtschreibers war August mit dem Dichter so vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verschämte Herr Pastor Lange giebt das erste Beywort durch einen artigen Bruder Lüderlich; oder vielmehr nach seiner Rechtschreibung Lieberlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Uebersetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus, oder wenn man die Lesart ein wenig antiqver haben will, putissimus, der Allerreinste heißt, und daß der, welcher ad res venereas intemperantior ist, unmöglich der Allerreinste seyn kann. Eines von beyden muß also nur wahr seyn; entweder das dicitur des Pöbels, oder das ausdrückliche Urtheil des Augusts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht schwer fallen; sondern jeder Unpartheyischer wird mir vielmehr zugestehen, daß Sueton schwerlich etwas so abgeschmacktes, so unrömisches und mit seinen anderweitigen Nachrichten so streitendes, könne geschrieben haben, und daß man vielmehr vollkommen berechtigt sey, die angeführte Stelle für untergeschoben zu halten.

Was das Unrömische darinnen zwar anbelangt, so könnte man vielleicht den Vorwand der verstümmelten Lesart wider mich brauchen, und alle Schuld auf die unwissenden Abschreiber schieben. Es ist wahr; und ich selbst kann eine Verbesserung angeben, die so ungezwungen ist, daß man sie ohne Widerrede annehmen wird. Anstatt nehmlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita rathe ich zu lesen specula in cubilo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut etc. Man sieht daß ich wenigstens sehr aufrichtig bin, und mir kein Bedenken mache, meinen Grund selbst zu entkräften. Doch wer weiß ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen desto mehr zutraute. Ich glaube

aber; ſie ſind von der Beſchaffenheit, daß das, was ich noch hinzuſetzen will, ſie faſt unwiderſprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über dieſe verdächtige Beſchuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas ähnliches bey dem Seneca geleſen zu haben. Dieſer ehrliche Philoſoph hat nicht gern eine Gelegenheit verſäumt, wo er mit guter Art ſeine ernſthaften Lehren, mit einem Zuge aus der Geſchichte lebhafter machen konnte. In dem erſten Buche ſeiner natürlichen Fragen handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beygebracht, was er als ein Phyſiker davon zu ſagen gewußt, ſo ſchließt er endlich mit einer Erzehlung, die ziemlich ſchmutzig iſt. Vielleicht ſollte ich mehr ſagen, als ziemlich; wenigſtens bin ich nicht der einzige, der es einem ſtoiſchen Weiſen verdenkt, ſie mit allen ſpitzigen Schönheiten ſeines laconiſchen Witzes ausgekrahmt zu haben. Fromondus ſetzt ſchon hinzu: honestius tacuisses Seneca; und es giebt Ueberſetzer, die lieber ihre Urſchrift hier verſtümmeln, als durch allzugroſſe Treue ihren Leſern die Röthe ins Geſicht treiben wollen. Ich würde eben ſo behutſam ſeyn, wenn nicht unglücklicher Weiſe beynahe die gantze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unſchuld zum Nutzen kann man ſchon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bey dem allen noch weit beſcheidener als Seneca ſeyn, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet ſeyn wollen, in dem ſechzehnten Hauptſtücke des angeführten Buchs nachleſen können.

„Bey dieſer Gelegenheit, ſagt er zu ſeinem Lucil, „muß ich dir „doch ein Hiſtörchen erzehlen, woraus du erkennen wirſt, wie die Geilheit „ſogar kein Werkzeug zur Anreitzung der Wolluſt verachtet, und wie ſinn„reich ſie iſt, ihrem unzüchtigen Feuer Nahrung zu ſchaffen. Ein gewiſſer „Hoſtius übertraf an Unkenſchheit alles, was man jemals auf der Bühne „geſehen und verabſcheuet hat. Er war dabey ein reicher Geitzhals, ein „Sklave von mehr als tauſend Seſterzien. Als ihn ſeine Sklaven um„gebracht hatten, achtete der göttliche Auguſt ihn nicht für werth, ſeinen „Tod zu rächen, ob er ihn gleich nicht billigte. Er verunreinigte ſich nicht „allein mit einem Geſchlechte; ſondern er war auf das männliche eben ſo „raſend als auf das weibliche. Er ließ ſich Spiegel verfertigen, die, wie „ich ſie in dem vorhergehenden beſchrieben habe, die Bilder um vieles ver„gröſſerten, und den Finger an Dicke und Länge einem Arme gleich mach„ten. Dieſe Spiegel ſtellte er ſo, daß wenn er ſich ſelbſt von einem ſeines

„Geſchlechts mißbrauchen ließ, er alle Bewegungen ſeines Schänders da„rinne ſehen, und ſich an der falſchen Gröſſe des Gliedes, gleichſam als „einer wahren, vergnügen konnte. Er ſuchte zwar ſchon in allen Bad„ſtuben die Muſter nach dem vergröſſerten Maaßſtabe aus; gleichwohl „aber mußte er ſeine unerſättliche Brunſt auch noch mit Lügen ſtillen. „Nun ſage man mir, ob es wahr iſt, daß der Spiegel nur der Reinigkeit „wegen erfunden ſey?“ —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetſchen. Er moraliſirt noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein, und giebt ſich alle Mühe die Augen ſeiner Leſer auf dieſen Gegenſtand recht zu heften. Man ſollte ſchwören, er rede von dem freywilligen Tode des Cato, ſo feurig wird er dabey!

Ich will mich vielmehr ſogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus flieſſen. Der göttliche Auguſtus, welcher hier einen unzüchtigen Mann ſo verabſcheuet, daß er auch ſeinen Tod, an den nichtswürdigſten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderiſchen Sklaven, nicht ahnden will, iſt eben der Auguſt, deſſen Liebling Horaz war. Nun mahlt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hoſtius; allein das was daran fehlt, iſt auch ſo groß nicht, als daß es in dem Betragen des Auguſtus einen ſo merklichen Unterſchied hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem Spiegel ſoll genoſſen haben, will man nicht bloß weibliche verſtehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit über[illegible]licher Anſpornung ziemlich vorausſetzt. Man muß das männliche Geſchlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res venereas traditur, nicht, wie ich ſchon gezeigt habe, eine Ungereimtheit ſeyn ſoll. Begreift man es aber darunter, ſo iſt Hoſtius dem Horaz nur noch in kleinen Umſtänden überlegen; und ihr Hauptverbrechen [illegible]ins. Es iſt eins, ſage ich; und Auguſtus muß von ſehr wankenden Grundſätzen geweſen ſeyn. Was konnte ihn antreiben, eben das Laſter in dem einen zu verfolgen, und bey dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobſpruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta, und dieſen für purissimum penem zu erklären? Man ſage nicht, die Vorzüge die Horaz ſonſt, als ein ſchöner Geiſt beſeſſen, könnten den Auguſt über dieſe Abſcheulichkeit wegzuſehen bewogen haben. Auguſt war der Mann nicht, der in Anſehung des Witzes die allzugroben Ausſchweifungen zu vergeben gewohnt war.

Wenigſtens hat er es an einer ähnlichen Perſon, an dem Ovid nicht gewieſen.

Was ſoll ich von einer ſo klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die critiſche Vermuthung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hoſtius unter dem Auguſt gelebt; man betrachte, daß der Name Hostius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwiſſenden dafür angeſehn zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich ſchon überſetzt angeführt habe: specula ita disponebat ut cum virum ipse pateretur, aversus omnes admissarii sui motus in speculo videret; daß, ſage ich, dieſe Worte von den oben angeführten: specula in cubiculo, scortatus ita dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur beynahe das Vorbild zu ſeyn ſcheinen; und wenn man alles dieſes genau überlegt hat, ſo ſage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrſcheinlichkeit behaupten könnte, daß die ſtreitige Stelle des Suetons, das Einſchiebſel eines Abſchreibers ſey? Eines Abſchreibers, der vielleicht bey einem andern, als bey dem Seneca geleſen hatte: zu den Zeiten des Auguſtus habe ein gewiſſer Hoſtius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war, als Horatius — — vor den Spiegeln ſeine unzüchtigen Lüſte geſtillt: eines Abſchreibers, der ein verdienſtliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieſer Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erſte, der dieſe Vermuthung vorträgt, ob ich gleich nicht der erſte bin, der die Stelle, die ſie betrift, für untergeſchoben hält. Dacier hat ſie in ſeiner Ueberſetzung ſtillſchweigend ausgelaſſen, und ſtillſchweigend alſo verdammt. Baxter läßt ſie in ſeiner Ausgabe gleichfalls weg, und fügt in einer Anmerkung hinzu: quae hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum inhonesta, verum etiam deridicula et ἀσυζατα videntur. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das, was Baxter hier mit ganz trocknen Worten ſagt, richtig erwieſen hätte.

Und zwar ſollte es mir ſchon deswegen lieb ſeyn, weil die zweyte Art von Beweiſen, die man von der Unkeuſchheit des Horaz aus ſeinen eignen Schriften nimmt, ein groſſes verlieret, wann ſie von der erſtern nicht mehr unterſtützt wird.

Giebt man es zu, oder giebt man es nicht zu, daß der Dichter die

Natur ſchildert; daß die ſinnlichen Gegenſtände ihn nicht blos und allein, ja nicht einmal vorzüglich beſchäftigen müſſen; daß die Empfindungen, ſo wie ſie die Natur ſelbſt beleben, auch ſeine Gemählde beleben müſſen? Man giebt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wolluſt unter allen diejenigen ſind, welche ſich der meiſten Herzen bemächtigen, und ſich ihrer am leichteſten bemächtigen; daß ſie unter ſich der mehreſten Abändrungen fähig ſind, welche alle Wolluſt, aber alle eine andre Wolluſt ſind; daß der Dichter, ſo wie er hier ſeine meiſte Stärke zeigen kann, auch hier ſeinen meiſten Ruhm zu erwarten hat? Man räumt es ein. Alſo räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruh und Leben, Schlaf und Tanz beſingen, und ſie als die vornehmſten Güter dieſes Lebens anpreiſen darf; oder wenigſtens geſtehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm unterſagen wollte, eines von den ſchönſten Feldern unterſagen würde, wo er die angenehmſten Blumen für das menſchliche Herz ſammlen könnte. Ich rede von dem menſchlichen Herze, ſo wie es iſt, und nicht wie es ſeyn ſollte; ſo wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die ſtrengſten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz ſchon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe ſingen darf. Allein die Liebe, hat ſie nicht jedes Jahrhundert eine andere Geſtalt? Man hat angemerkt, daß ſie in den barbariſchen Zeiten ungemein beſcheiden, ehrerbietig, und bis zur Schwärmerey züchtig und beſtändig geweſen iſt; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen ſich Witz und Geſchmack aus dem Bezirke der Künſte und Wiſſenſchaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war ſie immer kühn, flatterhaft, ſchlüpfrigt, und ſchweifte wohl gar aus dem Gleiſe der Natur ein wenig aus. Iſt es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton ſeines Jahrhunderts anzunehmen? Sie iſt es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden, als nach der Denkungsart ſeiner Zeitgenoſſen. — — Noch mehr alſo für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter ſeine eigne Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzehlt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in ſich ſelbſt zu haben ſcheinen; er muß ſcheinen aus der Erfahrung und nicht aus der bloſſen Einbildungskraft zu ſprechen. Dieſe, durch welche er ſeinem

geschmeidigen Geiste alle möglichen Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begrif machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig seyn könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkührliche Vorstellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bey sich führt, und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beyfall zu haben, sich ihm gleich stellen. Weil sie nicht ehr feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind; so muß er selbst ihnen zu gefallen verliebt seyn, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben; so muß ihm selbst eine Neära untreu geworden seyn, wann er die Natur und ihre Ausbrüche bey einer solchen Gelegenheit, schildern will.

Da man aber dieses weis, oder wenigstens wissen könnte, schämt man sich denn nicht, alles im Ernste auf die Rechnung des Dichters zu schreiben, was er selbst, des künstlichen Blendwerks wegen, darauf geschrieben hat? Muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädgens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgiebt? Die Bosheit herrscht hier wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die edelsten Gedanken, von Gott und Tugend vortragen; man wird sie wohl hüten sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne, spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige, schnell soll der Mund von dem übergefloſſen seyn, dessen Herz voll ist.

Weg also mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von Gedichten des Horaz auf den moralischen Charakter desselben oft gemacht hat! Sie sind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweisen kann, und allzu oft wiederholt, werden sie endlich alle seine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer störrischen Seite zu weisen, und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat dieſe verhaßten Anwendungen weiter getrieben, als einige Franzoſen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzoſen den Preis davon? De la Chapelle fand mit ſeinen Liebsgeſchichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, ſo ein elender Schriftſteller er auch war. Doch habe ich es ſchon vergeſſen, daß es eben die elendeſten Schriftſteller ſind, welche die meiſten Nachahmer finden? Nicht einer, ſondern zwey wahrhafte Beauxeſprits, das iſt, wahrhafte ſeichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigſtens ſeyn, mit dem ein franzöſiſcher Autor in Briefwechſel ſteht — — alle weiblichen Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie ſind ihm eine Reihe von willigen Schweſtern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeſchwärmt iſt. Schon die Menge derſelben hätte ihm das Abgeſchmackte ſeines Unternehmens ſichtbar machen können; allein eben dieſelbe Menge macht er zu einem Beweiſe, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohn gleichen müſſe geweſen ſeyn. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unſchuldigſten von der Welt ſind, kleine ſcandaleuſe Umſtände, um ſeinen Erdichtungen eine Art von Zuſammenhang zu ſchaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünſchen der Freundſchaft; der Freundſchaft, ſag ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Oceans vorſtellt, und ſie durch das Exempel der Europa, keine ungewiſſe Reiſe anzutreten, ermahnet. Dieſes iſt der Inhalt der 27ten Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichſte, was Horaz der Galathee darinne ſagt, ſind die Zeilen:

Sis licet felix ubicunque mavis,
Et memor nostri, Galatea, vivas.

Was kann unſchuldiger ſeyn, als dieſe Zeilen? Sie ſcheinen aus dem Munde eines Bruders gefloſſen zu ſeyn, der ſich einer geliebten Schweſter, die ihn verlaſſen will, empfiehlt. Doch was nicht dârinne liegt, hat der Franzoſe hineingelegt; er überſetzt die Worte memor nostri vivas durch daignez toujours conserver le souvenir de ma tendresse, und nunmehr iſt es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz geweſen iſt. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieſer Ode ſetzen, man „weis nicht, wer dieſe Galathee geweſen iſt, noch vielweniger ob ſie Horaz „geliebt hat" — ihnen zum Trotze, ſage ich, weis er beydes. Galathee,

ſagt er, war ein gutes Weibchen, ſo wie ſie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich Anfangs die Waffen niederlegen, als ſich mit Vertheidigung eines Platzes aufhalten, von dem ſie vorher ſahe, daß er ſich doch würde ergeben müſſen. Ihre Leidenſchaften waren ſehr feurig, und die Heftigkeit derſelben war in allen ihren Minen zu leſen. Ihr Mund war von den häuffigen Küſſen, die ſie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte ſie für den Horaz recht bequem; für ihn, der gleichfalls gern ſo geſchwind als möglich zu entern ſuchte; nur Schade, daß ſie ſich etwas mehr von ihm verſprach, als kalte Verſicherungen ſeiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe, ſelten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieſes abgelebten Liebhabers zu entgehen, und was das vornehmſte war, ſich für ſeine Lieder, für die gewöhnlichen Werkzeuge ſeiner Rache, in Sicherheit zu ſetzen, beſchloß ſie, Rom zu verlaſſen. Sie machte ſich fertig zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzuſuchen —

Iſt es erlaubt, ſolche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindeſten Grund haben? Doch ich will mich bey dieſem Schriftſteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines groſſen Dichters ſo wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man ſich nicht ſcheuet, es durch einen unſinnigen Roman zu verdunkeln, iſt ein Beweis der aller pöpelhafteſten Art zu denken, und des aller elendeſten Geſchmacks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerley Frauenzimmer, dem Namen nach, geſchrieben zu haben ſcheinet, Wiederſprüche in die Augen fallen werden, die ſogleich das Erdichtete der Gegenſtände verrathen. Mehr braucht es nicht, aus allen ſeinen Lydien, Neären, Chloen, Leuconoen, Glyceren, und wie ſie alle heiſſen, Weſen der Einbildung zu machen. Weſen der Einbildung, wofür ich beyläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm ſo beſorgt ſieht?

Aber ich will wohl alſo gar, den Horaz zu einem Prieſter der Keuſchheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur ſo viel für ihn erlange, daß man ſeine Oden nicht wider ihn brauchen darf, und die Spiele ſeines Witzes nicht zu Bekenntniſſen ſeines Herzens macht. Ich bringe hierauf beſonders deswegen, um ihn

von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüſtlinge ſeiner Zeit los zu ſprechen, und wenigſtens die weichlichen Knaben den Liguriu und Lyciſcus aus der Rolle ſeiner Buhlerinnen zu ſtreichen.

Um es wahrſcheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtre Vergnügen genoſſen habe, erinnre man ſich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch beſtraft. Man leſe ſeine ſechſte Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Foecunda culpae secula nuptias
Primum inquinavere, et genus et domus;
Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit ſchrecklichern Farben abſchildern, als daß er ſie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer daher gefloſſen ſey? Nicht genug, daß er dieſes Laſter als Laſter verfolgte, er beſtrebte ſich ſo gar es lächerlich zu machen, um ſeine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon ſie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deswegen auf ſeine zweyte Satyre des erſten Buchs. Auf was dringt er mehr, als auf die Verſchonung der Matronen? Er beſchreibt ihren Genuß unſicher, mit weniger Reitz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen, und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freygelaſſenen nicht zu befürchten habe. — — Solte alſo wohl der, welcher für die geſellſchaftlichen Geſetze ſo viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Geſetze der Natur übertreten haben? Er kannte ſie, dieſe Natur, und wußte, daß ſie unſern Begierden gewiſſe Grenzen geſetzt habe, welche zu kennen eine der erſten Pflichten ſey.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem
Quid latura sibi, quid sit dolitura negatum,
Quaerere plus prodest, et inane abscindere soldo.

Ich kan es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieſer Satyre von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig ſpricht: aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach ſeinem Geſchmacke ſey ihm der gewöhnlichſte Weg der liebſte. Es iſt wahr: er ſagt:

tument tibi quum inguina, num, si
Ancilla aut verna est praesto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es ist wahr er setzt sogleich hinzu: non ego. Allein er schließt auch in den nachfolgenden Versen seine Begierde offenbar nur auf die erste ein, so daß er durch dieses Bekenntniß weiter nichts sagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Haec ubi supposuit dextro corpus mihi laevum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das haec, und bemerke noch dabey, daß Horaz die Natur so geliebt habe, daß er auch an dieser Haec nicht einmal die Schmünke und die hohen Absätze leiden wollen.

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer welcher der Natur in solchen Kleinigkeiten nachgehet, sie in dem allerwichtigsten sollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laster, das die Mode gebilliget hat, so wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deswegen nicht dieses Laster selbst ausgeübet haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deswegen wider den Strohm schwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bey allgemeinen Entschuldigungen aufzuhalten scheine, so will ich mich zu einer von den Oden selbst wenden, die seine Knabenliebe, wie man sagt, beweisen. Ich wehle die erste des vierten Buchs. Sie ist an die Venus gerichtet und von dem Dichter in einem Alter von fast funfzig Jahren gesungen worden. Er bittet darinne die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, sondern sich vielmehr mit allen ihren Reitzungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlassen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten, und den lieblichsten Weihrauch bey festlichen Tänzen zu ihr aufsteigen zu lassen. Für ihn selbst schicke es sich nun nicht mehr, bey dem freundlichen Kampfe der Becher, die Haare mit Blumen zu durchflechten, und allzuleichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab, und fügt durch eine ihr eigne Wendung hinzu:

Sed cur heu, Ligurine, cur
Manat rara meas lacryma per genas,
Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

Nocturnis te ego somniis
Jam captum teneo, jam volucrem sequor
Te per gramina Martii
Campi, de per aquas, dure, volubiles.

Was läßt ſich zärtlichers gedenken als dieſe Stelle? Wenn ſie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie wann es nichts als eine Nachbildung des anakreontiſchen Bathylls ſeyn ſollte? Ich will es entdecken, was mich auf dieſe Vermuthungen bringt. Horaz ſagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
Anacreonta Teium,
Qui persaepe cava testudine flevit amorem
Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir ſie jezt haben, werden etwa drey an den Bathyll ſeyn, welche aber alle von einem ganz andern Charakter ſind, als daß ihnen das Flevit zukommen könnte. Diejenigen müſſen alſo verlohren gegangen ſeyn, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man ſich für eine Vorſtellung von denſelben zu machen habe, ſo muß ich ſagen, daß ich mir ſie vollkommen, wie die angeführte Stelle des Horaz von ſeinem Ligurin, einbilde. Unmöglich kann der Grieche ſeiner Liebe glücklicher dahergeweinet haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer ſie ſo glücklich dahergeweint, wenn er das Muſter ſeines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor ſich gehabt hätte. Mit einem Worte alſo: Horaz, welcher alle griechiſchen Liederdichtern die ſchönſten Blumen abborgte, und ſie mit glücklicher Hand auf den römiſchen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, ſage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons ſo gerührt, daß er ſie zu den ſeinigen zu machen beſchloß. Man kann zwar, wie geſagt, das Lied des Griechen nicht dagegen aufſtellen, allein ich frage Kenner, welche die eigenthümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterſcheiden vermögen, ob ſie nicht lauter anakreontiſche in der Stelle des Horaz finden? Ja gewiß; und dieſes noch um ſo viel deutlicher, da man ſchon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweiſen kann. Man erinnere ſich unter andern des achten, wo ſich

der Tejer im Traume ſowohl mit ſchönen Mädchens als Knaben herumjagt. Man erinnere ſich ferner des ſiebenden, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Geſträuche, durch Thäler und Flüſſe vor ſich hertreibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wann Horaz die beyden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch den Anakreon zu danken hat; ſo hat er ſie wenigſtens der Sappho abgeſehen, die ſchon längſt vor ihm das finſtre Stillſchweigen zu einem verrätheriſchen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche ſie nur mit der Ueberſetzung des Catulls:

— — — nihil est super mi
Quod loquar amens.
Lingua sed torpet — — —

Wann nun alſo dieſe Nachahmung ſeine Richtigkeit hat, ſo habe ich mich weiter auf nichts als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf dieſe nehmlich, daß eine wahre Leidenſchaft viel zu unruhig iſt, als daß ſie uns Zeit laſſen ſollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, ſingt, ſo ſingt man es allezeit mit urſprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber dieſe angenommen, ſo iſt auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdenn ruhig in ſeiner Stube geſeſſen, er hat die Züge der ſchönen Natur aus verſchiednen Bildern mühſam zuſammen geſucht, und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er ſelbſt, aus einem kleinen Ehrgeitze, zum Subjecte annimmt. Ich verrathe hier vielleicht ein Geheimniß, wovon die galante Ehre ſo mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verrathen, als zugeben, daß es unverrathen ſchimpfliche Vermuthungen veranlaſſe.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas edlers nachbilden können, als die Symptomata eines ſo heßlichen Laſters? Und verräth denn nicht ſchon die Nachbildung deſſelben einen Wohlgefallen daran? Das erſtre gebe ich zu, das andre aber leugne ich. Er würde etwas edlers in der Liebe nachgebildet haben, wann zu ſeiner Zeit etwas edlers darinne Mode geweſen wäre. Wäre dieſes aber geweſen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuſchereyen der platoniſchen Liebe,

ſo könnte man doch daraus eben ſo wenig auf ſeine Keuſchheit ſchlieſſen, als man jetzt aus dem Gegentheile auf ſeine Unkeuſchheit zu ſchlieſſen befugt iſt.

Wem aber alles dieſes noch nicht genug iſt, den Horaz von der Knabenliebe loszuſprechen, den bitte ich, ſich aus der Geſchichte des Auguſtus noch folgender Umſtände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Geſetz de adulteriis et pudicitia, und an das Geſetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen lies es ſich dieſer Kayſer ſeyn, ihre alte Kraft wieder herzuſtellen, um allen Ausſchweifungen der Unzucht, die in den geſetzloſen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingeriſſen waren, vorzukommen. Das erſtre Geſetz, welches lex Julia genennet ward, beſtrafte die Knabenſchänderey weit härter, als ſie ein älteres Geſetz, lex Scantinia beſtraft wiſſen wollte. Das zweyte verboth eben dieſes Laſter, in ſo ferne es ſchnurſtracks mit der Vermehrung des menſchlichen Geſchlechts ſtreitet, auf welche niemals ein Staat aufmerkſamer war, als der römiſche. Man kann es bey dem Sueton (Hauptſtück 34.) nachleſen, wieviel Mühe es dem Auguſt gekoſtet hat, mit Erneuerung beſonders des letztern Geſetzes durchzudringen, und wie ſorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man ſich der Verbindlichkeit deſſelben zu entziehen ſuchte, verſtopft hat. Nun muß man, entweder in das Weſen eines Hofmanns, welcher auch ſeine liebſten Leidenſchaften unterdrückt, ſobald er dem dadurch zu gefallen hoft, von welchem er all ſein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen ſeyn, oder man muß glauben, daß Horaz ein ſchlechter Hofmann geweſen iſt, wenn man ihn für fähig halten will, durch ſein eigen Exempel die Verachtung der liebſten Geſetze ſeines Kayſers befördert zu haben. Seines Kayſers, den er ſelbſt, an mehr als einem Orte, dieſer heiligen Anſtalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris:
Mos et lex maculosum edomuit nefas.
Laudantur simili prole puerperae:
Culpam poena premit comes.

Alles dieſes, ſagt Horaz, ſind die Vortheile der Regierung unſers Auguſtus! Man verſteht ihn aber ſehr ſchlecht, wenn man das maculosum nefas für etwas anders annimmt, als für das Laſter, von welchem hier die Rede iſt. Auch dieſem Laſter folgte die Strafe auf dem Fuſſe nach; culpam poena premit comes. Und Horaz ſollte es gleichwohl begangen

haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweisen, und den Auguſt ſelbſt in gleiche Verdammniß werde ſetzen wollen. Es iſt wahr, wie Sueton meldet, ſo hat man ihm in ſeinen jüngern Jahren verſchiedne ſchändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effoeminatum insectatus est; M. Antonius, adoptionem avunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius ſeine Feinde? Und ſagt nicht Sueton ſelbſt bald darauf: ex quibus sive criminibus sive maledictis infamiam impudicitiae facillime refutavit, et praesentis et posterae vitae castitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch ſeine Freunde nicht loszehlen konnten: ſie machten ihn aber, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, mehr zu einer Staatsliſt, als zu einer grenzenloſen Wolluſt. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione commissa; quo facilius consilia adversariorum per cujusque mulieres exquiereret. Man weis, daß ein neuer Auguſt eben dieſen Weg gieng, den er aber eben nicht aus der Geſchichte brauchte erlernet zu haben.

Ich weis nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nöthig habe. Man könnte ſagen, Horaz habe ſich der Knabenliebe ſchuldig gemacht, noch ehe Auguſt die Geſetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich geſehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er ſich in den Ligurin verliebt ſtellte? Dieſer Zeitpunkt fällt lange nach dem erſtern, und wer weis welcher gute Geiſt den Horaz getrieben hat, ihn zu ſeiner künftigen Entſchuldigung, ſo genau anzumerken. Auguſt hatte damals längſt die Knabenliebe durch die ſchärfſten Geſetze aus dem Staate verbannt; aber ſie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die ſich gerne keinen Gegenſtand entziehen laſſen, an welchem ſie ihren Witz zeigen können, war niemals ſein Wille geweſen. Er konnte es allzuwohl wiſſen, daß in den Verſen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menſchlichen Geſchlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurück ſehe, was ich in dem Punkte der Unkeuſchheit zur Rettung meines Dichters beygebracht habe; obſchon ein wenig unordentlich, wie ich, leider, gewahr werde — — ſo glaube ich wenigſtens ſo weit gekommen zu ſeyn, daß man aus dem untergeſchobenen Zeugniſſe nichts, und aus ſeinen eignen Gedichten noch weniger als nichts, ſchlieſſen darf. Es bleibet vielmehr bei dem Urtheile des Auguſtus:

purissimus penis! Das letztere, weil er freylich wohl seinen Theil an den fleischlichen Ergötzungen mochte genossen haben; das erstere aber, weil er durchaus in den Grenzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweyten Beschuldigung, welche einen Römer, in so fern er ein Römer ist, fast noch mehr schimpfet, als die erste. Horaz soll ein feigherziger Flüchtling gewesen seyn, welcher sich nicht geschämt habe, seine Schande selbst zu gestehen. Man weis, daß Horaz, als er sich in Athen, seine Studien fortzusetzen befand, unter der Armee des Brutus Dienste nahm. Die historischen Umstände davon sind zu bekannt, als daß ich mich dabey aufhalten dürfte. Man weis, wie unglücklich die Schlacht bey Philippis für den Brutus ausfiel. Sie ist es, an welche Horaz in der siebenden Ode des zweyten Buchs seinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
Cum fracta Virtus et minaces
Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekenntniß! rufen alle aus, die sich des Schimpfs erinnern, der sowohl bey den Griechen als Römern mit dem Verluste des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch sehen, ob sie diese Ausrufung nöthig haben?

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der sein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne gewesen seyn; daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzutapfer gewesen ist. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit ist, sich die Flucht durch eine unnöthige Last schwer zu machen, wenn man sie ein vor allemal ergreiffen muß. Alle diese Entschuldigungen möchten zu allgemein seyn, und also nichts entschuldigen; ob ich gleich die erstre auf einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Mensch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er, gleich Anfangs, zu der Würde eines Tribuns. Ist es also nicht klar, daß Brutus persönliche Eigenschaften in ihm müsse entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen ersetzten? Was konnten dieses aber für Eigenschaften seyn, wenn es nicht ein entschiedner Muth und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst waren? Und rühmt er nicht in eben

dieſer Ode ſelbſt von ſich, daß er noch vor der Schlacht bey Philippis, ſein Leben mehr als einmahl in die Schanze geſchlagen habe?

O saepe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieſes für eine Prahlerey auslegen, und ihm nirgends als da glauben, wo er ſeine Schande bekannt zu machen ſcheinet?

Doch wie geſagt, alle dieſe Ausflüchte ſind mir zu klein. Wäre Horaz auch ſonſt noch ſo tapfer geweſen, ſo würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bey der wichtigſten Gelegenheit ſein Muth verlaſſen hätte. Bey kleinen Scharmützeln etwas wagen, und in einem ernſtlichen Treffen davon fliehen, ſchickt ſich wohl für einen Huſaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen ſeinen Auslegern ſehr ſchlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entſchuldigen wiſſen, als durch die überlegene Macht des Auguſtus; die das Geſtändniß ſeiner Flucht, aufs höchſte zu einer feinen Schmeicheley machen, und dabey den Umſtand des weggeworfenen Schildes als eine ſichere Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es beſſer treffen werde. Ich erinnerte mich zu rechter Zeit bey dem Dio Caßius geleſen zu haben, (B. 47.) daß die Sieger nach der verlohrnen Schlacht bey Philippis die Flüchtigen zwar ſcharf verfolgten; daß ſie aber keinen einzigen weder tödeten, noch gefangen nahmen, ſondern ſie bloß, ſo viel als möglich zerſtreueten, damit ſie ſich auf keine Art widerſetzen könnten — Was konnte mir alſo natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich ſein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Urſach müſſe weggeworfen haben. Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja ſo geſchwind eben nicht zu ſeyn, da weder Tod noch Gefangenſchaft hinter ihm her waren. Mit dieſer vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen.

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub ich, der Scharfſinnigſte eben nicht ſeyn, in dieſen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geſchichtſchreiber ſeyn will. Auch darf man der Beleſenſte nicht ſeyn, um zu wiſſen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bey dem es eben nichts Seltnes iſt, daß ein Gott mitten in der Feldſchlacht, einen umringten Helden mit

einer dicken Wolke umgiebt, und ihn auf dieſe Art ſeinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieſer Art wären? Wie wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu ſagen verführt hätte, als er der ſtrengen Wahrheit gemäß hätte ſagen ſollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müſſe, als von der Wolke, in die ihn Merkur ſoll gehüllt haben?

Man erinnere ſich alſo, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyriſchen Dichter melden, welchen Horaz zu ſeinem vornehmſten Muſter gemacht hatte. Dieſer Grieche war ſo wenig ein bloſſer Poete, daß er vielmehr die Poeſie nur deſſentwegen zu lieben ſchien, weil er durch ſie ſeinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichſten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrſchaft in Mitylene mit Gewalt an ſich riß, und den ein Paar Sittenſprüche, die noch ſo ziemlich ſind, unter die Zahl der ſieben Weiſen geſetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein dieſen ſeinem Feinde in die Hände fiel, ſondern auch in einem Treffen, welches die Athenienſer wider die von Lesbos gewannen, ſein Leben mit der Flucht retten, und ſeine Waffen im Stiche laſſen mußte. Man weis, daß er dieſen Umſtand in ſeinen eignen Gedichten nicht verſchwiegen hat, und ihn auch nicht zu verſchweigen brauchte, weil er ſchon zu viel Proben von ſeiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieſer Zufall hätte nachtheilig ſeyn können. Die Athenienſer hingen ſeine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieſes war ein Beweis, daß man ſie für keine ſchlechte Beute müſſe angeſehen haben — Vollkommen in dieſem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet, und den er primum suorum sodalium nennet, genugſam von dem Muthe des Horaz könne überzeugt geweſen ſeyn, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetiſchen Zug anzuſehen? Für einen Zug, der ſeinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben ſollte, mit welchem er ſo viel Aehnliches als möglich zu haben wünſchte.

Kurz, die ganze ſiebende Ode des zweyten Buchs iſt nichts als ein Scherz. Und was iſt im Scherze gewöhnlicher, als daß man ſich ſelbſt eine ganz andre Geſtalt giebt; daß ſich der Tapfre als einen Feigen, und der Freygebige als einen Knicker abbildet! In dieſen Verſtellungen liegt

nur allzuoft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht frey zu sprechen ist. Vielleicht war er einer von denen, die sich bey Philippis am tapfersten gehalten haben; vielleicht wußte er seine Thaten auf keine feinre und zugleich klügre Art zu erwehnen, als durch das Gegentheil. Ich sage: auf keine klügere Art; weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Augusts, sehr schlecht angestanden hätte, so gerade hin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob sie wohl, wenn sie an des Horaz Stelle gewesen wären, aus einer andern Ursache etwas Schlechtes von sich würden gesagt haben, als um etwas desto rühmlichers darunter verstehen zu lassen?

Was mich noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß das weggeworfene Schild eine poetische Verkleinerung seiner selbst sey; ist die zweyte Stelle, wo Horaz seines Soldatenstandes gedenkt. Sie befindet sich in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs, und also in einer Art von Gedichte, die der Wahrheit historischer Umstände weit fähiger ist, als eine Ode. Was sagt er aber da von seiner Flucht? Nichts als:

Unde simul primum me dimisere Philippi
Decisis humilem pennis, inopemque paterni
Et laris et fundi: paupertas impulit audax
Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger scheint mir auf das Wort dimittere gehörig Achtung gegeben zu haben? und auch die Uebersetzer übersehen es alle. Dimittere ist ein militarisches Wort, und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligmal bey den klaßischen Schriftstellern, besonders den Geschichtschreibern antreffen, wo es überall die Armee auseinander lassen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleisteten Dienste. Nimmermehr kömmt dieses Wort einem Flüchtigen, geschweige einem, der seine Waffen im Stiche gelassen hat, zu. Beyde wurden nach der römischen Kriegszucht gestraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieses letztere von sich sagt, muß er sich nicht eines weit bessern bewust gewesen seyn, als was er sich im Scherze gegen einen vertrauten Freund Schuld giebt?

Daß verschiedne Sprachforscher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt, und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle sie gewußt und nicht nach seiner

Scharfſinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er ſagt unter dem Artikel dieſes Griechen: „derjenige unter den lateiniſchen Poeten, welcher „dem Alcäus am ähnlichſten iſt, hat ſo wohl als er, in ſeinen Gedichten „bekannt, daß er ſich mit Wegwerfung ſeiner Waffen, als eines den Flüch„tigen ganz unnützen Dinges, mit der Flucht aus der Schlacht gerettet „habe. Dem Archilochus begegnete vor dem Alcäus dergleichen Zufall, „und er bekannte ihn öffentlich. Horaz würde vielleicht in dieſem Stücke „nicht ſo aufrichtig geweſen ſeyn, wenn er nicht die groſſen Beyſpiele vor „Augen gehabt hätte.“ Dieſe groſſen Beyſpiele, hätte Bayle vielmehr ſagen ſollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; ſie machten ihn zum Selbſtverleugner, welchem es nicht genug war ſeinen griechiſchen Muſtern in der Flucht ähnlich zu ſeyn, wenn er ihnen nicht auch in der ſchimpflichen Flucht gleichen ſollte. Soviel er dadurch bey Unwiſſenden auf der Seite des tapfern Mannes verlohr, ſo viel, und noch mehr, gewann er auf der Seite eines Freundes der Muſen. Wenn er Tribun geblieben wäre, ſo würde ihm vielleicht das Beyſpiel des Epaminondas zu dem Wunſche bewogen haben, auf ſeinem Schilde zu ſterben; da er aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, ſo war das Beyſpiel eines Alcäus für ihn reitzender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu laſſen, zwey Dichter die einerley Schickſal gehabt, könnten nichts anders, als auch einerley Geiſt haben.

Nichts iſt daher abgeſchmackter als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieſer Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, ſagt er, an dem angeführten Orte, ſollte man faſt das Vorurtheil faſſen, daß die geiſtigſten Odendichter eben nicht die tapferſten Soldaten ſind. — — Das faſt, iſt ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas ungereimtes ſagen, und zugleich auch nicht ſagen will.

Je gröſſer überhaupt der Dichter iſt, je weiter wird das, was er von ſich ſelbſt mit einflieſſen läßt, von der ſtrengen Wahrheit entfernt ſeyn. Nur ein elender Gelegenheitsdichter, giebt in ſeinen Verſen die eigentlichen Umſtände an, die ein Zuſammenſchreiber nöthig hat, ſeinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weis, daß er alles nach ſeiner Art verſchönern muß, und alſo auch ſich ſelbſt, welches er oft ſo fein zu thun weiß, daß blöde Augen eine Bekenntniß ſeiner Fehler ſehen, wo der Kenner einen Zug ſeines ſchmeichelnden Pinſels wahrnimmt.

Noch weit schwerer, oder vielmehr gar unmöglich ist es, aus seinen Gedichten seine Meinungen zu schliessen, sie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen; es müßte denn seyn, daß er die einen oder die andern, in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenstände, mit welchen er sich beschäftiget, nöthigen ihn die schönsten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen, welchem Lehrgebäude sie eigen sind. Er wird nicht viel Erhabnes von der Tugend sagen können, ohne ein Stoiker zu scheinen; und nicht viel Rührendes von der Wollust, ohne das Ansehen eines Epikurs zu bekommen.

Der Odendichter besonders pflegt zwar fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten ist das ich sein eigen ich. Er muß sich dann und wann in fremde Umstände setzen, oder setzt sich mit Willen hinein, um seinen Witz auch ausser der Sphäre seiner Empfindungen zu üben. Man soll den Rousseau einsmals gefragt haben, wie es möglich sey, daß er eben sowohl die unzüchtigen Sinnschriften, als die göttlichsten Psalme machen könne? Rousseau soll geantwortet haben: er verfertige jene eben sowohl ohne Ruchlosigkeit, als diese ohne Andacht. Seine Antwort ist vielleicht zu aufrichtig gewesen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird also nicht schon diese einzige Anmerkung hinlänglich seyn, alles was man von der Philosophie des Horaz weis, zu wiederlegen? Und was weis man denn endlich davon? Dieses, daß er in seinem Alter, als er ein ernsthaftes Geschäfte aus derselben zu machen anfing, auf keines Weltweisen Worte schwur, sondern das Beste nahm wo er es fand; überall aber diejenigen Spitzfindigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberühret ließ. So mahlt er sich in dem ersten Briefe seines ersten Buchs, an einem Orte, wo er sich ausdrücklich mahlen will. Alles, was man außer diesen Zügen hinzusetzet, sind die ungegründetsten Folgerungen, die man aus dieser oder jener Ode, ohne Geschmack, gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcus Deorum cultor etc. welches die vier und dreißigste des ersten Buchs ist, sehen. Es ist unbeschreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube diese Materie nicht besser schliessen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mittheile, die ich dem

Urtheile derjenigen überlaſſen will, welche Gelehrſamkeit und Geſchmack verbinden. Hier iſt die Ode, und zugleich eine Ueberſetzung in einer ſo viel als möglich poetiſchen Proſe. Ich glaube dieſes wird beſſer ſeyn, als wenn die Poeſie ſo viel als möglich proſaiſch wäre.

### 34. Ode des erſten Buchs.

Parcus Deorum cultor et infrequens
Insanientis dum sapientiae
Consultus erro, nunc retrorsum
Vela dare atque iterare cursus
Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum:
Quo bruta tellus et vaga flumina
Quo Styx, et invisi horrida Taenari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis
Mutare et insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit; hic possuise gaudet.

### Ueberſetzung.

„In unſinnige Weisheit vertieft, irrt ich umher, ein karger, ſaum„ſeliger Verehrer der Götter. Doch nun, nun ſpann ich, den verlaßnen „Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel zurück.

„Denn ſonſt nur gewohnt die Wolken mit blendenden Blitzen zu „trennen, trieb der Vater der Tage, durch den heitern Himmel, die don„nernden Pferde und den beflügelten Wagen.

„Auf ihm erſchüttert er der Erde ſinnloſen Klumpen, und die ſchwei„fenden Ströme: auf ihm den Styx und die nie geſehenen Wohnungen „im ſchrecklichen Tänarus, und die Wurzeln des Atlas.

„Gott iſt es, der das Tiefſte ins Höchſte zu verwandeln vermag, „der den Stolzen erniedrigt, und das, was im Dunkeln iſt, hervor zieht.

„Hier riß mit ſcharfen Geräuſche das räuberiſche Glück den Wipfel hin„weg, und dort gefällt es ihr, ihn anzuſetzen.

* * *

Es wird nöthig ſeyn, ehe ich mich in die Erklärung dieſer Ode einlaſſe, einige grammatikaliſche Anmerkungen, zur Rettung meiner Ueberſetzung, beyzubringen. Gleich in dem erſten Worte habe ich mir die Freyheit genommen, den Hauffen der Ausleger zu verlaſſen. Parcus iſt ihnen ſo viel als rarus; ſelten. Und infrequens? Auch ſelten. So verſchwendriſch mit den Worten iſt Horaz ſchwerlich geweſen. Zwey Beywörter, die nur einerley ſagen, ſind ſeine Sache gar nicht. Dacier ſpricht parcus cultor Deorum bedeute nicht ſowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der ſie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor. Infrequens, ſagt dieſer Kunſtrichter, iſt ein ſehr merkwürdiges Wort, deſſen Schönheit man nicht genugſam eingeſehen hat. Es iſt eine Metapher, die von den Soldaten genommen worden, welche ſich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiſet dieſes aus dem Feſtus, welcher mit ausdrücklichen Worten ſagt: infrequens appellabatur miles qui abest, abſuitue a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Criticis gleichviel iſt, ob ſie ihren Schriftſteller etwas ungereimtes ſagen laſſen, oder nicht, wann ſie nur ihre Beleſenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man alſo die Worte parcus Deorum cultor et infrequens überſetzen: ich, der ich die Götter ganz und gar nicht verehrte, und ihren Dienſt oft unterließ, bey welchem ich gleichwohl wie der Soldat bey der Fahne hätte verharren ſollen. Der geringſte Sylbenhenker würde kein ſo widerſinniges Climax gemacht haben — Aber was hat denn alle dieſe Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum ſoll denn parcus hier nicht heiſſen, was es faſt immer heißt? Macht nicht karger Verehrer der Götter, einen ſehr ſchönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwehlung ſchlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine ſehr unheilige Kargheit verrathen konnte? Das andere Beywort infrequens habe ich durch ſaumſelig gegeben; ſelten aber würde vielleicht ebenſo gut geweſen ſeyn. Der Sinn, den ich ihm beylege, iſt dieſer, daß es einen anzeiget, welcher ſich ſelten in den Tempeln bey feyerlicher Begehung der Feſttäge, und öffentlichen Opfern einfand. Wenn

man die beyden Erklärungen annimmt, so wird man hoffentlich einsehen, daß Horaz nichts umsonst gesetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Ursachen kann unmöglich jemand anders, als er selbst wissen; doch vielleicht auch er selbst nicht einmal.

Bey der zweyten Strophe muß ich dieses erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunction, doch nicht ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meisten Ausgaben haben das Komma nach dividens; so viel ich mich erinnere, der einzige Baxter setzt es nach plerumque, und beruft sich deswegen auf den Scholiasten. Baxter hat Recht, und wann er sich auch auf keinen Wehrmann berufen könte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klärer Beyspiel finden könne, was für Zweydeutigkeiten die lateinische Sprache unterworfen sey, als das gegenwärtige. Horaz kan eben sowohl gesagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit als: plerumque per purum tonantes egit equos. Beydes aber kann er doch nicht zugleich gesagt haben, und man muß also dasjenige wehlen, welches den ungezwungensten Verstand giebt. Nun ist es wohl keine Frage, ob es öftrer bey heiterm Himmel, oder öftrer alsdann donnert, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist? Soll also der Dichter nichts ungereimtes gesagt haben, so kann nur die erstre Auslegung Statt finden, welcher ich in der Uebersetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gerne gestehe, daß es sonst der Gebrauch des Horaz nicht ist, die Adverbia so nachzuschleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein Paar verkehrte Worte, als einen verkehrten Sinn! Verschiedene Ausleger scheinen den letztern gemerkt zu haben, wann sie das plerumque zu per purum egit zögen, und suchen sich also durch besondre Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bey plerumque, hisce vero diebus einschieben; und Dacier giebt das plerumque durch souvent. Aber seit wenn hat es denn aufgehört, mehrentheils zu heissen? Und seit wenn ist es denn den Paraphrasten erlaubt, ganz neue Bestimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringsten Grund darinne haben?

In der dritten Strophe habe ich die Uebersetzung des Worts invisi und die Vertauschung der Beywörter zu rechtfertigen. Ich weis wohl, daß den meisten Auslegern invisus hier, verhaßt, scheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deßwegen lieber die allereigentlichste Bedeutung, nach welcher es so viel als ungesehen ist, beybehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ἀιδης habe ausdrücken wollen.

Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebürge in Laconien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τοπον ζοφερον και ἀνηλιον, wie bey dem Lucian περι πενθους beschrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil sie von keinem sterblichen Auge erblickt wird, ward sie ἀιδης genennt; und Horaz war Nachahmers genug, nach diesem Exempel seine invisam sedem horridi Taenari zu machen. Ich ordne hier die Beywörter so, wie ich glaube, daß sie natürlicher Weise zu ordnen sind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt und horridam sedem invisi Taenari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in seinem römischen Ohre eine beßre Wirkung that. Mir aber schien der ungesehene Tänarus im Deutschen zu verwegen, weil man glauben könnte, als sollte es so viel anzeigen, daß man dieses Vorgebürge niemals zu sehen bekomme. Ich stelle also dieses Beywort wieder dahin, wo es diese Zweydeutigkeit nicht verursacht, und der Stärke des Ausdrucks dabey nichts benimmt. Die Treue eines Ueberſetzers wird zur Untreue, wann er seine Urschrift dadurch verdunkelt. Man sage nicht, daß alle diese Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von invisus annimmt. Ich weiß es; aber ich weis auch, daß alsdann dieses Beywort mit dem andern horrida, eine vielzugroſſe Gleichheit bekömmt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beyde so nahe zusammen gebracht haben, welcher die Beywörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leser ein besondres Bild in die Gedanken schildert. Die grauſe Höle des ſcheuslichen Tänars, sagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es ist eben als wollte man sagen, die hohe Spitze des erhabnen Berges. — — Noch sollte ich mich vielleicht in dieser Strophe, wegen des atlanteus finis entschuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Ueberſetzer seyn?

Nach diesen wenigen Anmerkungen komme ich auf den Innhalt der Ode selbst. Fast alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darinne absage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange, und ihnen eine beſſere Verehrung verspreche. — — Diese Erklärung scheinet dem ersten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig, Sie war allgemein angenommen, bis Tanaquil Faber sie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieses Gelehrten, auch dessen Meinungen geheyrathet zu haben schien, trat seinem Schwiegervater bey, und erklärte die Ode für nichts anders als kindisch und abgeschmackt,

wann ſie eine ernſtliche Widerrufung ſeyn ſollte. Er kam auf den Einfall ſie zu einer Spötterey über die Stoiſche Sekte zu machen: welches zu erweiſen, er ſie folgender Geſtalt umſchrieb. „Es iſt wahr, ſo lange „ich den Lehren einer närriſchen Weisheit folgte, habe ich die Götter, „nicht ſo, wie ich wohl ſollte, verehret. Ihr aber, ihr Herren Stoiker, „bringt mit ſo ſtarken Gründen in mich, daß ich gezwungen bin, auf „andre Art zu leben, und einen neuen Weg zu erwehlen. Was mich in „meiner Halsſtarrigkeit befeſtigte, war dieſes, daß ich gewiß überzeugt „war, der Donner könne nichts als die Wirkung der Ausdünſtungen ſeyn, „die ſich in Wolken zuſammen ziehen, und ſich unter einander ſtoſſen. „Allein nunmehr beweiſet ihr mir, daß es oft am heitern Himmel donnert. „Hierauf nun habe ich nichts zu antworten, und ich muß mit euch erken„nen, daß Gott ſelbſt, den Wagen ſeines Donners durch den Himmel „führt, ſo oft es ihm gefällt, und die Blitze mit eigner Hand wirft, wohin „er will. — — Bis hierher fließt alles noch ziemlich natürlich, allein von den letzten fünf Verſen geſtehet Dacier ſelbſt, daß ſie mit ſeiner Auslegung ſchon etwas ſchwerer zu vereinigen ſind. Horaz, ſagt er, fängt in dieſen letztern Zeilen an, ernſtlich zu reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorſehung glaube. „Ich weis, ſoll des Dichters „Meinung ſeyn, daß Gott dieſen erniedrigen und jenen erhöhen kann. „Aber ich weis auch, daß er dieſe Sorge dem Zufalle und dem Glücke „überläßt, welches mit ſcharfen Geräuſche dem Haupte des einen das „Diadem entreißt, und das Haupt des andern damit krönet.

Der ſtärkſte Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine ſo nichtige Urſache ſeiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verſtändigen ſeyn muß. „Man braucht, ſagt er, in der Naturlehre nur ſehr „ſchlecht erfahren zu ſeyn, wenn man wiſſen will, daß kein Donner ohne „Wolken ſeyn könne. Horaz muß alſo nothwendig die Stoiker nur damit „lächerlich machen wollen, die den Epikurern wegen der Vorſehung weiter „nichts als ungefehr dieſes entgegen zu ſetzen wußten: ihr könnt, ſagten „die Stoiker, die Vorſehung nicht leugnen, wenn ihr auf den Donner „und auf ſeine verſchiedene Wirkungen Achtung geben wollt. Wann nun „die Epikurer ihnen antworteten, daß der Donner aus natürlichen Ur„ſachen hervorgebracht würde, und man alſo nichts weniger als eine Vor„ſehung daraus beweiſen könne: ſo glaubten die Stoiker, ihnen nicht beſſer

„den Mund zu ſtopfen, als wenn ſie ſagten, daß es auch bey heiterm „Wetter donnre; zu einer Zeit alſo, da alle natürliche Urſachen wegfielen, „und man deutlich ſehen könne, daß der Donner allerdings von den „Göttern regiert werden müſſe.

Dieſes, wie geſagt, iſt der ſtärkſte Grund womit Dacier ſeine neue Auslegung unterſtützt; ich muß aber geſtehen, daß mich ſeine Schwäche nicht wenig befremdet. Iſt es nicht gleich anfangs offenbar, daß er, entweder aus Unwiſſenheit oder aus Liſt, die Stoiſchen Beweiſe der Vorſehung ganz kraftlos vorſtellet? Dieſe Weltweiſen beruften ſich zwar auf die natürlichen Begebenheiten, und auf die weiſe Einrichtung derſelben; niemals aber leugneten ſie ihre in dem Weſen der Dinge gegründeten Urſachen, ſondern hielten es vielmehr für unanſtändig, ſich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derſelben waren die gegründeſten und edelſten, die man je, auch in den aufgeklärteſten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweyte Buch der natürlichen Fragen des Seneca; wo er die Natur des Donners unterſucht. Aus dem 18 Hauptſtücke deſſelben hätte Dacier genugſam ſehen können, daß die Stoiker auch bey den Donnerſchlägen am heitern Himmel die natürlichen Urſachen nicht bey Seite ſetzten, und daß purus aër im geringſten nicht alle Donnerwolken ausſchließt. Quare et sereno tonat? heißt es daſelbſt; quia tunc quoque per crassum et siccum aera spiritus prosilit. Was kan deutlicher ſeyn? Seneca ſagt dieſes zwar nach den Grundſätzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts darwieder; er billiget ſie alſo. Eine Stelle aus dem 31. Hauptſtücke wird es noch deutlicher machen, in wie fern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas göttliches ſey: mira fulminis, si intueri velis opera sunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl Acht, daß er das divina durch suptilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulaſſen. Der Blitz, fährt er fort, zerſchmelzt das Gold in dem Beutel, ohne dieſen zu verletzen; desgleichen die Klinge in der Scheide, ob ſchon dieſe ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn ſie unmittelbare Wirkungen derſelben ſeyn ſollten! Es iſt wahr, die Stoiker glaubten ſogar, daß der Donner das Zukünftige vorherverkündige. Aber wie glaubten ſie es? So, daß ſie Gott ſehr ruhig dabey lieſſen, und dieſe Vorherverkündigung blos aus

der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbre Begriffe damit verbanden, und glaubten, der Donner rolle nur deswegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca nothwendig selbst einrücken. Hoc autem, sagt er in dem 32. Hauptstücke, inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, interest. Nos putamus quod nubes collisae sunt, ideo fulmina emmitti. Ipsi existimant, nubes collidi, ut fulmina emmittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea sunt opinione; tamquam non quia facta sunt significent; sed quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, sive illis significare propositum est, sive consequens. Quomodo ergo significant, nisi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motae, ut nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumve fecerunt. Et illas, inquit, Deus movit. Nimis illum otiosum et pusillae rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit; ista nihilonimus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi ubique praemittens, ex quibus nobis quaedam familiaria, quaedam ignota sunt. — — Cujus rei ordo est, etiam praedictio est.

Man überlege diese Stelle genau, und sage, ob es dem Inhalte derselben zufolge möglich sey, daß die Stoiker jemals so abgeschmackt gegen die Epikurer können gestritten haben, als sie Dacier streiten läßt. Ist es aber nicht möglich, so muß ja auch die vorgegebene Spötterey des Horaz, und mit ihr die ganze sich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es ist nicht nöthig, ihr mehr entgegen zu setzen, ob es gleich etwas sehr leichtes seyn würde; besonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen, und aus der gewaltsamen Hineinpressung des Wörtchens sed vor hinc apicem, nehmen wollte.

Nach dieser Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieser Ode beybehalten wolle. Doch auch diese kann, meinem Urtheile nach, nicht statt finden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit gewesen, als daß er ihrer nicht öfter in seinen Briefen oder Satyren, wo er so unzählich viel Kleinigkeiten von sich einfliessen läßt, hätte erwähnen sollen. Aber überall ist ein tiefes Stillschweigen davon. Auch das kann nicht erwiesen werden,

daß Horaz gleich Anfangs der ſtoiſchen Philoſophie ſolle zugethan geweſen ſeyn, welches doch ſeyn müßte, wann er ſie cursus relictos nennen wollen. Auſſer dieſen ſchon bekannten Schwierigkeiten, ſetze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philoſophirten, hergenommen iſt. Wenn es wahr iſt, daß nach ihren Grundſätzen der Donner am umzognen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies, als der Donner am heitern Himmel; ſo kann Horaz den letzten eben ſo wenig im Ernſte als im Scherze als eine Ereignung anſehen, die ihn den Stoikern wieder beyzutreten nöthige. Das erſtere iſt wahr, und alſo auch das letztre. Oder will man etwa vermuthen, daß Horaz die ſtoiſche Weltweisheit nicht beſſer werde verſtanden haben, als ſeine Ausleger?

Laßt uns eine beßre Meinung von ihm haben, und ihn wo möglich wieder ihre unzeitige Gelehrſamkeiten vertheidigen! Unzeitig iſt ſie, daß ſie da Sekten ſehen, wo keine ſind; daß ſie Abſchwörungen und Spötterеyen wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrſchen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieſer Ode weder an die Stoiker noch an die Epikurer gedacht hat, und daß ſie nichts iſt, als der Ausbruch der Regungen, die er bey einem auſſerordentlichen, am hellen Himmel plötzlich entſtandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man ſage nicht, daß die Furcht für den Donner etwas ſo kleines ſey, daß man ſie dem Dichter ſchwerlich Schuld geben könne. Der natürlichſte Zufall, wenn er unerwartet kömmt, iſt vermögend auch das männlichſte Gemüth auf wenig Augenblicke in eine Art von Beſtürzung zu ſetzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer ſolchen kurzen Beſtürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derſelben in ein Paar Strophen aufzubehalten? Affect und Poeſie ſind zu nahe verwandt, als daß dieſes unbegreiflich ſeyn ſollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine ſehr überflüſſige Mühe ſeyn würde. Ich will nur noch eine Vermuthung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere ſich, was uns Sueton von dem Auguſtus in dem 90. Hauptſtücke ſeiner Lebensbeſchreibung meldet. Tonitrua et fulgura paulo infirmius expavescebat, ut semper et ubique pellem vituli marini circumferret, pro remedio: atque ad omnem majoris tempestatis

suspicionem in abditum et concameratum locum se reciperet. Wie gerne ſtellt ſich ein Hofmann in allen Geſinnungen ſeinem Regenten gleich! Geſetzt alſo, Horaz habe ſich nicht ſelbſt vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht dieſe Schwachheit, dem Auguſt zu ſchmeicheln angenommen haben? Es ſcheint mir als ob dieſer Umſtand auf die Ode ein gewiſſes Licht werfe, bey welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die ſich beſſer fühlen als umſtändlich zergliedern laſſen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Auguſtus beybringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen iſt? Ich will gleich vorausſagen, daß ſie ein wenig kühn ſeyn wird; aber wer weis, ob ſie nicht eben das Kühne bey vielen empfehlen wird? Als Auguſtus, nach dem Tode des Cäſars von Apollonien zurück kam, und eben in die Stadt eintrat, erſchien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Geſtalt eines Regenbogens, rings um die Sonne; und gleich darauf ſchlug der Donner auf das Grabmahl der Julia, des Cäſars Tochter. Dieſe Ereignung ward, wie man ſich leicht vorſtellen kann, zum größten Vortheile des Auguſtus ausgelegt. Und wie, wann eben ſie es wäre, auf welche Horaz hier zielet? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kann nicht ſchon die Erzehlung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieſes vielleicht um ſo viel eher, je lieber es ihm bey ſeiner Zurückkunft, nach der Schlacht bey Philippis, ſeyn mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von der Parthey der Mörder des Cäſars abſtehe. Wollte man dieſen Einfall billigen, ſo müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehret zu haben geſtehet, den Cäſar und Auguſtus, welchen er mehr als einmal dieſen Namen giebt, verſtehen; und die insanam sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann war, aber auch in gewiſſen Stücken, beſonders wo die Freyheit mit einſchlug, die Tugend bis zur Raſerey übertrieb. Dieſe Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche ſich beſonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen, und von der Uebertragung der höchſten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verſtanden wiſſen.

Ich will nichts mehr hinzu ſetzen, ſondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erſtere plane Erklärung, welche ohne alle Anſpielungen

iſt, dieſer andern weit vorziehe. Meine Leſer aber mögen es halten wie ſie wollen, wenn ſie mir nur ſo viel eingeſtehen, daß nach der leztern, aus dem Parcus Deorum cultor et infrequens, wider die Religion des Horaz gar nichts zu ſchlieſſen iſt, nach der erſtern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtſchaffenſten Theologen, in welchem er ſich einen armen Sünder nennet, wider deſſen Frömmigkeit zu folgern berechtiget iſt. Das iſt alles was ich verlange.

Ich weis, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beybringen könnte; ich weis aber auch, daß man eben nicht alles erſchöpfen muß.

# Rettung des Hier. Cardanus.

# Rettung des Cardans.

Leſer, welche den Cardan kennen, und auch mir zutrauen, daß ich ihn kenne, müſſen es ſchon vorausſehen, daß meine Rettung den ganzen Cardan nicht angehen werde. Dieſes auſſerordentliche Genie hat alle Nachwelt ſeinetwegen in Zweifel gelaſſen. Man muß glauben, daß der größte Verſtand mit der größten Thorheit ſehr weſentlich verbunden iſt, oder ſein Charakter bleibt ein unauflösliches Räthſel. Zu was hat man ihn nicht gemacht; oder vielmehr zu was hat er ſich nicht ſelbſt in einem Werke gemacht, dergleichen ich wollte, daß jeder groſſe Mann mit eben der Aufrichtigkeit ſchreiben müßte! (de vita propria.)

Es wäre ein Wunder, wenn ein ſo ſeltner Geiſt dem Verdachte der Atheiſterey entgangen wäre. Hat man oft mehr gebraucht, ihn auf ſich zu laden, als ſelbſt zu denken und gebilligten Vorurtheilen die Stirne zu biethen? Selten hat man nöthig gehabt, in der That anſtößige Sätze und ein problematiſches Leben, wie Cardan, damit zu verbinden.

Eine augenſcheinliche Verläumdung, die man noch nicht aufhört aus einem Buche in das andere überzutragen, treibt mich an, dieſes Verdachts in etwas zu gedenken. Man gründet ihn, wie bekannt, auf drey Stücke. Auf ein Buch, welches er wider die Unſterblichkeit der Seele ſoll geſchrieben haben; auf ſeine aſtrologiſche Unſinnigkeit, dem Heilande die Nativität zu ſtellen; und endlich auf eine gewiſſe Stelle in ſeinem Werke de subtilitate.

Von den beyden erſtern Gründen werde ich nichts ſagen, weil ſchon andre nur allzuviel davon geſagt haben. Den erſten widerlegt ſogleich das ſoll. Er ſoll ſo ein Buch geſchrieben haben, welches er zwar nicht drucken laſſen, aber doch heimlich ſeinen Freunden gewieſen. Und wer iſt denn der Wehrmann dieſes Vorgebens? Kein anderer, als Martinus del Rio. (Disput. Mag. Tom. I. Lib. II.) Wenn man es noch glauben will, ſo muß man dieſen Spanier nicht kennen. — — Den zweyten Grund zernichten die eignen Worte des Cardans, welche inſonderheit

der Herr Paſtor Brucker aus deſſen ſeltnen Werke, über des Ptolemäus vier Bücher de astrorum judiciis, angeführt hat. (Hist. Crit. Phil. Tomi IV. Parte altera p. 76.)

Ich werde mich, wie geſagt, hierbey nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr ſogleich zu dem letztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas beſonders dabey anzumerken. Man wird es als einen guten Zuſaz zu dem Artikel anſehen können, welchen Bayle, in ſeinem critiſchen Wörterbuche, von dieſem Gelehrten gemacht hat.

Es iſt billig, daß man die Ankläger des Cardans zuerſt höret. Es ſind deren ſo viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen laſſen. Dieſes mag ein noch lebender Schriftſteller ſeyn, deſſen Buch in ſeiner Art ein Handbuch der Gelehrten geworden iſt; der Herr Paſtor Vogt; oder vielmehr de la Monnoye durch dieſen. Er führt, in ſeinem Verzeichniſſe von raren Büchern, die erſtre, und noch eine andere Ausgabe des Cardaniſchen Werks de subtilitate an, und was er dabey anmerkt iſt folgendes. „Man lieſet, ſagt er, in dieſen ungemein ſeltnen „Ausgaben eine ſehr gottloſe und ärgerliche Stelle, die man in den nach„herigen Abdrücken weggelaſſen hat. Ich will die ganze Sache mit den „Worten des gelehrten de la Monnoye, im 4 Th. der Menagianen, „S. 305, erzehlen. Noch ſchlimmer als Pomponaz, ſagt dieſer, macht es „Cardan. In dem eilften ſeiner Bücher de subtilitate vergleicht er die „vier Hauptreligionen kürzlich unter einander; und nachdem er eine gegen „die andre hat ſtreiten laſſen, ſo ſchließt er, ohne ſich für eine zu erklären, „mit dieſen unbedachtſamen Worten: igitur his arbitrio victoriae relictis. „Das heißt auf gut deutſch, er wolle dem Zufalle überlaſſen, auf welche „Seite ſich der Sieg wenden werde. Dieſe Worte veränderte er zwar ſelbſt „in der zweyten Ausgabe; dennoch aber ward er drey Jahre darauf von „dem Scaliger Exercit. 258. n. 1. ſehr bitter deßwegen beſtraft, weil der „Sinn derſelben ſehr ſchrecklich iſt, und die Gleichgültigkeit des Cardans, „in Anſehung des Sieges deutlich beweiſet, welchen eine von den vier Re„ligionen, es möge nun ſeyn welche es wolle, entweder durch die Stärke „der Beweiſe, oder durch die Gewalt der Waffen davon tragen könne."

Aus dieſer Anführung erhellet, daß Scaliger der erſte geweſen iſt, dem die Stelle wovon ich rede, zum Anſtoſſe gereicht hat. Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye ſie von keinem andern ſey gerüget worden. Marinus Merſennus iſt in ſeiner

Auslegung des erſten Buchs Moſis (S. 1830.) darwider aufgeſtanden, und hat ſie für nichts ſchändlichers, als für einen Inbegrif des berüchtigten Buchs von den drey Betriegern gehalten. Aus dem Merſennus hat ſie hernach beſonders Morhof (Polyh. T. I. Lib. I, c. 8. §. 6.) Bücherkennern bekannt gemacht, und dieſe haben ſie einander redlich aus einer Hand in die andre geliefert.

Reimann, (Hist. univers. Atheismi et Atheorum p. 365. et 547.) die hälliſchen Verfaſſer der Observat. selectarum (Tom. X. p. 219.) Freytag (Analect. litteraria p. 210.) die Bibliothek des Salthenius (p. 272.) ſagen alle ebendaſſelbe. Alle nennen die angeführte Stelle locum impium et scandalosissimum, locum offensionis plenissimum. Ich muß dieſen noch einen Freund von mir beyſetzen, nehmlich den Herrn Adjunct Schwarz in Wittenberg, welcher in ſeiner erſten Exercitation in utrumque Samaritanorum Pentateuchum, gelegentlich eben dieſe Saite berührt.

Was wird man aber von mir denken, wenn ich kühnlich behaupte, daß alle dieſe Gelehrte, entweder nur Nachbeter ſind, oder, wenn ſie mit ihren eignen Augen geſehen haben, nicht haben conſtruiren können. Ich ſage: nicht können; denn auch das kann man nicht, woran uns die Vorurtheile verhindern.

Ich für meinen Theil, habe es dem nur gedachten Herrn Adjunct Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mit blaſen darf. Bey ihm habe ich die allererſte Ausgabe des Cardaniſchen Werks de subtilitate in die Hände bekommen, und ſie mit um ſo viel größrer Begierde durchblättert, da eben daſſelbe Exemplar dem Philipp Melanchthon zugehöret hatte, von deſſen eigner Hand, hier und da, einige kleine Noten zu leſen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Beſitzer deſſelben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen konnte.

Ich will mich nicht länger verweilen, ſie dem Leſer vorzulegen; vorher aber nur noch einige Worte von der erſten Ausgabe ſelbſt gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten ſchlieſſe ich, daß ſie Herr Vogt nicht ſelbſt geſehen hat. Man vergleiche nur folgenden Titel mit dem ſeinigen: HIERONYMI CARDANI, Medici Mediolanensis, de subtilitate Libri XXI. ad illustr. principem Ferrandum Gonzagam, Mediolanensis Provinciae praefectum. Nach dieſer Aufſchrift folgt auf dem Titel ſelbſt, eine kleine Anrede des Druckers an den Leſer, in welcher er ihm die Vortreflichkeit des Buchs anpreiſet. Hier iſt ſie: *Joh. Petrejus* Lectori:

Habes hoc in libro, candide Lector, plus quam sesquimille, variarum non vulgarium, sed difficilium, occultarum et pulcherrimarum rerum causas, vires et proprietates, ab authore hinc inde experimento observatas: quae non solum propter cognitionem delectabiles, sed etiam ad varios usus, tum privatos tum publicos, multo utiliores quam hactenus plurimorum scripta, quae etsi ex philosophia sint, minoris tamen momenti esse, legens haec illa, haud mecum dissenties! uti singula in edjecto indice perspicue licet cernere. Unter dieſem kurzen Buchhändlerpanegyrico ſtehet endlich: Norimbergae apud Jo. Petreium, jam primo impressum, cum Privilegio Caes. atque Reg. ad Sexennium Ao. MDL. Das Format iſt in Folio; die Stärcke, 373 Blätter, ohne das Regiſter.

Nunmehr wird man es mir hoffentlich zutrauen, daß ich die ſtreitige Stelle wirklich aus der erſten Originalausgabe anführen werde. — — Aber man erlaube mir, daß ich es nicht lateiniſch thun darf. Das Latein des Cardans iſt ſo ſchlecht, daß der Leſer nichts dabey einbüßt, wenn er es auch ſchon in eben ſo ſchlechtes Deutſch verwandelt ſieht. Denn habe ich nicht die Güte des Ausdrucks auch in der Ueberſetzung beybehalten müſſen? Hier iſt ſie alſo:

Stelle aus dem XIten Buche des Cardanus *de subtilitate*.

„Die Menſchen ſind von je her, an Sprache, Sitten und Geſetzen, eben ſo ſehr unter ſich von einander unterſchieden geweſen, als die Thiere von ihnen. Bey den Verehrern des Mahomets, wird ein Chriſt, und bey heyden ein Jude nicht höher geſchätzt, als der verworfenſte Hund: er wird verſpottet, verfolgt, geſchlagen, geplündert, ermordet, in die Sklaverey geſtoſſen, durch die gewaltſamſten Schändungen gemißhandelt, und mit den unſauberſten Arbeiten gemartert, ſo daß er von einem Tiger, dem man die Jungen geraubet, nicht ſo viel auszuſtehen haben würde. Der Geſetze aber ſind viere; der Götzendiener, der Juden, der Chriſten und der Mahometaner.

Der Götzendiener zieht ſein Geſetz aus vier Gründen vor. Erſtlich, weil er ſo oft, in den Kriegen wieder die Juden, den Sieg davon getragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Geſetze ganz und gar zu vertilgen; es müſſe daher dem höchſten Werkmeiſter und Regenten, die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr, als die Verehrung vieler Götter gefallen haben. Hernach ſagen ſie; ſo wie es ſich, wenn das Volk einen oberſten Regenten über ſich habe, für jeden gezieme, in Privatſachen

und beſonders in Kleinigkeiten, ſeine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten deſſelben zu nehmen, als dem Könige ſelbſt, um jeder Urſach Willen, beſchwerlich zu fallen: eben ſo müſſe man, da der höchſte Gott ſich um das, was hier auf Erden vorgeht, und wovon die Angelegenheiten der Privatperſonen den allerkleinſten Theil ausmachen, ſehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, die dieſer höchſte Gott zu ſeinen Dienern geordnet hat, bey nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen ſelbſt, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdigen Urſache, mit Bitten beläſtige. Endlich behaupten ſie, daß durch dieſes Geſetz, und durch dieſe Beiſpiele, indem ſie Hoffnung machten, nach dieſer Sterblichkeit göttlich verehrt zu werden, viele wären angetrieben worden, ſich durch Tugenden berühmt zu machen, als Herkules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. Was aber die Wunder anbelange, ſo könnten ſie eben ſowohl, Exempel der offenbaren Hülfe ihrer Götter und Orakelſprüche anführen, als irgend andre. Auch ſey unſre Meinung von Gott und dem Urſprunge der Welt, nicht allein nicht weniger abgeſchmackt, ſondern auch noch abgeſchmakter, als ihre, welches aus dem Streite unter den andern Geſetzen, und aus dem Haſſe derſelben gegen alle Weltweiſe, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Dieſe aber werfen ihnen die Menſchenopfer, die Verehrung todter Bildſäulen, und die Menge der Götter vor, welche auch von den ihrigen ſelbſt verlacht würden; deßgleichen die ſchändlichen Laſter dieſer ihrer Götter, die man ſich ſchon an einem Menſchen einzubilden ſchäme, und die undankbare Vergeſſung des allerhöchſten Schöpfers.

Nachdem dieſe alſo, auf beſagte Art, widerlegt worden, ſo ſteht der Jude wider die Chriſten auf. Wenn in unſerm Geſetze, ſagt er, Fabeln enthalten ſind, ſo ſind ſie alle, auch auf euch gekommen, die ihr unſer Geſetz annehmet. Die Einheit Gottes hat niemand ſo unverfälſcht verehret als wir; und von uns ſtammet dieſe Wahrheit auch her. Ferner kann ſich kein Geſetz ſo großer Wunder und Zeichen, und kein Volk eines ſolchen Adels rühmen. Hierauf aber ſprechen die übrigen wider dieſes Geſetz: alles das, was untergegangen ſey, müſſe Gott nicht gefallen haben; ſie die Juden hätten wider ihre Propheten gewüthet; ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt ein Abſcheu geweſen, und diejenigen, welche von den Chriſten und Mahometanern verehret würden, die befehle ihnen ihr eignes Geſetze anzubeten.

Nachdem auch dieſes Geſetz übern Haufen geworfen, ſo ſtreitet nunmehr der Chriſt wider den Mahometaner. Dieſer Streit iſt ſchärfer und wird auf beyden Theilen mit groſſen Kräften unterſtützet, von welchen das Wohl ganzer Reiche und Länder abhängt. Der Chriſt ſtützet ſich beſonders auf vier Gründe. Erſtlich auf das Zeugniß der Propheten, welche alles, was ſich mit Chriſto zugetragen, ſo genau erzehlten, daß man glauben ſollte, es ſey nicht vorher geſagt, ſondern nachdem alles ſchon geſchehen, aufgeſchrieben worden. Dieſe aber melden nicht das geringſte von dem Mahomet. Zweitens auf das Anſehen der Wunderwerke Chriſti, die von ſolcher Gröſſe und Beſchaffenheit geweſen ſind, daß ſie mit den Wundern der Mahometaner in keine Vergleichung kommen: wie zum Exempel die Auferweckung der Todten, des Lazarus, des Mägdleins und des Sohnes der Wittwe. Die Wunderwerke der Mahometaner hingegen, das Herabfallen der Steine von den ſchwarzen Vögeln, oder die Verbergung in der Höhle, wie er in ſeinem Korane lehret, oder dieſes, daß er in einer Nacht von Mecca nach Jeruſalem wäre geſchickt, oder verſetzt worden, oder ſeine Aufnahme in den Himmel, oder ſeine Zertheilung des Mondes; alle dieſe können entweder nicht mit Zeugen beſtätiget werden, oder ſind ganz und gar keine Wunder. Daß Steine von Vögeln herabgeſchmiſſen werden, dieſes iſt zwar etwas wunderſames, und mag es immerhin geweſen ſeyn, aber kein Wunder iſt es nicht: daß der Mond zertheilt ſcheinet, dieſes iſt weder ein Wunder noch etwas wunderſames. Von Mecca nach Jeruſalem verſetzt werden, oder in den Himmel hinaufſteigen, dieſes wäre zwar ein Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der dritte Grund wird von den Gebothen Chriſti hergenommen, welche nichts enthalten, was mit der Moral oder mit der natürlichen Philoſophie ſtreitet. Was ſein Leben anbelangt, darinne kann es ihm niemand gleich thun, und wenn es auch der allerbeſte wäre; aber es nachahmen kann ein jeder. Wie? kann ſag ich? Ja, ſo viel du dich von ſeinem Exempel entfernſt, ſo viel Gottloſigkeit nimſt du an. Mahomet hingegen räth Mord und Krieg und den Thurm im Paradieſe; das Paradies aber beſchreibt er ſo, daß man darinnen heyrathe, von ſchönen Knaben bedient würde, Fleiſch und Aepfel eſſe, Nectar trinke, auf ſeidnen Betten liege, und unter dem Schatten der Bäume Edelſteine und ſeidne Lager beſitze. Welcher geſunde Verſtand wird dadurch nicht beleidiget? Und wie abgeſchmakt iſt nicht jenes Vorgeben im Korane, nach welchem Engel und

Gott für den Mahomet beten ſollen? Desgleichen die Erdichtung, daß Gott von der Erde gen Himmel hinanſteige, und daß er ſelbſt bey den Geiſtern, ſeinen Dienern, ſchwöre. Was ſoll man von der Hiſtorie mit dem Kameele, wenn es anders eine Hiſtorie, und nicht vielmehr eine Fabel iſt, ſagen, die wenigſtens fünfmahl wiederhohlet wird? Hierzu kommt noch als der letzte Grund für die Chriſten dieſes, daß unſer Geſetz von ſehr wenigen unerfahrnen und armen Leuten, gegen ſo viele Kayſer und reiche Prieſter der Götzen iſt geprediget worden, und daß es, da es auch ſchon von innerlichen Spaltungen geſchwächt war, dennoch des ganzen Erdkreiſes ſich bemächtiget hat.

Nun haben aber auch die Mahometaner fünf Beweisgründe für ſich. Erſtlich ſagen ſie: Die Chriſten verehrten die Einheit Gottes nicht ſo lauter, als ſie; die Chriſten gäben ihm einen Sohn, welcher ebenfalls Gott ſey. Wann aber, fahren ſie fort, mehrere Götter ſind, ſo werden ſie auf einander erbittert ſeyn, weil dieſes bey einem Reiche etwas unvermeidliches iſt, daß es von vielen ohne Eiferſucht nicht kann verwaltet werden. Es iſt aber auch etwas gottloſes, dem erhabenſten Gott, dem Schöpfer aller Dinge einen beyzugeſellen, der ihm gleich ſey, da er doch der allerhöchſte iſt, und ihm einen Sohn zu geben, da er doch keinen braucht, und ewig iſt. Ueber das alſo, ſagen ſie, was die Chriſten ihm beylegen, empören ſich die Himmel, und die Erde fliehet vor Entſetzen davon. Gott wird daher bey ihnen eingeführet, als ob er ſich beklagte; und Chriſtus, als ob er ſich entſchuldigte; daß er ſich dieſes nicht ſelbſt, ſondern, daß es ihm andre, wider ſeinen Willen, beygelegt hätten. Der zweyte Beweisgrund kömmt von dem Mahomet ſelbſt, welcher den Chriſten zur Laſt legt, daß ſie die Bilder anbeten, und daß ſie alſo Verehrer der Götter, und nicht eines einzigen Gottes zu ſeyn ſcheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, welcher aus dem Erfolge hergenommen iſt, indem ſie ſchon ſo viel Siege erfochten, und ſchon ſo viel Provinzen erobert hätten, daß das chriſtliche Geſetz kaum ein Theil des Mahometiſchen würde zu nennen ſeyn, wann nicht, durch Vorſorge unſers Kayſers, ſchon zum Theil eine andre Welt, in der chriſtlichen Religion wäre unterrichtet worden. Iſt es aber, ſagen ſie, nun nicht wahrſcheinlich, daß Gott denjenigen wohlwolle, welche einen richtigern Glauben haben? Er könnte ja ſo viele mit der allerkleinſten Hülfe retten, wenn er ſich nicht von ihnen abgewandt hätte, und ſie freywillig verderben wollte. Was aber ihr Leben

und ihre Sitten anbelangt, ſo geben dieſe ihrem Geſetze kein geringes Anſehen, indem auf eine ganz umgekehrte Weiſe, wir dem Mahomet und ſie Chriſto nachzuahmen ſcheinen; ſie beten, ſie faſten, ſie bedienen ſich einer ſehr ſimpeln, ja der allerſimpelſten Tracht, ſie enthalten ſich des Mordes, der Glücksſpiele, des Ehebruchs, und der abſcheulichſten Läſterungen gegen Gott, von welchen vier Laſtern hauptſächlich die Völker der Chriſtenheit, faſt ganz und gar überſchwemmt ſind. Und was ſagt man, wenn man die Ehrbarkeit ihrer Weiber, und die Verehrung ihrer Tempel betrachten will? Was endlich die Wunder anbelangt, ſo behaupten ſie, daß wir nur erzehlte Wunder haben, ſie aber noch bis jetzt gegenwärtige. Einige enthalten ſich viele Tage lang des Eſſens; andre brennen ſich mit Feuer, und zerfleiſchen ſich mit Eiſen, ohne das geringſte Zeichen eines Schmerzes von ſich zu geben. Viele können durch den Bauch reden, welche ehedem Engaſtrimuthi genennt wurden; dieſes aber können ſie beſonders alsdenn, wenn ſie gewiſſe Orgia begehen, und ſich im Kreiſe herumdrehen. So wie es mit dieſen drey Punkten ſeine völlige Richtigkeit hat, indem ſie, wie wir oben erinnert haben, natürlicher, obgleich wunderſamer Weiſe zugehen; ſo iſt es hingegen eine bloſſe Erdichtung, daß bey ihnen auch Kinder von Weibern, ohne Beyſchlaf, gebohren würden. Auch ſogar ihre Heiligen haben ſie, welche durch wunderbare Hülfleiſtungen berühmt ſind; den Sedichaſim zum Siege; den Vanus zum Frieden; den Aſcichus zur Wiederverſöhnung der Eheleute; den Mirtſchinus zur Bewahrung des Viehes; den Chidirelles für die Reiſenden, der auf einem bunten Pferde ſitzend, ihnen begegnen, und den rechten Weg zeigen ſoll. Sie heben auch noch die Schuh desjenigen auf, welcher von einem Könige unſchuldiger Weiſe verdammt, und in einen glühenden Ofen geworfen worden, gleichwohl aber, nach Art der drey Männer im Feuerofen, deren die heilige Schrift gedenkt, unverſehrt davon gekommen ſey. Ganz bekannt iſt endlich auch das Wunder des Mirathbeg, eines türkiſchen Regenten, welchen die Lateiner Amurath nennen, wodurch er aus einem groſſen und kriegeriſchen Könige, ein Prieſter geworden iſt, und ſich freywillig in ein Kloſter eingeſchloſſen hat. —

So weit gehet der Streit, den Cardan die vier Religionen untereinander führen läßt. Noch ſind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenig Augenblicke verſparen will, um die Rettung meines Philoſophen deſto beſſer in die Augen fallender zu machen. Man erlaube mir vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man geleſen hat, zu wagen.

Warum verdammt man eigentlich dieſe Stelle? Iſt die Vergleichung der verſchiednen Religionen, an und vor ſich ſelbſt, ſtrafbar; oder iſt es nur die Art, mit welcher ſie Cardan unternommen hat?

Das erſte, wird man ſich wohl nicht in den Sinn kommen laſſen, zu behaupten. Was iſt nöthiger, als ſich von ſeinem Glauben zu überzeugen, und was iſt unmöglicher als Ueberzeugung, ohne vorhergegangene Prüfung? Man ſage nicht, daß die Prüfung ſeiner eignen Religion ſchon zureiche; daß es nicht nöthig ſey, die Merkmahle der Göttlichkeit, wenn man ſie an dieſer ſchon entdeckt habe, auch an andern aufzuſuchen. Man bediene ſich des Gleichniſſes nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wiſſe, man ſich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — — Man lernt nicht dieſe durch jenen, ſondern jenen durch dieſen kennen. Und benimmt man ſich nicht, durch die Anpreiſung dieſer einſeitigen Unterſuchung, ſelbſt die Hofnung, daß die Irrgläubigen aus Erkenntniß unſre Brüder werden können? Wenn man dem Chriſten befiehlt, nur die Lehren Chriſti zu unterſuchen, ſo befiehlt man auch dem Mahometaner, ſich nur um die Lehre des Mahomets zu bekümmern. Es iſt wahr, jener wird darüber nicht in Gefahr kommen, einen beſſern Glauben für einen ſchlechtern fahren zu laſſen; allein dieſer wird auch die Gelegenheit nicht haben, den ſchlechtern mit einem beſſern zu verwechſeln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein ſchwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes ſetzen, der ſich fürchtet, ſie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr, kann nichts ſeyn; und auch die Verleumdung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unſinn, und auf der andern nichts als Vernunft ſehe. Was folgt alſo daraus? Daß der Chriſt, bey der Vergleichung der Religionen, nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann; daß ſie nicht nur, nicht zu unterſagen, ſondern auch anzupreiſen iſt.

Cardan muß alſo in der Art dieſer Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen ſehen. Es kann auf eine gedoppelte Art geſchehen ſeyn. Entweder er hat die Gründe der falſchen Religionen allzuſtark, oder die Gründe der wahren allzu ſchwach vorgeſtellt.

Hat er wohl das letztere gethan? — — Ich verlange unpartheyiſche Leſer; und dieſe ſollen es mir ſagen, ob einer von allen den unzehlbaren Gottesgelehrten und Weltweiſen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der chriſtlichen Religion erwieſen haben, einen Grund mehr, oder eben

dieſelben Gründe ſtärker vorgetragen hat, als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht ſtärker. Man weis, daß die vornehmſten derſelben die hiſtoriſchen ſind; und welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kann dieſer Arten drey annehmen. Hiſtoriſche Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menſchwerdung des Heilandes hergenommen ſind; hiſtoriſche Gründe aus den Zeiten des Heilandes ſelbſt, und endlich hiſtoriſche Gründe aus den Zeiten die nach ihm gefolget ſind. Die erſten ſind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern ſind die, welche auf den Wundern unſers Erlöſers beruhen; und die dritten werden aus der Art, wie die chriſtliche Religion ausgebreitet worden, hergeholt. Alle dieſe hat Cardan mit wenig Worten, aber mit ſehr nachdrücklichen, berührt. Was kann man von den Vorherverkündigungen der jüdiſchen Propheten ſtärkers ſagen, als dieſes: daß ſie in Chriſto ſo genau erfüllet worden, daß man ſie eher für Erzehlungen, die nach geſchehener Sache aufgeſetzt worden, als für das, was ſie ſind, halten ſollte? Kann die Zweydeutigkeit derſelben mit ausdrücklichen Worten geleugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit liebloſen Vermuthungen ſo weit gehen werde, daß man behaupte, Cardan habe, eben durch dieſen Zuſatz, ſie verdächtig machen, und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man ſie eigentlich zu halten habe. So unſinnig kann kein vernünftiger Mann ſeyn, welcher es weis, daß noch jetzo ein ganzes Volk ihr unverfälſchtes Alterthum, zu ſeiner eignen Widerlegung, behauptet — Auch von den Wundern Chriſti ſpricht unſer Philoſoph ſehr ſcharfſinnig, und bemerkt zwey Dinge dabey, deren eines bey den Wundern der falſchen Religionen immer mangelt. Er behauptet, daß ſie wirkliche Wunder ſind, und behauptet, daß ſie, als ſolche, von glaubwürdigen Zeugen bekräftiget worden. Er unterſcheidet ſie alſo von den Täuſchereyen eines gelehrten Betriegers, welcher einem unwiſſenden Pöbel das Seltene für das Göttliche, und das Künſtliche für das Wunderbare verkauft. Er unterſcheidet ſie auch ferner von den Prahlereyen der Schwärmer, die wer weis was wollen gethan haben; nur Schade, daß es niemand geſehen hat. Kann man ihre Glaubwürdigkeit beſſer, oder kan man ſie nur anders beweiſen? — Endlich ſehe man auch, wie gründlich er von dem Beweiſe aus der Fortpflanzung der chriſtlichen Religion redet. Er berührt nichts davon, als was wirklich eine ſchlieſſende Kraft hat; und läßt alles Zweifelhafte weg. Er ſagt: ſie ward von armen Leuten geprediget; man kan ſie alſo aus keinen eigennützigen Abſichten

angenommen haben: und dieſe armen Leute waren noch dazu unwiſſend, folglich waren ſie denen, die ſie bekehrten, am Verſtande nicht überlegen, und was ſie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuſchreiben. Er bemerkt den Widerſtand der ihnen natürlicher Weiſe unüberwindlich geweſen wäre; und bemerkt auch etwas, welches ich nur von wenigen bemerkt finde. Dieſes nehmlich, daß unſre Religion auch alsdann nicht aufgehört hat, ſich die Menſchen unterwürfig zu machen, da ſie von innerlichen Sekten zerriſſen und verwirret war. Ein wichtiger Umſtand! Ein Umſtand, welcher nothwendig zeigt, daß in ihr etwas ſeyn müſſe, welches unabhänglich von allen Streitigkeiten ſeine Kraft zu allen Zeiten äuſſert. Und was kann dieſes anders ſeyn, als die immer ſiegende Wahrheit? Cardan läßt bey dieſem Beweiſe nichts weg, als das, was ich wünſchte, daß man es immer weggelaſſen hätte. Das Blut der Märtyrer nehmlich, welches ein ſehr zweydeutiges Ding iſt. Er war in ihrer Geſchichte, ohne Zweifel, allzuwohl bewandert, als daß er nicht ſehr viele unter ihnen bemerken ſollte, die eher Thoren und Raſende genannt zu werden verdienen, als Blutzeugen. Auch kannte er ohne Zweifel das menſchliche Herz zu gut, als daß er nicht wiſſen ſollte, eine geliebte Grille könne es eben ſo weit bringen, als die Wahrheit in allem ihren Glanze. Kurz, er iſt nicht allein ein ſtarker Verfechter des chriſtlichen Glaubens, ſondern auch ein vorſichtiger. Zwey Dinge, die nicht immer beyſammen ſind. — — Man betrachte noch das Uebrige! Cardan hätte es bey den hiſtoriſchen Gründen können bewenden laſſen; denn wer weis nicht, daß, wenn dieſe nur ihre Richtigkeit haben, man ſonſt alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müſſe? Allein er iſt zu klug, dieſe Aufopferung der Vernunft ſo gerade hin, zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Lehre Chriſti nichts enthalte, was mit der Moral und mit der natürlichen Weltweisheit ſtreite, oder mit ihr in keine Einſtimmung könne gebracht werden: nihil continent praecepta Christi a philosophia morali aut naturali *absonum*, ſind ſeine eigne Worte. Das iſt alles, was man verlangen kann! Man ſage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeſchweift ſey, und unſrer Religion ihre eigenthümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft, vor ſich allein, nicht kommen kann, abſprechen wolle. Wenn dieſes ſeine Meinung geweſen wäre, ſo würde er ſich ganz anders ausgedrückt haben; die Lehre Chriſti, hätte er ſagen müſſen, enthält nichts anders, als was die Moral und natürliche Philoſophie enthält;

nicht aber: was sie enthält, harmonirt mit diesen. Zwey ganz verschiedne Sätze! Besonders dringt er auf die Vortreflichkeit der christlichen Moral, und sagt klar, daß nur Christus das vollkommenste Muster aller Tugenden sey: illius vitam aequare nemo quamvis optimus, imitari autem quilibet potest. Quid potest? imo quantum ab illius exemplo abscedis, tantum nefarii moris induis. Man wäge diese Worte, die ich vielleicht in der Uebersetzung zu schwach gegeben habe! Aber man sage mir nun endlich auch, ob man mehr Gutes von unsrer Religion sagen könne? Wer mehr Gründe verlangt, verräth, meines Erachtens, Lust, gar keine Statt finden zu lassen; und wer mehrere beybringt, Begierde lieber viele und schlechte, als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte diese Stelle des Cardans für den gründlichsten Auszug, den man aus allen Vertheidigungen der christlichen Religion, die, vor ihm und nach ihm, sind geschrieben worden, machen kann.

Noch ist der zweyte Fall zurück. Wann Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geschwächt hat, so kann er doch der Lügen Farbe und Leben gegeben, und sich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieses verdient erwogen zu werden.

Vor allen Dingen frage ich also; ob es erlaubt sey, bey Untersuchung der Wahrheit, sich die Unwissenheit seines Gegners zu Nutze zu machen? Ich weis wohl; daß man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, seinem Widersacher Beweise gegen sich an die Hand zu geben, ohne die er seine Sachen sogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Rasenden halten, der es thäte, wann er nicht gewiß wäre, daß er, alles und jedes, auf das augenscheinlichste widerlegen könne. Aber warum? Weil sein Verlust nothwendig mit des andern Gewinne verbunden ist; und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit seinem Ausspruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiste Recht vor sich zu haben scheinet. Dieses aber findet sich, bey den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man streitet zwar um sie; allein es mag sie der eine oder der andre Theil gewinnen, so gewinnt er sie doch nie für sich selbst. Die Parthey welche verlieret, verlieret nichts als Irrthümer; und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern, Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit ist daher das erste, was ich an einem Weltweisen verlange. Er muß mir keinen Satz deswegen verschweigen, weil er mit seinem System weniger überein kömmt,

als mit dem System eines andern; und keinen Einwurf deswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber, so ist es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geschäft macht, und sie in die engen Grenzen seiner Untrüglichkeit einschliessen will. — — Diese Anmerkung also voraus gesetzt, möchte ich doch wissen, wie man eine ernsthafte Beschuldigung daraus machen könne, wenn ein Philosoph auch die falschen Religionen, und die aller gefährlichsten Sophisterey en, in das allervortheilhafteste Licht setzt, um sich die Widerlegung, nicht sowohl leicht, als gewiß zu machen? Ich möchte doch wissen, was denn nunmehr daraus folgte, wann es auch wahr wäre, daß Cardan, den heidnischen, jüdischen und türkischen Glauben, mit so vielen und starken Gründen unterstützt hätte, daß auch die allerfeinsten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzu thun könnten? Würden sie deßwegen weniger falsch bleiben, oder würde unser Glaube deßwegen weniger wahr werden? — — Doch es fehlt viel, daß Cardan dieses gethan habe, daß ich ihm vielmehr, zu meinem grossen Leidwesen, gleich das Gegentheil Schuld geben muß.

Ich behaupte also, er sey mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren, als mit der christlichen; die übrigen alle hat er mit den allerschlechtesten Gründen unterstützt, und mit noch schlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurtheile zu seyn, um hierinne mit mir überein zu kommen. Ich will von der heidnischen nichts, und von der jüdischen nur wenig gedenken. Wider diese läßt er die übrigen drey den Einwurf machen; daß Gott dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe lassen untergehen. Ist sie denn untergegangen die jüdische Religion? Wie wann ihr jetziger Zustand, nichts als eine verlängerte Babylonische Gefangenschaft wäre? Der Arm, der sein Volk damals rettete, ist noch jetzt ungeschwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams, die Schwierigkeit, die Nachkommenschaft dieses Frommen wieder in ihr Erbtheil zu führen, nur darum sich so häuffen, und nur darum so unübersteiglich werden lassen, um seine Macht und Weisheit in einem desto herrlichern Glanze, zur Beschämung ihrer Unterdrücker, an den Tag zu legen. Irre dich nicht, Cardan, würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Israelite geantwortet haben; unser Gott hat uns so wenig verlassen, daß er auch in seinen Strafgerichten, noch unser Schutz und Schirm bleibt. Wann er nicht über uns wachte, würden wir nicht längst von unsern Feinden verschlungen

ſeyn? Würden ſie uns nicht längſt von dem Erdboden vertilgt, und unſern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöſchet haben? In alle Winkel der Welt zerſtreuet, und überall gedrückt, beſchimpft und verfolgt, ſind wir noch eben die, die wir, vor tauſend und viel mehr Jahren, geweſen ſind. Erkenne ſeine Hand, oder nenne uns ein zweytes Volk, das dem Elende ſo unüberwindliche Kräfte entgegen ſetzt, und bey allen Trübſalen den Gott anbetet, von dem dieſe Trübſalen kommen; ihn noch nach der Weiſe ihrer Väter anbetet, die er mit guten überſchüttete. Was dieſer Gott zu dem Satan ſagte, als er ſeinen Mann, Hiob, auf die Probe ſtellen wollte: Siehe da, er ſey in deiner Hand, doch ſchone ſeines Lebens! eben das ſprach er zu unſern Feinden: mein Volk ſey in eurer Hand, doch ſchonet ſeines Lebens! Da ſind die Grenzen eures Tobens; da iſt das Ufer, an welchem ſich die Wellen eures Stolzes brechen ſollen! Bis hierher und nicht weiter! Fahrt nur fort uns zu plagen; machet der Bedrängniſſen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr ſucht. Er hat ein ſchonet geſprochen; und was er ſpricht iſt wahr. Umſonſt werden Bildads und Zophars, aus unſerm eignen Geſchlechte, aufſtehen, und an unſrer guten Sache zweifeln; umſonſt werden uns unſre eigne Weiber zuruffen: haltet ihr noch feſt an eurer Frömmigkeit? Ja, ſegnet Gott und ſterbt! Wir wollen ihm nicht ſegnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren, und unſer Gefängniß wenden, und uns zweyfältig ſo viel geben, als wir gehabt haben. — — Ich will meinen Iſraeliten nicht weiter reden laſſen; es ſey nur eine Probe, wie leicht er die Trugſchlüſſe des Cardans widerlegen könnte. Und eben ſo leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen deſſen Glauben er noch ungerechter geweſen iſt. Ungerecht ſollte ich zwar vielleicht nicht ſagen; weil Unwiſſenheit, ohne Zweifel, mehr Schuld daran hat, als der böſe Wille. Die Nachrichten, die man zu ſeinen Zeiten, von dem Mahomet und deſſen Lehren hatte, waren ſehr unzulänglich, und mit tauſend Lügen vermengt, welche die chriſtlichen Polemici deſto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichtres Spiel ſie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Kenntniß davon erhalten, als durch die Werke eines Relands und Sale; aus welchen man am meiſten erkannt hat, daß Mahomet eben kein ſo unſinniger Betrieger, und ſeine Religion eben kein bloſſes Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und

Verfälſchungen ſey. Aber bey dem allen iſt Cardan noch nicht entſchuldiget: er, der ſich um ſo viel unbekannte Sachen bekümmerte, hätte ſich auch hierum erſt bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkenntniß vorausſetzt, wenn ſie einem Philoſophen nicht unanſtändig ſeyn ſoll. Und was würde er wohl haben erwiedern können, wann ſich ein Muſelmann, der eben der gelehrteſte nicht zu ſeyn braucht, folgender Geſtalt mit ihm eingelaſſen hätte. „Man ſieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein Chriſt biſt, und daß dein Vorſatz nicht ſowohl geweſen iſt, die Religionen zu vergleichen, als die chriſtliche, ſo leicht als möglich, triumphiren zu laſſen. Gleich Anfangs bin ich ſchlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unſers Mahomets in eine Claſſe ſetzeſt, in welche ſie gar nicht gehören. Das, was der Heide, der Jude und der Chriſte ſeine Religion nennet, iſt ein Wirrwar von Sätzen, die eine geſunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen ſich alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch nicht einmal erwieſen iſt. Durch dieſe wollen ſie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unſrigen, Wahrheiten ſeyn können. Sie erkennen es ſelbſt, und nennen ſie daher Geheimniſſe; ein Wort, das ſeine Widerlegung gleich bey ſich führt. Ich will ſie dir nicht nennen, ſondern ich will nur ſagen, daß eben ſie es ſind, welche die allergröbſten und ſinnlichſten Begriffe von allem, was Göttlich iſt, erzeugen, daß ſie es ſind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, ſich ſeinen Schöpfer auf eine anſtändige Art zu gedenken; daß ſie es ſind, welche den Geiſt zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen, und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennet. Dieſem gebt ihr die Schlüſſel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr ſie mit genauer Noth zu einer etwannigen Begleiterin deſſelben gemacht! Die Verehrung heiliger Hirngeſpenſter, macht bey euch ohne Gerechtigkeit ſeelig; aber nicht dieſe ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten ſelbſt iſt es nur zum Theil geglückt, euch die Augen zu eröfnen, und ich ſollte es unternehmen? Wirf einen Blick auf ſein Geſetz! Was findeſt du darinne, das nicht mit der allerſtrengſten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maaßgebung unſerer Thaten, gewiß treffen wird. Dieſes glauben wir, oder vielmehr, damit ich auch eure entheiligten Worte nicht brauche, davon ſind wir

überzeugt, und ſonſt von nichts! Weißt du alſo, was dir obliegt, wann du wider uns ſtreiten willſt? Du muſt die Unzulänglichkeit unſrer Lehrſätze beweiſen! Du muſt beweiſen, daß der Menſch zu mehr verbunden iſt, als Gott zu kennen, und tugendhaft zu ſeyn; oder wenigſtens, daß ihm beydes die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wann du das Chriſtenthum über uns erheben willſt. Mahomet hat niemals dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern, wahrſcheinlich zu machen. Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probierſtein ein jeder bey ſich führet: Wann einer aufſtehet, und ſagt: ich bin der Sohn Gottes; ſo iſt es billig, daß man ihm zuruft: thue etwas, was ein ſolcher nur allein thun könnte! Aber wenn ein anderer ſagt: es iſt nur ein Gott, und ich bin ſein Prophet; das iſt, ich bin derjenige, der ſich beſtimmt zu ſeyn fühlet, ſeine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennet, zu retten; was ſind da für Wunder nöthig? Laß dich alſo das Beſondre unſrer Sprache, das Kühne in unſrer Art zu denken, welche den geringſten Satz in blendende Allegorien gern einſchließt, nicht verführen, alles nach den Worten anzunehmen, und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir ſelbſt ſehr betroffen ſeyn würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir ſchenken euch gar gerne dieſe übernatürlichen — — ich weis nicht, wie ich ſie nennen ſoll? Wir ſchenken ſie euch, ſage ich, und danken es unſerm Lehrer, daß er ſeine gute Sache, nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bey deren Unterſtützung Mahomet predigte. Es iſt wahr, er und ſeine Anhänger haben ſehr viel, und Chriſtus und ſeine Apoſtel haben gar kein Blut vergoſſen. Aber glaubſt du wohl, daß das, was bei euch eine Grauſamkeit geweſen wäre, es bey uns nicht iſt? Gieb Acht, es wird auf das vorige hinaus kommen! Wann der, welcher unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchſtens nur deswegen glauben kann, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, der mich nicht hintergehen wird; wann der, ſage ich, den Glauben mit dem Schwerde erzwingen will, ſo iſt er der verabſcheuungswürdigſte Tyrann, und ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt verdienet. Wann aber der, welcher die Ehre des Schöpfers rettet, halsſtarrige Verruchte findet, die nicht einmal das, wovon die

ganze Natur zeuget, die nicht einmal seine Einheit bekennen wollen, und diese von dem Erdboden vertilgt, den sie entheiligen, so ist er kein Tyrann; er ist, — — wann du ihn ja keinen Propheten, der Friede verkündiget, nennen willst, nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubst du in der That, daß Mahomet und seine Nachfolger ein ander Bekänntniß von den Menschen gefordert haben, als das Bekänntniß solcher Wahrheiten, ohne die sie sich nicht rühmen können, Menschen zu seyn. Weißt du was Abu Obeidach an die von Jerusalem schrieb, als er diesen heiligen Ort belagerte? „Wir verlangen von euch, zu be„zeugen, daß nur ein Gott und Mahomet sein Apostel ist, und daß ein „Tag des Gerichts seyn wird, da Gott die Todten aus ihren Gräbern „erwecken will. Wann ihr dieses Zeugniß ablegt, so ist es uns nicht „erlaubt, euer Blut zu vergiessen, oder uns an eurem Haab und Gut, „oder Kindern zu vergreiffen. Wollt ihr dieses ausschlagen, so bewilliget „Tribut zu bezahlen, und uns unterwürfig zu seyn: sonst will ich Leute „wider euch bringen, welchen der Tod süsser ist, als euch der Wein und „das Schweinefleisch." — — [1] Siehe, diese Aufforderung ergieng an alle! Nun sprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollen? Stosse dich nicht daran, daß man von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Gesandten Gottes zu erklären. Diese Clausel mußte beygefügt werden, um zu ersehen, ob sie auch die Einheit Gottes recht eigentlich annehmen wollten; denn auch ihr behauptet sie anzunehmen, aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zuletzt über dich. Du glaubst, daß wir die sinnlichen Vorstellungen des Paradieses nach den Buchstaben verstehen. Sage mir doch, wenn ich euren Koràn recht gelesen habe, versteht ihr die Beschreibung eures himmlischen Jerusalems auch nach den Buchstaben? — —

Doch ich glaube, das heißt lange genug einen andern reden lassen. Ich ergreiffe das Wort wieder selbst, und sage, daß es mich, bey so gestalten Sachen, nicht wundern würde, wann besonders die Mahometaner den guten Cardan, im Fall, daß sie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boßhaftesten Verläumder rechnen sollten; daß es mich aber sehr wundert, wann die Christen ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe also noch den letzten Schritt zu thun. — — Je nun, wird

[1] Okley aus einer geschriebenen arabischen Geschichte des heiligen Landes.

man, ohne Zweifel, ſagen, ſo mag denn die Stelle ſelbſt ſo unſchuldig ſeyn, wie ſie will; genug daß Cardan durch einen gottloſen Schluß ſein Innerſtes nur allzu unglücklich verrathen hat. Das igitur his arbitrio victoriae relictis, iſt ſo erſchrecklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu etwas beſſern, als zu einer Geringſchätzung alles Göttlichen zu machen.

Da ſey Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! Die Stelle muß ſich ſelbſt retten, oder ich will derjenige ſeyn, welcher am meiſten wider ſie eifert. Man gehe alſo einen Augenblick zurück, und ſehe wo ich oben auf der 54ten Seite aufhörete. Und ſich freywillig in ein Kloſter eingeſchloſſen hat; waren die letzten Worte. Auf dieſe nun folgen unmittelbar folgende, die ich der größern Glaubwürdigkeit wegen in ihrer Sprache anführen will. Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Doch wollte Gott, heißt dieſes, daß man ihre Waffen eben ſo leicht überwinden könnte, als man dieſe ihre Einwürfe zu nichte machen kann. Allein die Sache iſt zu den Waffen gekommen, wo der ſtärkere Theil mehrentheils den beſſern überwindet. — — Nunmehr verläßt Cardan auf einmal dieſe Materie und wendet ſich zu den Verſchiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Uebergange braucht, ſind die ſo oft verdammten Worte: Igitur his arbitrio victoriae relictis, ad provinciarum discrimina transeamus.

Wenn ich ein Mann von Ausrufungen wäre, ſo würde ich mich jetzt ganz und gar darinne erſchöpfen. Ich würde mit manchem O und Ach zu verſtehen geben, daß auch nicht das allerdeutlichſte vor liebloſen Verdrehungen ſicher ſey. Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünſchen, daß ſie der liebe Gott ja für Neider behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verleumden wollen.

Doch ich will alles dieſes nicht thun, ſondern bloß die Stelle in ihrem Zuſammenhange noch einmal herſetzen: Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriae relictis, transeamus etc. O ſagen Sie mir doch, meine Herren, Scaliger, Merſennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Salthenis, Freytag, Schwarz, worauf geht denn *his*?

Warum ſoll es denn auf den Innhalt zweyer vorhergehenden Seiten gehen, und warum denn nicht auf arma? Warum ſoll es denn heiſſen: ich will es auf das gute Glück ankommen laſſen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird; und warum denn nicht vielmehr: wir müſſen es dem Glücke überlaſſen, ob die Waffen der Mahometaner, oder die Waffen der Chriſten die Oberhand, nicht in ihren Lehrſätzen, ſondern in den Schlachten, davon tragen werden? Iſt denn beydes etwa einerley? Was haben ſie an dem letztern Sinne zu tadeln? Dieſes doch wohl nicht, daß ſie ihre fromme Galle nicht daran auslaſſen können? Wenn ein andrer an meiner Stelle wäre, der würde die ſeinige vielleicht an ihnen auslaſſen.

Alles dieſes iſt ſo klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzu zu ſetzen. Es würde ſcheinen, als ob ich mit meinen Leſern ſelber ſtreiten wollte, die mir ohne Zweifel, gleich bey dem erſten Worte, die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl dieſe Worte hernach geändert? — — Als wenn man nur alles änderte, was man ſelbſt für unrecht erkennet; als wenn man es nicht auch oft mit dem allerunſchuldigſten thäte, wenn man ſieht, daß Gegner Gift daraus ſaugen wollen.

Hier würde es vielleicht nicht undienlich ſeyn, zu beſtimmen, in welcher Ausgabe dieſe Veränderung am erſten vorgenommen worden; allein, ich muß dieſe Arbeit demjenigen überlaſſen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe, zu allem Unglücke keine andre Ausgabe bey der Hand, als eine von den jüngſten, wo es nicht gar die allerjüngſte iſt; nehmlich die von 1664. in Baſel bey Emanuel König. Und auch von dieſer kann ich nicht einmal ſagen, nach welcher ältern Ausgabe ſie abgedruckt worden; ich vermuthe aber nach derjenigen, welche Cardan, ohne Zweifel in dem Jahre 1560 zum zweytenmale überſah; weil ich, ſowohl die zweyte Zuſchrift an den Herzog von Sueſſe, als auch die Actionem primam in Calumniatorem dabey finde. Dem ſey unterdeſſen, wie ihm wolle, ich will ſo viel thun, als ich thun kann, und die Aenderungen bemerken, die Cardan in dieſer ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urtheilen, gemacht hat.

Man irret ſich ſehr, wenn man glaubt, daß er nichts als die Worte Igitur his etc. ausgeſtrichen und mit andern, weniger anſtößigen, wenn Gott will! erſetzt habe. Ich bemerke ſonderlich drey Stellen, welche ſich

in der Original Ausgabe vorzüglich befinden; und in den verbeſſerten weggeblieben ſind. Die erſte iſt die, welche man im vorhergehenden auf meiner 52. Seite findet, wo anſtatt der Worte: und wie abgeſchmackt, bis ſeinen Dienern ſchwöre, Cardan folgende zu ſetzen für gut befunden hat: Absurda nonne sunt, quod fingant Deum ascendere ad coelum e terris, et ipse etiam per Daemones servos suos juret. Man ſieht alſo, daß er aufrichtig genug geweſen iſt, die abgeſchmackte Beſchuldigung wegzulaſſen, die er daſelbſt dem Korane macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger geweſen wäre und auch das übrige weggelaſſen hätte. Denn was will er damit? Wie kann er dem Korane etwas zur Laſt legen, wovon die heilige Schrift ſelbſt nicht frey iſt? Wird nicht auch in dieſer, von dem Herauf und Herabſteigen Gottes unzähligmahl geredet? Und wenn ſchon nicht darinne geſagt wird, daß Gott bey dem Himmel und bey der Erde ſchwöre; ſo ſchwört er doch bey ſeiner Seele. Ein Ausdruck der, ohne Zweifel, auch ſeine Erklärungen nöthig hat. Die zweyte Stelle iſt der ganze erſte Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verleugnung ſie den Chriſten Schuld geben, hergenommen iſt (Siehe oben S. 53. von: Nun haben aber auch ꝛc. bis der zweyte Beweisgrund kömmt.) Alles dieſes hat er in wenig Worte folgender Geſtalt zuſammen geſchmolzen: At Mahumetani et ipsi munimenta habent. Primum quod Christiani non eam quam ipsi in Deo simplicitatem colant, et quod Christicolae imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei unius cultores. Die dritte Stelle iſt endlich die, wo Cardan von den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die geringſte Spur ſehe. Sie geht oben S. 54. von: Auch ſo gar Heilige haben ſie bis zu Ende des ganzen Ortes, eingeſchloſſen hat. — — Von dieſen drey Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben, allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, ſagen ſoll, weis ich nicht. Ich finde nehmlich, daß er auch diejenigen Worte, die zur Rettung ſeiner guten Geſinnung ſo vortreflich ſind nehmlich: Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem gänzlich weggelaſſen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 54ten Seite abgebrochen habe, und ſetzt

anſtatt des berüchtigten Ueberganges nichts als die kahlen Worte: Sed haec parum philosophos attinent, pro quibus institutus est sermo: ad provinciarum miracula transeamus etc.

Ich nenne dieſe Worte hoffentlich mit Recht kahl, und wer weis, ob ich ihnen nicht noch ein härter Beywort geben ſollte. Dem guten Cardan iſt es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die ſich eben ſo wenig, als er, auf das Verbeſſern verſtanden haben. Setzt er nicht offenbar für etwas anſtößiges, noch etwas anſtößigers? Was hindert es, ſein haec parum philosophos attinent zu überſetzen: Was hat ſich ein Philoſoph um die Religionen zu bekümmern? Was geht ihn das abergläubiſche Zeug an? Ich weis wohl, ſeine Meinung iſt ſo arg nicht, und er will weiter nichts ſagen, als: Dieſes geht diejenigen Weltweiſen, für die ich hier ſchreibe, die Naturforſcher nehmlich, weniger an. Er meint alſo nicht die Weltweiſen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein ſehr würdiger Gegenſtand ſind. Allein nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will?

Ich will nur noch ein Paar Worte von der Ordnung, in welcher die verſchiedenen Ausgaben der Bücher de subtilitate, auf einander gefolgt ſind, beyfügen, und alsdann mit einer Anmerkung ſchlieſſen, die vielleicht von einigem Nutzen ſeyn kann. Die erſte Ausgabe iſt ohne allen Streit die oben angeführte von 1550 in Nürnberg. Für die zweyte hält Herr Freytag eine Ausgabe von Baſel, ohne Jahrzahl in Folio; für die dritte, die von 1554 gleichfalls in Baſel bey Ludovico Lucio, und für die vierte die von 1560 welche in 8vo an ebendemſelben Orte herausgekommen iſt. Ueber dieſe Folge wird er mir erlauben, einige Anmerkungen zu machen. I. Cardan ſagt es ausdrücklich ſelbſt, in ſeiner Actione prima auf der 728. S. daß die zweyte Ausgabe ſeines Buchs, 1554, und zwar im Anfange des Jahrs erſchienen ſey. De la Monnoye, welchen Herr Freytag tadelt, könnte alſo doch wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß die anſtößigen Worte in derſelben wären verbeſſert worden. Doch ich muß auch dieſes zu des Herrn Freytags Entſchuldigung ſagen, daß Cardan wenn er die Ausgabe von 1554 die zweyte nennet, dadurch ohne Zweifel nicht ſagen wolle, als ob die erſte niemals nachgedruckt worden ſey; er nennt ſie die zweyte, weil alle die vorhergehenden, als von einer einzigen Originalausgabe abgedruckt, nur für eine, in Anſehung des unveränderten Innhalts, anzuſehen ſind. II. Weil

aber doch auf der Baſelſchen Ausgabe in Folio ohne Jahrzahl, ſehr vieler Verbeſſerungen gedacht wird, weil man auch ſo gar die Actio prima auf dem Tittel genennt findet, ſo irret ſich Herr Freytag ganz gewaltig, wenn er ſie für die zweyte halten will. Wie iſt das möglich? Hat dieſer Bücherkenner vergeſſen, daß erſt 1557 des Scaligers Exercitationes herausgekommen ſind, und daß alſo die Actio prima, welches eine Antwort darauf ſeyn ſoll, von noch ſpäterm Dato ſeyn muß? III. Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freytags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1554 die dritte ſeyn kann, iſt dieſes der Grund, weil Cardan ſelbſt, auf der 791. S. der Actio prima von einer prima et secunda Norimbergensi desgleichen von einer Lugdunensi und Lutetiana redet. Von der Lugdunensi nun weis ich es gewiß, daß dieſe 1551. in Octav ans Licht getreten ſey, weil ſie der Verfaſſer des in dem Xten Theile der Observationum Hallensium befindlichen Aufſatzes de libris raris ausdrücklich anführt. Ueberhaupt vermuthe ich, daß man aus dieſen und vielen andern dabey vorkommenden Schwierigkeiten ſich ſchwerlich jemals werde helffen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier, ein Stückchen nach gelehrter Art geſpielt, und um einerley Ausgabe mehr als einen Titel gedruckt haben.

Ich komme endlich auf die Anmerkung mit welcher ich ſchlieſſen will. Dieſe Beſchuldigung des Cardans, welche ich hoffentlich unwiderſprechlich zu Schanden gemacht, haben unſre Litteratores aus den Händen der Katholiken; beſonders eines hitzigen Merſennus. Ich will ihnen rathen, daß ſie alles, was ſie dieſen Glaubensgenoſſen abborgen, vorher wohl unterſuchen, ehe ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen. Dieſe Herren haben oft beſondere Urſachen, dem und jenem Verfaſſer einen Schandfleck anzuhängen, welche bey uns wegfallen. Cardanus zum Exempel läßt die Vielheit der Götter in der ſtreitigen Stelle, auf eben die Art vertheidigen, wie ſie die Heiligen zu vertheidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beylegt. Sollte dieſes die Katholiken nicht etwa weit mehr verdroſſen haben, als alles andre? Allein ſie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu ſuchen. Ich bitte dieſes zu überlegen.

# Rettung des

# INEPTI RELIGIOSI,

und ſeines ungenannten Verfaſſers.

# Rettung des Inepti Religiosi, und seines ungenannten Verfassers

Diese ganze Rettung wird wider den Herrn Pastor Vogt gerichtet seyn; oder vielmehr sie wird diesem Gelehrten Gelegenheit geben, sich eines Umstandes wegen zu erklären, welcher, wenn er ihm erst nach seinem Tode sollte zur Last geleget werden, seiner Aufrichtigkeit einen ziemlichen Stoß geben könnte. Ich habe für seine Verdienste alle Hochachtung; ja eben diese Hochachtung ist es, welche mich, diesen Schritt zu thun, bewegt.

Zur Sache! Der Herr Vogt gedenkt in seinem Verzeichnisse rarer Bücher, in dem Buchstaben J. einer Scharteke, welche zu Anfange der zweyten Helfte des vorigen Jahrhunderts, in Lateinischer Sprache, unter folgendem Titel ans Licht gekommen ist: Ineptus Religiosus ad mores horum temporum descriptus M. I. S. Anno 1652. In Duodez, auf zwey Bogen. Das Urtheil, welches er davon fällt, ist folgendes: „ein „höchst seltnes aber böses und gottloses Büchelchen. Dem Exemplare, „welches mir der Herr Göring Superintendent in Minden, aus seiner „zahlreichen Bibliothek mitgetheilet hat, war folgendes am Rande bey„geschrieben: Mente cares, si res tibi agitur seria: rursus fronte »cares, si sic ludis amice Faber. Haec sunt Erasmi verba, alia »occasione prolata, in hunc libellum optime quadrantia. Sh. die „vermischte Hamburgische Bibl. Band III. S. 581. Ich will dasjenige „daraus hersetzen, was man in dem 45. Paragrapho lieset, und was den „Sinn des Verfassers verräth: Omnes quaestiones et controversias »ab ovo, dicitur, semper incipito. Nihil suppone; semper quaeras: »an Christus fuerit in rerum natura.«

Ich habe an diesem Richterspruche zweyerley von Wichtigkeit auszusetzen: erstlich, daß Herr Vogt seinem Leser von dieser seltnen Schrift

einen durchaus falschen Begrif macht; Zweytens, daß er die daraus angeführte Stelle offenbar verfälscht.

Der erste Punct. Herr Vogt macht seinen Lesern einen ganz falschen Begrif davon. Er sagt es sey ein höchst böses und gottloses Büchelchen. Ich aber sage, es sey ein sehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen. Wie werde ich diesen Gegensatz am besten beweisen? Nicht besser, glaube ich, als wenn ich es den unpartheyischen Leser selbst versuchen lasse, was es für Wirkungen bey ihm haben werde, wenn er es von einem Ende zum andern lesen sollte. Dieses also will ich thun; doch um ihm den Verdruß zu ersparen, sich mit dem ziemlich barbarischen Lateine, in welchem es geschrieben ist, zu plagen, lege ich ihm nichts als einen deutschen Auszug davon vor. Einen Auszug, sage ich, und nicht eine Uebersetzung; damit ich in jenem das Gift, wenn anders welches darinnen ist, so nahe zusammen bringen kann, als möglich: und damit dieses auf einem Haufen, seine Kräfte gewiß äussere, wann es anders welche äußern kann.

Ich sage also, daß der Ineptus Religiosus eine kleine Schrift ist, die aus einer Zueignungsschrift, aus 53 Paragraphen, aus einem kleinen Gedichte, und endlich aus einer Stelle des Augustinus bestehet. Man betrachte eines nach dem andern. Zuerst die

### Zueignungsschrift.

Hier ist das vornehmste davon. — — „Mein lieber Freund, du „befindest dich jetzo ausser deinem Vaterlande, in den am Meere liegenden „Ländern Europens; deine größte Begierde geht dahin, daß du, in allen „Stücken, einen recht galanten Weltmann, und einen recht grossen Geist „aus dir machen mögest. Das ist löblich, und ich halte es für eine „Schuldigkeit, dich noch mehr dazu aufzumuntern. Ich will dir so gar „mit meinem guten Rathe an die Hand gehen, und dir dasjenige mit„theilen, was ich, nach einer neulichen Untersuchung, für das beste zu „seyn fand, um ein nicht unwürdiger Gottesgelehrter — — (so will ich „unterdessen das Wort Religiosus übersetzen.) dieses Jahrhunderts zu „werden. Ich weiß gewiß, es wird dir sehr nützlich seyn, und du wirst „in kurzen sehr viel daraus lernen können, wenn du nur folgsam seyn „willst. Lebe wohl. Datum et conceptum in otio febrili.

Nach dieser Zueignungsschrift, die nicht viel besser, als eine — — doch der Leser mag es selbst entscheiden, was sie zu versprechen scheinet?

— — Hier folgt die Abhandlung selbst, deren Hauptsätze ich folgender Maassen zusammen ziehe.

§. 1.

„Höre mir zu, der du dich von dem Pöbel absondern, zu einer grössern Theologischen Weisheit gelangen, und viel in kurzer Zeit lernen willst. Du wirst sehen, daß der Weg zu dem Erhabensten heut zu Tage sehr leicht ist, so daß du dich über die Glückseeligkeit deiner Zeiten, und über deine eigne Fähigkeit wundern wirst. Ohne viel Sprachen zu lernen, ohne die Nächte schlaflos hinzubringen, ohne viel Oel und Fleiß zu verlieren, will ich dir das Innerste der Weisheit eröfnen. Laß andre sich quälen, so viel wie sie wollen; sie wollen das gute nicht erkennen ꝛc.

§. 2.

„Du also der du dich berühmt zu machen gedenkest, überrede dich vor allen Dingen, daß du ein ganzer Mann bist, und daß dir nichts fehlt, um von allen, was dir in den Weg kömmt, urtheilen zu können. Weg mit der thörigten Behutsamkeit. Wer wird seine Meinung andern unterwerfen wollen? Weg mit solcher Sklaverey! Keine Sklaverey ist schimpflicher als die freywillige ꝛc.

§. 3.

„Halte die Gottesgelahrtheit für das allerleichteste Studium — — Glaube, daß nichts weniger Mühe kostet, als das wahre von dem falschen, und das Licht von der Finsternis zu unterscheiden. Ich versichre dir, daß alle Schwierigkeiten in der Einbildung bestehen; und daß nichts schwer ist, als was einem schwer scheinet. Der Löwe entsetzt sich über das Quacken des Frosches und wann er näher kömmt, zertritt er ihn ꝛc.

§. 4.

„Ferner verachte das Ansehen der Alten und der Verstorbenen. Wir sind zwar überall unsern Vorfahren viel schuldig; nur in der Religion sind wir ihnen nichts schuldig ꝛc.

§. 5.

„An die Hirten und Lehrer, unter welchen du lebest, kehre dich nicht. In einer so wichtigen Sache, als das Heil deiner Seelen ist, mußt du dich auf niemanden verlassen. Der beste Christ ist der, welcher sein eigner Hirt ist. Die Sorge für deine Seeligkeit ist niemanden aufgetragen, und niemand wird für dich zum Teufel fahren. Du kanst dich ja selbst aus Büchern genugsam unterrichten, derer heut zu Tage oft ein Schuster und

Schneider mehrere hat, als sonst ein grosser Doctor des Kanonischen Rechts. Und was ist jetziger Zeit gemeiner als die Gelehrsamkeit? Was haben die Gelehrten vor gemeinen Handwerksleuten, die oft fertiger mit der Zunge sind als sie, voraus, als den Namen? Vor diesen mochte es wohl wahr seyn, daß man die Gelehrsamkeit nur bey den Gelehrten finden konnte; allein jetzt

redeunt Saturnia regna,
In quibus Assyrium vulgo nascetur Amomum.

§. 6.

„Mit diesen witzigen Köpfen also, welche eigentlich keine Gelehrte sind, rathe ich dir fleißig umzugehen. Alle Pastores, Magistros, Doctores, Baccalaureos verachte gegen sie. Diese finstern Leute wollen, daß man nur ihnen alles glauben müsse; sie sind aufgeblasen und in ihre Grillen närrisch verliebt. Wenn sich ja noch einige unter ihnen finden, die diese Fehler nicht haben, so sind sie dafür albern, blödsinnig, einfältig und dumm. Ueberhaupt aber werden sie dich alle mit so viel Sophisterey en und schulmäßigen Unterscheidungen plagen, daß du nothwendig einen Eckel für sie bekommen mußt. Sie werden dich auf die Grammatiken, auf die Vernunftlehren, auf die Wörterbücher, auf Commentarios, Disputationes, Thomisten und Scotisten verweisen; sie werden dich zu einem ewigen Sklaven der Bücher machen, damit sie dich ja in ihren Ketten behalten, und du nur immer ihre Speichel lecken mußt ꝛc.

§. 7.

„Noch einmahl also, laß diese düsteren Köpfe, und gieb dich mit niemanden, als mit solchen ab, welchen Wahrheit und Lügen gleichgültige Dinge sind, und die weder die Kunst zu schliessen, noch zu disputiren, gelernt haben. Du brauchst eben nicht, um die Theologie zu lernen, deine andern Handthierungen aufzugeben; du kannst alles dabey treiben, was du nur willst; und es ist genug wenn du nur in müßigen Stunden mit deinen Gesellschaften ein wenig von der Religion schwatzest. Du kannst alles unter Scherz und Lachen lernen — — Schuster und Schneider sind oft die besten Theologen, weil sie aus Erfahrung reden. Die Stimme des Pöbels, ist die Stimme Gottes. Versuch es nur!

§. 8.

„Du wirst aber desto leichter lernen, je mit beredtern du umgehest; dergleichen jetziger Zeit die Engeländer und Holländer zu seyn pflegen,

bey welchen alle Marktplätze von Religion wiederschallen. Ihre Weibleins so gar, sind die geschwätzigsten, die nur zu finden sind, und sie können fertiger von theologischen Dingen plaudern, als mancher langbärtige Professor der Theologie. Doch auch nicht immer mit einem unterrede dich! Bald mit diesem, bald mit jenem, damit du fein vielerley in den Kopf bekömmst ꝛc.

§. 9.

„Nun muß ich dich ferner zur Kühnheit aufmuntern. Das Sprichwort sagt: den Kühnen hilft das Glück; und ich sage dir: den Kühnen hilft die Weisheit. Furchtsame bleiben auf dem bekannten Wege; Zweifelhafte folgen einem Führer; und die den Weg nicht wissen, treten in andrer Fußstapfen. Die Feigheit verräth ein unedles Gemüth. Ein Weiser weis, daß er etwas weis; er verehrt sich, und läßt sich von andern verehren. Was fragt er darnach, ob ihn andre frech, verwogen, oder, wie sie sonst wollen, nennen?

§. 10.

„Mit dieser Tugend ist die Großmuth verwandt, die du auch lernen mußt. Sie ist es, welche dich die Kleinigkeiten der Sprachlehrer, und die Kindereyen der Dialektiker verachten lehrt ꝛc.

§. 11.

„Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, mußt du dich zu keiner gewissen Sekte bekennen, und auf keines Worte schwören. Auch die Namen der Lutheraner, Papisten und Calvinisten mußt du nicht einmal vertragen. Remonstranten oder Contraremonstranten; was will das sagen? Die Christen müssen unter sich alle Brüder seyn. Luther war so gut ein Mensch als andre, und wir fehlen alle mannigfaltig ꝛc.

§. 12.

„Wann du aber ja in einer von den Sekten bist auferzogen worden, so verachte doch die andern nicht dabey. Jede hat etwas gutes; suche dir das Beste aus; lerne aus allen etwas, und nicht aus einer alles. Hast du aber Schreiben gelernet, so mache dir selbst ein theologisches System ꝛc.

§. 13.

„Hasse also keine Sekte, und glaube, daß, wie der Deutsche sagt, hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Gedenke an das, was Barläus in seinem schönen Epigrammate sagt:

— — — non unius aevi,
Non populi unius credimus esse pium
Si sapimus diversa, Deo vivamus amici,
Doctaque mens pretio constet ubique suo etc.

§. 14.

„Wann du ja haſſen willſt, ſo haſſe die Katholiken vor allen andern, weil ſie die Gewiſſen binden, uns alle Freyheit im Denken rauben, und nach der Art der Alten eine gar zu ſtrenge Kirchenzucht haben; weil ſie die Kirche zu einem Gefängniſſe, und den Glauben zu einer Marterbank machen ꝛc.

§. 15.

„Nach dieſen verachte die Lutheraner oder Ubiquetiſten. Dieſe Heerde iſt ſehr zankſüchtig, ſie dünkt ſich alleine klug, und hat noch viel von den äuſſerlichen päbſtiſchen Ceremonien beybehalten. Alle Ceremonien aber, befehl ich dir, zu fliehen. Wozu ſoll das Kniebeugen, das Kreuzmachen, die Entblöſſung des Hauptes? Dergleichen Grimaſſen gehören für die Klopffechter und Tänzer.

§. 16.

„Sonſt aber halte alle Sekten in gleichem Werthe, es mögen nun Arminianer, oder David-Joriten, oder Browniſten ſeyn. Tros Tyriusve fuat nullo discrimine habeto. Laß dir es auch niemals in den Sinn kommen, als wenn die päbſtliche Religion weniger zu haſſen wäre, als die Photinianiſche oder Mahometaniſche. Den Sektirer mußt du fliehen, ſofern er ein Sektirer iſt, nicht aber, inſoferne er irret.

§. 17.

„An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten zweifle in deinem Leben wenigſtens einmal. Und wann du es thuſt; ſo entziehe dich allem Umgange der Menſchen. Begieb dich in die Einſamkeit, welche dich manches lehren wird! Ziehe keine Bücher dabey zu Rathe; ſondern bloß und allein dich. Wenn der Geiſt von allzu vielen Leſen abgemattet iſt, ſo kann er von nichts gehörig urtheilen ꝛc.

§. 18.

„Die Bibel rathe ich dir, ohne alle Hülfe zu leſen. Doch brauchſt du nicht immer darüber zu liegen; aufs höchſte bey garſtigem und traurigen Wetter, oder wann du von der Arbeit müde und zu andern

Verrichtungen ungeschickt bist. Fliehe alle Ausleger; denn glaube mir, kein einziger ist von Vorurtheilen frey.

§. 19.

„Alle andre Gebetbücher, oder Gesangbücher kannst du bey der Bibel entbehren. Ich rathe dir überhaupt nicht, dich gewisser Formeln bey dem Beten zu bedienen; nicht einmal des Vaters Unsers. Das ist eine elende Andacht, die ihr Feuer aus den Büchern hohlen will! ꝛc.

§. 20.

„Die Bibel selbst aber lies mit Sorgfalt und Ueberlegung; nicht mit jener sinnlosen Ehrfurcht, die man Andacht zu nennen pflegt. Es sind Orte wo selbst Paulus anstößt, und wo Petrus stolpert. Homer schläft ja selbst manchmal ein. Lies die Bibel, nicht anders als du den Livius, Froschmäusler, oder der Gräfin von Bembrok Arkadien liesest. Einiges davon lobst du; einiges übergehst du; von einigem wolltest du, daß es lieber anders, als so heissen möge. Es steckt auch noch vieles in der Bibel, das noch niemand bemerkt oder an den Tag gebracht hat; und das entweder auf deine oder auf eines andern Hand wartet. Viele Stellen sollten ganz anders ausgelegt werden: Bey vielen folgt ein Schöps dem andern, und ein Ausleger dem andern ꝛc.

§. 21.

„Hieraus kannst du leicht schliessen, was ich von dem akademischen Disputiren halte. Damit diese Leutchen doch etwas thun mögen, so zanken sie sich über Worte, die weder bey ihnen noch bey andern einen Sinn haben. Ich möchte doch wissen, welcher von den Aposteln ihre Sophistereyen de causa essicientè, formali, informante, assistente etc. verstehen würde? Von ihren Haecceitatibus, Quidditatibus und dergleichen Dingern, die sie dem Thomas und Holcoth abborgen, will ich nichts sagen. Wie sehr hat man es vergessen, was der Heil. Ambrosius sagt: Piscatoribus creditur non Dialecticis etc.

§. 22.

„Wenn du aber ja mit mir nicht durchgängig einig bist, und ohne Bücher nicht gelehrt zu werden glaubst, so will ich dir wenigstens sagen, was für welche du loben und billigen mußt.

§. 23.

„Erst siehe, ob der Verfasser eine gute Schreibart hat. Sie muß Ciceronianisch seyn. Dieses Lob haben besonders die Bücher der Arminianer,

desgleichen Calvinus und verschiedene im vorigen Jahrhunderte verstorbene Schweizersche Theologen. ꝛc.

§. 24.

„Die andre Tugend eines Schriftstellers ist die Bescheidenheit. Er muß mit seinen Gegnern fein säuberlich verfahren. Er muß den Ausspruch des Heilandes beständig in Gedanken gehabt haben: richtet nicht!

§. 25.

„Die dritte Tugend ist die Versöhnlichkeit, welche die Griechen ἐπιεικειαν nennen. Sie müssen immer bereit seyn, sich mit ihren Feinden zu vereinigen und beständig im Munde führen: so viel an euch ist, haltet mit allen Menschen Friede! Dergleichen Bücher kommen heut zu Tage sehr viele ans Licht, und erhalten hier und da Beyfall.

§. 26.

„Die vierte Tugend ist die Frostigkeit, welche die Griechen ψυχρολογιαν nennen. Sie müssen nicht dem Leser ans Herz reden, noch Seiten mit Ausrufungen und Fragen anfüllen. Sie müssen keine Leidenschaften rege machen, ob man dieses gleich sonst für einen Fehler zu halten pflegt ꝛc.

§. 27.

„Fünftens wollte ich wohl rathen, daß man auf einen guten Druck, auf weisses Papier und saubere Lettern sehen möge; allein das weis jeder schon von sich selbst. Ich will also eine andre Regel geben, die wichtiger ist; diese nehmlich, man fliehe sorgfältig alle methodische Bücher. Die besten sind diejenigen, welche frey und ohne Zwang geschrieben sind ꝛc.

§. 28.

„Endlich, welches ich gleich zuerst hätte erinnern sollen, halte besonders diejenigen für auserlesene Bücher, welche ohne Namen des Verfassers heraus kommen, und auch keinen Ort des Drucks angeben, es müßte denn etwa eine Stadt in Utopien seyn. In solchen Büchern wirst du Schätze antreffen, weil sie meistentheils von witzigen und wahrheitliebenden Männern kommen. Die Welt ist sehr undankbar, daß sie dergleichen Schriften verbieten, oder sie nicht frey verkaufen lassen will.

§. 29.

„Solche Bücher, wie ich sie dir jetzt beschrieben habe, liebe und lies; alle die übrigen aber, Ausleger, Streitschriften, Compendia ꝛc. brauche

Ad piper et quicquid chartis amicitur ineptis.

§. 30.

„Ausdrücklich dir aber diejenigen Bücher zu nennen, welche du lesen mußt, will sich nicht thun lassen; weil ich dazu den Ort, wo du dich aufhältst, und sonst deine Umstände wissen müßte. Unterdessen aber kanst du mit folgenden anfangen: mit Hugonis Grotii Büchern von der Wahrheit der Christlichen Religion, mit seinen Auslegungen über das alte und neue Testament; mit Thomas Browns Religion des Arztes, (welches Buch Hugo besonders wegen seiner reinen Schreibart vielen anzupreisen pflegte) mit des Marcus Antonius de Dominis Republica Ecclesiastica; mit des Paräus Irenico; mit Gottfried Hottons Concordia Ecclesiastica, und was dir etwa sonst für welche in den holländischen Buchläden vorkommen.

§. 31.

„Nun will ich noch einige gute Regeln beyfügen, die dir durch dein ganzes Leben nützlich seyn können ꝛc.

§. 32.

I. „Verachte deinen Catechismen, und was du sonst in deiner Jugend gelernet hast. Allen diesen Bettel mußt du mit den Kinderschuhen ablegen ꝛc.

§. 33.

II. „Wage dich gleich an etwas grosses; und das geringste, worüber du streitest, laß die Vorherbestimmung von Ewigkeit, die allgemeine Gnade, die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seeligkeit, die Art und Weise, wie Christus im Abendmahl zugegen ist, und andere solche Fragen seyn. Wann du gleich nichts davon verstehest, das schadet alles nichts.

§. 34.

III. „Von denen, die wichtige Aemter bey der Kirche oder im Staate bekleiden, glaube durchgängig, daß sie unwissend und dumm sind; denn es wäre ein Wunder, wenn Ansehen und Verstand beysammen seyn sollten. Wann du findest, daß sie auch nur in einer Kleinigkeit gefehlt haben, so schliesse weiter.

§. 35.

IV. „Gewöhne dich deine Meinung über alles zu sagen. Weg mit dem Pythagorischen Stillschweigen. Erst lehre andre, und alsdenn lerne selbst. Ueberall aber, in Wein- und Bierhäusern, suche die Unterredung auf theologische Dinge zu lenken.

§. 36.

V. „Gieb beständig Acht, wo du etwas zu widersprechen findest. Es sey dir deßwegen erlaubt, den unwidersprechlichsten Grund des Christenthums anzutasten; man bekömmt wenigstens dadurch eine grosse Meinung von dir ꝛc.

§. 37.

VI. „Halte dich zu denjenigen, die von den obersten Geistlichen verachtet, und gedrückt werden. Es werden immer witzige und gelehrte Männer seyn, die man wegen ihrer Wahrheitsliebe verfolgt, und aus deren Umgange du vieles lernen kannst.

§. 38.

VII. „Auch aus den Reden des allergeringsten Menschen schäme dich nicht etwas zu lernen; und wenn es auch ein alt Weib wäre ꝛc.

§. 39.

VIII. „Wann du mit Männern, die gelehrt seyn wollen, von der Religion redest, und sie sagen dir etwas, was dir schwer und dunkel scheinet, so halte es für verdächtig. Alles was schwer ist, erkenne für Possen; und nur das, was du gleich fassen kannst, für Wahrheit.

§. 40.

IX. „Der Hauptzweck aller deiner Unterredungen und Handlungen sey, die Sekten zu vereinigen, und Friede und Ruhe in der Kirche herzustellen. Die Theologen selbst sind viel zu eigennützig, halsstarrig und zänkisch, als daß sie sich damit beschäftigen sollten ꝛc.

§. 41.

X. „Bei Streitunterredungen suche beständig auf eine neue Art zu antworten. Mit dem Antworten selbst aber, sey ja recht fertig. Jedes grosse Genie redet alles aus dem Stegreife. In theologischen Sachen besonders, sind oft die erstern Gedanken besser als die letztern ꝛc.

§. 42.

XI. „Die Streitigkeiten, welche unter den Sekten obwalten, mache so geringe als möglich; denn sie sind es, die der Vereinigung am meisten im Wege stehen. Oft sind es nur Wortstreite, und der ganze Fehler ist der, daß beyde Partheyen einander nicht verstehen. Ueberhaupt wird dir hier der Unterschied zwischen Glaubensartikeln, die zur Seeligkeit unumgänglich nöthig sind, und denen, die es nicht sind, sehr wohl zu Statten kommen.

§. 43.

XII. „Wann du von den verschiednen Sekten sprichst, so drücke dich

allezeit beſcheiden aus. Die Beſcheidenheit iſt die erſte Tugend eines Jüngers der groſſen und allgemeinen Religion. Miſche daher fein oft in deine Reden die Wörter, wenn, vielleicht, es ſcheinet, ich halte, meiſtentheils, kaum, ohne Zweifel. Sage zum Exempel: wenn irgend ein Glaubensbekenntniß nach allen Vorſchriften der Frömmigkeit und Heiligkeit abgefaßt iſt, ſo iſt es wohl das Augſpurgiſche; die Photinianer ſind des chriſtlichen Namens kaum würdig; die Calviniſten ſcheinen aus Begierde, die göttliche Gnade groß zu machen, den unbedingten Rathſchluß aufgebracht zu haben; dem ehrlichen Hugo Grotius iſt hier etwas menſchliches zugeſtoſſen, ꝛc. Aber ganz anders mußt du von denjenigen reden, die mit deinen beſondern Meinungen nicht überein kommen wollen.

§. 44.

XIII. „Gieb dich bey Streitunterredungen niemals überwunden. Wenn dein Gegner ſcharfſinniger iſt, und dich mit Schlüſſen eintreiben will, ſo halte immer einen Einfall in Bereitſchaft, den du dieſem Schulfuchſe in den Bart werfen kannſt. Allenfalls kannſt du ihm auch ſagen, daß er dich nicht verſtehe, und daß er ſelbſt nicht wiſſe, was er wolle?

§. 45.

XIV. „Bey allen Streitfragen fange ganz von vorne an. Setze nichts voraus. — — — (Doch ich will dieſen Paragraphen, nicht weiter ausziehen; ich werde ihn unten ganz einrücken müſſen, weil die von dem Herrn Vogt angezogene Stelle daraus genommen iſt.)

§. 46.

XV. „Rühme dich oft deiner heiligen Betrachtungen, deiner Geduld, deiner Demuth, und deiner andern dir verliehenen Gnadengaben. Thue aber, als wenn du hierbey nicht deine, ſondern Gottes Ehre ſuchteſt.

§. 47.

XVI. „Lebe ſo, als wenn dich dieſe Zeiten ganz und gar nichts angingen. Entweder ſiehe beſtändig auf das vergangne, oder ſpare dich beſſern Zeiten. Die Berge werden bald etwas gebähren, und alsdenn wird eine ſehr groſſe Veränderung entſtehen.

§. 48.

XVII. „Was dir in der Nähe iſt, verachte. Bücher und Menſchen aus deiner Gegend müſſen dir eckeln. Nur das ausländiſche muß dich ergötzen ꝛc.

§. 49.

XVIII. „Wenn du auf dieſe Art in deiner Religion zugenommen haſt, ſo ſinne endlich einmal darauf, wie die ganze Hierarchie der Kirche abgeſchaft werden könne. Die Geiſtlichen koſten der Republik jährlich ſehr groſſe Summen; ein Erzbiſchof verzehrt in einem Monate mehr, als ein andrer Vornehmer in einem Jahre. Von was für einer Laſt würde der Staat nicht befreyt ſeyn, wenn er dieſe Koſten erſparen könnte?

§. 50.

XIX. „Endlich wann du dich in deinen Glaubensartikeln feſt geſetzt haſt, ſo fange auch an, dich um den Zuſtand deiner politiſchen Obrigkeit zu bekümmern. Lebſt du in einer Monarchie, ſo unterſuche, was dein Monarch für Recht habe, über freye Leute zu herrſchen; Ob es erlaubt ſey, daß einer über alle gebiethe? Kanſt du auch andre mit dazu aufmuntern, daß ſie gleiche Unterſuchungen mit dir anſtellen, ſo iſt es deſto beſſer ꝛc.

§. 51.

XX. „Um aber von deiner Obrigkeit ein richtiges Urtheil fällen zu können, wirſt du ſehr wohl thun, wann du von allen ihren Mängeln und Fehlern Nachricht einzuziehen ſuchſt, welche du am beſten durch ihre Mägde, oder andre Bothſchaffträgerinnen bekommen kannſt ꝛc.

§. 52.

„Mit dieſen und dergleichen Unterſuchungen bringe deine Jugend hin; und ſey nicht ſo unſinnig ſie bis auf das Alter zu verſparen ꝛc.

§. 53.

„Hier will ich aufhören, und ein mehreres deiner eignen Klugheit überlaſſen. Vielleicht erkläre ich mich zu einer andern Zeit weitläuftiger, beſonders wann ich erfahren ſollte, daß dieſes nicht übel aufgenommen worden.

Noch iſt es einige Augenblicke zu zeitig, meine Leſer zu fragen, was ſie wohl geleſen haben? Es iſt vorher noch ein kleiner Anhang übrig, den ich ihnen gleichfalls mittheilen muß. Er beſtehet, wie ſchon geſagt, aus einem kurzen Gedichte und aus einer Stelle des Auguſtinus. Das erſtre iſt Manuductio ad Epicureismum überſchrieben und lautet von Wort zu Wort ſo:

Vitam quae faciunt suis beatam
Porcis, haec Epicurus ille tradit;

Ne spectes hominum Deive mentem?
Non est qui regat et curet orbem;
Spem vitae bene rideas futurae,
Quamvis mens ratioque sana monstrent
Te soli tibi finge procreatum,
Certus cuncta tuo esse nata ventri;
Silenus placeat nihilque malis.
Vivas ut tua sus tuusque porcus;
Et tandem moriare porcus et sus.
Sic, sic itur ad insulas beatas,
Aeterno quibus igne carcer ardet,
Et tales coquit ustulatque porcos.
Tunc malles, Epicure, non fuisse,
Sed sero venient eae querelae;
Et disces aliud fuisse quiddam,
Quam quod riseris hic inane numen.

Dieſe Verſe ſind die beſten nicht; und ſie würden ſchwerlich hier ſtehen, wann ich ſie gemacht hätte. — — Endlich folgt auch die Stelle des Kirchenvaters: Utile est libros a pluribus fieri diverso stylo; non diversa fide, etiam de quaestionibus iisdem, ut ad plurimus res ipsa, quae orthodoxe tractatur, pervenire possit. — —

Ho! ho! wird man mir nunmehr entgegen rufen, dieſe Stelle war wohl noch nöthig, uns recht mit der Naſe darauf zu ſtoſſen, daß der ganze Bettel eine Satyre ſey? Die Wendung darinne iſt, gleichwohl weder neu noch ſelten! Der Verfaſſer ſagt überall das Gegentheil von dem, was er ſagen will; und ſagt es oft mit ſo dürren Worten, daß man ſehr dumm ſeyn muß, wenn man ſeine Meynung nicht faſſen will.

Und das urtheile ich auch. Ich will denjenigen ſehen, der mir das geringſte anſtößige oder gottloſe darinne zeigt; ſobald er dasjenige verneinet; was unſer Spötter bejahet, und dasjenige bejahet, was er verneinet. Doch auch dieſes iſt nicht einmal nöthig; man nehme alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verſtande derſelben, nirgends ab: was iſt es nun mehr? Hat nicht ein Religiosus ineptus ſollen geſchildert werden? Was hat man dazu für andre Züge wehlen können?

Um die Ironie überall noch beſſer einzuſehen, darf man ſich nur an

die Streitigkeiten erinnern, welche besonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lutherische Kirche zerrütteten. Eine der vornehmsten war die Syncretistische, oder diejenige welche die Helmstädter Gottesgelehrten, und besonders der ältere Calixtus erregten. Um das Jahr 1652 war sie eben sehr heftig geworden, und sie ist es, gegen die unser Verfasser die meisten und schärfsten Pfeile losdrückt. Man sehe besonders auf den zwey und vierzigsten und drey und vierzigsten Paragraphum, und überhaupt auf alle zurück, wo er von den verschiednen Sekten, von der Bescheidenheit, die man gegen sie brauchen müsse, und von ihrem Unterscheide, der nichts weniger als wesentlich sey, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit, eine Art von Verwandschaft haben, zielt er. Ich berufe mich deswegen besonders auf den 25sten Paragraphum, wo er von der Verträglichkeit spricht, und auf den 30sten, wo er fast lauter Bücher anpreiset, die auf die Wiedervereinigung der christlichen Religion bringen. Was er aber daselbst von des Thomas Browns Religion des Arztes sagt, ist mir beynahe ein wenig verdächtig. Quem Hugo ex puritate dictionis multis solitus commendare, sind seine Worte. Gleichwohl ist das Werk eigentlich englisch geschrieben; und die lateinische Uebersetzung, wenn ich mich recht erinnere, ist erst herausgekommen, als Grotius schon todt war.

Ferner scheint mir der ganze 21ste Paragraphus, und wo er sonst noch der Scholastischen Philosophie gedenkt, auf die Streitigkeiten zu gehen, welche der Helmstädtsche Superintendent D. Hoffmann anspann, der sich durch seinen Haß gegen die Weltweisheit ungemein lächerlich machte.

Desgleichen sticht er die Anwendung der Cartesischen Philosophie in der Gottesgelahrheit offenbahr, in dem 17ten Paragrapho, an. De omnibus articulis fidei, deque omnibus doctrinis morum fac semel in vita dubites.

Endlich besinne man sich noch auf die Schwärmereyen des erleuchteten Schusters von Görlitz, welcher ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch seinen blossen Unsinn, das Haupt einer Sekte und der Theosoph Deutschlands zu werden, das Glück hatte. Auch auf diesen und seine Anhänger wird sich vieles nicht übel deuten lassen, so daß man, wenn man noch wenig andre Anwendungen auf die Wiedertäufer, und auf die starken Geister damaliger Zeit, macht, wenig in den Wind gesagtes finden wird.

Ich will die Auswicklung aller dieser kleinen Umstände dem Leser selbst überlassen, und mich begnügen, ihn nur mit dem Finger darauf gewiesen zu haben. Er wird durchgängig, nach einer kleinen Ueberlegung finden, daß wenn eine Satyre in der Welt, orthodox abgefaßt worden; so sey es gewiß diese, welche der Herr Pastor Vogt als böse und gottlos ausschreyt.

Doch ein jeder hat seine eigene Art zu denken; und es könnte wohl seyn, daß dieser Gelehrte vollkommen nach seiner Empfindung geschrieben habe. Es ist nicht allen gegeben, Scherz zu verstehen; besonders wenn er auf etwas fällt, woran unsere Eigenliebe Theil nimmt. Ich würde ihm daher sein bloßes Urtheil nicht verdenken, wann er es dabey hätte wollen bewenden lassen. Allein, daß er unsre Beystimmung durch Verfälschungen erzwingen will, das verdenke ich ihm sehr.

Und dieses ist der zweyte Punkt, den ich erweisen muß. Man sehe also in dem vorhergehenden die Worte nach, die er aus dem 45 Paragrapho des Religiosi Inepti will genommen haben. Es waren folgende: Omnes Quaestiones et Controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil suppone: semper quaeras: an Christus fuerit in rerum natura. Gesetzt einen Augenblick, diese Anführung hätte ihre vollkommene Richtigkeit, was nun? Die ganze Schrift, wie wir gesehen haben, ist eine Ironie, und also auch diese Zeilen! Als eine solche aber, sind sie die unschuldigsten von der Welt, und ich kann auf keine Weise einsehen, wie sie den bösen Sinn des Verfassers verrathen können. Der Herr Vogt wird ihm doch nicht Schuld geben wollen, als habe er gezweifelt, ob jemals ein Christus in der Welt gewesen sey? Und bey nahe kann er ihm nichts anders damit Schuld geben.

Wie also, wenn ich ihm mit ausdrücklichen Worten in eben dieser Stelle grade das Gegentheil zeigte? Und nichts ist leichter, denn ich darf sie nur hersetzen, so wie sie eigentlich in dem Originale, das ich vor mir habe, lautet. Es heißt aber daselbst nicht schlecht weg: nihil suppone; sondern es heißt: nihil AB ALIIS PROBATUM AUT DECISUM suppone. Hier ist der ganze Paragraphus, den ich oben nur mit wenig Sylben angeführt habe:

§. 45.

XIV. Omnes quaestiones et controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil *ab aliis probatum aut decisum* suppono.

Semper quaeras: utrum etiam sint angeli seu spiritus? An Christus fuerit in rerum natura? An diluvium Mosaicum fuerit universale et similia. Neque opus est, ut tamdiu expectes, donec necessitate quadam eo perducaris, sed ultro te torque et quam studiosissime labora, ut dubia et disputabilia quaedam habeas. Quaestiones etiam tales amato: unde scire possum veram esse scripturae interpretationem, quam Pastor meus proponit? quo indicio constat Lutheranam religionem congruam esse verbo Dei, quum id Photiniani etiam jactent?

Nun muß ich aber in allem Ernſte fragen, warum der Herr Paſtor Vogt das *ab aliis probatum aut decisum* an einem Orte weggelaſſen hat, wo der ganze Verſtand davon abhängt? Daß er aber hier davon abhängt, wird niemand leugnen. Es iſt zwar wahr, will der ungenannte Verfaſſer ſagen, andre haben es längſt ausgemacht und bewieſen, daß es Geiſter giebt, daß Chriſtus in der Welt geweſen iſt; aber gleichwohl, was gehen dich, der du klüger als die ganze Welt mußt ſeyn wollen, was gehen dich, ſage ich, andre an? Deine Fragen ſind zu Millionenmalen beantwortet worden; doch was ſchadet das? Du kannſt ſie ſchon noch einmal aufwerfen, und dir dadurch das Anſehen eines Geiſtes geben, der bis auf den Grund der Sachen dringet. — — Wer iſt ſo einfältig, dieſe Sprache nicht zu verſtehen? Und wer ſieht nicht, daß die ganze Stärke des Spottes auf dem ab aliis probatum aut decisum beruhet? So bald dieſes weg iſt, ſo bald ſcheint alles, beſonders wenn es auſſer dem Zuſammenhange genommen wird, wo nicht im vollen Ernſte, wenigſtens in einer ſehr plumpen Ironie geſagt zu ſeyn.

Ich habe ſchon hin und her auf einige Entſchuldigungen für den Hrn. Vogt gedacht. Wie gerne wollte ich annehmen, daß er die Schrift niemals ſelbſt geſehen, und daß ihm ein unachtſamer Freund die Stelle daraus mitgetheilet habe; doch hierwieder iſt ſein eignes Bekenntniß. Wie gerne wolte ich ferner vermuthen, daß er vielleicht einen andern veränderten Abdruck gebraucht habe, wann ich nur den geringſten Grund hätte, zu glauben, daß ein ſolcher in der Welt ſey?

Wenn es ihm daher gefallen ſollte, ſich etwa in einer neuen Ausgabe ſeines Verzeichniſſes hierüber zu erklären, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß er ſeine Vermuthungen beyfügen möge, wer ſich etwa unter die Buchſtaben M. J. S. könne verſteckt haben? Kaum darf ich es wagen,

die meinigen vorzulegen, weil ich es ganz gerne gestehe, daß sie auf ziemlich schwachen Gründen ruhen. Anfangs nehmlich, da ich die Schrift selbst noch nicht gesehen hatte, gingen meine Gedanken auf den Johann Steller, welcher sich durch die Vertheidigung des Pilatus berüchtigt gemacht hat. Nach der Zeit aber bin ich auf den Josua Schwarz gefallen, welcher zuletzt Schleßwig Hollsteinischer Generalsuperintendent war. Er war in seiner Jugend ziemlich gereiset, und konnte also Ketzer und Schwärmer genug gekannt haben, um Lust zu bekommen, ihre Thorheiten nach dem Leben zu schildern. Was dieser Muthmassung noch das meiste Gewicht geben mußte, wäre der Haß, den er beständig gegen die Syncretisten geäussert hat. Er mußte ihrentwegen so gar sein Vaterland verlassen, welche Verdrüßlichkeit ihm um die Jahre einige sechzig, begegnete. Doch ich sage es noch einmal, diese Wahrscheinlichkeiten sind zu klein, als daß man darauf bauen könnte.

Man wird oben ohne Zweifel bemerkt haben, daß Herr Vogt den dritten Theil der Hamburgischen vermischten Bibliothek anführet. Wann man sich die Mühe nehmen will, die Stelle nachzusehen, so wird man finden, daß daselbst Herr Harenberg unter den Merkwürdigkeiten seiner Westphälischen Reise, gleichfalls des inepti Religiosi gedenkt. Das Exemplar, welches er davon durchlauffen, ist eben dasselbe, welches Herr Vogt gebraucht hat. Allein wie verschieden sind die Urtheile beyder Gelehrten. Herr Harenberg trift viel näher zum Zwecke, und ich bin durchgängig mit ihm einig, nur darinne nicht, daß er vorgiebt, man könne es nicht so leicht errathen, ob der Schriftsteller im Ernste, oder nur Spottweise dem Leser so viel heillose Lehren vorhalte. — — Hat er etwa bey jedem Paragrapho hinzusetzen sollen: aber merkts ihr Leute, daß ich mich nur der Ironie bediene? Das sind schlechte Satyren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satyren seyn sollen.

Es taugt, sollte ich meinen, überhaupt nicht viel, wenn man die gefährlichen Bücher ohne Noth vermehret. Es wäre besser, wenn man sie so viel als möglich verringerte; welches dadurch am ersten geschehen kann, wenn man jedes nach seiner Absicht beurtheilt, und sich begnügen läßt, ein nichtswürdiges Buch ein nichtswürdiges zu nennen, ohne es zu einem gottlosen zu machen.

Diese Regel der Klugheit scheinen nur die wenigsten unserer Bücherkenner zu beobachten. Da sie gewohnt sind, den Werth ihrer Entdeckungen,

nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzumeſſen, ſo werden ſie nur gar zu oft von einer kleinen Ruhmſucht verleitet, dieſe durch Uebertreibung zu erhöhn, und den Innhalt wenigſtens atheiſtiſch zu machen. So iſt es zum Exempel mit den Werken des Bruscambille ergangen, wider die Herr Reimann nach ſeiner Art auf der 392. Seite der Historiae universalis Atheism. ſehr fürchterlich declamirt. Herr Vogt hat in ſeinem Verzeichniſſe deſſen eigne Worte beybehalten, und beyden ſind ſie liber aeternis tenebris dignus. Ich habe eine neuere Ausgabe davon, welche 1669. in Paris in Duodez gedrukt worden. Es iſt wahr man findet nichts als Poſſen darinne; weiter aber auch nichts, als Poſſen. Bruscambille ſelbſt muß ein Komödiant des vorigen Jahrhunderts geweſen ſeyn, denn faſt alle in ſeinen Werken enthaltene Stücke ſind entweder an die Zuſchauer, vor oder nach den Schauſpielen, gerichtet, oder es ſind Tiraden, wie man ſie auf der franzöſiſchen Bühne zu nennen pflegt. Herr Reimann irrt ſich daher ſehr, wenn er vermuthet, daß Rabelais vielleicht der eigentliche Verfaſſer ſey. Die Schreibart iſt viel neuer, als die Schreibart dieſes franzöſiſchen Lucians — —

Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Luſt zu Ausſchweifungen mehr Beyſpiele vorzulegen, verleitet.

# Rettung des Cochläus,

aber nur in einer Kleinigkeit.

# Rettung des Cochläus.

Ich geſtehe es ganz gerne, daß Cochläus ein Mann iſt, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abſcheu denken kan. Er hat ſich gegen unſern Vater der gereinigtern Lehre, nicht als einen wahrheitliebenden Gegner, ſondern als einen unſinnigen Läſtrer, erwieſen; er hat von 1521 bis 1550 faſt kein Jahr verſtreichen laſſen, ohne eine Schmähſchrift wider ihn an Tag zu bringen, welche alle von den römiſchen Glaubensgenoſſen als Evangelia aufgenommen wurden; Verfälſchungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren ſeine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, ſo ungerecht ſie auch waren. Ich habe daher lange Zeit bey mir angeſtanden, ob er wohl etwas beßres verdiene, als daß man mit Gegenverleumdungen wider ihn verfahre. Man würde ihm, wenn man es auch noch ſo arg machte, dennoch nicht ſo viel Unrecht thun können, als er Luthern gethan hat.

Doch endlich überlegte ich auch auf der andern Seite, daß man dadurch, ſo gut als er, einen Mangel an Gründen, die keines falſchen Zuſatzes benöthiget ſind, verrathen würde; daß durch eine ungezwungene Aufrichtigkeit ſich ſein Anſehen ſichrer untergraben lieſſe, als durch ihm abgelernte Ränke; und kurz, daß man auch dem Teufel nicht zu viel thun müſſe. Dieſer Ueberlegung habe ich es alſo zuzuſchreiben, daß ich mich folgendes aufzuſetzen habe überwinden können.

Unter den Vorwürfen, welche die Katholiken uns wegen der Reformation zu machen pflegen, iſt derjenige keiner von den geringſten, den ſie von den vorgeblichen veranlaſſenden Urſachen hernehmen. Dieſes Werk, ſagen ſie, ward ganz und gar nicht aus einem heiligen Eifer angefangen;

der Neid war die Triebfeder. Es verdroß Luthern, daß man seinem Orden den Ablaßkrahm entzogen, und ihn den Dominikanern gegeben hatte.

Es haben verschiedene Gelehrte unsrer Kirche diese Beschuldigung hinlänglich beantwortet. Hunnius, Seckendorf, Möller scheinen alles gesagt zu haben, was man darauf sagen kann. Weil sie es aber nur mit wenig Worten gethan haben, so hat es der Herr D. Kraft vor einiger Zeit für werth gehalten, sich umständlicher darüber einzulassen. Er vertheidigte daher, im Jahr 1749, als er sich noch in Göttingen befand, eine Streitschrift de Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam disputante. Diese Arbeit ward sehr wohl aufgenommen, so gar, daß man auch einige Jahre darauf eine freye Uebersetzung, unter dem Titel die gerettete Ehre des seel. D. Martin Luthers, davon besorgte. Man kann ihr auch in der That, wenn man billig seyn will, ihr Lob nicht entziehen; das Hauptwerk was er beweisen wollen, hat er glücklich bewiesen, und nur über einen einzigen Umstand dabey, habe ich meine Anmerkung zu machen. Der Herr D. Kraft will nehmlich, daß Cochläus der aller erste Erfinder obgedachter Verläumdung sey, und daß vor ihm auch Luthers allerärgsten Feinde nicht daran gedacht hätten.

Wir wollen seine eigne Worte hören, die ich aus dem 14ten Paragrapho der deutschen Uebersetzung nehme. „Wir setzen aber, heißt es „daselbst, den allgemeinen Grund voraus, welcher allerdings ein großes „Gewicht hat, daß alle Schriftsteller, welche zu Luthers Zeiten gelebt, „nicht ein Wort von dieser Zunöthigung gedacht haben. Es ist nicht ein„mal nöthig, daß wir uns auf die berühmten Männer, welche sich eine „allgemeine Hochachtung erworben haben, beziehen, nehmlich den Schlei„dan, Thuan, Guicciardini; oder daß wir diejenigen anführen, „welche sich noch ziemlich unpartheyisch und aufrichtig bewiesen, nehmlich „den Jovius, Alphonsus a Castro, Ferron, Surius ꝛc. als „die insgesamt Luthers Aufstand aus andern Quellen herleiten, und von „dieser Anschuldigung nichts wissen; sondern wir wollen uns, ohne alles „Bedenken, auf die Schriften der giftigsten Feinde Luthers berufen, welche „den möglichsten Fleiß angewandt, alles mit vieler Bitterkeit zu sammeln „und drucken zu lassen, was ihre Raserey wider ihn Verdächtiges und „Lächerliches nur aussinnen können. Es ist dieser Umstand wahrhaftig „nicht obenhin anzusehen, daß unter allen diesen Vorfechtern, welche vom

„Jahre 1517 bis an den Tod Luthers 1546, ihm mündlich und ſchrift„lich einen Rang abzulaufen geſucht, auch nicht einmal in dem erſten „Treffen, als von dem Ablaß allein, und von den Urſachen des angefan„genen Streits eigentlich die Rede war, nicht ein einziger ſo unverſchämt „geweſen, daß er dieſen Bewegungsgrund angegeben, und Luthern eines „ſolchen Neides beſchuldiget hätte, dergleichen ihm nach der Zeit zur Laſt „gelegt worden. — — Cochläus ſelbſt, der unglückliche Erfinder dieſer „Fabel, hat in den Schriften, die er dem noch lebenden Luther entgegen „geſetzt, davon nicht einmal gelallt; ſondern iſt er, (§. 4.) nach deſſen „Tode, in dem Verzeichniſſe der Thaten und Schriften Mar„tin Luthers in Sachſen, damit hervor gerückt ꝛc."

In dieſer Stelle alſo, welche dem Herrn D. Kraft einer von den allgemeinen Beweisgründen iſt, warum die Beſchuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen, erdichtet ſey; behauptet er mit ausdrücklichen Worten, I. daß Cochläus, und folglich ein Mann ohne Treu und Glaube, ſie zuerſt vorgebracht habe, und daß II. in den Jahren von 1517 bis 1546 von keinem Menſchen jemals ſey daran gedacht worden.

Doch beydes, mit Erlaubniß des Herrn Doktors, iſt falſch. Ich kenne ein Zeugniß, welches ſich von einem andern, als von Cochläo, herſchreibt, und gleich in den erſten Jahren iſt abgelegt worden. Hier iſt es: Habes primam, ſagt mein Schriftſteller, nachdem er den Urſprung der Lutheriſchen Unruhen erzehlt, hujus Tragoediae scenam, quam Monachorum oddiis debemus. Dum enim Augustinensis invidet Dominicano, et Deminicanus vicissim Augustinensi, atque hi etiam Franciscanis, quid quaeso poterimus praeter gravissima dissidia sperare?

Wirft dieſe Stelle, wenn anders die Umſtände wahr ſind, die ich davon vorgegeben habe, nicht alles, was Herr Kraft in den vorigen behauptet hat, auf einmal über den Haufen? Ich ſollte es meinen.

Allein iſt es auch ganz gewiß, daß Cochläus nicht Urheber davon iſt? Ganz gewiß. Ihr Urheber iſt Alphonſus Valdeſius. Iſt es auch ganz gewiß, daß ſie in den Jahren von 1517 bis 1546. geſchrieben worden? Auch dieſes iſt ganz gewiß. Sie ward den 31. Auguſt 1520 geſchrieben.

Wer iſt denn aber dieſer Alphonſus Valdeſius? — — Ich

will es ganz gerne glauben, daß ich auch denen, die in der Reformationsgeschichte noch sowohl bewandert sind, einen ganz unbekannten Namen genennt habe. Einen Johann Valdesius der in Neapolis den ersten Saamen des Lutherthums ausgestreuet hat, werden sie wohl kennen; allein von einem Alphonsus dieses Namens, ist überall das tiefste Stillschweigen.

Ich muß daher alles mittheilen, was ich von ihm weis. — — Alphonsus Valdesius war magnae spei juvenis, er war ferner ein Sohn Ferdinandi de Valdes, Rectoris Conchensis; und hat an den Peter Marthr, nicht Vermilium, sondern Anglerium, aus Holland und Deutschland verschiedene Briefe geschrieben. — — Das sind sehr dunkle und unzulängliche Nachrichten, wird man sagen; es ist wahr; allein kann ich sie besser geben, als ich sie habe? Ich habe es nicht einmal gewagt, sie deutsch zu übersetzen; aus Furcht, auch nur mit dem allergeringsten Worte von ihrem eigentlichen Verstande abzuweichen.

Meinen Wehrmann aber wird man ohne Zweifel daraus errathen können. Es ist der nur gedachte Peter Martyr. Dieser Gelehrte war ein gebohrner Mayländer aus Anghiera, verließ sein Vaterland, und begab sich nach Spanien, wo er bey dem König Ferdinand sehr ansehnliche Ehrenstellen bekleidete. Seine Schriften sind bekannt, ob sie gleich fast alle unter die seltnen gehören. Besonders werden seine Briefe, wegen der ganz besondern darinne enthaltenen Nachrichten, sehr hoch geschätzet. Sie sind das erstemal im Jahre 1530 zu Complut in Folio gedruckt, und von den Elzeviren im Jahr 1670 zu Amsterdam, in eben demselben Formate, nachgedruckt worden; doch hat man nur sehr wenige Exemplare davon abgezogen, so daß sie dieser neuen Auflage ohngeachtet, gleichwohl noch ein sehr rares Buch bleiben. Sie sind in 38 Bücher abgetheilt, und die Briefe, deren Zahl sich auf 813 beläuft, gehen vom Jahr 1488 bis auf 1525.

In dem sechshundert und neun und achtzigsten dieser Briefe nun, desgleichen in dem sieben hundert und zwey und zwanzigsten, theilet Marthr zwey Schreiben mit, die er von dem gedachten Alphonsus Valdesius erhalten hatte. Beyde betreffen das Reformationswerk; der erste ist aus Brüssel den 31. August 1520, und der zweyte aus Worms den 15. May 1521. datirt. Aus jenem ist die oben angeführte Stelle, welche alle erforderliche Eigenschaften hat, das Vorgeben des Hrn. D. Krafts

zu vernichten. Man kann ſie, wenn man mir nicht trauet, auf der 381ten Seite der zweyten angeführten Ausgabe, ſelbſt nachſehen. Ich finde von dieſem Valdeſius noch einen dritten Brief in dem 699ten eingerückt, allein er betrift ganz etwas anders, die Krönung Carls nehmlich zum römiſchen Könige, bey welcher er zu Achen gegenwärtig geweſen war.

Es verlohnet ſich ohne Zweifel der Mühe, daß ich von den erſtern Briefen etwas umſtändlicher rede, beſonders da ſie ſo wenig bekannt geworden ſind. Ich wüßte nicht einen einzigen Schriftſteller, der ſich mit der Reformationsgeſchichte abgegeben hätte, und ihrer gedächte. Unterdeſſen hätten ſie es doch nur allzuwohl verdient, weil ſie in der That mit vieler Unpartheylichkeit geſchrieben zu ſeyn ſcheinen. Ich hoffe, daß eine Art von Ueberſetzung derſelben, dem Leſer angenehm ſeyn wird, damit er ſich um ſo viel mehr daraus überzeugen könne, ob die von mir angeführte Stelle auch in der That dasjenige beweiſe, was ſie beweiſen ſolle. Der Eingang, den Martyr dem erſten Briefe voranſchickt, iſt folgender: *Petrus Martyr A. M. Marchionibus discipulis.* Quae in regnis geruntur, vos non latent. Ex his quae ab exteris habemus, legite prodigium horrendum, mihi ab *Alphonso Valdesio*, magnae spei iuvene, cujus patrem Ferdinandum de Valdes, Rectorem Conchensem nostis, non minus fideliter quam ornate descriptum, cujus epistola sic habet. Man ſieht, daß dieſe Worte die Quelle meiner obigen Nachrichten ſind. Der Leſer mag es ſelbſt unterſuchen, was das Rector Conchensis ſey, ob man einen Statthalter oder einen Schulrektor in Conches, oder was man ſonſt darunter verſtehen ſolle? Ich bekenne meine Unwiſſenheit ganz gerne. Was liegt endlich an dieſem Umſtande? Die Briefe ſelbſt werden deswegen ihren Werth nicht verlieren. Hier ſind ſie:

## Der erſte Brief

### des Alphonſus Valdeſius an den Peter Martyr.

„Du verlangſt von mir zu wiſſen, was die jüngſt unter den Deutſchen entſtandene Sekte der Lutheraner für einen Urſprung habe, und wie ſie ausgebreitet worden. Ich will dir alles, wo nicht zierlich, doch getreulich überſchreiben, wie ich es von glaubwürdigen Perſonen erfahren habe. Du wirſt, ohne Zweifel, gehört haben, daß der Papſt Julius II. dem Apoſtel Petro einen unglaublich prächtigen und groſſen Tempel bauen

zu laſſen, angefangen habe. Er hielt es, vermuthlich, für unanſtändig, daß der Oberſte der Apoſtel in einem niedrigen Tempel wohnen ſolle, beſonders da aus allen Theilen der Welt, unzehliche Menſchen der Religion wegen, daſelbſt einträfen. Er würde, nach ſeiner Großmuth, dieſen Bau auch gewiß zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht, mitten in dem Laufe, der Tod aus der Zeitlichkeit abgefordert hätte. Leo der X. folgte ihm auf dem Päpſtlichen Stuhle, weil er aber nicht Geld genug hatte, einen ſolchen Aufwand zu beſtreiten, ſo ließ er durch die ganze chriſtliche Welt denjenigen Ablaß verkündigen, welche zum Baue dieſes Tempels einige Beyſteuer geben wollten. Er hofte, daß er auf dieſe Art eine unſägliche Menge Geldes, beſonders unter den Deutſchen, welche die Römiſche Kirche mit einer ganz beſondern Hochachtung verehrten, zuſammen bringen werde. Doch wie nichts in der Welt ſo feſt und beſtändig iſt, das nicht entweder durch die Gewalt der Zeit, oder durch die Bosheit der Menſchen verfallen ſollte, ſo konnten auch dieſe Ablaßverkündigungen nicht davon ausgenommen bleiben, ſondern ſie wurden die Urſache, daß Deutſchland, welches keiner andern chriſtlichen Nation an Frömmigkeit etwas nachgab, jetzo von allen und jeden darinne übertroffen ward. Es ſprang nehmlich in Wittenberg, einer Stadt in Sachſen, als ein gewiſſer Dominikaner predigte, und dem Volke den Ablaß, woraus er ſelbſt keinen geringen Vortheil zu ziehen trachtete, aufdringen wollte, ein Auguſtiner Mönch, mit Nahmen Martinus Luther hervor, welcher der Urheber dieſer Tragödie ward, und vielleicht aus Neid gegen den Dominikaner, verſchiedene Artickel im Druck ausgehen ließ, in welchen er behauptete, daß der Dominikaner mit ſeinem Ablaſſe viel weiter gehe, als ihm der Pabſt erlaubt habe, oder auch erlauben könne. Der Dominikaner, als er dieſe Artikel geleſen hatte, gerieth wider den Auguſtiner in Wuth; die Mönche fingen nunmehr an, Theils mit Scheltworten, Theils mit Gründen, hitzig unter einander zu ſtreiten; einige vertheidigten die Predigt, andre die Artikel, bis endlich (weil das Böſe niemals Grenzen kennet) der Auguſtiner den päbſtlichen Ablaß ganz und gar zu verſpotten wagte, und vorgab, er ſey nicht ſo wohl zum Heile chriſtlichen Volks, als vielmehr, um den Geitz der Prieſter zu ſättigen erfunden worden. Dieſes iſt alſo der erſte Auftritt dieſer Tragödie, die wir dem Haſſe der Mönche zu danken haben. Denn da der Auguſtiner auf den Dominikaner, der Dominikaner auf den Auguſtiner, und beyde auf die Franciscaner neidiſch

ſind, was kann man ſich anders als die allerheftigſten Uneinigkeiten verſprechen? Nun kommen wir auf den zweyten Auftritt. Der Herzog von Sachſen, Friedrich, hatte gehört, daß aus dieſem Ablaſſe dem Kardinal und Erbiſchofe zu Maynz, Alberto, ſeinem Kollegen bey Erwehlung römiſcher Kayſer, mit dem er aber über den Fuß geſpannt war, viel Vortheil zufliessen werde, ſo wie er mit dem Pabſte deswegen eins geworden war. Da nun alſo der Herzog auf Gelegenheit dachte, dem von Maynz dieſen Vortheil zu entrücken, ſo bediente er ſich des Mönchs, der zu allem kühn und unverſchämt genug war, und dem päbſtlichen Ablaſſe ſchon den Krieg angekündiget hatte. Er ließ alles Geld, welches in ſeinen Ländern aus dem Ablaßrahme war gelöſet worden, den Commiſſarien wegnehmen, und ſagte: er wolle ſelbſt einen eignen Mann nach Rom ſchicken, welcher dieſes Geld zu dem Baue der Heil. Petrikirche überbringen, und zuſehen ſolle, was man für einen Gebrauch von dem übrigen Gelde, das von andern Seiten herbeygeſchaft würde, in Rom mache. Der Pabſt, dem es zukömmt, die Freyheit der Kirche zu beſchützen, und zu verhindern, daß kein weltlicher Fürſt ſich in dasjenige miſche, was der päbſtlichen Heiligkeit einzig und allein zuſtehet, ermahnte den Herzog zu verſchiednen malen, Theils durch die höflichſten Briefe, Theils durch beſondre Abgeordnete, daß er dem päbſtlichen Stuhle dieſe Beſchimpfung nicht anthun, ſondern das aufgefangene Geld wieder herausgeben möge. Doch da der Herzog ſich deſſen halsſtarrig weigerte, und auf ſeiner Meinung blieb, ſo that ihn der Pabſt in Bann. Der Auguſtiner wollte dieſe Gelegenheit, ſich bey dem Herzoge einzuſchmeicheln, nicht verſäumen, und behauptete mit vieler Frechheit, daß ein ſo unbilliger Spruch ganz und gar keine Kraft habe, und daß der Pabſt keinen unſchuldiger Weiſe in den Bann thun könne. Er fing hierauf an ſehr viel Heftiges wider den römiſchen Pabſt und ſeine Anhänger auszuſtoſſen, welches alles gedruckt und ſehr geſchwind in ganz Deutſchland ausgebreitet wurde. Zugleich ermahnte er den Herzog von Sachſen, ſich durch dieſe Drohungen von ſeinem gefaßten Entſchluſſe nicht abbringen zu laſſen. Die Gemüther der Deutſchen waren ſchon längſt, durch die mehr als heidniſchen Sitten der Römer, aufgebracht worden, und hatten ſchon heimlich das Joch des römiſchen Pabſtes abzuſchütteln geſucht. Daher kam es denn, daß ſobald Luthers Schriften öffentlich bekannt wurden, ſie bey allen einen ganz erſtaunlichen Beyfall

fanden. Die Deutſchen frohlockten, ſchimpften auf die Römiſchgeſinnten, und verlangten, daß ein allgemeines chriſtliches Concilium gehalten werden ſolle, worinne man Luthers Lehren unterſuchen, und eine andre Einrichtung in der Kirche treffen könne. Und wollte Gott, daß dieſes geſchehen wäre! Doch da der Pabſt mit aller Gewalt ſein Recht behaupten wollte, da er ſich für ein allgemeines Concilium furchte, da er, die Wahrheit frey zu ſagen, ſeinen privat Vortheil, welcher vielleicht dabey Gefahr lauffen könnte, dem Heile der Chriſtenheit vorzog, da er Luthers Schriften, ohne Unterſuchung vertilgen wollte; ſo ſchickte er einen Legatum a Latere an den Kayſer Maximilian, welcher es dahin bringen ſollte, daß Luthern von dem Kayſer und dem ganzen römiſchen Reiche, ein Stillſchweigen auferlegt werde. Es wurden daher in Augſpurg Reichsverſammlungen angeſtellt, auf welche Luther von dem Kayſer gefordert wurde. Er erſchien alſo daſelbſt, feſt entſchloſſen, ſeine Schriften tapfer zu vertheidigen, und mit dem Cajetanus (ſo hieß der Legate) ſich in einen Streit darüber einzulaſſen. Cajetanus ſagte, man müſſe den Mönch ganz und gar nicht anhören, der ſo viel Läſterungen wider den römiſchen Pabſt geſchrieben hätte. Allein die Reichsſtände erwiederten: es würde ſehr unbillig ſeyn, wenn man ihn unverhört verdammen, oder zwingen wolle, diejenigen Schriften, die er zu vertheidigen entſchloſſen wäre, ohne Ueberzeugung zu wiederruffen. Wenn daher Cajetan, (der, wie du weißt, in der heil. Schrift ſelbſt nicht unerfahren iſt,) Luthern überzeugen könne, ſo wären ſie und der Kayſer bereit ihn zu verurtheilen. Da Cajetan alſo ſahe, daß er nichts ausrichten werde, wenn er ſich nicht mit Luthern näher einlaſſen wollte; da er es auch wirklich verſchiednemal verſuchte, und ſehr unglücklich damit war; ſo begab er ſich, unverrichteter Sache, wieder fort. Luther aber, der mit gröſſern Ehren wegging, als er war vorgelaſſen worden, triumphirte als ob er völlig den Sieg erfochten hätte. Weil er ſich übrigens auf den Schutz des Herzogs von Sachſen verlaſſen konnte, ſo trieb ihn ſeine Hitze immer weiter und weiter, und er hörte nicht auf, beſtändig neue Lehren, die mit dem apoſtoliſchen Glauben ſtreiten, in Druck ausgehen zu laſſen. Da alſo der Pabſt ſahe, daß er es im guten nicht dahin bringen könne, daß man dieſen läſternden Mönch zur verdienten Straffe zöge; da er befürchten mußte, daß das Gift, welches ſchon weit und breit um ſich gegriffen

hatte, noch mehr Schaden thun, und Luther auch rechtgläubige Männer auf seine Seite ziehen könne, so ließ er eine sehr heftige Bulle wider ihn und seine Anhänger ausgehen, und erklärte sie alle für Irrgläubige und Ketzer. Hierdurch ward Luther nicht sowohl aufgebracht, als völlig in Raserey gesetzt, und erklärte den Papst selbst (welche Unverschämtheit!) für einen Irrgläubigen und Ketzer. Er gab unter andern ein Buch unter dem Titel de Captivitate babylonica Ecclesiae heraus, und es ist unglaublich, mit was für Ränken er darinne die Lehrsätze und Anordnungen der Kirchenversammlungen und Päbste angreift. Er behauptet so gar, daß Johann Huß auf dem Concilio zu Costnitz unschuldig sey verbrannt worden, und daß er alle seine Artikel, die man verdammt habe, als rechtgläubig vertheidigen wolle. Doch auch hieran ließ er sich nicht einmal begnügen, sondern verbrannte noch in Wittenberg alle Bücher des kanonischen Rechts, so viel er deren daselbst auftreiben konnte, weil sie, nach seinem Vorgeben, die christliche Frömmigkeit verdorben hätten, und also bey Seite geschaft werden müßten. Nachdem sich das Gerüchte hiervon durch ganz Deutschland ausgebreitet, sind die Gemüther der Deutschen auf eine so unbeschreibliche Art wider den apostolischen Stuhl erbittert worden, daß wenn der Pabst nicht die Klugheit, oder der Kayser nicht das Glück hat, mit einer allgemeinen Kirchenversammlung, dem Uebel abzuhelffen, nur allzusehr zu besorgen steht, dieses Unheil werde noch so weit um sich greiffen, daß zuletzt ganz und gar kein Mittel darwieder vorhanden seyn wird. — — So viel habe ich dir vorjezt melden wollen. Nimm es geneigt auf, und lebe wohl. Brüssel, den 31 August. 1520.

## Zweyter Brief

### des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

Den Ursprung der Lutherischen Sekte, und ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag, habe ich dir aus Brüssel geschrieben. Vernimm nunmehr, was darauf gefolgt ist. Nachdem der Kayser in diese Stadt Worms, die Churfürsten des römischen Reichs und alle Stände zusammen berufen, hat er vor allen Dingen Luthers Sache vorzunehmen verlangt, damit durch das Ansehen des ganzen Reichs, der Unsinn dieses Mannes endlich gebändiget, und andre ihm beyzutreten abgehalten würden. Ob er dieses nun schon sehr eifrig getrieben, so hat er doch nichts weiter erlangen können, als daß Luther, unter kayserlichem sichern Geleite nach Worms

geruffen und vorher gehört würde, ehe man etwas wider ihn beſchlieſſen wolle. Sie behaupteten alle, daß es unbillig ſeyn würde, ihn unverhört zu verdammen, und daß es der Würde und Frömmigkeit des Kayſers zukomme, wenn Luther ſeine Irrthümer wiederruffe, das übrige, was er ſonſt, ſo gelehrt als chriſtlich, geſchrieben habe, zu unterſuchen, und Deutſchland von den Unterdrückungen und Beſchwerden des päbſtlichen Stuhles zu befreyen. Da der Kayſer ſahe, daß er nichts weiter erlangen könne, ſo ließ er Luthern unter ſeinem ſichern Geleite kommen, der ſich auch vor ihm und allen Ständen des Reichs ſtellte. Er ward gefragt: ob er ſich zu den Büchern, die hier und da unter ſeinem Namen herum gingen, bekenne, und ob er das, was er darinne geſchrieben habe, wiederrufen wolle, oder nicht? Er antwortete: er bekenne ſich zu allen dieſen Büchern; (deren Titel ihm auf ſein Begehren vorgeleſen wurden) und wolle er weder jezt noch jemals leugnen, daß er Verfaſſer davon ſey. Was aber den zweyten Punkt der an ihn geſchehenen Frage anbelangte, ob er nehmlich das was er geſchrieben habe, wiederrufen wolle, ſo bat er, der Kayſer möge ihm Bedenkzeit laſſen, die ihm auch der Kayſer bis auf den folgenden Tag verſtattete. An dieſem nun, wurde Martinus Lutherus abermals vor den Kayſer, die Churfürſten und alle Reichsſtände gefordert, und man verlangte von ihm, daß er auf den zweyten Theil der geſtrigen Frage antworten ſolle. Hierauf hielt er eine lange und weitläuftige Rede, Theils in lateiniſcher, Theils in deutſcher Sprache, und beſchloß endlich damit, daß er nichts, was in ſeinen Büchern enthalten ſey, wiederrufen könne, wenn man ihm nicht aus der Lehre des Evangelii und aus dem alten oder neuen Teſtamente zeigen könne, daß er geirret und gottloſe Sachen vorgetragen habe. Und als man aufs neue in ihn drang, daß er, alles andre bey Seite geſetzt, entweder mit Ja oder Nein antworten möge, ob er bey den Lehrſätzen und Anordnungen der Kirchenverſammlungen bleiben wolle; ſo antwortete er: er wolle nichts wiederrufen, und könne auch bey den Lehrſätzen der Kirchenverſammlungen nicht bleiben; weil die Kirchenverſammlungen ſich manchmal wiederſprochen hätten. Der Kayſer befahl ihm hierauf abzutreten, und ließ die Verſammlung auf dieſen Tag auseinander. Den Tag darauf, ließ er die Churfürſten zu ſich kommen, und legte ihnen

eine von seiner eignen Hand aufgesetzte Schrift vor, in der er ihnen, was nunmehr zu thun sey, erklärte, und sie insgesamt seiner Meinung beyzutreten bat, daß man nehmlich geschärfte Befehle wider Luthern und die Lutheraner, ergehen, und die Bücher dieses unsinnigen Mannes verbrennen lassen wolle. Die Reichsstände aber, deren einige Luthers Gift eingesogen hatten, andre aber Luthern nicht eher verdammt wissen wollten, als bis die Deutschen erst von den Unterdrückungen und Beschwerden des römischen Hofes befreyt wären, lagen dem Kayser mit inständigen Bitten an, daß man Luthern wenigstens ins geheim ermahnen möge, dasjenige, was er wider die Kirche geschrieben habe, zu widerrufen. Als ihnen der Kayser dieses erlaubt, und sie ganzer drey Tage den verstockten Luther, aber umsonst, ermahnt hätten, sahen sie wohl, daß sie nichts ausrichten würden, und unterschrieben also das Kayserliche Decret. Als dieses geschehen war, wollte der Kayser gleichwohl nicht wider das Luthern ertheilte sichre Geleite handeln, sondern ließ ihn durch ein öffentliches Instrument erinnern, daß er sich den folgenden Tag sogleich aus der Stadt Worms, und innerhalb zwanzig Tagen in einen sichern Ort begeben solle. Luther gehorchte, und der Kayser ließ nunmehr, in seinem, in der Churfürsten und aller Reichsstände Namen, nicht nur ein sehr scharfes Edikt wider Luthern und seine Anhänger ergehen, sondern ließ auch seine Schriften, so viel man deren hier finden konnte, mit grossem Gepränge verbrennen, welches er auch in den übrigen Städten Deutschlands zu thun befahl. Hier hast du also von dieser Tragödie, wie einige wollen, das Ende; so wie ich aber ganz gewiß überzeugt bin, nicht das Ende, sondern den Anfang. Denn ich sehe, daß die Deutschen wieder den päbstlichen Stuhl allzuerbittert sind, und glaube nicht, daß die Befehle des Kaysers bey ihnen von großem Nachdrucke seyn werden, weil man, auch nach Ergebung derselben, Luthers Bücher hin und wieder frey und ungestraft verkauft. Du kannst daher leicht muthmassen, was vollends in Abwesenheit des Kaysers geschehen wird. Diesem Uebel hätte, zum größten Nutzen der Christenheit, ganz leicht können gesteuert werden, wenn der Pabst gegen eine allgemeine Kirchenversammlung nicht so abgeneigt wäre, und die öffentliche Wohlfahrt seinen besondern Vortheilen vorzöge. Allein, da er sein Recht auf das hartnäckigste vertheidiget, da er nichts anhören, sondern bloß, vielleicht aus einem heiligen Affecte, Luthern

99692

verdammt und verbrannt wiſſen will, ſo ſehe ich zum voraus, daß die ganze chriſtliche Republik zu Grunde gehen wird, wann ſich Gott nicht ſelbſt unſrer annimmt. Lebe wohl. Worms, den 15. May 1521.

* * *

Ich bin ſo weit entfernt dieſen Briefen eine Lobrede zu halten, und mich zu ihrem unbedingten Vertheidiger aufzuwerfen, daß ich es vielmehr ganz gerne einräumen werde, wenn man hier und da einige kleine Falſchheiten darinne entdecken ſollte. Ich habe ſie eigentlich aus keiner andern Urſache angeführt und mitgetheilt, als wegen der Stelle, die ich dem Herrn D. Kraft daraus entgegen ſetze, und aus welcher er wenigſtens ſo viel erſehen wird, daß Cochläus den unſerm Luther vorgeworfnen Neid, nicht, wie man zu reden pflegt, aus den Fingern geſogen habe, ſondern dabey ohne Zweifel dem Gerüchte gefolgt ſey.

Indem ich aber leugne daß dieſer geſchworne Feind des groſſen Reformators der Erfinder gedachter Beſchuldigung ſey, ſo will ich ſie doch deßwegen für nichts weniger als für wahr halten. Sie hat zu wenig Wahrſcheinlichkeit, wenn man ſie mit Luthers uneigennützigem und großmüthigen Charakter vergleicht. Er, der durch eine Glaubensverbeſſerung nichts irrdiſches für ſich ſelbſt zu gewinnen ſuchte, ſollte den die Gewinnſucht, oder welches auf eins hinaus kömmt, der Neid über den Gewinn eines andern, dazu angetrieben haben?

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben. — — Ich ſehe nicht, was unſre Gegner gewinnen würden, wann es auch wahr wäre, daß Luthern der Neid angetrieben habe, und wann auch ſonſt alles wahr wäre, was ſie zur Verkleinerung dieſes Helden vorbringen. Wir ſind einfältig genug, und laſſen uns faſt immer mit ihnen in die heftigſten Streitigkeiten darüber ein; wir unterſuchen, vertheidigen, widerlegen, und geben uns die undankbarſte Mühe; oft ſind wir glücklich, und öfters auch nicht, denn das iſt unſtreitig, daß es leichter iſt, tauſend Beſchuldigungen zu erdenken, als eine einzige ſo zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringſte Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es alſo, wenn man dieſes ganze Feld, welches ſo vielen Kampf zu erhalten koſtet, und uns doch nicht das geringſte einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel gutes iſt geſtiftet worden, welches die Katholiken ſelbſt nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genuſſe ihrer Früchte ſitzen; genug, daß wir dieſe der Vorſehung des

Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wehlt überhaupt faſt immer nicht die untadelhafteſten, ſondern die bequemſten. Mag doch alſo die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid eben ſo glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Iſrael aus Aegypten ward durch einen Todſchlag, und man mag ſagen was man will, durch einen ſtrafbaren Todſchlag veranlaßt; iſt er aber deßwegen weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?

Ich weis wohl, daß es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unſer Glück iſt befördert worden, giebt; allein, ich weis auch, daß dieſe Dankbarkeit, wenn man ſie übertreibt, zu einer Idolatrie wird. Man bleibt mit ſeiner Erkenntlichkeit an der nächſten Urſach kleben, und geht wenig oder gar nicht auf die erſte zurück, die allein die wahre iſt. Billig bleibt Luthers Andenken bey uns im Seegen; allein die Verehrung ſo weit treiben, daß man auch nicht den geringſten Fehler auf ihn will haften laſſen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, ſonſt nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt meinem Urtheile nach, viel zu ausſchweifend ſeyn. Ein neuer Schriftſteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er ſagte, die Reformation ſey in Deutſchland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe, und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gaſſenhauers geweſen. Man hat ſich viel Mühe gegeben, dieſen Einfall zu widerlegen; als ob ein Einfall widerlegt werden könnte. Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das iſt hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falſch ſeyn. Allein ihm ſein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur ſo ausdrücken dürfen: in Deutſchland hat die ewige Weisheit, welche alles zu ihrem Zwecke zu lenken weis, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe, und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf dieſe Art wäre aus dem Tadel des Menſchen, ein Lob des Höchſten geworden! Doch wie ſchwer gehen die Sterblichen an dieſes, wann ſie ihr eignes nicht damit verbinden können.

Ich komme auf meine Briefe wieder zurück. Ich glaubte, ſie verdienen auch ſchon deswegen einige Achtung, weil ſich Valdeſius über die Fehler des Pabſts ſehr frey darinne erklärt, und genugſam zeigt, daß er das damalige Verderben der Kirche eingeſehen habe. Endlich können

sie auch noch diesen zufälligen Nutzen haben, daß sich künftig unsre Theologen ein wenig genauer erkundigen, ehe sie den zuversichtlichen Ausspruch wagen: dieses und jenes hat der und der zuerst ausgeheckt.

Noch erinnere ich mich, was der Pabst Leo, nach dem Berichte des Herrn von Seckendorfs, bey dem Anfange der Reformation soll gesagt haben: der Bruder Martin hat einen guten Kopf; es ist nur eine Mönchszänkerey. Liegt in dem Worte Mönchszänkerey nicht fast eben die Beschuldigung der Mißgunst, die unter den verschiedenen Ordensleuten herrschte; und hätte der Herr D. Kraft auch nicht diesen kleinen Ausspruch in Betrachtung ziehen sollen? — — Doch genug hiervon.

---

# Zergliederung der Schönheit,

## die schwankenden Begriffe von dem Geschmack festzusetzen,

geschrieben von Wilhelm Hogarth.

Aus dem Englischen übersetzt von C. Mylius.

Verbesserter und vermehrter Abdruck.

Mit Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

1754.[1]

### Vorbericht zu diesem neuen Abdrucke.

Die Begierde, das Hogarthsche System von der körperlichen Schönheit allen denen unter uns, wo möglich, in die Hände zu liefern, welche in ihren Künsten oder Wissenschaften ein neues Licht daraus borgen können, und durch diese weitere Bekanntmachung desselben, die gute Absicht befördern zu helfen, welche Hr. Mylius bey seiner Uebersetzung wahrscheinlicher Weise, für seine Landsleute gehabt hat; diese Begierde, sag ich, ist die vornehmste, ja die einzige Ursache dieses neuen Abdrucks. Der Preis der ersten Ausgabe war ein Preis, welcher die reichere Gegend, wo sie besorgt worden, zu verrathen schien, und mit dem Vermögen unsrer

[1] Berlin und Potsdam, bey Christian Friedrich Voß. 1754. gr. 4. mit 2 Kpft. Die erste Ausgabe erschien LONDON. Bey Andreas Linde, J. K. H. der verwittweten Prinzessin von Wallis Buchhändler, und in Hannover bey J. W. Schmidt 1754. gr. 4. m. 2 Kpfert.

Künſtler, noch mehr aber unſrer Gelehrten, dasjenige Verhältniß nicht hatte, welches er haben konnte. Man hat ihn daher bey dieſer neuen Ausgabe ſo verringert, daß der Verdacht einer neidiſchen Gewinnſucht, hoffentlich, von ſelbſt wegfallen wird.

Da die Liebhaber dieſes Werk nunmehr wohlfeiler bekommen, ſo könnte es leicht ſeyn, daß ſie es auch ſchlechter bekämen. Doch man ſchmeichelt ſich gleich des Gegentheils.

Was die Kupfer anbelangt, auf die man, ohne Zweifel, den erſten Blick werfen wird, ſo muß es der Augenſchein lehren, daß ſie ſo glücklich nachgeſtochen worden, daß, um mich eines Ausdrucks des Hrn. Hogarths zu bedienen, die überſchliffene Brille eines ſogenannten Kenners dazu gehört, etwas darinne zu entdecken, was ſie, zum Nachtheile des Ganzen, weiter unter die Originale ſetzen könnte, als ſie, vermöge der Natur einer Copie, zu ſetzen ſind.

Was ferner die Schrift ſelbſt betrift, ſo glaubt man dieſer ſogar einige Vorzüge gegeben zu haben. Vornehmlich hat man ihr in Anſehung der deutſchen Schreibart verſchiedene Flecken abgewiſcht, die zwar für ſich klein, aber doch anſtößig genug waren. Dem Hrn. Hogarth war es nicht zu verdenken, daß er, als ein Mahler, die Feder wenig geſchickt zu führen wußte, als den Pinſel; daß er ſich oft in dem Ausdrucke verwirrte; daß er die Worte, weil er ihre wahre Kraft nicht kannte, unnöthig häufte, und die Perioden ſo unordentlich unter einander lauffen ließ, als ordentlich ſeine Begriffe auf einander folgten. Allein dem Hrn. Mylius muß man es beynahe ein wenig verargen, wann er ein Wort für das andre genommen, oder, durch die allzuofte Wiederhohlung eben deſſelben Worts, den Leſer wegen des Verſtandes in Zweifel gelaſſen hat, der ihm ſelbſt, in Betrachtung der authentiſchen Erklärungen des Verfaſſers, nicht zweifelhaft ſeyn konnte. Wenn zum Exempel (auf der 57 Seite der Londoner deutſchen Ausgabe) Hr. Hogarth ſagt, das Herz ſey in dem Menſchen eine Art des erſten Grundes der Bewegung, und Hr. Mylius druckt es durch eine Art des erſten Bewegungsgrundes aus, ſo iſt dieſes ohnſtreitig eine kleine Nachläßigkeit, die ſich ſchwerlich mit ſeinem überſetzeriſchen Eigenſinne entſchuldigen läßt. Von dieſer Art ſind die Unrichtigkeiten faſt alle, denen ich abzuhelfen geſucht habe, und ſie haben es auch ſeyn müſſen, indem ich mich ohne Vergleichung der Grundſchrift daran zu wagen hatte. Ich ſetze aber voraus, daß mir dieſe wenig würde

genutzt haben, weil ich an der eigentlichen Treue der Ueberſetzung zu zweifeln, eben keinen Grund finde.

Auſſer dieſen leichten Veränderungen, durch die gleichwohl die Schreibart nicht ſchöner hat werden können, wird man zum Schluſſe auch eine kleine Vermehrung antreffen. Dieſe beſteht in den überſetzten Briefen des Hrn. Rouquets,[1] deren Hr. Mylius in ſeiner Vorrede gedenkt. Sie waren bey der Hand, und ich hofte, daß ſie dem Leſer um ſo viel angenehmer ſeyn würden, je ſchwerer man ſich aus den bloſſen Ueberſchriften einen Begrif davon machen kan. Dieſe Schwierigkeit iſt durch die Verdeutſchung, welche Hr. Mylius von dieſen Ueberſchriften gemacht hat, eher vermehrt als vermindert worden. Er überſetzt zum Exempel Harlot's Progress durch Hurenglück, und hat nicht überlegt, daß dieſes ein proverbialiſcher Ausdruck iſt, welcher etwas ganz anders, ja gar das Gegentheil von dem denken läßt, was man in der Rouquetſchen Erklärung finden wird.

Ich bin nicht in Abrede, daß ein Herausgeber an dieſem Hogarthſchen Werke nicht noch mehr hätte thun können; auch ſogar in Anſehung des Innhalts ſelbſt. Allein er hätte mehr Geſchicklichkeit beſitzen müſſen, als ich mir deren zutraue. Ich will mich gleich erklären.

Hr. Hogarth zeiget, daß alle körperliche Schönheit in der geſchickten und mannichfaltigen Anwendung der Wellenlinie liege, und der ſchwankende Geſchmak iſt glücklich durch dieſe Entdeckung auf etwas gewiſſes eingeſchränkt. Ich ſage eingeſchränkt, aber feſtgeſetzt noch nicht. Man betrachte einmal die Reihe verſchiedner Wellenlinien, welche er oben auf der erſten Kupfertafel vorſtellig macht. Eine jede derſelben hat einen Grad von Schönheit: doch nur eine verdient den Namen der eigentlichen Schönheitslinie; diejenige nehmlich welche weder zu wenig, noch zu ſehr gebogen iſt. Allein welche iſt dieſes? Hr. Hogarth beſtimmt ſie nicht, und da er ſie nicht beſtimmt, ſo iſt es gewiß, daß er die Streitigkeiten des Geſchmacks nur auf einige Schritte weiter hinaus ſchiebt, beſonders, wenn es auf das wenigere oder mehrere in der Schönheit ankömmt. Wann es aber unmöglich ſeyn ſollte, wie ich es beynahe ſelbſt dafür halte, die eigentliche Mitte anzugeben, in welcher die Linie weder zu plat noch zu gekrümmt iſt: ſo ſollte ich doch meinen, daß es wenigſtens möglich

[1] Briefe des Herrn Rouquet an einen ſeiner Freunde in Paris; worin er ihm die Kupferſtiche des Herrn Hogarths erklärt. S. 93 bis 111.

ſey, die äuſſern Grenzen anzugeben, jenſeits welcher ſie den Namen der eigentlichen Schönheitslinie verlieren müſſe. Doch auch dieſes läßt unſer Verfaſſer unausgemacht.

Zwar ſeine Entſchuldigung iſt nicht weit herzuhohlen. Er ſahe es vielleicht ein, daß in dieſer Unterſuchung ohne Hülfe der höhern Mathematik nicht fortzukommen ſey, und daß weitläuftige und ſchwere Berechnungen ſein Werk wohl gründlicher, aber nicht brauchbarer machen könnten. Er ließ alſo ſeinen Faden, als ein Künſtler, da fahren, wo ich wollte, daß ihn ein philoſophiſcher Meßkünſtler ergreiffen und weiter führen möchte.

Die ganze Sache würde, ohne Zweifel, auf die Berechnung der punctorum flexus contrarii ankommen, doch ſo, daß man die metaphyſiſchen Gründe der Schönheit niemals dabey aus den Augen laſſen müßte. Die Vollkommenheit beſtehet in der Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen, und alsdann wenn die Uebereinſtimmung leicht zu faſſen iſt, nennen wir die Vollkommenheit Schönheit. Der Berechner müßte alſo vornehmlich darauf denken, an der eigentlichen Schönheitslinie ſolche Eigenſchaften zu finden, von welchen man ſagen könnte, daß ſie geſchwinder und leichter zu begreifen wären, als die Eigenſchaften der übrigen Linien dieſer Art. Und nur dieſes, glaube ich, könnte einen Philoſophen in Anſehung der Urſache befriedigen, warum dieſe Linie eine ſo angenehme Gewalt über unſre Empfindungen habe.

Vielleicht würde, unter den verſtorbnen Gelehrten, der Hr. Parent, auf eine vorzügliche Art, zu dieſer analytiſchen Unterſuchung geſchickt geweſen ſeyn. Ich muß es mit wenigen noch entdecken, warum ich eben auf dieſen falle. Ich fand, daß Hr. Math in ſeinem Journal Britannique, und zwar in den Monaten November und December des vorigen Jahres, bei Gelegenheit der Bekanntmachung des Hogarthſchen Werks, durch eine kleine Note mit einflieſſen laſſen, es habe ſchon vor unſerm Engländer der Hr. Parent ein ähnliches Syſtem gehabt. Er beruft ſich deßwegen auf deſſelben dritten Theil phyſiſcher und mathematiſcher Unterſuchungen, wie auch auf das Jour. des Sav. vom Jahre 1700. wo eine Abhandlung über die Natur der körperlichen Schönheit von ihm eingerückt ſey. Ich habe nur die letztre nachzuſehen Gelegenheit gehabt, und ich geſtehe es, daß ich über die Aehnlichkeit der Hogarthſchen und Parentſchen Gedanken beynahe erſtaunt bin. Gleich

Anfangs beweiſet Parent, daß die Schönheit nicht in ſolchen Verhältniſſen der Theile beſtehen könne, welche auch Hr. Hogarth, beſonders an dem Dürer und Lamozzo, verwirft. Er zeiget hierauf, daß ſie auch nicht auf die bloſſe Mannichfaltigkeit der Theile ankomme, ob dieſe gleich oft gefalle; und eben dieſes behauptet auch Hr. Hogarth. Doch bis hierher würde dieſe Uebereinſtimmung noch nichts ſagen wollen, wann ſie ſich nur nicht bis auf die Hauptſache erſtreckte. Parent geht weiter und unterſucht die Formen, welche keine Schönheit haben, und findet, daß es diejenigen ſind, welche aus vielen weit herausragenden oder weit hineinſtehenden Winkeln, mit vielen geraden Linien untermiſcht, zuſammengeſetzt ſind. Die ſchönen Figuren hingegen lehrt er, vollkommen wie Hr. Hogarth, beſtünden aus ſchönen Krümmungen, die aus ſanften Convexitäten, Concavitäten, und Inflexionen erzeugt würden. Was fehlt alſo hier mehr, als dieſen Krümmungen willkührliche Namen zu geben, und ihre Verhältniſſe untereinander etwas weitläuftiger zu unterſuchen? Doch vielleicht hat Hr. Parent auch dieſes in ſeinen Werken gethan, die ich nicht habe zu Rathe ziehen können, wenigſtens läßt mich es der Schluß gedachter Abhandlung vermuthen. Es wäre nunmehr noch übrig, ſagt er, daß ich die verſchiednen krummen Figuren unterſuchte, welche mehr oder weniger Schönheit haben, und diejenige davon beſtimmte, welche die allermeiſte Schönheit hat; und endlich auch, daß ich ausmachte, woher die Herrſchaft komme, welche dieſe Arten von Figuren, über die Einbildung, nicht allein der Menſchen, ſondern auch andrer Thiere haben: doch dieſes verdient eine beſondere Unterſuchung, die ich an einen andern Ort verſpare.

Man ſieht leicht, daß es eben die Unterſuchung ſeyn würde, von der ich oben gewünſcht habe, daß man ſie noch anſtellen möchte, wenn man ſie, mir unwiſſend, nicht ſchon angeſtellt hat.

# Gotth. Ephr. Leßings

# theatraliſche Bibliothek.

1754.

Erſtes, Zweytes, Drittes und Viertes Stück. Berlin, bey Chriſtian Friedrich Voß, 1754—1758. kl. 8. Jedes Stück mit einer Vignette, das erſte das Bildniß des Jacob Thomſon.

# Erſtes Stück. 1754.

## Vorrede.

Man wird ſich der Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen im Jahr 1750. vier Stück zum Vorſchein kamen. Nicht der Mangel der guten Aufnahme, ſondern andere Umſtände machten ihnen ein zu kurzes Ende. Ich könnte es beweiſen, daß Leute von Einſicht und Geſchmack öffentlich die Fortſetzung derſelben gewünſcht haben. Und ſo viel man auch von dergleichen öffentlichen Wünſchen, nach Gelegenheit, ablaſſen muß, ſo bleibt doch noch immer ſo viel davon übrig, als hinlänglich iſt, mein gegenwärtiges Unternehmen zu rechtfertigen.

Man ſieht leicht, daß ich hiermit dieſe Theatraliſche Bibliothek als eine Folge gedachter Beyträge ankündigen will. Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Erndte; ſondern mein Recht auf dieſe Arbeit iſt gegründet. Von mir, nehmlich ſchrieb ſich nicht nur der ganze Plan jener periodiſchen Schrift her, ſo wie er in der Vorrede entworfen wird; ſondern auch der größte Theil der darinn enthaltenen Aufſätze iſt aus meiner Feder gefloſſen. Ja ich kann ſagen, daß die fernere Fortſetzung nur dadurch wegfiel, weil ich länger keinen Theil daran nehmen wollte.

Zu dieſem Entſchluſſe brachten mich, Theils verſchiedene allzukühne und bittere Beurtheilungen, welche einer von meinen Mitarbeitern einrückte; Theils einige kleine Fehler, die von Seiten ſeiner gemacht wurden,

und die nothwendig dem Leſer von den Verfaſſern überhaupt einen ſchlechten Begrif beybringen mußten. Er überſetzte, zum Exempel, die Clitia des Machiavells. Ich konnte mit der Wahl dieſes Stücks, in gewiſſer Abſicht ganz wohl zu frieden ſeyn; allein mit ſeinem Vorberichte hatte ich Urſache, es ganz und gar nicht zu ſeyn. Er ſagte unter andern darinne: „Fragt „man mich, warum ich nicht lieber ein gutes als ein mittelmäßiges Stück „gewählt habe? ſo bitte ich, mir erſt ein gutes Stück von dem „italiäniſchen Theater zu nennen.“ . . . Dieſe Bitte machte mich ſo verwirrt, daß ich mir nunmehr beſtändig vorſtellte, ein jeder der in der welſchen Litteratur nur nicht ganz und gar ein Fremdling ſey, werde uns zuruffen: wenn ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht beſſer kennt, als die Bühne der Italiener, ſo haben wir uns feine Dinge von euch zu verſprechen!

Was war alſo natürlicher, als daß ich die erſte die beſte Gelegenheit ergrif, mich von einer Geſellſchaft los zu ſagen, die gar leicht meinen Entwurf in der Ausführung noch mehr hätte verunſtalten können? Ich nahm mir vor, meine Bemühungen für das Theater in der Stille fortzuſetzen, und die Zeit zu erwarten, da ich das allein ausführen könnte, von welchem ich wohl ſahe, daß es gemeinſchaftlich mit andern nicht allzuwohl auszuführen ſey.

Ich weis nicht, ob ich mir ſchmeicheln darf, dieſe Zeit jetzt erreicht zu haben. Wenigſtens kann ich verſichern, daß ich ſeit dem nicht aufgehöret habe, meinen erſtern Vorrath mit allem zu vermehren, was, nach einer kleinen Einſchränkung des Plans, zu meiner Abſicht dienlich war.

Dieſe Einſchränkung beſtand darinne, daß ich den Beyträgen, welche, ihrer erſten Anlage nach, ein Werk ohne Ende ſcheinen konnten, eine Anzahl mäßiger Bände beſtimmte, welche zuſammengenommen, nicht bloß einen theatraliſchen Miſchmaſch, ſondern wirklich eine critiſche Geſchichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern, enthielten. Ich ſetzte mir alſo vor, nicht alles aufzuſuchen, was man von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben habe, ſondern das beſte und brauchbarſte; nicht alle und jede dramatiſche Dichter bekannt zu machen, ſondern die vorzüglichſten, mit welchen entweder eine jede Nation als mit ihren größten pranget, oder welche wenigſtens Genie genug hatten, hier und da glückliche Veränderungen zu machen. Und auch bey dieſen wollte ich mich bloß

auf dieſe von ihren Stücken einlaſſen, welchen ſie den größten Theil ihres Ruhms zu danken haben. Mein vornehmſtes Augenmerk blieben aber dabey noch immer die Alten, mit welchen ich das noch gewiß zu leiſten hoffe, was ich in der Vorrede zu den Beyträgen verſprochen habe.

Zweyerley wird man daſelbſt auch noch verſprochen finden, womit ich mich aber jezt ganz und gar nicht abgeben will. Erſtlich werde ich es nicht wagen, die dramatiſchen Werke meiner noch lebenden Landsleute zu beurtheilen. Da ich mich ſelbſt unter ſie gemengt habe, ſo habe ich mich des Rechts, den Kunſtrichter über ſie zu ſpielen, verluſtig gemacht. Denn entweder ſie ſind beſſer, oder ſie ſind geringer als ich. Jene ſetzen ſich über mein Urtheil hinweg; und was dieſe ihre Leſer bitten, das muß ich die meinigen gleichfalls noch bitten:

— — — date crescendi copiam
Novarum qui spectandi faciunt copiam
Sine vitiis — —

Zweytens werde ich keine Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande der verſchiedenen Bühnen in Deutſchland mittheilen; Theils weil ich für die wenigſten derſelben würde ſtehen können; Theils weil ich unſern Schauſpielern nicht gerne einige Gelegenheit zur Eiferſucht geben will. Sie brauchen, zum Theil, wenigſtens eben ſo viel Ermunterung und Nachſicht, als unſre Schriftſteller.

Was die äuſſerliche Einrichtung dieſer theatraliſchen Bibliothek anbelangt, ſo iſt weiter dabey nichts zu erinnern, als daß immer zwey Stück einen kleinen Band ausmachen ſollen. Der letzte Band, von welchem ich aber noch nicht beſtimmen kann, welcher es ſeyn wird, ſoll eine kurze chronologiſche Skiagraphie von allem, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen iſt, enthalten, und die nöthigen Verbindungen hinzuthun, damit man die Schickſale der dramatiſchen Dichtkunſt auf einmal überſehen könne. An keine gewiſſe Zeit werde ich mich dabey nicht binden; wohl aber kann ich verſichern, daß mir ſelbſt daran liegt, ſobald es ſich thun läßt, zu Stande zu kommen.

# I.

## Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele.

Neuerungen machen, kann ſowohl der Charakter eines groſſen Geiſtes, als eines kleinen ſeyn. Jener verläßt das alte, weil es unzulänglich, oder gar falſch iſt; dieſer, weil es alt iſt. Was bey jenem die Einſicht veranlaßt, veranlaßt bey dieſem der Eckel. Das Genie will mehr thun als ſein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anders.

Beyde laſſen ſich nicht immer auf den erſten Blick von einander unterſcheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit dieſen für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pedanterey, daß man, voll unwiſſenden Stolzes, jenes zu dieſem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lauterſten Unpartheylichkeit verbunden ſeyn, wenn der aufgeworfene Kunſtrichter weder aus wollüſtiger Nachſicht, noch aus neidiſchem Eigendünkel fehlen ſoll.

Dieſe allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unſern Zeiten in der Dramatiſchen Dichtkunſt ſind gemacht worden. Weder das Luſtſpiel, noch das Trauerſpiel, iſt davon verſchont geblieben. Das erſtere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andre um einige herabgeſetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Luſtſpiele gelacht und abgeſchmackte Laſter ausgeziſcht habe; man kam alſo auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinne weinen und an ſtillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu laſſen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standesperſonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken ſollten; man ſuchte ſich alſo aus dem Mittelſtande Helden, und ſchnallte ihnen den tragiſchen Stiefel an, in dem man ſie ſonſt, nur ihn lächerlich zu machen, geſehen hatte.

Die erſte Veränderung brachte dasjenige hervor, was ſeine Anhänger das rührende Luſtſpiel, und ſeine Widerſacher das weinerliche nennen.

Aus der zweyten Veränderung entſtand das bürgerliche Trauerſpiel.

Jene iſt von den Franzoſen und dieſe von den Engländern

gemacht worden. Ich wollte faſt ſagen, daß ſie beyde aus dem beſondern Naturelle dieſer Völker entſprungen zu ſeyn ſcheinen. Der Franzoſe iſt ein Geſchöpf, das immer gröſſer ſcheinen will, als es iſt. Der Engländer iſt ein anders, welches alles groſſe zu ſich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrießlich, ſich immer auf der lächerlichen Seite vorgeſtellt zu ſehen; ein heimlicher Ehrgeiz trieb ihn, ſeines gleichen aus einem edeln Geſichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu laſſen; er glaubte bey ſich zu fühlen, daß gewaltſame Leidenſchaften und erhabne Gedanken nicht mehr für ſie, als für einen aus ſeinen Mitteln wären.

Dieſes iſt vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigſtens ein Gedanke iſt. — — Ich will für dieſesmal nur die erſte Veränderung zu dem Gegenſtande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweyten auf einen andern Ort ſparen.

Ich habe ſchon geſagt, daß man ihr einen doppelten Namen beylegt, welchen ich auch ſo gar in der Ueberſchrift gebraucht habe, um mich nicht durch die bloſſe Anwendung des einen, ſo ſchlecht weg gegen den Begrif des andern zu erklären. Das weinerliche Luſtſpiel iſt die Benennung derjenigen, welche wider dieſe neue Gattung eingenommen ſind. Ich glaube, ob ſchon nicht hier, ſondern anderwärts, das Wort weinerlich, um das Franzöſiſche larmoyant auszudrücken, am erſten gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch jetzt nicht beſſer zu überſetzen, wenn anders der ſpöttiſche Nebenbegrif, den man damit hat verbinden wollen, nicht verlohren gehen ſollte. Man ſieht dieſes an der zweyten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabey gefunden haben, ihn gänzlich wegzulaſſen. Ein rührendes Luſtſpiel läßt uns an ein ſehr ſchönes Werk denken, da ein weinerliches, ich weis nicht was für ein kleines Ungeheuer zu verſprechen ſcheinet.

Aus dieſen verſchiedenen Benennungen iſt genugſam, glaub ich, zu ſchlieſſen, daß die Sache ſelbſt eine doppelte Seite haben müſſe, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, ſonſt würden ſich nicht ſo viele ſchöne und ſcharfſinnige Geiſter für ſie erklären: ſie muß aber auch eine ſchlechte haben, ſonſt würden ſich andre, die eben ſo ſchön und ſcharfſinnig ſind, ihr nicht widerſetzen.

Wie kann man alſo wohl ſichrer hierbey gehen, als daß man jeden

von dieſen Theilen höret, um ſich alsdann entweder auf den einen, oder auf den andern zu ſchlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem ſie ſich gewiſſermaſſen beyde vereinigen laſſen? Zum guten Glücke finde ich, ſo wohl hier als da, zwey Sprecher, an deren Geſchicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn ſie nicht beyde Recht haben.

Der eine iſt ein Franzoſe und der andre ein Deutſcher. Jener verdammt dieſe neue Gattung, und dieſer vertheidiget ſie; ſo wahr iſt es, daß die wenigſten Erfindungen, an dem Orte, wo ſie gemacht werden, den meiſten Schutz und die meiſte Unterſtützung finden.

Der Franzoſe iſt ein Mitglied der Akademie von Rochelle, deſſen Name ſich mit den Buchſtaben M. D. C. anfängt. Er hat Betrachtungen über das weinerlich Komiſche geſchrieben, welche bereits im Jahr 1749. auf fünf Bogen in klein Octav herausgekommen ſind. Hier iſt der völlige Titel: Reflexions sur le Comique-larmoyant, par M. D. C. Trésorier de France et Conseiller au Presidial, de l'Academie de la Rochelle; adressées à M. M. *Arcere et Thylorier* de la même Academie.

Der Deutſche iſt der Hr. Prof. Gellert, welcher im Jahre 1751. bey dem Antritte ſeiner Profeßur, durch eine lateiniſche Abhandlung pro Comoedia commovente, zu der feyerlichen Antrittsrede einlud. Sie iſt in Quart, auf drey Bogen gedruckt.

Die Regel, daß man das, was bereits gethan iſt, nicht noch einmal thun ſolle, wenn man nicht gewiß wüßte, daß man es beſſer thun werde, ſcheint mir ſo billig, als bequem. Sie allein würde mich daher entſchuldigen, daß ich jezt gleich beyde Aufſätze meinem Leſer überſetzt vorlegen will, wenn dieſes Verfahren eine Entſchuldigung brauchte.

Mit der Abhandlung des Franzoſen, die man alſo zuerſt leſen wird, bin ich ein wenig franzöſiſch verfahren, und beynahe wäre ich noch franzöſiſcher damit umgegangen. Sie iſt, wie man geſehen hat, an zwey Nebenmitglieder der Akademie zu Rochelle gerichtet; und ich habe es für gut befunden, dieſe Anrede durchgängig zu verändern. Sie hat verſchiedene Noten, die nicht viel ſagen wollen; ich habe alſo die armſeligſten weggelaſſen, und beynahe hätten ſie dieſes Schickſal alle gehabt. Sie hat ferner eine Einleitung von ſechs Seiten, und auch dieſe habe ich nicht überſetzt, weil ich glaube, daß ſie zu vermiſſen iſt. Beynahe hätte ich

ſogar den Anfang der Abhandlung ſelbſt übergangen, wo uns mit wenigen die ganze Geſchichte der Dramatiſchen Dichtkunſt, nach dem Pater Brumoi, erzehlt wird. Doch weil der Verfaſſer verſichert, daß er dieſe Schritte zurück nothwendig habe thun müſſen, um deſto ſicherer und mit deſto mehr Kräften auf ſeinen eigentlichen Gegenſtand loßgehen zu können, ſo habe ich alles gelaſſen wie es iſt. Seine Schreibart übrigens ſchmeckt ein wenig nach der koſtbaren Art, die auch keine Kleinigkeit ohne Wendung ſagen will. Ich habe ſie größten Theils müſſen beybehalten, und man wird mich entſchuldigen.

Ohne weitre Vorrede endlich zur Abhandlung ſelbſt zu kommen; hier iſt ſie!

## Betrachtungen über das weinerlich Komiſche,

aus dem Franzöſiſchen des Herrn M. D. C.

Die Schaubühne der Griechen, das unſterbliche Werk des Pater Brumoi, lehret uns, daß die Komödie, nachdem ſie ihre bretterne Gerüſte verlaſſen, ihr Augenmerk auf den Unterricht der Bürger, in Anſehung der politiſchen Angelegenheiten der Regierung, gerichtet habe. In dem erſten Alter der Bühne grif man vielmehr die Perſonen, als die Laſter an, und gebrauchte lieber die Waffen der Satyre, als die Züge des Lächerlichen. Damals waren der Weltweiſe, der Redner, die Obrigkeit, der Feldherr, die Götter ſelbſt, den allerblutigſten Spöttereyen ausgeſetzt; und alles, ohne Unterſcheid, ward das Opfer einer Freyheit, die keine Grenzen kannte.

Die erſtern Geſetze ſchränkten dieſe unbändige Frechheit der Dichter einigermaſſen ein. Sie durften ſich nicht erkühnen irgend eine Perſon zu nennen; allein ſie fanden gar bald das Geheimniß, ſich dieſes Zwangs wegen ſchadlos zu halten. Ariſtophanes und ſeine Zeitgenoſſen ſchilderten unter geborgten Namen, vollkommen gleichende Charaktere; ſo daß ſie das Vergnügen hatten, ſo wohl ihrer Eigenliebe, als der Bosheit der Zuſchauer, auf eine feinre Art ein Gnüge zu thun.

Das dritte Alter der Athenienſiſchen Bühne war unendlich weniger frech. Menander, welcher das Muſter derſelben ward, verlegte die Scene an einen eingebildeten Ort, welcher mit dem, wo die Vorſtellung geſchah, nichts mehr gemein hatte. Die Perſonen waren gleichfalls Geſchöpfe der

Erfindung, und wie die Begebenheiten erdichtet. Neue Geſetze, welche weit ſtrenger als die erſtern waren, erlaubten dieſer neuen Art von Komödie nicht das geringſte von dem zu behalten, was ſie etwa den erſten Dichtern konnte abgeborgt haben.

Das Lateiniſche Theater machte in der Art des Menanders keine Veränderung, ſondern begnügte ſich, ihr mehr oder weniger knechtiſch nachzuahmen, nach dem das Genie ſeiner Verfaſſer beſchaffen war. Plautus, welcher eine vortrefliche Gabe zu ſcherzen hatte, entwarf alle ſeine Schilderungen von der Seite des Lächerlichen, und wäre weit lieber ein Nacheiferer des Ariſtophanes als des Menanders geweſen, wenn er es hätte wagen dürfen. Terenz war kälter, anſtändiger und regelmäßiger; ſeine Schilderungen hatten mehr Wahrheit, aber weniger Leben. Die Römer, ſagt der Pater Rapin, glaubten in artiger Geſellſchaft zu ſeyn, wann ſie den Luſtſpielen dieſes Dichters beywohnten; und ſeine Scherze ſind, nach dem Urtheile der Frau Dacier, von einer Leichtigkeit und Beſcheidenheit, die den Luſtſpieldichtern aller Jahrhunderte zum Muſter dienen kann.

Die perſönliche Satyre und das Lächerliche der Sitten machten alſo, die auf einander folgenden Kennzeichen der Gedichte von dieſen verſchiedenen Arten des Komiſchen, aus; und unter dieſen Zügen einzig und allein ſuchten die Verfaſſer ihre Mitbürger zu beſſern und zu ergötzen. Doch dieſe letztre Art, welche ſich auf alle Stände erſtrecken konnte, ward nicht ſo weit getrieben, als ſie es wohl hätte ſeyn können. Wir haben in der That kein Stück, weder im Griechiſchen noch im Lateiniſchen, deſſen Gegenſtand unmittelbar das Frauenzimmer ſey. Ariſtophanes führt zwar oft genug Weibsbilder auf, allein nur immer als Nebenrollen, welche keinen Antheil an dem Lächerlichen haben; und auch alsdenn, wenn er ihnen die erſten Rollen giebt, wie zum Exempel in den Rednerinnen, fällt dennoch die Critik auf die Mannsperſonen zurück, welche den wahren Gegenſtand ſeines Gedichts ausmachen.

Plautus und Terenz haben uns nichts als das ſchändliche und feile Leben der griechiſchen Buhlerinnen vorgeſtellt. Dieſe häßlichen Schilderungen können uns keinen richtigen Begrif von der häuslichen Aufführung des römiſchen Frauenzimmers machen; und unſre Neugierde wird beſtändig ein für die Critik ſo weitläuftiges und fruchtbares Feld vermiſſen. Die Neuern, welche glücklicher (oder ſoll ich vielmehr ſagen, verwegener?) waren, haben ſich die Sitten des andern Geſchlechts beſſer zu Nutze gemacht,

und ihnen haben wir es zu danken, daß es nunmehr nicht anders, als auf gemeine Unkosten lachen kann.

Das Jahrhundert des Augustus, welches fast alle Arten zur Vollkommenheit brachte, ließ dem Jahrhunderte Ludewigs des XIV. die Ehre, die komische Dichtkunst bis dahin zu bringen. Da aber die Ausbreitung des Geschmacks nur allmälich geschieht, so haben wir vorher tausend Irrthümer erschöpfen müssen, ehe wir auf den bestimmten Punkt gelangt sind, auf welchen die Kunst eigentlich kommen muß. Als unbehutsame Nachahmer des Spanischen Genies, suchten unsre Väter in der Religion den Stof zu ihren verwegenen Ergötzungen; ihre unüberlegte Andacht unterstand sich, die allerverehrungswürdigsten Geheimnisse zu spielen, und scheute sich nicht, eine ungeheure Vermischung von Frömmigkeit Ausschweifungen und Possen auf die öffentlichen Bühnen zu bringen.

Hierauf bemächtigte sich, zufolge einer sehr widersinnigen Abwechselung, der Geschmack an verliebten Abentheuern unsrer Scene. Man sahe nichts als Romane, die aus einer Menge Liebshändel zusammen gesetzt waren, sich auf derselben verwirrten und zum Erstaunen entwickeln. Alle das Fabelhafte und Unglaubliche der irrenden Ritterschaft, die Zweykämpfe und Entführungen schlichen sich in unsre Lustspiele ein; das Herz ward dadurch gefährlich angegriffen, und die Frömmigkeit hatte Ursache darüber unwillig zu werden.

Endlich erschien Corneille, welcher dazu bestimmt war, die eine Scene sowohl, als die andre berühmt zu machen. Melite brachte eine neue Art von Komödie hervor; und dieses Stück welches uns jetzt so schwach und fehlerhaft scheint, stellte unsern erstaunten Voräldern Schönheiten dar, von welchen man ganz und gar nichts wußte.

Unterdessen muß man doch erst von dem Lügner die Epoche der guten Komödie rechnen. Der grosse Corneille, welcher den Stof dazu aus einem spanischen Poeten zog, leistete damit dem französischen Theater den allerwichtigsten Dienst. Er eröfnete seinen Nachfolgern den Weg, durch einfache Verwicklungen zu gefallen, und lehrte die sinnreiche Art, sie unsern Sitten gemäß einzurichten.

Von dem Lügner muß man so gleich auf den Moliere kommen, um die französische Scene auf ihrer Staffel der Vollkommenheit zu finden. Diesem bewundernswürdigen Schriftsteller haben wir die siegenden Einfälle zu danken, welche unsere Lustspiele auf alle Europäische Bühnen gebracht

haben, und uns einen ſo beſondern Vorzug vor den Griechen und Römern geben.

Nunmehr ſahe man alle Schönheiten der Kunſt und des Genies in unſern Gedichten verbunden: eine vernünftige Oekonomie in der Eintheilung der Fabel und dem Fortgange der Handlung; fein angebrachte Zwiſchenfälle, die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers anzufeuren; ausgeführte Charaktere, die mit Nebenperſonen in eine ſinnreiche Abſtechung[1] gebracht waren, um den Originalen deſto mehr Vorſprung zu geben. Die Laſter des Herzens wurden der Gegenſtand des hohen Komiſchen, welches dem Alterthume, und, vor Molieren, allen Völkern Europens unbekannt war, und eine neue erhabne Art ausmacht, deren Reitze nach Maßgebung des Umfanges und der Zärtlichkeit der Gemüther empfunden werden. Endlich ſo ſahe man auch, in der von den Alten nachgeahmten Gattung, eine auf die Sitten und Handlungen des bürgerlichen und gemeinen Lebens ſich beziehende Beurtheilung; das Luſtige und Spaßhafte wurde aus dem Innerſten der Sache ſelbſt genommen, und weniger durch die Worte als durch die wahrhaftig komiſchen Stellungen der Spiele ausgedrückt.

Bey Erblickung dieſes edeln Fluges konnte man natürlicher Weiſe nicht anders denken, als daß die Komödie auf dieſem Grade der Vortreflichkeit, welchen ſie endlich erlangt hatte, ſtehen bleiben, und daß man wenigſtens alle Mühe anwenden würde, nicht aus der Art zu ſchlagen. Allein, wo ſind die Geſetze, die Gewohnheiten, die Vergleiche, welche dem Eigenſinne der Neuigkeit widerſtehen, und den Geſchmack dieſer gebiethriſchen Göttin feſtſetzen könnten? Das Anſehen des Moliere, und noch mehr, die Empfindung des Wahren, nöthigten zwar einigermaßen verſchiedne von ſeinen Nachfolgern, in ſeine Fußtapfen zu treten, und laſſen ihn auch noch jetzt berühmte Schüler finden. Doch der gröſte Theil unſrer Verfaſſer, und ſelbſt diejenigen, welchen die Natur die meiſten Gaben ertheilet hat, glauben, daß ſie ein ſo nützliches Muſter verlaſſen können, und beſtreben ſich um die Wette, einen Namen zu erlangen, den ſie, weder der Nachahmung der Alten noch der Neuern, zu danken hätten.

Ich will unter der Menge von Neuigkeiten, die ſie auf unſre Scene

[1] Durch dieſes Wort habe ich das Franzöſiſche Contraste überſetzen wollen. Wer es beſſer zu überſetzen weis, wird mir einen Gefallen thun, wann er mich es lehret. Nur daß er nicht glaubt, es ſey durch Gegenſatz zu geben. Ich habe Abſtechung deswegen gewählt, weil es von den Farben hergenommen, und alſo eben ſo wohl ein mahleriſches Kunſtwort iſt, als das franzöſiſche. Ueb.

gebracht haben, nichts von jenen besondern Komödien sagen, worinne man Wesen der Einbildung zur wirklichen Person gemacht und sie anstatt dieser gebraucht hat: es ist dieses ein feyenmäßiger Geschmack, und nur die Oper hat das Recht sich ihn zuzueignen. Auch von jenen Komödien will ich nichts gedenken, worinne die spitzige Lebhaftigkeit des Gesprächs anstatt der Verwicklung und Handlung dienen muß; man hat sie für nichts als für feine Zergliederungen der Empfindungen des Herzens, und für ein Zusammengesetztes aus Einfällen und Strahlen der Einbildungskraft anzusehen, welches geschickter ist, einen Roman glänzend zu machen, als ein dramatisches Gedicht mit seinen wahren Zierrathen auszuputzen. Ich will mich vorjezo blos auf diejenige neue Gattung des Komischen einschränken, welcher der Abt Desfontaines den Zunahmen der Weinerlichen gab, und für die man in der That schwerlich eine anständigere und gemäßere Benennung finden wird. [1]

Damit man mir aber nicht ein Unding zu bestreiten, Schuld geben könne, so muß ich hier die Maximen eines Apologisten der Melanide, [2] dieser mit Recht so berühmten Komödie, von welcher ich noch oft in der Folge zu reden Gelegenheit finden werde, einrücken. „Warum wollte „man, sagt er, einem Verfasser verwehren, in eben demselben Werke das „Feinste, was das Lustspiel hat, mit dem Rührendsten, was das Trauer„spiel darbieten kann, zu verbinden. Es tadle diese Vermischung wer da „will; ich, für mein Theil, bin sehr wohl damit zufrieden. Die Ver„änderungen sogar in den Ergötzungen lieben, ist der Geschmack der Natur „. . . Man geht von einem Vergnügen zu dem andern über; bald lacht „man, und bald weinet man. Diese Gattung von Schauspielen, wenn „man will, ist neu; allein sie hat den Beyfall der Vernunft und der „Natur, das Ansehen des schönen Geschlechts und die Zufriedenheit des „Publicums für sich.

Von dieser Art sind die gefährlichen Maximen, gegen die ich mich zu setzen wage; denn man merke wohl, daß ich von einer aufrichtigen

[1] Ich gestehe es, nichts ist lächerlicher, als über Namen zu streiten; es ist aber auch eben so lächerlich, einen bekannten und bestimmten Namen einer Sache beyzulegen, der er nicht zukömmt. Der Name einer Komödie kömmt dem weinerlich Komischen nicht besser zu, als der Name eines Epischen Gedichts den Abentheuern des Dom Quichott zukömmt . . Wie soll man also diese neue Gattung bezeichnen? Eine in Gespräche gebrachte pathetische Declamation, die durch eine romanenhafte Verwicklung zusammen gehalten wird ꝛc. Man sehe Principes pour lire les Poetes im 2ten Theile.

[2] Lettres sur Melanide. Paris, 1741.

Bewunderung des Genies der Verfaſſer durchdrungen bin, und niemals etwas anders als den Geſchmack ihrer Werke, oder vielmehr das weinerlich Komiſche überhaupt genommen, angreiffe. Ich habe mir beſtändig die Freyheit vorbehalten, den liebenswürdigen Dichtern tauſend Lobſprüche zu ertheilen, die uns durch ſehr wirkliche Schönheiten der Ausführung, durch die Entdeckung verſchiedner wahren und ſich ausnehmenden Schilderungen und Charaktere, durch die blendende Neuigkeit ihrer Farbenmiſchung, oft dasjenige zu verbergen wußten, was an dem Weſentlichen ihrer Fabel etwa nichtig oder fehlerhaft ſeyn konnte. Das Genie des Verfaſſers ſtrahlet allezeit durch, und kann ihm, ohngeachtet der Fehler ſeines Werks, ein gerechtes Lob erwerben: allein die Fehler ſeines Werks ſtrahlen gleichfalls durch, und können, Troz den Bezaubrungen, die das Genie des Werkmeiſters angebracht hat, mit Grund getadelt werden.

Nachdem ich alſo den hochachtungswürdigen Gaben der Künſtler in dieſer neuen Gattung, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo laßt uns ohne Furcht den Geſchmack ihrer Stücke unterſuchen, und gleich Anfangs ſehen, ob ihnen das Alterthum Beyſpiele darbiethe, die ſie uns zur Rechtfertigung ihrer Wahl entgegenſetzen können.

Aus dem leichten Entwurfe, den wir eben jetzt betrachtet haben, iſt es klar und deutlich, daß ihnen das griechiſche Theater keine Idee, die mit dem weinerlich Komiſchen analogiſch wäre, geben konnte. Die Stücke des Ariſtophanes ſind eigentlich faſt nichts, als ſatyriſche Geſpräche; und aus den Fragmenten des Menanders erhellet, daß auch dieſer Dichter bloß die Farben des Lächerlichen, oder derjenigen allgemeinen Critik gebraucht habe, welche mehr den Witz erfreuet, als das Gemüthe angreift.

Die Art und Weiſe des lateiniſchen Theaters iſt eben ſo wenig für ſie.[1] Es iſt ganz und gar nicht die Weichmachung der Herzen, die Plautus zum Gegenſtand ſeiner Luſtſpiele gewählt hat. Keine einzige von ſeinen Fabeln, kein einziger von ſeinen Zwiſchenfällen, kein einziger von ſeinen Charaktern iſt dazu beſtimmt, daß wir Thränen darüber vergieſſen ſollen. Es iſt wahr, daß man bey dem Terenz einige rührende finden; zum Exempel diejenigen, wo Pamphilus ſeine zärtliche Un die Glycerium, die er verführt hatte, ausdrückt: allein die Stell jungen verliebten Menſchen, der von der Ehre und von der Leiden

[1] Man redet hier von dem lateiniſchen Theater bloß nach Beziehung auf die zwey Schriftſteller, die uns davon übrig ſind.

gleich ſtark getrieben wird, hat ganz und gar keine Aehnlichkeit mit den Stellungen unſrer neuen Originale. Terenz findet unter der Hand bewegliche Stellungen, dergleichen die Liebe beſtändig hervorbringt; und er drückt ſie auch mit demjenigen Feuer und mit derjenigen ungekünſtelten Einfalt aus, welche die Natur ſo wohl treffen, und auf einen gewiſſen Punkt feſtſtellen. Iſt aber dieſes der Geſchmack der neuen Schauſpielſchreiber? Sie wählen, mit allem Bedacht, eine traurige Handlung, und durch eine natürliche Folge ſind ſie hernach verbunden, ihren vornehmſten Perſonen einen klagenden Ton zu geben, und das Komiſche für die Nebenrollen aufzubehalten. Die Zwiſchenfälle entſtehen blos um neue Thränen vergieſſen zu laſſen, und man geht endlich aus dem komiſchen Schauſpiele mit einem von Schmerz eben ſo beklemmten Herze, als ob man die Medea oder den Thyeſt hätte aufführen ſehen.

Bey den Alten alſo können die Urheber der neuen Gattung ihre klägliche Weiſe nicht gelernt haben; und ihr Sieg würde nicht lange ungewiß bleiben, wenn er von ihren Beyſpielen abhinge, oder auch nur von den Beyſpielen der franzöſiſchen Dichter, welche bis zu Anfange dieſes Jahrhunderts auf unſerm Theater geglänzt haben. Der Zuſammenfluß ſo vieler wichtigen Exempel könnte ohne Zweifel eine ſiegende Ueberzeugung verurſachen; gleichwohl aber will ich dieſem Vortheile auf einen Augenblick entſagen, und unterſuchen, ob dieſe neue mit komiſchen und kläglichen Zügen vermiſchten Accente genau aus der Natur hergehohlet ſind. Ich räume es ein, daß der widrige Gebrauch, dem man zwanzig Jahrhunderte hindurch gefolgt iſt, die Vernunft nicht aus ihrem Rechte verdringen kann, und daß ein von ihm geheiligter Irrthum, deswegen nicht aufhöre ein Irrthum zu ſeyn. Ich gebe meinen Gegnern folglich alle mögliche Bequemlichkeit, und ſie können, ohne ungerecht zu ſeyn, mehr Höflichkeit und Uneigennützigkeit von mir nicht fordern.

Nach den verſchiedenen Rührungen des Herzens entweder lachen oder [illegible] ſind, ohne Zweifel, natürliche Empfindungen: allein in eben dem[illegible]augenblicke lachen und weinen, und jenes in der einen Scene fort[illegible]e, wenn man in der andern dieſes thun ſoll, das iſt ganz und gar [illegible]ht nach der Natur. Dieſer ſchleunige Uebergang von der Freude zur Betrübniß, und von der Betrübniß zur Freude, ſetzet die Seele in Zwang und verurſacht ihr unangenehme und gewaltſame Bewegungen. [1]

[1] Es iſt nicht der Körper, welcher in dem Schauſpiele lacht oder weinet; es iſt die Seele,

Damit man dieſe Wahrheit in aller ſeiner Stärke empfinde, ſo wird man mir erlauben, ein verhaßtes Exempel anzuführen: denn wenn man nicht überreden kann, ſo muß man zu überzeugen ſuchen. In dem ungeheuren Luſtſpiele Samſon, reißt dieſer von einem muthigen Eifer erfüllte Held, nachdem er das höchſte Weſen angerufen, die Thore des Gefängniſſes ein, und trägt ſie auf ſeinen Schultern fort. Den Augenblick darauf erſcheint Harlequin und bringt einen Kalekutſchhahn, und ſchüttet ſich in komiſchen Poſſen aus, die eben ſo kriechend ſind, als die Empfindungen des Helden edel und großmüthig zu ſeyn geſchienen hatten. Ich bitte, was kann man wohl zu einer Abſtechung ſagen, die auf einmal zwey ſo widrige Stellungen zeiget, und zwey ſo widerſprechende Bewegungen verurſachet? Kann man noch zweifeln, daß Vernunft und Anſtändigkeit ihr gleich ſehr zuwider ſind? Kann man verhindern, daß nicht eine Art von Verdruß gegen den Zuſammenlauf nichtswürdiger Zuſchauer, welche ſolche widerwärtige Ungereimtheiten bewundern können, in uns entſtehen ſollte?

Ueber eine ſo närriſche Vermiſchung läßt man ohne Zweifel die Verdammung ergehen: allein es giebt eine minder merkliche, welche eine edlere Wendung hat, und dieſe iſt es, der man wohl will, und zu deren Vertheidigung man bis zu den erſten Grundſätzen zurück geht.

Derjenige, ſagt man, der das Schauſpiel einer Komödie zuerſt aufführte, konnte nach keinem Muſter arbeiten; er machte ſich einen Plan nach ſeiner Einſicht, und das neue Werk bekam folglich ſeine Natur und ſeine Eigenſchaften aus dem Innerſten ſeiner Begriffe. Die, welche nachfolgten, glaubten eben ſo wohl ein Recht zum Erfinden zu haben; unter ihren Händen bekam die Komödie eine neue Form, welche gleichfalls der Veränderung unterworfen war. Dieſe Veränderungen wurden nicht als Neuerungen ausgeſchrien; man hatte es ſich noch nicht in Sinn kommen laſſen, daß es nicht erlaubt ſey, Aenderungen zu machen, und die Hirngeburth eines Verfaſſers anders zu bearbeiten, deren Natur ziemlich willkührlich ſeyn muß. Denn kurz, ſetzt man hinzu, das Weſen der Komödie,

die von den Eindrücken, die man auf ſie macht, gerühret wird. Wann ſie, durch das Pathetiſche bewegt, und durch das Komiſche erfreut wird, ſo iſt ſie zu gleicher Zeit ein Raub zweyer gegenſeitigen Bewegungen . . Wie erſtaunlich iſt es für den menſchlichen Geiſt, ſo ſchleunig und ohne Vorbereitung, von dem Tragiſchen auf das Komiſche über zu gehen, und von einer zärtlichen Erkennung, auf die Schäckereyen eines Mädchens und eines Petitmaiters ꝛc. Principes, eben daſelbſt.

es mag nun beſtehen worinne es will, kann doch nimmermehr ſo unwandelbar feſtgeſetzt ſeyn, als es das Weſen der geometriſchen Wahrheiten iſt; und hieraus ſchließt man endlich, daß es unſern Neuern erlaubt ſeyn müſſe, die alte Einrichtung des komiſchen Gedichts zu ändern. Das Beyſpiel ihrer Vorgänger muntert ſie dazu auf, und die Natur der Sache erlaubt es.

So übertäubend als dieſer Einwurf zu ſeyn ſcheinet, ſo braucht es, ihn übern Haufen zu ſtoſſen, doch weiter nichts, als daß man die Grundſätze deſſelben zugiebt, und die daraus gemachte Folgerung leugnet. Es iſt wahr, daß alle Geburthen des Genies, ſo zu reden, ihr Tappen haben, bis ſie zu ihrer Vollkommenheit gelangt ſind; allein, es iſt auch eben ſo gewiß, daß verſchiedne von denſelben, ſie ſchon erreicht haben, als das epiſche Gedichte, die Ode, die Beredſamkeit und die Hiſtorie. Homer, Pindarus, Demoſthenes und Thucydides ſind die Lehrmeiſter des Virgils, des Horaz, des Cicero und des Livius geweſen. Das vereinigte Anſehen dieſer groſſen Männer iſt zum Geſetze geworden; und dieſes Geſetz haben hernach alle Nationen angenommen, und die Vollkommenheit einzig und allein an die genaue Nachahmung dieſer alten Muſter gebunden. Wenn es alſo nun wahr iſt, daß das Weſen dieſer verſchiednen Werke ſo unveränderlich feſtgeſtellet iſt, als es nur immer durch die aller verehrungswürdigſten Beyſpiele feſtgeſtellet werden kann; aus was für einer beſondern Urſache ſollte es denn nur vergönnet ſeyn, das Weſen der Komödie zu ändern, welches durch die allgemeine Billigung nicht minder geheiliget iſt.

Und man glaube nur nicht, daß dieſe durchgängige Uebereinſtimmung ſchwer zu beweiſen ſey. Man nehme den Ariſtophanes, Plautus und Terenz; man durchlaufe das engliſche Theater und die güten Stücke des Italiäniſchen; man beſinne ſich hernach auf den Moliere und Regnard, und verbinde dieſe thätlichen Beweiſe mit den Entſcheidungen der dramatiſchen Geſetzgeber, des Ariſtoteles, des Horaz, des Deſpreaux, des P. Rapins, ſo wird man die einen ſowohl, als die andern, dem Syſtem des kläglich Komiſchen gänzlich zuwider finden. Zwar wird man die nothwendigen Verſchiedenheiten zwiſchen den Sitten und dem Genie der Dichter eines jeden Volks bemerken; zwar wird man, nach Beſchaffenheit der Gegenſtände, in den Stücken, welche die Laſter des Herzens angreifen, einen nothwendig ernſthaften Ton antreffen, ſo wie man in denen, welche mit den Ungereimtheiten des Verſtandes zu thun haben, eine Vermiſchung des Scherzes und des Ernſtes, und in denen, welche nur das Lächerliche

ſchildern ſollen, nichts als komiſche Züge und Wendungen finden wird; zwar wird man ſehen, daß die Kunſt eben nicht verbunden iſt, uns zum Lachen zu bewegen, und daß ſie ſich oft begnügt, uns weiter nicht als auf diejenige innere Empfindung, welche die Seele erweitert, zu bringen, ohne uns zu den unmäßigen Bewegungen zu treiben, welche laut ausbrechen: aber jenen traurigen und kläglichen Ton, jenes romanenhafte Gewinsle, welches vor unſern Augen der Abgott des Frauenzimmers und der jungen Leute geworden iſt, wird man ganz und gar nicht gewahr werden. Mit einem Worte, dieſe Unterſuchung wird uns überzeugen, daß es wider die Natur der komiſchen Gattung iſt, uns unſre Fehler beweinen zu laſſen, es mögen auch noch ſo häßliche Laſter geſchildert werden; daß Thalia, ſo zu reden, auf ihrer Maske keine andre Thränen, als Thränen der Freude und der Liebe duldet; und daß diejenigen, welche ſie quaſi-tragiſche Thränen wollen vergieſſen laſſen, ſich nur eine andre Gottheit für ihre Opfer ſuchen können.

Der Einwurf alſo, den man aus der willkührlichen Natur der Komödie hergenommen, ſcheint mir hinlänglich widerlegt zu ſeyn; weil alles, was die vornehmſte Wirkung, die ein Werk hervorbringen ſoll, vernichtet, ein weſentlicher Fehler iſt. Wollte man gleichwohl noch darauf dringen, daß die Komödie natürlicher Weiſe mehr, als irgend eine andre Geburth des Genies, dem Geſchmacke des Jahrhunderts, in welchem man ſchreibt, unterworfen ſey, und daß man dieſem Geſchmacke alſo folgen müſſe, wenn man darinne glücklich ſeyn wolle; ſo nehme ich dieſe Maximen ganz gerne an: allein was kann daraus zur Ehre des weinerlich Komiſchen flieſſen? Weit gefehlt, daß der allgemeine Geſchmack ſich dafür erkläre; wenigſtens ſind die Stimmen getheilt. Es giebt ein auserwähltes Häufchen Zuſchauer, bey welchem das heilige Feuer der Wahrheit gleichſam niedergelegt worden, und deſſen ſichrer und unveränderlicher Geſchmack ſich niemals unter die Tyranney der Mode geſchmiegt, noch dieſen Götzen weniger Tage angebethet hat.

Dieſem erleuchteten Theile des Publicums hat man es zu danken, daß ſich noch in allen Gattungen jene ausgeſuchte Empfindung der Natur und jener vollkommene Geſchmack erhält, der, indem er wider die Bleydungen gefährlicher Neuigkeiten eifert, zugleich den wirklich nützlichen Erfindungen ihren wahren Werth zu beſtimmen weis. Er iſt eben ſo einfach, als die Wahrheit ſelbſt; oder wenn man lieber dem Lehrgebäude des

französischen Odendichters [1] folgen will, so giebt es nur einen gedoppelten, deren Züge hier zu entwerfen nicht undienlich seyn wird, damit man den Unterscheid ihrer Charaktere desto besser empfinde.

Der erste giebt sich mit den Lastern ab, welche verächtlich machen, und mit den Ungereimtheiten, durch die man lächerlich wird: er belebt seine Bilder mit lachenden und satyrischen Zügen; er will, daß sich jeder in seinen Gemählden erkennen, und über seine eigne Abschilderungen eben so boshaft lachen solle, als ob alles auf Kosten seines Nächsten gehe. Der andere hingegen greift nur gewisse Fehler an, oder besser zu reden, er greift ganz und gar keine an: er sucht mühsam nichts, als traurige und außerordentliche Stellungen, und mahlt sie mit den allerdunkelsten Farben. Der eine erfreut das Herz und vergnügt den Geist, durch ein lebhaftes und sich ausnehmendes Spiel, welches allen Verdruß verjagt; der andere stürzt uns durch einen traurigen Ton wieder hinein, und giebt sich alle Mühe eure Seele durch gehäufte Erzehlungen von Unglücksfällen zu betrüben. Nun wage man es, den Vorzug zu entscheiden, oder leugne die Wahrheit dieser Charaktere.

Meine Gegner werden nunmehr unter ihren Einwürfen wählen müssen; denn ob man schon, durch die Beantwortung aller und jeder, die Materie ergründen würde, so muß ich mich doch, zu Vermeidung der Weitläuftigkeit nur auf die scheinbarsten einschränken.

„Die Komödie ist das Bild der Handlungen des gemeinen Lebens, „oder, wenn man lieber will, der gewöhnlichen Laster oder Tugenden, „die den Zirkel desselben erfüllen. In der Schilderung so wohl der guten, „als schlechten Eigenschaften, bestehet daher ihre wesentliche Beschaffenheit. „Das Portrait der Menschen mit Genauigkeit entwerfen, ihre Gemüths„neigungen und Gesinnungen auf das deutlichste ausdrücken, und diese

[1] Der Verfasser zielt hier auf eine Stelle in des Rousseau Briefe an Thalien. Sie ist so trocken schön, daß ich sie nicht zu übersetzen wage. Wenn ich mich nicht irre, so ist es eben die, welche der Herr von Voltaire an einem Orte sehr scharf getadelt hat. Man sehe, ob Rousseau mehr darinne sagt als, daß es mit dem Geschmacke eine kützliche Sache sey, und daß er nothwendig entweder gut oder schlecht seyn müsse.

Tout institut, tout art, toute police
Subordonnée au pouvoir du caprice,
Doit être aussi consequemment pour tous
Subordonnée à nos differens gouts.
Mais de ces gouts la dissemblence extreme,
A le bien prendre, est un foible probleme;
Et quoi qu'on dise, on n'en sauroit jamais
Compter que deux; l'un bon, l'autre mauvais etc. Ueb.

„Gemählde zum Vortheile der Sitten anwenden; das heißt, auf einmal „die groſſen Gegenſtände der Kunſt und des Künſtlers faſſen.

Obſchon dieſe Grundſätze, überhaupt betrachtet, wahr ſind, ſo können ſie doch nicht anders, als auf eine ganz indirecte Weiſe, auf die komiſche Dichtkunſt angewendet werden. Die Menſchen mahlen, und ihre Gemüthsarten mit Genauigkeit ausdrücken, iſt ein Zweck, den auch die la Rochefoucaults und die la Bruyere mit ihr gemein haben, die uns zwar Gemählde von Laſtern und Tugenden überhaupt, niemals aber dramatiſche Gedichte haben liefern wollen. Die Schilderungen der guten und böſen Eigenſchaften macht alſo nicht an und für ſich ſelbſt das Weſen der Komödie aus; die Wahl und die Miſchung der Farben, die Stellung und der Ausdruck der Perſonen, dieſe ſind es, die ihr vornehmlich Namen, Form und Weſen ertheilt haben.

Man muß daher den Gegenſtand der Kunſt und die Pflicht des Künſters wohl unterſcheiden. Der erſtre iſt durch den Tadel des Laſters und durch die Anpreiſung der Tugend genugſam erfüllet. Der andern aber ein Genüge zu thun, muß der Poet ſich nothwendig ſolcher Farben bedienen, welche ſowohl den allgemeinen Laſtern, dergleichen die Leidenſchaften ſind, die ihren Urſprung aus dem Herzen haben, als den beſondern Lächerlichkeiten, dergleichen die thörigten Moden ſind, die ihre Quelle in dem Verſtande haben, eigenthümlich zukommen. Ferner muß er dazu eine anſtändige Handlung erwählen; er muß ſie ſo einzurichten wiſſen, daß ſie die vortheilhafteſten Wirkungen hervorbringen kann; und muß überall Moral, vermittelſt der ſpielenden Perſonen, mit einſtreuen; welche Vernunft und Erfahrung zu dieſer Abſicht einmüthig beſtimmt zu haben ſcheinen.

Nun iſt es aber ganz und gar keine Frage, ob dieſe Moral aus dem Helden des Stücks flieſſen ſoll, oder ob ſie vielmehr der Gegenſtand aller Züge des Tadels und des Scherzes ſeyn ſoll. Die neue Gattung ſcheint die erſtre Methode angenommen zu haben: allein ſowohl die Grundſätze als die Beyſpiele ſind gleich ſtark darwieder. Nach den Grundſätzen iſt die Komödie beſtimmt, uns mehr Laſter und Ungereimtheiten, die wir vermeiden, als Tugenden, die wir nachahmen ſollen, vorzuſtellen; und nach den Beyſpielen, kömmt es den Nebenperſonen zu, die Maximen der Weisheit anzubringen. So hat Moliere dem Freunde des Miſanthropens, dem Schwager des Orgons, dem Bruder des Sganarelle ꝛc. die

Sorge aufgetragen, uns die Grundsätze der Tugenden vorzulegen, die er zu dem Gegenstande unsrer Nachahmung machen wollte; seine Originale aber hat er mit allen Zügen der Satyre, des Tadels und des Lächerlichen überhäuft, von welchen er glaubte, daß sie sowohl zu unserm Ergötzen, als zu unserm Unterrichte dienen könnten.

Aus dem, was ich jetzt gesagt, folgt unwidersprechlich, daß das Original einer wahren Komödie keine gänzlich tugendhafte Person seyn könne, wie es die Originale der neuen Gattung sind, und daß dieses ein eingewurzelter Uebelstand ist, vor dem uns alle Schönheiten der Ausführung niemals gänzlich die Augen verblenden können. Vergebens wirft man ein, daß die satyrischen Züge, womit man die Originale überhäuft, nicht mehr zum Zwecke treffen; und daß sie unsre Eigenliebe auf andre uns umgebende Gegenstände abzuwenden wisse.[1] Umsonst wird man uns zu überreden suchen, daß die neuen komischen Dichter eben darum desto mehr Lob verdienten, weil sie anstatt der lasterhaften Charaktere lauter Personen, die voller Empfindungen der Ehre wären, eingeführet hätten; daß wir tugendhaften Maximen unser Herz von selbst aufschlössen, und sie mit Vergnügen uns einflössen liessen, wenn man nur ein wenig uns auf der rechten Seite zu fassen wüßte. Alle diese Gründe sind verfänglicher als wahr; blendender als gründlich. Lasset sie uns einmal aus ihren Wirkungen beurtheilen, denn diese sind sichrer, als alle Vernünfteley.

Was hat denn nun jene leichte und hochmüthige Auskrahmung schöner und grosser Gesinnungen den Sitten genützt? Was für Wirkungen hat denn jene glänzende Moral auf unsre Herzen und auf unsern Verstand gehabt? Eine unfruchtbare Bewunderung, eine Blendung auf wenige Augenblicke, eine überhingehende Bewegung, welche ganz unfähig ist, uns in uns selbst gehen zu lassen. So viele auf das allerfeinste vorbereitete Sittensprüche, so viel zierlich ausgekrahmte Vorschriften sind für die Zuschauer völlig in Wind gesagt. Man bewundert Melaniden, und betauert sie: allein ihr unaufhörlich kläglicher Ton, und die Erzehlung ihrer romanhaften Zufälle, machen auf uns keinen nützlichen Eindruck, weil sie mit der Stellung, worinne wir uns befinden, ganz und gar keine Gemeinschaft haben. Das Schicksal der Auffeherin bewegt und rühret uns; allein ihre ganz besondern Umstände haben mit den unsrigen gar

[1] Lettre sur Melanide.

nichts gemein.[1] Wir treffen in uns ſelbſt nichts an, was wir mit den Abentheuern in Vergleichung bringen können, die blos unter die möglichen Dinge gehören, und alſo gar nicht für uns gemacht zu ſeyn ſcheinen. Man wird, wenn man es ja geſtehen muß, bey dem Anblicke ſo ſinnreicher Gemählde, ergriffen, durchdrungen, bewegt; allein man fühlet für uns ſelbſt, in dieſem Zuſammenfluſſe von Begebenheiten, mit welchen der ordentliche Lauf menſchlicher Dinge uns gewiß verſchonen wird, weder Reue, noch Scham, noch Furcht.

Ganz anders iſt es mit den Schilderungen bewandt, welche der Dichter von den Laſtern und von dem Lächerlichen macht; ſie finden bey uns allen Statt, und auch der vollkommenſte Menſch trägt ſowohl in ſeinem Verſtande, als in ſeinem Herzen beſtändig den Saamen gewiſſer Ungereimtheiten und gewiſſer Fehler, welche ſich bey Gelegenheit entwickeln. Wir finden uns alſo in dem Gemählde ſolcher mit der Menſchheit verbundenen Schwachheiten getroffen, und ſehen darinne was wir ſind, oder wenigſtens ſeyn können. Dieſes Bild, welches zu dem unſrigen wird, iſt eines von den, einnehmendſten Gegenſtänden, und erleuchtet unſre Seelen mit gewiſſen Lichtſtrahlen, die deſto heilſamer ſind, je fähiger ihre Urſache, die Furcht vor der Schande und dem Lächerlichen, zu ſeyn pflegt, uns zu heilſamen Entſchlieſſungen zu bewegen. So ward der ſtolze und unverſöhnliche Hauffe der Heuchler durch das Gemählde von den Laſtern des ſcheinheiligen Betriegers zu Boden geſchlagen. Tauſend Schuldige wurden in Harniſch gejagt, und beklagten ſich mit ſo viel gröſſerer Bitterkeit, je empfindlicher ſie waren getroffen worden. Bey den Vorſtellungen des George Dandins laſſen auch die verhärteſten Ehemänner auf ihren Geſichtern die Bewegung ſpüren, die ſie alsdenn empfinden, wenn ihre Umſtände mit den Umſtänden des Originals allzuſehr übereinſtimmen; dieſe Uebereinſtimmungen ſind nicht ſelten, da ſie ſchon durch den Mangel der Bildung oder des Genies, durch den Geſchmack an Veränderungen und den Eigenſinn, ſo vielfältig gemacht werden, als ſie es durch die Verſchiedenheit der Geburth ſind. Die ohne Unterlaß wieder

[1] Der Stof einer Komödie muß aus den gewöhnlichen Begebenheiten genommen ſeyn; und ihre Perſonen müſſen, von allen Seiten, mit dem Volke, für das ſie gemacht wird, eine Aehnlichkeit haben. Sie hat nicht nöthig, dieſe ihre Perſonen auf ein Fußgeſtelle zu erhöhen, weil ihr vornehmſter Entzweck eben nicht iſt, Bewundrung für ſie zu erwecken, damit man ſie deſto leichter beklagen könne; ſie will aufs höchſte, durch die verdrüßlichen Zufälle, die ihnen begegnen, uns für ſie ein wenig unruhig machen. Dubos kritiſche Betrachtungen Th. II. S. 225.

jung werdenden Schilderungen der Diafoiren haben vielleicht nicht wenig dazu beygetragen, daß die Aerzte ihren blinden Eigensinn für die alte Methode verlassen haben, ohne daß sie eben zu jenen kühnen Versuchen wären gereizt worden; von welchen man schalkhaft genug vorgiebt, daß wir dann und wann derselben Opfer seyn müßten. Und wem ist endlich unbekannt, daß die muntern und beissenden Züge der gelehrten Weiber und der kostbar Lächerlichen, auf das plötzlichste das schöne Geschlecht von diesen zwey Unsinnigkeiten abgebracht haben?

Ich gebe zu, daß andre Charaktere, welche eben sowohl getroffen waren, keine so merkliche Wirkungen gehabt haben. Der eingebildete Kranke hat nicht alle Orgons von ihren Dünsten befreyet; es sind nicht alle Menschenfeinde gesellschaftlicher, noch alle Grafen von Tufiere bescheidner geworden. Allein was ist der Grund davon? Er ist dieser; weil die Fehler von dieser Art das rechtschafne Wesen nicht angreifen, und weil man so gar in der Welt Leute antrift, die sich eine Ehre daraus machen. Zärtliche Leibesbeschaffenheiten setzen gemeiniglich zärtliche Seelen voraus. Eine strenge und unwillige Gemüthsart ist fast immer mit viel Rechtschaffenheit verbunden; der Herzog von Montaufier hielt es nicht für seiner unwürdig; ein Menschenfeind zu seyn. Und ein gewisser Stolz endlich, entstehet nicht selten aus einer vernünftigen Empfindung seiner eignen übersehenden Größe. Das Vorurtheil ringet bey solchen Gelegenheiten glücklich mit den Spöttereyen des Tadels, da es Gegentheils gegen die komische Schilderung eines Lasters des Herzens, oder eine Lächerlichkeit im gesellschaftlichen Leben, oder eine Ungereimtheit des Verstandes, gewiß nicht bestehen wird. Der Gegenstand der beschämenden Bemerkungen der Zuschauer, will man durchaus nicht seyn, es koste auch, was es wolle; und wenn man sich auch nicht wirklich bessert, so ist man doch gezwungen sich zu verstellen, damit man öffentlich weder für lächerlich noch für verächtlich gehalten werde.

Und so wären wir denn endlich auf die lezte Ausflucht gebracht, welche über alle Beyspiele und Gründe sieget. Diese neue komische Gattung, sagt man, gefällt; [1] das ist genug, und die Regeln thun dabey nichts.

Man berufe sich nicht zur Bestätigung dieser zu allgemeinen und eben deswegen gefährlichen Maxime auf den Einfall Sr. Hoheit des Prinzen über die regelmäßige aber verdrießliche Tragödie des Abts von Aubignac.

[1] S. den Prolog des Lustspiels Liebe für Liebe.

Die Anwendung der Regeln verurſachte den Fall dieſes Stücks gar nicht; ſondern die ſchlechte Colorite ſeines Pinſels ſchlug es nieder. Doch weil ich mir vorgenommen habe meinen Gegnern nur ſolche Gründe entgegen zu ſetzen, von welchen ich ſelbſt überzeugt bin, ſo will ich es ihnen vorläufig einräumen, daß das kläglich Komiſche große Bewegungen und oft angenehme Empfindungen verurſache. Allein, wenn ich auf einen Augenblick die ganze Frage dahinaus lauffen laſſe, bey welcher Gattung das größere Vergnügen anzutreffen ſey, ſo behaupte ich, daß jene neuere uns kein ſo mannichfaltiges und natürliches Vergnügen verſchaffen könne, als die Gattung welche in dem Jahrhunderte des Moliere herrſchte.

Zuerſt findet man in den weinerlichen Komödien alle die rührungsloſen leeren Plätze, die man bey Leſung eines Romans findet. Sie ſind eben ſo wie dieſe mit erzwungnen Verwicklungen, mit auſſerordentlichen Stellungen, mit übertriebenen Charakteren angefüllt, welche oft wahrer als wahrſcheinlich ſind; und wenn ſie in unſrer Seele jene, nichts weniger als willkührliche Bewegungen verurſachen, die ſie auf einige Augenblicke bezaubern, ſo kömmt es daher, weil wir bey dem Anblicke auch der erdichtetſten Gegenſtände gerührt werden, wenn ſie nur mit Kunſt geſchildert ſind. Allein man merke wohl, daß die Rührungen weder ſo einnehmend ſind, noch eben dieſelbe Dauer und eben denſelben Charakter der Wahrheit haben, welchen die getreue Nachahmung einer aus dem Innerſten der Natur geſchöpften Stellung hervorbringt.

In der That, wenn die dramatiſchen Erdichtungen uns um ſo viel lebhafter rühren, je näher ſie der Wirklichkeit kommen, ſo müſſen die Erdichtungen der neuen Gattung ſo viel ſchwächere Eindrücke machen, je entgegengeſetzter ſie der Wahrſcheinlichkeit ſind. Es iſt ein Wunderwerk der Kunſt nöthig geweſen, um uns die Abentheuer einer Frau annehmlich zu machen, die nach ſiebzehn Jahren einer heimlichen Vermählung und eines eingebildeten Gefängniſſes, auf einmal ſich aus dem Schooße ihrer Provinz aufmacht, und nach Paris kommt, einen untreuen Mann aufzuſuchen, der ſie, ob er ſie ſchon alle Tage zu ſehen bekommen könnte, doch nicht eher, als bey der Entwicklung findet. So und nicht anders iſt der romanenhafte Grund beſchaffen, auf welchen das Gebäude des weinerlich Komiſchen gemeiniglich aufgeführt iſt, oder vielmehr nothwendig aufgeführt ſein muß; und dieſen muß ſich der Zuſchauer gefallen laſſen, wenn er anders Vergnügen daran finden will. Die Oper ſetzt bei weitem

nicht ſo viel Triebfedern in Bewegung, um uns durch das Glänzende ihrer Auszierungen zu verblenden, als das kläglich Komiſche Täuſchungen anwendet, um eine ſchmerzhaft angenehme Empfindung in uns zu erwecken.

Die Eindrücke des Vergnügens, welche das wahre Komiſche hervorbringt, ſind von einer ganz andern Beſchaffenheit. Es geſchiehet allezeit mit einem ſtets neuen Vergnügen, ſo oft wir jene von der Natur erkannte Schilderungen, dergleichen der Menſchenfeind, der Geizige, der Stumme, der Spieler, der Mürriſche, der Ruhmredige und andre ſind, wieder vorſtellen ſehen, oder ſie aufs neue leſen. Oder, wenn wir uns in kleine Stücke einlaſſen wollen, wird man es wohl jemals ſatt, die wahren komiſchen Auftritte zu ſehen, zum Exempel die Auftritte des Harpagons mit der Euphroſine, des Valers mit dem Meiſter Jacob, des bürgerlichen Edelmanns mit ſeinem Mädchen und ſeinen verſchiednen Lehrmeiſtern, die pedantiſche Zänkerey des Triſſotins und des Vadius; oder auch in einer höhern Art, das feine und ſinnreiche Geſpräch des Merkurs mit der Nacht, die verleumdriſche Unterredung der Cölimene mit dem Marquis und ihre ſinnreiche Art, der ſpröden Arſinoe ihre ſpitzigen Anzüglichkeiten wieder zurück zu geben? Verurſachen uns wohl die am meiſten glänzenden Moralien, wann ſie auch bis zum Thränen getrieben werden, jemals ein ſo lebhaftes, ein ſo wahres und ein ſo daurendes Vergnügen?

Doch die Verringerung und Schwächung unſeres Vergnügens, oder die Unnützlichkeit einer ernſthaften und traurig ſpruchreichen Moral, iſt der gegründeſte Vorwurf noch nicht, den man der neuen Art von Komödien machen kann: ihr vornehmſter Fehler iſt dieſer, daß ſie die Grenzen gar aufhebt, welche von je her das Tragiſche von dem Komiſchen getrennt haben, und uns jene ungeheure Gattung des Tragikomiſchen zurück bringet, welche man mit ſo vielem Grunde, nach verſchiednen Jahren eines betrieglichen Triumphs, verworfen hat. Ich weis wohl, die neue Art hat bey weitem nicht ſo viele und groſſe Ungereimtheiten; die Verſchiedenheit ihrer Perſonen iſt nicht ſo anſtößig, und die Bedienten dürfen darinne nicht mit Prinzen zuſammen ſpielen: allein im Grunde iſt ſie doch eben ſo fehlerhaft, ob ſchon auf eine verſchiedne Weiſe. Denn wie die erſtre Art die heroiſchen Perſonen erniedrigte, indem ſie ihnen bloß gemeine Leidenſchaften gab, und nur die gewöhnlichen Tugenden aufführte, die zu dem heldenmäßigen der Tragödie lange nicht erhaben genug ſind; eben ſo

erhöhet die andre die gemeinen Personen zu Gesinnungen, welche Bewunderung erwecken, und mahlt sie mit Zügen jenes reitzenden Mitleids, welches das unterscheidende Eigenthum des Trauerspiels ausmachet. Beyde sind also dem Wesen, welches man dem komischen Gedichte zugestanden hat, gleich sehr zuwider; beyde verdienen also einen gleichen Tadel, und vielleicht auch eine gleiche Verbannung.

Als das Tragikomische zuerst aufkam, glaubte man, ohne Zweifel, das Gebiethe der komischen Muse erweitert zu haben, und billigte also anfangs diese kühne Erfindung. Mit eben dieser Einbildung geschmeichelt, triumphiren auch jetzo die Anhänger der neuen Gattung; sie suchen sich zu überreden, der Weg der Empfindung sey gleichfalls eine von den glücklichen Entdeckungen, welche der französischen Scene den höchsten Grad der Ausschmückung gegeben habe; sie wollen durchaus nicht einsehen, daß die Empfindung, welche gewissen Gedichten, zum Exempel der Elegie und dem Hirtengedichte, so wesentlich ist, sich ganz und gar nicht mit der komischen Grundlage verbinden lasse, welche das Theater nothwendig braucht, wenn sie ihren Originalen denjenigen Ton geben will, der im Ergötzen bessert. Man betriege sich hier nur nicht: Wir haben zwey sehr unterschiedne Gattungen; die eine ist die nützliche, und die andre die angenehme: weit gefehlt also, daß das weinerlich Komische eine dritte ausmache; sie schmelzt vielmehr beyde Gattungen in eine einzige, und machet uns ärmer, indem sie uns reicher zu machen scheinet.

Wann die wirklich komischen Fabeln gänzlich erschöpft wären, so könnte man die Erfindung der weinerlichen Charaktere noch eher vergeben, weil sie wenigstens, als eine Vermischung des Wahren und Falschen, das Verdienst haben, uns auf einen Augenblick zu rühren, wenn sie uns auch schon durch die Ueberlegung verdrüßlich werden: allein es ist derselben noch eine sehr große Menge übrig, welche alle neu sind, und die man, schon seit langer Zeit, auf der Bühne geschildert zu sehen gewünscht hat. Wir haben vielleicht nicht ein einziges getreues Gemählde von verschiednen Sitten und Lächerlichkeiten unsrer Zeit; zum Exempel, von der gebiethrischen Leutseligkeit unsrer Hofleute, und von ihrem unersättlichen Durste nach Vergnügen und Gunst; von der unbesonnenen Eitelkeit und wichtigen Aufgeblasenheit unserer jungen Magistratspersonen; von dem wirklichen Geitze und der hochmüthigen Verschwendung unsrer großen Rentmeister; von jener feinen und manchmal ausgelaßenen Eifersucht, welche unter den

Hofdamen, wegen der Vorzüge des Ranges, und noch mehr wegen der Vorzüge der Schönheit, herrſchet; von jenen reichen Bürgerinnen, welche das Glück trunken macht, und die durch ihre unverſchämte Pracht den Geſetzen, dem Wohlſtande und der Vernunft Hohn ſprechen.

Auf dieſe Art würden ſich tauſend nützliche und glänzende Neuigkeiten dem Pinſel unſrer Dichter darbiethen, wenn ſie nicht von der Liebe zu dem Beſondern verführt würden. Sollten ſie wohl von der Schwierigkeit, ſolche feine Charaktere, zu ſchattiren, welche nur eine ſehr leichte Auftragung der Farben erlauben, zurückgehalten werden? Allein könnten ſie nicht, nach dem Beyſpiele des Moliere, an den Nebenrollen dasjenige einbringen, was ihnen an der Unterſtüzung des Hauptcharakters abgehet? Und brauchen ſie denn weniger Kunſt darzu, wenn ſie uns in Komödien eingekleidete Romane wollen bewundern laſſen, oder weniger Genie, um ſich in dem engen Bezirke, in welchen ſie ſich einſchlieſſen, zu erhalten? Da ſie nur auf eine einzige Empfindung, des Mitleidens nehmlich, eingeſchränkt ſind, ſo haben wir vielmehr zu fürchten, daß ſie uns, durch die Einförmigkeit ihres Tones und ihrer Originale, Froſt und Eckel erwecken werden. Denn in der That, wie die Erkennungen beſtändig mit einerley Farben vorbereitet, herzugeführet, und aufgeſchloſſen werden, ſo iſt auch nichts dem Gemälde einer Mutter, welche ihr und ihrer Tochter Unglück beklagt, ähnlicher, als das Bild einer Frau, welche über ihr und ihres Sohnes Unglück Thränen vergießt. Flieſſen aber hieraus nicht nothwendig Wiederhohlungen, die nicht anders, als verdrüßlich ſeyn können?

Wie weit übertrift das wahre Komiſche eine ſo unfruchtbare Gattung! Nicht allein alle Charaktere und alle Stände, nicht allein alle Laſter und Lächerlichkeiten ſind ſeinen Pfeilen ausgeſetzt; ſondern es hat auch noch die Freyheit die Farben zu verändern, womit eben dieſelben Originale, und eben dieſelben Ungereimtheiten gemahlt werden können. Und auf dieſem Wege findet man nirgends Grenzen; denn obſchon die Menſchen zu allen Zeiten einerley Fehlern unterworfen ſind, ſo zeigen ſie dieſelben doch nicht immer auf einerley Art. Die Alten, in dieſer Abſicht, ſind den Neuern ſehr ungleich; und wir ſelbſt, die wir in den jetzigen Tagen leben, haben mit unſern Vätern ſehr wenig ähnliches.

Zu den Zeiten des Moliere und der Corneillen, beſonders zu Anfange ihres Jahrhunderts, konnte man die gelehrten und witzigen Köpfe von Profeßion mit griechiſchen und lateiniſchen Citationen ausgeſpickt, über

ihre barbarischen Schriftsteller verdüstert, in ihren Sitten grob und unbiegsam, und in ihrem Aeusserlichen nachläßig und schmutzig vorstellen. Diese Züge passen schon seit langer Zeit nicht mehr. Das pedantische Ansehen ist mit jener tiefen Gelehrsamkeit, die aus Lesung der Originale geschöpft war, verschwunden. Man begnügt sich, wenn ich so reden darf, mit dem blossen Vernis der Litteratur, und den meisten von unsern Neuern ist ein leichtes und sich ausnehmendes Mundwerk anstatt der gründlichen Wissenschaft, welche ihre Vorgänger besassen. Ihre Erkenntniß, sagt man, ist mannigfaltiger, aber eben deswegen auch unvollkommner. Sie haben, wenn man will, mehr Witz; aber vielleicht desto weniger wahres Genie. Kurz die meisten von ihnen scheinen von den alten Gelehrten nichts beybehalten zu haben, als die beklagenswürdige Erbitterung, ihre Personen und ihre Werke unter einander zu verlästern, und sich dadurch in den Augen ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt verächtlich zu machen.

Es ist also nicht sowohl die Erschöpfung der Charaktere und des Lächerlichen, noch die Begierde nützlicher zu seyn, noch die Vorstellung eines grössern Vergnügens, welche uns die Gattung des weinerlich Komischen verschaft hat, sondern vielmehr die Schwierigkeit, den Ton des Moliere zu erreichen, oder vielmehr die Begierde unsre Bewunderung durch die glänzenden Reitze der Neuigkeit zu überraschen. Diese Krankheit, welche dem Französischen Genie so eigen ist, erzeugt die Moden in der Litteratur, und stekt mit ihren Sonderlichkeiten sowohl alle Schreibarten, als alle Stände an. Unsre Neugierde will alles durchlaufen; unsre Eitelkeit will alles versuchen; und auch alsdenn, wenn wir der Vernunft nachgeben, scheinen wir nicht sowohl ihrem Reitze, als unserm Eigensinn gefolgt zu seyn.

Wann diese Betrachtungen wahr sind, so ist es leicht, das Schicksal des weinerlich Komischen vorher zu sagen. Die Mode hat es eingeführt, und mit der Mode wird es vergehen, und in das Land des Tragikomischen verwiesen werden, aus welchem es gekommen ist. Es glänzet vermöge der schimmernden Blitze der Neuigkeit, und wird eben so geschwind, als diese, verlöschen. Das schöne Geschlecht, welches der gebohrne Beschützer aller zärtlichen Neuerungen ist, kann nicht immer weinen wollen, ob es gleich immer empfinden will. Wir dürfen uns nur auf seine Unbeständigkeit verlassen.

Unter die Gründe, warum man den Geſchmack an dem weinerlich Komiſchen wird fahren laſſen, gehöret auch noch die äußerſte Schwierigkeit, in dieſer Gattung glücklich zu ſeyn: die Laufbahn iſt nicht von groſſem Umfange, und es wird ein eben ſo glänzendes und bearbeitetes Genie, als das Genie des Verfaſſers der Melanide iſt, dazu erfordert, wenn man ſie mit gutem Fortgange ausfüllen will. Der Herr von Fontenelle hat einen Ton, welcher ihm eigen iſt, und der ihm allein unvergleichlich wohl läßt; allein es iſt unmöglich oder gefährlich ihn nachzuahmen. Der Herr de la Chauſſée hat gleichfalls ſeinen Ton, deſſen Schöpfer er iſt, und dem es mehr in Anſehung der Art von Unmöglichkeit, ſeine Fabeln nicht nach zu copiren, als in Anſehung der Schwierigkeit, ſie mit eben ſo vieler Kunſt und mit eben ſo glänzenden Farben vorzutragen, an Nachahmern fehlen wird.

Doch alle Kunſt iſt unnütze, wenn die Gattung an und für ſich ſelbſt fehlerhaft iſt, das iſt, wenn ſie ſich nicht auf jenes empfindbare und allgemeine Wahre gründet, welches zu allen Zeiten und für alle Gemüther verſtändlich iſt. Aus dieſer Urſache vornehmlich wird die Täuſchung des neuen Komiſchen gewiß verſchwinden; man wird es bald durchgängig überdrüßig ſeyn, die Auskramung der Tugend mit bürgerlichen Abentheuern verbunden zu ſehen, und romanenhafte Originale die ſtrengſte Weisheit, in dem nachgemachten Tone des Seneca predigen, oder mit den menſchlichen Tugenden, zur Nachahmung des berühmten Maximenſchreibers, ſinnreich zanken zu hören.

Laſſet uns daher aus dieſem allen den Schluß ziehen, daß keine Erfindungen vergönnt ſind, als welche die Abſicht zu verſchönern haben, und daß die Gattung des weinerlich Komiſchen eine von den gefährlichen Erfindungen iſt, welche dem wahren Komiſchen einen tödlichen Streich verſetzen kann. Wenn eine Kunſt zu ihrer Vollkommenheit gelangt iſt, und man will ihr Weſen verändern, ſo iſt dieſes, nicht ſowohl eine in dem Reiche der Gelehrſamkeit erlaubte Freyheit, als vielmehr eine unerträgliche Frechheit. [1] Die Griechen und die Römer, unſre Meiſter und

[1] Da alle Künſte an einander grenzen, ſo laßt uns noch die Klagen hören, welche Hr. Blondel in ſeinem 1747 gedruckten Discours sur l'Architecture führet. Es iſt zu befürchten, ſagt er, daß die ſinnreichen Neuerungen, welche man zu jetziger Zeit, mit ziemlichem Glück einführt, endlich von Künſtlern werden nachgeahmt werden, welchen die Verdienſte und die Fähigkeiten der Erfinder mangeln. Sie werden daher auf eine Menge ungereimter Geſtalten fallen, welche den Geſchmack nach und nach verderben, und werden ausſchweifenden Sonderlichkeiten den ſchönen Namen der Erfindungen beylegen. Wann dieſes Gift die Künſte einmal

Muſter in allen Geburthen des Geſchmacks, haben die Komödie vornehmlich dazu beſtimmt, daß ſie uns, vermittelſt der Critik und des Scherzes, zugleich ergötzen und unterrichten ſoll. Alle Völker Europens ſind hernach dieſer Weiſe mehr oder weniger gefolgt, ſo wie es ihrem eigenthümlichen Genie gemäß war, und wir ſelbſt haben ſie in den Seiten unſers Ruhmes, in dem Jahrhunderte angenommen, das man ſo oft mit dem Jahrhunderte des Auguſts in Vergleichung geſtellet hat. Warum will man jezt Thalien nöthigen die traurige Stellung der Melpomene zu borgen, und ein ernſthaftes Anſehen über eine Bühne zu verbreiten, deren vornehmſte Zierde allezeit Spiel und Lachen geweſen ſind, und beſtändig ihr unterſcheidender Charakter ſeyn werden?

Versibus exponi tragicis res comica non vult

Horaz in der Dichtkunſt.

* * *

Hier iſt die Schrift des franzöſiſchen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht ſcheint, daß ſie der Hr. Prof. Gellert gekannt habe, ſo iſt es dennoch geſchehen, daß er auf die meiſten ihrer Gründe glücklich geantwortet hat. Weil ſie dem Leſer noch in friſchem Andenken ſeyn müſſen, ſo will ich ihn nicht lange abhalten, ſich ſelbſt davon zu überzeugen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag ſo gut ſeyn, und es dem Hrn. Prof. Gellert nicht zuſchreiben, wann er finden ſollte, daß er ſich dieſesmal ſchlechter ausdrücke, als er ſonſt von ihm gewohnt iſt. Man ſagt, daß auch die beſten Ueberſetzer Verhunzer wären.

---

## Des Herrn Prof. Gellerts Abhandlung für das rührende Luſtſpiel.

Man hat zu unſern Zeiten, beſonders in Frankreich, eine Art von Luſtſpielen verſucht, welche nicht allein die Gemüther der Zuſchauer zu ergötzen, ſondern auch ſo zu rühren und ſo anzutreiben vermögend wäre, daß ſie ihnen ſo gar Thränen auspreſſe. Man hat dergleichen Komödie,

ergriffen hat, ſo fangen die Alten an unfruchtbar zu ſcheinen, die groſſen Meiſter froſtig, und die Regeln allzu enge ꝛc. ꝛc.

zum Scherz und zur Verſpottung, in der franzöſiſchen Sprache, comedie larmoyante,[1] das iſt die weinerliche genennt, und von nicht wenigen pflegt ſie als eine abgeſchmackte Nachäffung des Trauerſpiels getadelt zu werden. Ich bin zwar nicht Willens, alle und jede Stücke, welche in dieſe Klaſſe können gebracht werden, zu vertheidigen; ſondern ich will bloß die Art der Einrichtung ſelbſt retten, und wo möglich erweiſen, daß die Komödie, mit allem Ruhme, heftiger bewegen könne. Dacier[2] und andre, welche die von dem Ariſtoteles entworfene Erklärung weitläuftiger haben erleutern wollen, ſetzen die ganze Kraft und Stärke der Komödie in das Lächerliche. Nun kann man zwar nicht leugnen, daß nicht der größte Theil derſelben darauf ankomme, obgleich, nach dem Voßius,[3] auch dieſes zweifelhaft ſeyn könnte; allein ſo viel iſt auch gewiß, daß in dem Lächerlichen nicht durchaus alle ihre Tugend beſtehe. Denn entweder ſind die reizenden Stücke des Terenz keine Komödien zu nennen; oder die Komödie hat ihre ernſthaften Stellen, und muß ſie haben, damit ſelbſt das Lächerliche durch das beſtändige Anhalten nicht geſchwächt werde. Denn was ohne Unterlaß artig iſt, das rührt entweder nicht genug, oder ermüdet das Gemüth, indem es daſſelbe allzuſehr rührt. Ich glaube alſo, daß aus der Erklärung des Ariſtoteles weiter nichts zu folgern iſt, als dieſes, was für eine Art von Laſtern die Komödie vornehmlich durchziehen ſoll. Es erhellt nehmlich daraus, daß ſie ſich mit ſolchen Laſtern beſchäftigen müſſe, welche niemanden ohne Schande, obſchon ohne ſeinem und ohne andrer Schaden, anhängen können; kurz, ſolche Laſter, welche Lachen und Satyre, nicht aber Ahndung und öffentliche Strafe verdienen, woran ſich aber doch weder Plautus, noch diejenigen, die er unter den Griechen nachgeahmet hat, beſonders gekehrt zu haben ſcheinen. Ja man muß ſo gar zugeſtehen, daß es eine Art Laſter giebt, welche gar ſehr mit eines andern Schaden verbunden iſt, als zum Exempel die Verſchwendung, und dennoch in der Komödie angebracht

[1] S. die Vorrede des Hrn. v. Voltaire zu ſeiner Nanine im IX. Theile ſeiner Werke, Dresdner Ausgabe.

[2] In den Anmerkungen zu des Ariſtoteles Dichtkunſt Hauptſt. V. S. 58. Pariſer Ausgabe von 1692. Aristote en faisant la definition de la Comedie decide, quelles choses peuvent faire le sujet de son imitation. Il n'y a que celles qui sont purement ridicules, car tous les autres genres de mechanceté ou de vice, ne sçauroient y trouver place, parce qu'ils ne peuvent attirer que l'Indignation, ou la pitié, passions, qui ne doivent nullement regner dans la Comedie.

[3] In ſeiner Poetik. lib. I. c. V. p. 123.

werden kann, wenn es nur auf eine geſchickte und kunſtmäßige Art geſchieht. Ich ſehe alſo nicht, worinne derjenige Luſtſpieldichter ſündige, welcher, in Betrachtung der Nützlichkeit, die Regeln der Kunſt dann und wann bey Seite ſetzt, beſonders wenn man von ihm ſagen kann:

Habet bonorum exemplum: quo exemplo sibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Es ſey alſo immer die ſinnreiche Verſpottung der Laſter und Ungereimtheiten die vornehmſte Verrichtung der Komödie, damit eine mit Nutzen verbundene Fröhlichkeit die Gemüther der Zuſchauer einnehme; nur merke man auch zugleich, daß es eine doppelte Gattung des Lächerlichen giebt. Die eine iſt die ſtammhafte und, ſo zureden, am meiſten handgreifliche, weil ſie in ein lautes Gelächter ausbricht; die andere iſt feiner und beſcheidener, weil ſie zwar ebenfalls Beyfall und Vergnügen erweckt, immer aber nur einen ſolchen Beyfall und ein ſolches Vergnügen, welches nicht ſo ſtark ausbricht, ſondern gleichſam in dem Innerſten des Herzens verſchloſſen bleibt. Wann nun die ausgelaſſene und heftige Freude, welche aus der erſten Gattung entſpringt, nicht leicht eine ernſthaftere Gemüthsbewegung verſtattete; ſo glaube ich doch, daß jene geſetztere Freude ſie verſtatten werde. Und wenn ferner die Freude nicht das einzige Vergnügen iſt, welches bey den Nachahmungen des gemeinen Lebens empfunden werden kann; ſo ſage man mir doch, worinne dasjenige Luſtſpiel zu tadeln ſey, welches ſich einen ſolchen Innhalt erwählet, durch welchen es, auſſer der Freude, auch eine Art von Gemüthsbewegung hervorbringen kann, welche zwar den Schein der Traurigkeit hat, an und für ſich ſelbſt aber ungemein ſüſſe iſt. [1] Da nun aber dieſes alsdann ſehr leicht geſchehen kann, wenn man die Komödie nicht nur die Laſter, ſondern auch die Tugenden ſchildern läßt; ſo ſehe ich nicht warum es ihr nicht vergönnt ſeyn ſollte, mit den tadelhaften Perſonen auch gute und liebenswürdige zu verbinden, und ſich dadurch ſowohl angenehmer als nützlicher zu machen, damit einigermaaſſen jener alten Klage des komiſchen Trupps bey dem Plautus abgeholfen werde.

[1] Permagna enim, ſagt der vortrefliche Engländer, Joſeph Trapp, est discrepantia inter istam tristiam, quae in tragoedia dominatur; et istam, quae in comoediam admittitur. Illa tanquam hiemalis tempestas, diem pene integrum nubibus et tenebris obvolvit; interspersis tantum raris et brevibus lucis intervallis: haec actionem dramaticam, tanquam coelum tempore aestivo plerumque sudum, nubibus non nunquam, sed rarius, intercipit. *Praelect. Poet.* p. 323. edit. alt. Londini 1722.

Hujusmodi paucas Poetae reperiunt comoedias,
Ubi boni meliores fiant.

Wenigſtens ſind unter den Alten, wie Scaliger erinnert, ſowohl unter den Griechen als unter den Römern, verſchiedene geweſen, welche eine doppelte Gattung von Komödie zugelaſſen, und ſie in die ſittliche und lächerliche eingetheilet haben. Unter der ſittlichen verſtanden ſie diejenige, in welcher die Sitten, und unter der lächerlichen, in welcher das Lächerliche herrſchte. Doch wenn man nicht allein darauf zu ſehen hat, was in der Komödie zu geſchehen pflegt, ſondern auch auf das, was darinne geſchehen ſollte, warum wollen wir ſie nicht lieber, nach Maaßgebung des Träpps,[1] alſo erklären, daß wir ſagen, die Komödie ſey ein dramatiſches Gedicht, welches Abſchilderungen von dem gemeinen Privatleben enthalte, die Tugend anpreiſe, und verſchiedene Laſter und Ungereimtheiten der Menſchen, auf eine ſcherzhafte und feine Art durchziehe. Ich geſtehe ganz gerne, daß ſich dieſe Erklärung nicht auf alle und jede Exempel anwenden laſſe; allein, wenn man auch durchaus eine ſolche verlangte, welche alles, was jemals unter dem Namen Komödie begriffen worden, in ſich faſſen ſollte, ſo würde man entweder gar keine, oder doch ein Ungeheuer von einer Erklärung bekommen. Genug, daß dieſe von uns angenommene Erklärung von dem Endzwecke, welchen die Komödie erreichen ſoll, und auch leicht erreichen kann, abgeleitet iſt, und auch daher ihre Entſchuldigung und Vertheidigung nehmen darf.

Damit ich aber die Sache der rührenden Komödie, wo nicht glücklich, doch ſorgfältig führen möge, ſo muß ich einer doppelten Anklage entgegen gehen, deren eine dahinaus läuft, daß auf dieſe Weiſe der Unterſcheid, welcher zwiſchen einer Tragödie und Komödie ſeyn müſſe, aufgehoben werde; und deren andre darauf ankömmt, daß diejenige Komödie ſich ſelbſt zuwieder wäre, welche die Affekten ſorgfältig erregen wolle.

Was den erſten Grund anbelangt, ſo ſcheint es mir gar nicht, daß man zu befürchten habe, die Grenzen beyder Gattungen möchten vermengt werden. Die Komödie kann ganz wohl zu rühren fähig ſeyn, und gleichwohl von der Tragödie noch weit entfernt bleiben, indem ſie weder eben dieſelben Leidenſchaften rege macht, noch aus eben derſelben Abſicht,

[1] An angef. Orte S. 314. und folglich.

und durch eben dieſelben Mittel, als die Tragödie zu thun pflegt. Es wäre freylich unſinnig, wenn ſich die Komödie jenen großen und ſchrecklichen Zurüſtungen der Tragödie, Mord, Verzweiflung und dergleichen, anmaaſſen wollte; allein wenn hat ſie dieſes jemals gethan? Sie begnügt ſich mit einer gemeinen, obſchon ſeltnen, Begebenheit, und weis von dem Adel und von der Hoheit der Handlung nichts; ſie weis nichts von den Sitten und Empfindungen großer Helden, welche ſie entweder durch ihre erhabne Tugend, oder durch ihre auſſerordentliche Häßlichkeit ausnehmen; ſie weis nichts von jenem tragiſchen hohen und prächtigen Ausdrucke. Dieſes alles iſt ſo klar, daß ich es nur verdunkeln würde, wenn ich es mehr aus einander ſetzen wollte. Was hat man alſo für einen Grund, zu behaupten, daß die rührende Komödie, wenn ſie dann und wann Erbarmen erweckt, in die Vorzüge der Tragödie einen Eingriff thue? Können denn die kleinen Uebel, welche ſie dieſer oder jener Perſon zuſtoßen läßt, jene heftige Empfindung des Mitleids erregen, welche der Tragödie eigen iſt? Es ſind kaum die Anfänge dieſer Empfindung, welche die Komödie zuläßt und auf kurze Zeit in der Abſicht anwendet, daß ſie dieſe kleine Bewegung durch etwas erwünſchtes wieder ſtillen möge; welches in der Tragödie ganz anders zu geſchehen pflegt. Doch wir wollen uns zu der vornehmſten Quelle wenden, aus welcher die Komödie ihre Rührungen herhohlt, und zuſehen, ob ſie ſich vielleicht auf dieſer Seite des Eigenthums der Tragödie anmaaſſe. Man ſage mir alſo, wenn rühret denn dieſe neue Art von Komödie, von welcher wir handeln? Geſchicht es nicht meiſtentheils, wenn ſie eine tugendhafte, geſetzte und auſſerordentliche Liebe vorſtellet? Was iſt aber nun zwiſchen der Liebe, welche die Tragödie anwendet, und derjenigen, welche die Komödie braucht, für ein Unterſcheid? Ein ſehr großer. Die Liebe in der Komödie iſt nicht jene heroiſche Liebe, welche durch die Bande wichtiger Angelegenheiten, der Pflicht, der Tapferkeit, des größten Ehrgeitzes, entweder unzertrennlich verknüpfet, oder unglücklich zertrennet wird; es iſt nicht jene lermende Liebe, welche von einer Menge von Gefahren und Laſtern begleitet wird; nicht jene verzweifelnde Liebe: ſondern eine angenehm unruhige Liebe, welche zwar in verſchiedene Hinderniſſe und Beſchwerlichkeiten verwickelt wird, die ſie entweder vermehren oder ſchwächen, die aber alle glücklich überſtiegen werden, und einen Ausgang gewinnen, welcher, wenn er auch nicht für alle Perſonen des Stücks angenehm, doch dem Wunſche der

Zuſchauer gemäß zu ſeyn pflegt. Es iſt daher im geringſten keine Vermiſchung der Kunſt zu befürchten, ſo lange ſich nicht die Komödie mit eben derſelben Liebe beſchäftigt, welche in der Tragödie vorkömmt, ſondern von ihr in Anſehung der Wirkungen und der damit verknüpften Umſtände eben ſo weit, als in Anſehung der Stärke und Hoheit, entfernt bleibt. Denn ſo wie die Liebe in einem doppelten Bilde ſtrahlt, welche auf ſo verſchiedene Weiſe ausgedrückt werden, daß man ſie ſchwerlich für einerley halten kann; ja wie ſo gar die Gewalt, die ſie über die Gemüther der Menſchen hat, von ganz verſchiedner Art iſt, ſo daß, wenn der eine mit zerſtreuten Haaren, mit verwirrter Stirn, und verzweifelnden Augen herumirret, der andere das Haar zierlich in Locken ſchlägt, und mit lächelnd trauriger Mine und angenehm unruhigen Augen ſeinen Kummer verräth: eben ſo, ſage ich, iſt die Liebe, welche in beyden Spielen gebraucht wird, ganz und gar nicht von einerley Art und kann alſo auch nicht auf einerley, oder auch nur auf ähnliche Art rühren. Ja es fehlt ſo viel, daß die Komödie in dieſem Stücke die Rechte der Tragödie zu ſchmälern ſcheinen ſollte, daß ſie vielmehr nichts als ihr Recht zu behaupten ſucht. Denn ob ich ſchon denjenigen nicht beyſtimme, welche, durch das Anſehen einiger alten Tragödienſchreiber bewogen, die Liebe gänzlich aus der tragiſchen Fabel verbannen wollen; ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß nicht jede Liebe, beſonders die zärtlichere, ſich für ſie ſchickt, und daß auch diejenige, die ſich für ſie ſchickt, nicht darinne herrſchen darf, weil es nicht erlaubt iſt, die Liebe einzig und allein zu dem Innhalte eines Trauerſpiels zu machen. Sie kann zwar jenen heftigern Gemüthsbewegungen, welche der Tragödie Hoheit, Glanz und Bewunderung ertheilen, gelegentlich beygefügt werden, damit ſie dieſelben bald heftiger antreibe, bald zurückhalte, nicht aber, damit ſie ſelbſt das Hauptwerk der Handlung ausmache. Dieſes Geſetz, welches man der Tragödie vorgeſchrieben hat, und welches aus der Natur einer heroiſchen That hergehohlet iſt, zeiget deutlich genug, daß es allein der Komödie zukomme, aus der Liebe ihre Haupthandlung zu machen. Alles derohalben, was die Liebe, ihren ſchrecklichen und traurigen Theil bey Seite geſetzt, im Rührenden vermag, kann ſich die Komödie mit allen Recht anmaaſſen. Der vortrefliche Corneille erinnert ſehr wohl, daß dasjenige Stück, in welchem allein die Liebe herrſchet, wann es auch ſchon in den vornehmſten Perſonen wäre, keine Tragödie, ſondern, ſeiner natürlichen Kraft nach, eine Komödie

ſey.[1] Wie viel weniger kann daher dasjenige Stück, in welchem nur die heftige Liebe einiger Privatperſonen aufgeführet wird, das Weſen des Trauerſpiels angenommen zu haben ſcheinen? Das, was ich aber von der Liebe, und von dem Anſpruche der Komödie auf dieſelbe, geſagt habe, kann, glaube ich, eben ſo wohl von den übrigen Stücken behauptet werden, welche die Gemüther zu bewegen vermögend ſind; von der Freundſchaft, von der Beſtändigkeit, von der Freygebigkeit, von dem dankbaren Gemüthe, und ſo weiter. Denn weil dieſe Tugenden denjenigen, der ſie beſitzt, zwar zu einem rechtſchafnen, nicht aber zu einem groſſen und der Tragödie würdigen Manne machen, und alſo auch vornehmlich nur Zierden des Privatlebens ſind, wovon die Komödie eine Abſchilderung iſt: ſo wird ſich auch die Komödie die Vorſtellung dieſer Tugenden mit allem Rechte anmaaſſen, und alles zu gehöriger Zeit und an gehörigen Orte anwenden dürfen, was ſie, die Gemüther auf eine angenehme Art zu rühren, darbiethen können. Allein auf dieſe Art, kann man einwenden, wird die Komödie allzu froſtig und trocken ſcheinen; ſie wird von jungen Leuten weniger geliebt, und von denjenigen weniger beſucht werden, welche durch ein heftiges Lachen nur ihren Bauch erſchüttern wollen. Was ſchadet das? Genug, daß ſie alsdann, wie der berühmte Wyhrenfels[2] ſaget, weiſe, gelehrte, rechtſchafne und kunſtverſtändige Männer ergötzen wird, welche mehr auf das ſchickliche, als auf das lächerliche, mehr auf das artige als auf das grimaſſenhafte ſehen: und wann ſchon die, welche nur Poſſen ſuchen, dabey nicht klatſchen, ſo wird ſie doch denen gefallen, welche, mit dem Plautus zu reden, pudicitiae praemium esse volunt.

Ich komme nunmehr auf den zweyten Einwurf. Rührende Komödien, ſagt man, widerſprechen ſich ſelbſt; denn eben deswegen weil ſie rühren wollen, können entweder die Laſter und Ungereimtheiten der Menſchen darinne nicht zugleich belacht werden, oder, wenn beydes geſchieht, ſo ſind es weder Komödien noch Tragödien, ſondern ein drittes, welches zwiſchen beyden inne liegt, und von welchem man das ſagen könnte, was Ovidius von dem Minotaurus ſagte:

Semibovemque virum, semivirumque bovem.

[1] S. die erſte Abhandlung des P. Corneille über das dramatiſche Gedicht.

[2] In ſeiner Rede von der Komödie. S. 365. Diss. var. argum. Parte altera. Amstelod. 1617.

Dieſer ganze Tadel kann, glaube ich, ſehr leicht durch diejenigen Beyſpiele nichtig gemacht werden, welche unter den dramatiſchen Dichtern der Franzoſen ſehr häufig ſind. Denn wenn Destouches, de la Chauſſee, Marivaux, Voltaire, Fagan und andre, deren Namen und Werke längſt unter uns bekannt ſind, dasjenige glücklich geleiſtet haben, was wir verlangen, wann ſie nehmlich, mit Beybehaltung der Freude und der komiſchen Stärke, auch Gemüthsbewegungen an dem gehörigen Orte angebracht haben, welche aus dem Innerſten der Handlung flieſſen und den Zuſchauern gefallen; was bedarf es alsdann noch für andre Beweiſe? Doch wenn wir auch ganz und gar kein Exempel für uns anführen könnten, ſo erhellet wenigſtens aus der verſchiednen Natur derjenigen Perſonen, welche der Dichter auf die Bühne bringt, daß ſich die Sache ganz wohl thun laſſe. Denn da, wie wir oben gezeugt haben, den böſen Sitten ganz füglich gute entgegen geſetzt werden können, damit durch die Annehmlichkeit der letztern, die Häßlichkeit der erſtern ſich deſto mehr ausnehme; und da dieſe rechtſchaffnen und edeln Gemüthsarten, wenn ſie ſich hinlänglich äuſſern ſollen, in ſchwere und eine Zeit lang minder glückliche Zufälle, bey welchen ſie ihre Kräfte zeugen können, verwickelt ſeyn müſſen: ſo darf man nur dieſe mit dem Stoffe der Fabel gehörig verbinden und kunſtmäßig einflechten, wenn diejenige Komödie, die ſich am meiſten mit Verſpottung der Laſter beſchäftiget, nichts-deſtoweniger die Gemüther der Zuhörer durch ernſthaftere Rührungen vergnügen ſoll. Zwar iſt allerdings eine groſſe Behutſamkeit anzuwenden, daß dieſes zur rechten Zeit, und am gehörigen Orte und im rechten Maaſſe geſchehe; ja der komiſche Dichter, wenn er unſer Herz entflammen will, muß glauben, daß jene Warnung, nihil citius inarcescere quam lacrumas, welche man dem Redner zu geben pflegt, ihm noch weit mehr als dem Redner angehe. Vornehmlich hat er dahin zu ſehen, daß er nicht auf eine oder die andere luſtige Scene, ſogleich eine ernſthafte folgen laſſe, wodurch das Gemüth, welches ſich durch das Lachen geruhig erhohlt hatte, und nun auf einmal durch die volle Empfindung der Menſchlichkeit dahin geriſſen wird, eben den verdrüßlichen Schmerz empfindet, welchen das Auge fühlt, wenn es aus einem finſtern Orte plötzlich gegen ein helles Licht gebracht wird. Noch vielweniger muß einer geſetzten Perſon alsdann, wenn ſie die Gemüther der Zuſchauer in Bewegung ſetzt, eine allzulächerliche beygeſellet werden; überhaupt aber muß man nichts von dieſer Gattung anbringen, wenn

man nicht die Gemüther genugſam dazu vorbereitet hat, und muß auch bey eben denſelben Affecten ſich nicht allzulange aufhalten. Wenn man alſo die rührenden Scenen auf den bequemen Ort verſparet, welchen man alsdann, wann ſich die Fabel am meiſten verwirret, noch öftrer aber, wenn ſie ſich aufwickelt, findet: ſo kann das Luſtſpiel nicht nur ſeiner ſatyriſchen Pflicht genug thun, ſondern kann auch noch dabey das Gemüth in Bewegung ſetzen. Freylich trägt hierzu der Stoff und die ganze Einrichtung des Stückes viel bey. Denn wenn dasjenige, was der Dichter, glückliches oder unglückliches, wider alle Hoffnung ſich ereignen läßt, und zu den Gemüthsbewegungen die Gelegenheit geben muß, aus den Sitten der Perſonen ſo natürlich fließt, daß es ſich faſt nicht anders hätte zutragen können: ſo überläßt ſich alsdann der Zuſchauer, deſſen ſich Verwundrung und Wahrſcheinlichkeit bemächtiget haben, er mag nun der Perſon wohl wollen oder nicht, willig und gern den Bewegungen, und wird bald mit Vergnügen zürnen, bald trauren, und bald über die Zufälle derjenigen Perſonen, deren er ſich am meiſten annimmt, für Freuden weinen. Auf dieſe Art, welches mir ohne Ruhmredigkeit anzuführen erlaubt ſeyn wird, pflegen die Zuſchauer in dem letzten Auftritte des Looſes in der Lotterie gerührt zu werden. Damons Ehegattin, und die Jungfer Caroline haben durch ihre Sitten die Gunſt der Zuſchauer erlangt. Jene hatte ſchon daran verzweifelt, daß ſie das Looß wiederbekommen würde, welches für ſie zehn tauſend Thaler gewonnen hatte, und war auf eine anſtändige Art deswegen betrübt. Ehe ſie ſichs aber vermuthet, kömmt Caroline, und bringt ihrer Schwägerin mit dem willigſten Herzen dasjenige wieder, was ſie für verlohren gehalten hatte. Hieraus nun entſtehet zwiſchen beyden der edelſte Streit freundſchaftlicher Geſinnungen, ſo wie bald darauf zwiſchen Carolinen und ihrem Liebhaber ein Liebesſtreit; und da ſowohl dieſer als jener ſchon für ſich ſelbſt, als ein angenehmes Schauſpiel, ſehr lebhaft zu rühren vermögend, zugleich auch nicht weit hergehohlet, ſondern in der Natur der Sache gegründet, und freywillig aus den Charakteren ſelbſt gefloſſen ſind: ſo ſtreitet ein ſolcher Ausgang nicht allein nicht mit der Komödie, ſondern iſt ihr vielmehr, wenn auch das übrige gehörig beobachtet worden, vortheilhaft. Mir wenigſtens ſcheint eine Komödie, welche, wenn ſie den Witz der Zuſchauer genugſam beſchäftiget hat, endlich mit einer angenehmen Rührung des Gemüths ſchlieſſet, nicht tadelhafter, als ein Gaſtgeboth, welches, nachdem man leichtern Wein zur Gnüge

dabey genoſſen, die Gäſte zum Schluſſe durch ein Glas ſtärkern Weins erhitzen und ſo auseinander gehen läßt.

Es iſt aber noch eine andre Gattung, an welcher mehr auszuſetzen zu ſeyn ſcheinet, weil Scherz und Spott weniger darinne herrſchen, als die Gemüthsbewegungen, und weil ihre vornehmſten Perſonen entweder nicht gemein und tadelhaft, ſondern von vornehmen Stande, von zierlichen Sitten und von einer artigen Lebensart ſind, oder, wenn ſie ja einige Laſter haben, ihnen doch nicht ſolche ankleben, dergleichen bey dem Pöbel gemeiniglich zu finden ſind. Von dieſer Gattung ſind ungefehr die verliebten Philoſophen des Destouches, die Melanide de la Chauſſee, das Mündel des Fagan, und der Sidney des Greſſets. Weil nun aber diejenige Perſon, auf die es in dem Stücke größten Theils ankömmt, entweder von guter Art iſt, oder doch keinen allzulächerlichen Fehler an ſich hat, ſo kann daher ganz wohl gefragt werden, worinne denn ein ſolches Schauſpiel mit dem Weſen der Komödie übereinkomme? Denn obſchon meiſtens Theils auch luſtige und auf gewiſſe Art lächerliche Charaktere darinne vorkommen, ſo erhellt doch genugſam aus der Ueberlegenheit der andern, daß ſie nur der Veränderung wegen mit eingemiſcht ſind und das Hauptwerk ganz und gar nicht vorſtellen ſollen. Nun gebe ich ſehr gerne zu, daß dergleichen Schauſpiele in den Grenzen, welche man der Komödie zu ſetzen pflegt, nicht mit begriffen ſind; allein es fragt ſich, ob man nicht dieſe Grenzen um ſo viel erweitern müſſe, daß ſie auch jene Gattung dramatiſcher Gedichte mit in ſich ſchlieſſen können.[1] Wenn dieſes nun der Endzweck der Komödie verſtattet, ſo ſehe

[1] Wenn der Endzweck der Komödie überhaupt eine anſtändige Gemüthsergötzung iſt, und dieſe durch eine geſchickte Nachahmung des gemeinen Lebens verſchaft wird: ſo werden ſich die verſchiednen Formen der Komödie gar leicht erfinden und beſtimmen laſſen. Denn da es eine doppelte Art von menſchlichen Handlungen giebt, indem einige Lachen, und andre ernſthaftere Gemüthsbewegungen erwecken: ſo muß es auch eine doppelte Art von Komödie geben, welche die Nachahmerin des gemeinen Lebens iſt. Die eine muß zu Erregung des Lachens, und die andre zu Erregung ernſthaftrer Gemüthsbewegungen geſchickt ſeyn. Und da es endlich auch Handlungen giebt, die in Betrachtung ihrer verſchiednen Theile, und in Anſehung der verſchiednen Perſonen von welchen ſie ausgeübt werden, beydes hervorzubringen fähig ſind: ſo muß es auch eine vermiſchte Gattung von Komödien geben, von welcher der Cyclops des Euripides, und der Ruhmredige des Destouches ſind. Dieſes hat der jüngſt in Dennemark verſtorbene Hr. Prof. Schlegel, ein Freund deſſen Verluſt ich nie genug betauren kann, und ein Dichter der eine ewige Zierde der dramatiſchen Dichtkunſt ſeyn wird, vollkommen wohl eingeſehen. Man ſehe was in den Anmerkungen zu der deutſchen Ueberſetzung der Schrift des Herrn Batteux, Les beaux Arts reduits à un même principe, welche vor einiger Zeit in Leipzig herausgekommen, aus einer von ſeinen noch ungedruckten Abhandlungen, über dieſe Materie angeführet worden. S. 316.

ich nicht, warum es nicht erlaubt ſeyn ſollte? Das Anſehen unſrer Vorgänger wird es doch nicht verwehren? Es wird doch kein Verbrechen ſeyn, dasjenige zu verſuchen, was ſie unverſucht gelaſſen haben, oder aus eben der Urſache von ihnen abzugehen, aus welcher wir ihnen in andern Stücken zu folgen pflegen? Hat nicht ſchon Horatius geſagt:

Nec minimum meruere decus, vestigia graeca
Ausi deserere.

Wenn man keine andre Komödien machen darf, als ſolche, wie ſie Ariſtophanes, Plautus und ſelbſt Terenz gemacht haben; ſo glaube ich ſchwerlich, daß ſie den guten Sitten ſehr zuträglich ſeyn, und mit der Denkungsart unſrer Zeiten ſehr übereinkommen möchten. Sollen wir deswegen ein Schauſpiel; welches aus dem gemeinen Leben genommen und ſo eingerichtet iſt, daß es zugleich ergötze und unterrichte, als welches der ganze Endzweck eines dramatiſchen Stücks iſt; ſollen wir, ſage ich, es deswegen von der Bühne verbannen, weil die Erklärung, welche die Alten von der Komödie gegeben haben, nicht völlig auf daſſelbe paſſen will? Muß es deswegen abgeſchmackt und ungeheuer ſeyn? In Dingen, welche empfunden werden, und deren Werth durch die Empfindung beurtheilet wird, ſollte ich glauben, müſſe die Stimme der Natur von größerm Nachdrucke ſeyn, als die Stimme der Regeln. Die Regeln hat man aus denjenigen dramatiſchen Stücken gezogen, welche ehedem auf der Bühne Beyfall gefunden haben. Warum ſollen wir uns nicht eben dieſes Rechts bedienen können? Und wenn es, außer der alten Gattung von Komödie, noch eine andre giebt, welche gefällt, welche Beyfall findet, kurz welche ergötzt und nützt, übrigens aber die allgemeinen und unveränderlichen Regeln des dramatiſchen Gedichts nicht verletzet, ſondern ſie in der Einrichtung und Eintheilung der Fabel und in der Schilderung der menſchlichen Gemüthsarten und Sitten genau beobachtet; warum ſollten wir uns denn lieber darüber beklagen, als erfreuen wollen? Wenn dieſe Komödie, von der wir handeln, abgeſchmackt wäre, glaubt man denn, daß ein ſo abgeſchmacktes Ding ſich die Billigung, ſowohl der Klugen als des Volks, erwerben könne? Gleichwohl wiſſen wir, daß dergleichen Spiele, ſowohl in Paris, als an andern Orten, mehr als einmal mit vielem Glücke aufgeführet worden, und gar leicht den Weg zu den Gemüthern der Zuhörer gefunden haben. Wenn nun alſo die meiſten durch ein ſolches Schauſpiel auf eine angenehme Art gerühret werden, was haben wir uns um jene

viel zu bekümmern, welche nichts dabey zu empfinden vorgeben?[1] Es giebt Leute, welchen die luſtige Komödie auf keine Art ein Genüge thut, und gleichwohl hört ſie deswegen nicht auf, gut zu ſeyn. Allein, wird man ſagen, es giebt unter den ſogenannten rührenden Komödien ſehr viel trockne, froſtige und abgeſchmackte. Wohl gut; was folgt aber daraus? Ich will ja nicht ein jedes armſeliges Stück vertheidigen. Es giebt auch auf der andern Seite eine große Menge höchſt ungereimter Luſtſpiele, von deren Verfaſſern man nicht ſagen kann, daß ſie die allgemeinen Regeln nicht beobachtet hätten; nur Schade, daß ſie, mit dem Boileau[2] zu reden, die Hauptregel nicht inne gehabt haben. Es hat ihnen nehmlich am Genie gefehlt. Und wenn dieſer Fehler ſich auch bey den Verfaſſern der neuen Gattung von Komödie findet, ſo muß man die Schuld nicht auf die Sache ſelbſt legen. Wollen wir es aber gründlich ausmachen, was man ihr für einen Werth zugeſtehen müßte, ſo müſſen wir ſie, wie ich ſchon erinnert habe, nach der allgemeinen Abſicht der dramatiſchen Poeſie beurtheilen. Ohne Zweifel iſt die Komödie zur Ergötzung erfunden worden; weil es aber keine kunſtmäßige und anſtändige Ergötzung giebt, mit welcher nicht auch einiger Nutzen verbunden wäre, ſo läßt ſich auch von der Komödie ſagen, daß ſie nützlich ſeyn könne und müſſe. Das erſtere, die Ergötzung nehmlich, wird theils durch den Inhalt der Fabel ſelbſt, theils durch die neuen, abwechſelnden und mit den Perſonen übereinſtimmenden Charaktere, erlangt. Und zwar durch den Inhalt; erſtlich, wenn die Erwartung ſowohl erregt als unterhalten wird; und hernach, wenn ihr auf eine ganz andere Art ein Genüge geſchieht, als es Anfangs das Anſehen hatte, wobey gleichwohl alle Regeln der Wahrſcheinlichkeit genau beobachtet werden müſſen. Dieſes hat ſo gewiß ſeine Richtigkeit, daß weder eine wahre noch eine erdichtete Begebenheit, wann ſie für ſich

[1] Es ſcheint als ob man auf unſere Komödie dasjenige anwenden könne, was Cicero von dem Werth einer Rede gegen den Brutus behauptet. Tu artifex, ſagt er, quid quaeris amplius? Delectatur audiens multitudo et ducitur oratione et quasi voluptate quadam perſunditur. Quid habes quod disputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, favet, audit, contemnit, invidet, ad miserationem inducitur, ad pudendum, ad pigendum, irascitur, miratur, sperat, timet: haec proinde accidunt, ut eorum, qui adsunt, mentes verbis et sententiis et actione tractantur. Quid est quod expectetur docti alicujus sententia? Quod enim probat multitudo, hoc idem doctis probandum est. Denique hoc specimen est popularis judicii, in quo nunquam fuit populo cum doctis intelligentibusque dissensio. *Cic.* in Bruto p. 569. s. edit. Elzev.

[2] In der Note zu dem erſten Verſe der Dichtkunſt.

ſelbſt auch noch ſo wunderbar wäre, auf der Bühne einiges Vergnügen erwecken wird, wenn ſie nicht zugleich auch wahrſcheinlich iſt.

Respicere exemplar vitae morumque jubebo
Doctum imitatorem.

Bey jeder Erdichtung nehmlich verurſacht nicht ſo wohl die Fabel ſelbſt, als vielmehr das Genie und die Kunſt, womit ſie behandelt wird, bey den Zuſchauern das Vergnügen. „Denn derjenige, ſagt Wehrenfels,[1] „erlangt einen allgemeinen Beyfall, derjenige ergötzt durchgängig, welcher „alle Perſonen, Sitten und Leidenſchaften, die er auf der Bühne vor„ſtellen will, vollkommen, und ſo viel möglich, mit lebendigen Farben „abſchildert; welcher die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu feſſeln, und ihrem „Buſen alle Bewegungen mitzutheilen weis, die er ihnen mitzutheilen für „gut befindet.“ Denn nicht nur deswegen gefällt die Komödie, weil ſie andrer abgeſchmackte und lächerliche Handlungen, den Augen und Gemüthern darſtellet; (denn dieſes thut eine jede gute Satyre) ſondern auch weil ſie eine einfache und für ſich ſelbſt angenehme Begebenheit ſo abhandelt, daß ſie überall die Erwartung des Zuſchauers unterhält, und durch dieſes Unterhalten Vergnügen und Beyfall erwecket. Denn wie hätten ſonſt faſt alle Stücke des Terenz, ſo viel wir deren von ihm übrig haben, und auch einige des Plautus, als zum Exempel die Gefangnen, in welchen durch die Darzwiſchenkunft eines Simo, eines Chremes, eines Phädria, eines Hegio, ein großer Theil derſelben, nicht nur nicht ſcherzhaft, ſondern vielmehr ernſthaft wird; wie hätten ſie, ſage ich, ſonſt gefallen können? Wenn nun aber zu dem Ergötzen nicht nothwendig eine lächerliche Handlung erfordert wird; wenn vielmehr eine jede Fabel, die der Wahrheit nachahmet, und Dinge enthält, welche des Sehens und Hörens würdig ſind, die Gemüther vergnügt: warum ſollte man denn nicht auch dann und wann der Komödie einen ernſthaften, ſeiner Natur nach aber angenehmen Inhalt, geben dürfen?[2] „Auch alsdann empfinden „wir eine wunderbare Wolluſt, wenn wir mit einer von den Perſonen in „der Komödie eine genaue Freundſchaft errichten, für ſie bekümmert ſind, „für ſie uns ängſtigen, mit ihr Freund und Feind gemein haben, für ſie „ſtille Wünſche ergehen laſſen, bey ihren Gefahren uns fürchten, bey ihrem „Unglücke uns betrüben, und bey ihrer entdeckten Unſchuld und Tugend

[1] In angeführter Rede S. 367.
[2] Wehrenfels am angeführten Orte.

„uns freuen.“ Es giebt viel Dinge, welche zwar nicht ſcherzhaft, aber doch deswegen auch nicht traurig ſind. Ein Schauſpiel, welches uns einen vornehmen Mann, der ein gemeines Mägdchen heyrathet, ſo vor die Augen ſtellet, daß man alles, was bey einer ſolchen Liebe abgeſchmacktes und ungereimtes ſeyn kann, genau bemerket, wird ergötzen. Doch laßt uns dieſe Fabel verändern. Laßt uns ſetzen, der Entſchluß des vornehmen Mannes ſey nicht abgeſchmackt, ſondern vielmehr aus gewiſſen Urſachen löblich, oder doch wenigſtens zu billigen; ſollte wohl alsdann die Seltenheit und Rühmlichkeit einer ſolchen Handlung weniger ergötzen, als dort die Schändlichkeit derſelben? Der Herr von Voltaire hat eine Komödie dieſes Inhalts, unter dem Titel Nanine, verfertiget, welche Beyfall auf der Bühne erhalten hat; und man kann auch nicht leugnen, daß man nicht noch mehr dergleichen Handlungen, welche Erſtaunen erwecken, und dennoch nicht romanenhaft ſind, erdenken und auf das gemeine Leben anwenden könne, als welches von dem Gebrauche ſelbſt gebilliget wird.

Wir müſſen uns nunmehr zu den guten Charakteren ſelbſt wenden, welche hauptſächlich in der Komödie, von welcher wir handeln, angebracht werden, und müſſen unterſuchen, auf was für Weiſe Vergnügen und Ergötzung daraus entſpringen könne. Die Urſache hiervon iſt ohne Zweifel in der Natur der Menſchen und in der wunderbaren Kraft der Tugend zu ſuchen. In unſrer Gewalt wenigſtens iſt es nicht, ob wir das, was gut, rechtſchaffen und löblich iſt, billigen wollen oder nicht. Wir werden durch die natürliche Schönheit und den Reiz dieſer Dinge dahin geriſſen: und auch der allernichtswürdigſte Menſch findet, gleichſam wider Willen, an der Betrachtung einer vortreflichen Gemüthsart, Vergnügen, ob er ſie gleich weder ſelbſt beſitzt, noch ſie zu beſitzen, ſich einige Mühe giebt. Diejenigen alſo, aus welchen eine große und zugleich geſellſchaftliche Tugend hervorleuchtet, pflegen uns, ſo wie im gemeinen Leben, alſo auch auf der Bühne werth und angenehm zu ſeyn. Doch dieſes würde nur ſehr wenig bedeuten wollen, wenn nicht noch andre Dinge dazu kämen. Die Tugend ſelbſt gefällt auf der Bühne, wo ſie vorgeſtellt wird, weit mehr als im gemeinen Leben. Denn da bey Betrachtung und Bewundrung eines rechtſchafnen Mannes, auch oft zugleich der Neid ſich mit einmiſchet, ſo bleibt er doch bey dem Anblicke des bloßen Bildes der Tugend weg, und anſtatt des Neides wird in dem Gemüthe eine ſüße Empfindung des Stolzes und der Selbſtliebe erweckt. Denn wenn wir ſehen, zu was für einem Grade

der Vortreflichkeit die menſchliche Natur erhoben werden könne, ſo dünken wir uns ſelbſt etwas groſſes zu ſeyn. Wir gefallen uns alſo in jenen erdichteten Perſonen ſelbſt, und die auf die Bühne gebrachte Tugend feſſelt uns deſto mehr, je leichter die Sitten ſind, welche den guten Perſonen beygelegt werden, und je mehr ihre Güte ſelbſt, welcher immer mäßig und ſich immer gleich bleibet, nicht ſo wohl die Frucht von Arbeit und Mühe, als vielmehr ein Geſchenke der Natur zu ſeyn ſcheint. Mit einem Worte, ſo wie wir bey den lächerlichen Perſonen der Bühne, uns ſelbſt freuen, weil wir ihnen nicht ähnlich ſcheinen; eben ſo freuen wir uns über unſere eigne Vortreflichkeit, wenn wir gute Gemüthsarten betrachten, welches bey den heroiſchen Tugenden, die in der Tragödie vorkommen, ſich ſeltner zu ereignen pflegt, weil ſie von unſern gewöhnlichen Umſtänden allzuentfernt ſind. Ich kann mir leicht einbilden, was man hierwieder ſagen wird. Man wird nehmlich einwerfen, weil die Erdichtung alltäglicher Dinge weder Verlangen, noch Bewunderung erwecken könne, ſo müßte nothwendig die Tugend auf der Bühne gröſſer und glänzender vorgeſtellet werden, als ſie im gemeinen Leben vorkommen; hieraus aber ſcheine zu folgen, daß dergleichen Sittenſchilderungen, weil ſie übertrieben worden, nicht ſattſam gefallen könnten. Dieſes nun wäre freylich zu befürchten, wenn nicht die Kunſt dazu käme, welche das, was in einem Charakter Maaß und Ziel zu überſchreiten ſcheinet, ſo geſchickt einrichtet, daß das ungewöhnliche wenigſtens wahrſcheinlich ſcheinet. Ein Schauſpiel, welches einem Mägdchen von geringem Stande, Zierlichkeit, Witz und Lebensart geben wollte, würde den Beyfall der Zuſchauer wohl nicht erlangen. Denn

Si dicentis erunt fortunis absona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.

Allein wenn man voraussetzt, dieſes Mägdchen ſey, von ihren erſten Jahren an, in ein vornehmes Haus gekommen, wo ſie Gelegenheit gefunden habe, ihre Sitten und ihren Geiſt zu beſſern: ſo wird alsdann die zuerſt unwahrſcheinliche Perſon wahrſcheinlich. Weit weniger aber können uns auserleſene Sitten und edle Empfindungen bey denjenigen anſtößig ſeyn, von welchen wir wiſſen, daß ſie aus einer anſehnlichen Familie entſprungen ſind, und eine ſorgfältige Erziehung genoſſen haben. Die Wahrſcheinlichkeit aber iſt hier, nicht ſo wohl nach der Wahrheit der Sache, als vielmehr nach der gemeinen Meinung zu beurtheilen; ſo daß

es gar nicht darauf ankömmt, ob es wirklich ſolche rühmliche Leute, und wie viele es derſelben giebt, ſondern daß es genug iſt, wenn viele, ſo etwas zu ſeyn ſcheinen. Dieſes findet auch bey den tadelhaften Charakteren Statt, die deswegen nicht zu gefallen aufhören, ob ſie ſchon die Beyſpiele des gemeinen Lebens überſchreiten.[1] So wird der Geitzige in dem Luſtſpiele, ob er gleich weit geitziger iſt, als alle die Geitzigen, die man alltäglich ſieht, doch nicht mißfallen. Der Thraſo bey dem Terenz iſt ſo närriſch, daß er den Gnatho und ſeine übrigen Knechte, als ob es Soldaten wären, ins Gewehr ruft, daß er ſich zu ihrem Heerführer macht, und einem jeden ſeine Stelle und ſeine Pflicht anweiſet: ob nun aber gleich vielleicht niemals ein Soldate ſo großſprecheriſch geweſen iſt, ſo iſt dennoch die Perſon des Thraſo, weil ſie ſonſt alles mit den Großſprechern gemein hat, der Wahrheit nicht zuwider. Eben dieſes geſchieht auch auf der andern Seite, wenn nehmlich die Vortreflichkeit einer Perſon auf gewiſſe Art gemäßiget, und ihr, durch die genaue Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit in den andern Stücken, nachgeholfen wird. Es finden ſich übrigens in uns verſchiedne Empfindungen, welche dergleichen Charaktere glaubwürdig machen, und das übertriebne in denſelben zu bemerken verhindern. Wir wünſchen heimlich, daß die rechtſchafnen Leute ſo häufig als möglich ſeyn möchten, geſetzt auch, daß uns nicht ſo wohl der Reitz der Tugend, als die Betrachtung der Nützlichkeit, dieſen Wunſch abzwinget; und alles was der menſchlichen Natur in einem ſolchen Bilde rühmliches beygeleget wird, das glauben wir, werde uns ſelbſt beygelegt. Daher kömmt es, daß die guten Charaktere, ob ſie gleich noch ſo vollkommen ſind, und alle Beyſpiele übertreffen, in der Meinung, die wir von unſrer eignen Vortreflichkeit, und von der Nützlichkeit der Tugend haben, ihre Vertheidigung finden. Wenn nun alſo dieſe Charaktere ſchon des Vergnügens wegen, welches ſie verurſachen, billig in dem Luſtſpiele können gebraucht werden, ſo hat man noch weit mehr Urſache, ſie in Betrachtung ihrer Nützlichkeit anzuwenden. Die Abſchilderungen tadelhafter Perſonen zeigen uns bloß das Ungereimte, das Verkehrte und Schändliche; die Abſchilderungen guter Perſonen aber zeigen uns das Gerechte, das Schöne und Löbliche. Jene ſchrecken von den Laſtern ab;

[1] Hiervon haben die Verfaſſer der Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, S. 266. und fol. ſehr geſchickt gehandelt.

Die Abhandlung, welche der Herr Profeſſor hier mit ſeinem Beyfalle beehrt, iſt von dem ſeel. Hrn. Mylius.

dieſe feuern zu der Tugend an, und ermuntern die Zuſchauer, ihr zu folgen. Und wie es nur etwas geringes iſt, wenn man dasjenige, was übel anſtehet, kennet, und ſich vor demjenigen hüten lernet, was uns dem allgemeinen Tadel ausſetzt; ſo iſt es Gegentheils etwas ſehr großes und erſprießliches, wenn man das wahre Schöne erkennt, und gleichſam in einem Bilde ſieht, wie man ſelbſt beſchaffen ſeyn ſolle. Doch dieſe Kraft haben nicht allein die Reden, welche den guten Perſonen beygelegt werden; ſondern auch dasjenige, was in dem Stücke löbliches von ihnen verrichtet und uns vor die Augen geſtellet wird, giebt uns ein Beyſpiel von dem, was in dem menſchlichen Leben ſchön und rühmlich iſt. Wenn alſo ſchon dergleichen Schauſpiele, dem gewöhnlichen und angenommenen Gebrauche nach, ſich mit Recht den Namen der Komödien nicht anmaaßen können; ſo verdienen ſie doch wenigſtens die Freyheiten und Vorzüge der Komödie zu genießen, weil ſie nicht allein ergötzen, ſondern auch nützlich ſind, und alſo denjenigen Dramatiſchen Stücken beigezehlt werden können, welche Wehrenfels, am angeführten Orte, mit folgenden Worten verlangt. „Endlich ſollen unſre Komödien ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie Plato „in ſeiner Republick dulden, Cato mit Vergnügen anhören, Veſtalinnen „ohne Verletzung ihrer Keuſchheit ſehen, und was das vornehmſte iſt, „Chriſten aufführen und beſuchen können.“ Diejenigen wenigſtens, welche Komödien ſchreiben wollen, werden nicht übel thun, wenn ſie ſich unter andern auch darauf befleißigen, daß ihre Stücke eine ſtärkere Empfindung der Menſchlichkeit erregen, welche ſo gar mit Thränen, den Zeugen der Rührung, begleitet wird. Denn wer wird nicht gerne manchmal auf eine ſolche Art in Bewegung geſetzt werden wollen; wer wird nicht dann und wann diejenige Wolluſt, in welcher das ganze Gemüth gleichſam zerfließt, derjenigen vorziehen, welche nur, ſo zu reden, ſich an den äußern Flächen der Seele aufhält? Die Thränen, welche die Komödie auspreſſet, ſind dem ſanften Regen gleich, welcher die Saaten nicht allein erquickt, ſondern auch fruchtbar macht. Dieſes alles will ich nicht darum angeführt haben, als ob jene alte fröhliche Komödie aus ihrem rechtmäßigen Beſitze zu vertreiben wäre; (ſie bleibe vielmehr ewig bey ihrem Anſehen und ihrer Würde!) ſondern bloß darum, daß man dieſe neue Gattung in ihre Geſellſchaft aufnehmen möge, welche, da die gemeinen Charaktere erſchöpft ſind, neue Charaktere, und alſo einen reichern Stof zu den Fabeln darbiethet, und zugleich die Art des Vortrags ändert. Wenn es Leute giebt,

welche nur deswegen den Komödien beywohnen wollen, damit ſie in laute Gelächter ausbrechen können, ſo weis ich gewiß, daß ſich die Terenze und die Destouches wenig um ſie bekümmern werden. Denjenigen aber zu mißfallen, welche nichts als eine ausgelaſſene und wilde Poſſenluſt vergnügt, wird wohl keine allzugroſſe Schande ſeyn. Es werden auch nach uns einmal Richter kommen; und auch auf dieſe ſollten wir ſehen. Flaccus hat ſchon einmal ſein critiſches Anſehen gebraucht, und den Ausſpruch gethan:

> At proavi nostri Plautinos et numeros et
> Laudavere sales; nimium patienter utrumque
> (Ne dicam stulte) mirati.

Vielleicht werden ſie auch einmal welche finden, die uns darum tadeln, daß wir bey Annehmung des rührenden Luſtſpiels, uns allzuunleidlich, ich will nicht ſagen, allzuhartnäckig erwieſen haben.

* * *

So weit der Hr. Prof. Gellert! Ich würde meinen Leſern wenig zutrauen, wenn ich nicht glaubte, daß ſie es nunmehr von ſelbſt wiſſen könnten, auf welche Seite die Wage den Ausſchlag thue. Ich will zum Ueberfluſſe, alles, was man für und wider geſagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal überſehen kann. Ich will ſie ſo einrichten, daß ſie, wo möglich, alles Mißverſtändniß heben, und alle ſchweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine ſolche darunter verſtanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspreſſende Scenen hat; oder eine ſolche, welche aus nichts als dergleichen Scenen beſteht? Meinet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden ſind, oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erſte Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernſt abwechſeln, iſt offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals darwieder etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyſpiele der alten Dichter vertheidigen ſie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichſte iſt, und Lachen zu erregen nicht ſelten Witz und Anſtändigkeit, wie man ſagt, bey Seite geſetzt hat, Plautus hat die Gefangnen gemacht und, was noch mehr iſt, dem Philemon

ſeinen Schatz, unter der Aufſchrift Trinummus abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen koſten müſſen. Im Moliere ſelbſt, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzugewöhnlich macht. Was man von dem ſchleinigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem unnatürlichen deſſelben geſagt hat; betrift nicht die Sache ſelbſt, ſondern die ungeſchickte Ausführung. Man ſehe das Exempel, welches der Franzoſe aus dem Schauſpiele, Simſon, anführt. Freylich muß der Dichter gewiſſe Staffeln, gewiſſe Schattirungen beobachten, und unſre Empfindungen niemals einen Sprung thun laſſen. Von einem Aeuſſerſten plötzlich auf das andre geriſſen werden, iſt ganz etwas anders, als von einem Aeuſſerſten allmälig zu dem andern gelangen.

Es muß alſo die andre Gattung ſeyn, über die man hauptſächlich ſtreitet; diejenige nehmlich, worinne man gar nicht lacht, auch nicht einmahl lächelt; worinne man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kan man eine doppelte Frage thun. Man kann fragen, iſt ein ſolches Stück dasjenige, was man von je her unter dem Namen Komödie verſtanden hat? Und darauf antwortet Hr. Gellert ſelbſt Nein. Iſt es aber gleichwohl ein Schauſpiel, welches nützlich und für gewiſſe Denkungsarten angenehm ſeyn kann? Ja; und dieſes kann der franzöſiſche Verfaſſer ſelbſt nicht gänzlich in Abrede ſeyn.

Worauf kömmt es alſo nun noch weiter an? Darauf, ſollte ich meinen, daß man den Grad der Nützlichkeit des neuen Schauſpiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie beſtimme, und nach Maaßgebung dieſer Beſtimmung entſcheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müſſe oder nicht? Ich habe ſchon geſagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß man den Destouches niemals mit dem la Chauſſee in eine Klaſſe geſetzt hat, und daß die hartnäckigſten Feinde des letztern, niemals dem erſtern den Ruhm eines vortreflichen komiſchen Dichters abgeſprochen haben, ſo viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in ſeinem Stücke auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieſes allein wahre Komödien ſind, welche ſowohl Tugenden als Laſter, ſo wohl Anſtändigkeit als Ungereimtheit ſchildern, weil ſie eben durch dieſe Vermiſchung ihrem Originale,

dem menſchlichen Leben, am nächſten kommen. Die Klugen und Thoren ſind in der Welt untermengt, und ob es gleich gewiß iſt, daß die erſtern von den letztern an der Zahl übertroffen werden, ſo iſt doch eine Geſellſchaft von lauter Thoren, beynahe eben ſo unwahrſcheinlich, als eine Geſellſchaft von lauter Klugen. Dieſe Erſcheinung ahmet das Luſtſpiel nach, und nur durch die Nachahmung derſelben iſt es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, ſondern beydes zugleich in einem Lichte vorzuſtellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man ſieht leicht, daß man von dieſem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man ſchon längſt den Namen des Poſſenſpiels gegeben, deſſen charakteriſtiſche Eigenſchaft darinne beſteht, daß es nichts als Laſter und Ungereimtheiten, mit keinen andern als ſolchen Zügen ſchildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieſes Lachen nun ein nützliches oder ein ſinnloſes Lachen ſeyn. Edle Geſinnungen, ernſthafte Leidenſchaften, Stellungen, wo ſich die ſchöne Natur in ihrer Stärke zeigen kann, bleiben aus demſelben ganz und gar weg; und wenn es auſſerdem auch noch ſo regelmäßig iſt, ſo wird es doch in den Augen ſtrenger Kunſtrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worinne wird alſo die andre Abweichung beſtehen? Ohnfehlbar darinne, wenn man nichts als Tugenden und anſtändige Sitten, mit keinen andern als ſolchen Zügen ſchildert, welche Bewunderung und Mitleid erwecken, beydes mag nun einen Einfluß auf die Beßrung der Zuhörer haben können, oder nicht. Lebhafte Satyre, lächerliche Ausſchweifungen, Stellungen, die den Narren in ſeiner Blöße zeigen, ſind gänzlich aus einem ſolchen Stücke verbannt. Und wie wird man ein ſolches Stück nennen? Jedermann wird mir zuruffen: das eben iſt die weinerliche Komödie! Noch einmal alſo mit einem Worte; das Poſſenſpiel will nur zum Lachen bewegen; das weinerliche Luſtſpiel will nur rühren; die wahre Komödie will beydes. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beyden erſtern in eine Klaſſe ſetzen will; es iſt noch immer der Unterſcheid zwiſchen beyden, der zwiſchen dem Pöbel und Leuten von Stande iſt. Der Pöbel wird ewig der Beſchützer der Poſſenſpiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungne Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten ſuchen, wo andre ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein iſt für das Volk, und allein fähig einen allgemeinen Beyfall zu

erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu ſtiften. Was ſie bey dem einen nicht durch die Schahm erlangt, das erlangt ſie durch die Bewunderung; und wer ſich gegen dieſe verhärtet, dem macht ſie jene fühlbar. Hieraus ſcheinet die Regel des Contraſts oder der Abſtechung, gefloſſen zu ſeyn, vermöge welcher man nicht gerne eine Untugend aufführt, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gerne zugebe, daß ſie auch darinne gegründet iſt, daß ohne ſie der Dichter ſeine Charaktere nicht wirkſam genug vorſtellen könnte.

Dieſes nun, ſollte ich meinen, beſtimme den Nutzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er iſt nehmlich nur die Hälfte von dem Nutzen, den ſich die wahre Komödie vorſtellet; und auch von dieſer Hälfte geht nur allzuoft nicht wenig ab. Ihre Zuſchauer wollen ausgeſucht ſeyn, und ſie werden ſchwerlich den zwanzigſten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch geſetzt ſie machten die Hefte derſelben aus. Die Aufmerkſamkeit, mit der ſie zuhören, iſt, wie es der Herr Prof. Gellert ſelbſt an die Hand giebt, doch nur ein Kompliment, welches ſie ihrer Eigenliebe machen; eine Nahrung ihres Stolzes. Wie aber hieraus eine Beßrung erfolgen könne, ſehe ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edlen Geſinnungen und der großmüthigen Thaten, die er ſiehet und höret, deſto eher fähig zu ſeyn, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und ſich mit denſelben zu vergleichen Gelegenheit findet. Er bleibt was er iſt, und bekömmt von den guten Eigenſchaften weiter nichts, als die Einbildung, daß er ſie ſchon beſitze.

Wie ſteht es aber mit dem Namen? Der Name iſt etwas ſehr willkührliches, und man könnte unſerer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer Komödie geben, wenn ſie ihr auch nicht zukäme. Sie kömmt ihr aber mit völligem Recht zu, weil ſie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, ſondern bloß eine Untergattung der Komödie iſt.

Ich wiederhohle es aber noch einmal, daß dieſes alles nur auf diejenigen Stücke gehet, welche völlig den Stücken des la Chauſſee ähnlich ſind. Ich bin weit entfernt, den Herrn Gellert für einen eigentlichen Nachahmer deſſelben auszugeben. Ich habe beyde zu wohl geleſen, als daß ich in den Luſtſpielen des letztern, nicht noch genug lächerliche Charaktere und ſatyriſche Züge angetroffen haben ſollte, welche aus den Luſtſpielen des erſtern ganz und gar verwieſen ſind. Die rührenden Scenen ſind bey dem Herrn Gellert nur die meiſten; und ganz und gar nicht

die einzigen. Wer weis aber nicht, daß das mehrere oder wenigere, wohl die verſchiedne Gemüthsart der Verfaſſer anzeigt, nicht aber einen weſentlichen Unterſcheid ihrer Werke ausmacht?

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meinung vor aller Mißdeutung zu ſichern.

---

## II.

## Leben des Herrn Jacob Thomſon.

Thomſon iſt auch in Deutſchland als ein großer Dichter nicht unbekannt. Seine Jahrszeiten ſind von denen, welche ihn in ſeiner Sprache nicht leſen können, in der Ueberſetzung des Herrn Brockes bewundert worden, ſo viel ſie auch von ihrer Schönheit darinne verlohren haben. Vor einiger Zeit haben wir auch eine Ueberſetzung ſeines Agamemnons erhalten, deren ich weiter unten mit mehrern gedenken werde. Es wäre ſchlecht, wenn beydes ſeine Leſer nicht ſollte begierig gemacht haben, nähere Umſtände von dem Verfaſſer zu wiſſen. Man erlaube mir alſo, daß ich mir ſchmeicheln darf, ihnen durch die Mittheilung derſelben einen Gefallen zu erzeigen.

Es wird nöthig ſeyn vor allen Dingen meine Quelle anzuzeigen. Dieſe ſind die Lebensbeſchreibungen der Dichter Großbritanniens und Irrlands,[1] welche im vorigen Jahre in fünf Duodezbänden zu London herauskamen. Es haben verſchiedene daran gearbeitet, der vornehmſte Verfaſſer aber, der auf dem Titel genennt wird, iſt Herr Cibber, welcher auch die Leben der berühmteſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen Englands heraus gegeben hat.[2] Aus dieſem Werke alſo, welches Lobſprüche genug erhalten hat, will ich dasjenige ziehen, was den Herrn Thomſon angehet, und zwar vornehmlich von der Seite eines theatraliſchen Dichters betrachtet.

Jacob Thomſon war der Sohn eines Geiſtlichen der Schotiſchen Kirche, in dem Presbyteriate von Jedburgh.

[1] The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands.

[2] The Lives and Characters of the most eminent Actors and Actresses of Great Britain and Ireland, from Shakespear to the present Time etc.

Er ward an eben dem Orte gebohren, wo ſein Vater Prediger war, und zwar im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Seine erſte Erziehung genoß er in einer Privatſchule der daſigen Gegend. In ſeinen erſten Jahren zeigte er ſo wenig ein beſonders Genie, daß ihm vielmehr ſein Lehrmeiſter, und alle die mit ſeiner Erziehung zu thun hatten, kaum die gewöhnlichſten und ſchlechteſten Gaben zutrauten.

Als er auf gedachter Schule die lateiniſche und griechiſche Sprache lernte, beſuchte er oft einen Geiſtlichen, deſſen Kirchſpiel mit dem Kirchſpiele ſeines Vaters in eben demſelben Presbyteriate lag. Es war dieſes der Herr Nickerton, ein Mann von ſo beſondern Eigenſchaften, daß ſehr viel Leute von Einſicht, und Herr Thomſon ſelbſt, welcher mit ihm umging, erſtaunten, ſo große Verdienſte an einem dunkeln Orte auf dem Lande vergraben zu ſehen, wo er weder Gelegenheit hatte ſich zu zeigen, noch ſonſt mit Gelehrten umzugehen, außer etwa bey den periodiſchen Zuſammenkünften der Geiſtlichen.

Ob nun ſchon der Lehrmeiſter unſers Thomſons ſeinen Schüler kaum mit einem ſehr geringen Verſtande begabt zu ſeyn glaubte, ſo konnte ſich doch den Augen des Hrn. Nickerton deſſen Genie nicht entziehen. Er bemerkte gar bald eine frühzeitige Neigung zur Poeſie bey ihm, wie er denn auch nach der Zeit noch verſchiedne von den erſten Verſuchen, die Hr. Thomſon in dieſer Provinz gemacht hatte, aufhob.

Ohne Zweifel nahm unſer junge Dichter, durch den fernern Umgang mit dem Hrn. Nickerton ſehr zu, welcher ihm die Liebe zu den Wiſſenſchaften einflößte. Und die Einſicht in die natürliche und ſittliche Philoſophie, welche er hernach in ſeinen Werken zeigte, hatte er vielleicht nur den Eindrücken dieſes Gelehrten zu danken.

So wenig nun aber Hr. Nickerton den jungen Thomſon für einen Menſchen ohne alle Gabe hielt, ſondern vielmehr ein ſehr feines Genie an ihm wahrnahm: ſo hätte er ſich doch, wie er oft ſelbſt geſtanden, niemals eingebildet, daß er es ſo weit bringen und auf eine ſo erhabne Staffel unter den Dichtern gelangen ſollte. Als er daher zuerſt Thomſons Winter zu ſehen bekam, welches in einem Buchladen zu Edinburg geſchah, erſtaunete er ganz, und ließ, nachdem er die erſten Zeilen deſſelben, welche nicht erhabener ſeyn könnten, geleſen hatte, das Buch vor Verwundrung und Entzücken aus den Händen fallen.

Nachdem Hr. Thomſon die gewöhnliche Zeit mit Erlernung der

todten Sprachen auf der Schule zugebracht, ward er auf der Universität nach Edinburg geschickt, wo er seine Studien enden und sich zu dem geistlichen Amte tüchtig machen sollte. Hier machte er eben so wenig als auf der Schule eine grosse Figur; seine Mitschüler dachten sehr verächtlich von ihm, und die Lehrer selbst, unter welchen er studirte, hatten keinen bessern Begrif von seiner Fähigkeit, als ihre Untergebenen. Nachdem er endlich die philosophischen Klassen durchgegangen war, ward er als ein Candidat des h. Predigtamts, in das theologische Collegium aufgenommen, in welchem die Studirenden sechs Jahr verziehen müssen, ehe sie ihre Probe ablegen dürfen.

Er war zwey Jahr in diesem theologischen Collegio, dessen Professor damals Hr. William Hamilton war, als ihm von diesem eine Rede über die Macht des höchsten Wesens auszuarbeiten, aufgetragen ward. Als es seine Mitschüler erfuhren, hielten sie sich nicht wenig über die schlechte Beurtheilungskraft des Professors auf, eine so fruchtbare Materie einem jungen Menschen aufzugeben, von dem man sich ganz und gar nichts versprechen konnte. Doch als Herr Thomson seine Rede ablegte, fanden sie Ursache, sich ihre eigene schlechte Beurtheilungskraft vorzuwerfen, daß sie einen Menschen verachtet hatten, der dem größten Genie unter ihnen überlegen war. Diese Rede war so erhaben, daß sowohl der Professor als die Studirenden, welche sie halten hörten, darüber erstaunten. Sie war in reimlosen Versen abgefaßt, welches aber Hr. Hamilton daran ausetzte, weil es sich zu dieser Materie nicht schicke. Verschiedne von den Mitgliedern des Collegii, welche ihm den durch diese Rede erlangten Ruhm nicht gönnten, glaubten, er müßte einen gelehrten Diebstahl begangen haben, und gaben sich daher alle Mühe, ihn zu entdecken. Doch ihr Nachforschen war vergebens, und Hr. Thomson blieb in dem unverkürzten Besitze seiner Ehre, so lange er sich auf der Universität aufhielt.

Man weis eigentlich nicht, warum Herr Thomson den Vorsatz, in das heilige Predigtamt zu treten fahren ließ. Vielleicht glaubte er, dieser Stand sey zu strenge, als daß er sich mit der Freyheit seiner Neigung vertragen könne; vielleicht fühlte er sich auch selbst und glaubte, daß er sich, in Ansehung seiner Gaben, auf etwas gröffers Rechnung machen könnte, als ein Presbyterianischer Geistlicher zu werden: denn selten pflegt sich ein grosses Genie mit einer dunkeln Lebensart, und mit

einer jährlichen Einkunft von sechzig Pfund in dem entfernten Winkel einer schlechten Provinz, zu begnügen, welches doch gewiß das Schicksal des Herrn Thomson gewesen wäre, wenn sich seine Absichten nicht über die Sphäre eines Predigers der schottischen Kirche erstreckt hätten.

Nachdem er also alle Gedanken auf den geistlichen Stand aufgegeben hatte, so war er mit mehr Sorgfalt darauf bedacht, sich zu zeigen und sich Gönner zu erwerben, die ihm zu einer vortheilhaften Lebensart behülflich seyn könnten. Weil aber der Theil der Welt, wo er sich jetzo befand, ihm ganz und gar keine Hofnung hierzu machen konnte, so fing er an, sein Augenmerk auf die Hauptstadt zu richten.

Das erste Gedicht des Hrn. Thomsons, welches ihm einiges Ansehen bey dem Publico erwarb, war sein Winter, dessen schon gedacht worden; doch hatte er auch schon wegen verschiedner andern Stücke, noch ehe er sein Vaterland verließ, den Beyfall deren, welchen sie zu Gesichte gekommen waren, erhalten. Er machte eine Paraphrasin über den 104ten Psalmen, welche er seinen Freunden abzuschreiben erlaubte, nachdem sie vorher von dem Hrn. Rickerton war gebilliget worden. Diese Paraphrasis kam endlich durch verschiedne Wege in die Hände des Hrn. Auditor Benson, welcher seine Verwunderung darüber entdeckte, und zugleich sagte, wenn der Verfasser in London wäre, so würde es ihm schwerlich an einer seiner Verdienste würdigen Aufmunterung mangeln. Diese Anmerkung ward dem Hrn. Thomson durch einen Brief mitgetheilt, und machte einen so starken Eindruck bey ihm, daß er seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen, beschleinigte. Er machte sich alsobald nach Newcastle, wo er zu Schiffe ging, und in Billinsgate anlandete. Als er angekommen war, ließ er seine unmittelbare Sorge seyn, den Herrn Mallet, seinen ehemaligen Schulkameraden zu besuchen, welcher jetzo in Hannover-Square lebte, und zwar als Hofmeister bey dem Herzoge von Montrose und seinem verstorbnen Bruder dem Lord Graham. Ehe er aber in Hannover-Square anlangte, begegnete ihm ein Zufall, der ein wenig lächerlich ist. Er hatte von einem vornehmen Manne in Schottland Empfehlungsschreiben an verschiedne Standespersonen in London mitbekommen, die er sehr sorgfältig in sein Schnupftuch eingewickelt hatte. Als er nun durch die Gassen schlenderte, konnte er die Grösse, den Reichthum und die verschiednen Gegenstände, die ihm alle Augenblicke in dieser berühmten Hauptstadt vorkamen,

nicht genug bewundern. Er blieb oft ſtehen, und ſein Geiſt war mit dieſen Scenen ſo erfüllt, daß er auf das beſchäftigte Gedrenge um ſich herum wenig Achtung gab. Als er nun endlich den Weg nach Hannover-Square, in einer zehnmal längern Zeit, als er ordentlich nöthig gehabt hätte, zurück gelegt hatte, und daſelbſt ankam, fand er, daß er ſeine Neugierde habe bezahlen müſſen; man hatte ihm nehmlich das Schnupftuch aus dem Schubſacke gezogen, in welches die Briefe eingewickelt waren. Dieſer Zufall würde einem, der weniger philoſophiſch geweſen wäre, als Hr. Thomſon, ſehr empfindlich geweſen ſeyn; doch er lächelte darüber, und brachte hernach oft ſelbſt ſeine Freunde durch die Erzehlung deſſelben zum lachen.

Es iſt natürlich, daß Hr. Thomſon, nach ſeiner Ankunft in die Stadt, verſchiednen von ſeinen Bekannten das Gedichte auf den Winter zeigte. Es beſtand Anfangs aus abgeriſſenen Stücken und gelegentlichen Beſchreibungen, die er auf des Hrn. Mallets Rath hernach in ein Ganzes zuſammenbrachte. So vielen Beyfall es nun auch etwa fand, ſo wollte es ihm doch zu keiner hinlänglichen Empfehlung bey ſeinem Eintritte in die Welt dienen. Er hatte den Verdruß, es verſchiednen Buchhändlern vergebens anzubiethen, welche die Schönheit deſſelben ohne Zweifel nicht zu beurtheilen vermochten, noch ſich eines unbekannten Fremdlings wegen, deſſen Name keine Anpreiſung ſeyn konnte, in Unkoſten ſetzen wollten. Endlich both es Hr. Mallet dem Hrn. Millan, jetzigen Buchhändler in Charingcroß an, der es auch ohne Umſtände übernahm, und drucken ließ. Eine Zeitlang glaubte Hr. Millan ſehr ſchlecht gefahren zu ſeyn; es blieb liegen und nur ſehr wenige Exemplare wurden davon verkauft, bis endlich die Vortreflichkeit deſſelben durch einen Zufall entdeckt ward. Ein gewiſſer Herr Whatley, ein Mann von einigem Geſchmacke in den Wiſſenſchaften, der aber die Bewunderung alles deſſen, was ihm gefiel, bis zum Enthuſiasmus übertrieb, warf ungefehr die Augen darauf; und weil er verſchiednes fand, was ihn vergnügte, ſo las er es ganz durch und erſtaunte nicht wenig, daß ein ſolches Gedicht eben ſo unbekannt als ſein Verfaſſer ſey. Er erfuhr von dem Buchhändler die jetzt gedachten Umſtände, und in der Entzückung ging er von einem Kaffehauſe auf das andre, poſaunte die Schönheiten ſeines Dichters aus, und both alle Leute von Geſchmack auf, eines von den größten Genies, die jemals erſchienen wären, aus ſeiner Dunkelheit zu retten. Dieſes

Verfahren hatte eine ſehr glückliche Wirkung; die ganze Auflage ward in kurzer Zeit verkauft, und alle, die das Gedichte laſen, glaubten den Hrn. Whatley keiner Uebertreibung beſchuldigen zu dürfen, weil ſie es ſelbſt ſo vortreflich fanden, daß ſie ſich glücklich ſchätzten, einem Manne von ſolchen Verdienſte Gerechtigkeit wiederfahren zulaſſen.

Das Gedicht auf den Winter iſt ohne Zweifel das am meiſten vollendete und zugleich das mahleriſchſte von ſeinen Jahrszeiten. Es iſt voll großer und lebhafter Scenen. Die Schöpfung ſcheinet in dieſer Jahrszeit in Trauer zu ſeyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholiſche Bildung an. Eine ſo poetiſche Einbildungskraft, als des Thomſons ſeine war, konnte alſo keine andre, als die grauſeſten und ſchrecklichſten Bilder darbiethen, welche die Seele mit einem feyerlichen Schauer über die Dünſte, Stürme und Wolken, die er ſo ſchön ſchildert, erfüllen. Die Beſchreibung iſt die eigene Gabe des Thomſons; wir zittern bey ſeinem Donner im Sommer; wir frühren bey der Kälte ſeines Winters; wir werden erquickt, wenn ſich die Natur bey ihm erneuert, und der Frühling ſeinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Eine kleine Anekdote iſt hier mitzunehmen. Sobald der Winter gedruckt war, ſchickte Hr. Thomſon ſeinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Hrn. Joſeph Mitchel ein Exemplar zum Geſchenke. Dieſer fand ſehr wenig darinne, was nach ſeinen Gedanken zu billigen wäre, und ſchickte ihm folgende Zeilen zu:

Beauties and faults so thick lie scatter'd here,
Those i could read, if these were not so near.

d. i. Schönheiten und Fehler liegen hier ſehr dicke unter einander. Ich könnte jene geleſen haben, wenn dieſe ihnen nicht ſo nahe wären. Hr. Thomſon antwortete hierauf aus dem Stegreife:

Why all not faults, injurious Mitchell? why
Appears one beauty to thy blasted eye?
Damnation worse than thine, if worse can be,
Is all i ask, and all i want from thee.

d. i. Warum ſieheſt du nicht überall Fehler, ehrenrühriger Mitchell? Warum entdeckt ſich deinem verdorbenen Auge auch einige Schönheit? Noch eine ungerechtere Verdammung, wenn es eine ungerechtere giebt, iſt alles, was ich von dir

verlange, und alles was ich von dir erwarte. Auf die Vorstellung, die ein Freund dem Hrn. Thomſon that, daß man den Ausdruck blasted eye (verdorbenes Auge) für eine perſönliche Anzüglichkeit annehmen könnte, weil Herr Mitchell wirklich dieſes Unglück hatte, änderte er das Beywort blasted in blasting. (verderbend.)

Weil der Winter einen ſo allgemeinen Beyfall fand, ſo ward Herr Thomſon, beſonders auf das Anrathen des Herrn Mallet bewogen, auch die andern drey Jahrszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben ſo wohl glückte. Die, welche davon zuerſt ans Licht trat, war der Herbſt; hierauf folgte der Frühling und endlich der Sommer.

Von jedem dieſer vier Stücke, als ein beſonders Gedicht betrachtet, hat man geurtheilet, daß es in Anſehung des Plans fehlerhaft ſey. Nirgends zeigt ſich ein beſonderer Zweck; die Theile ſind einer den andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge noch Verbindung: doch dieſes iſt vielleicht ein Fehler der von einer ſo abwechſelnden Materie untrennbar war. Genug, daß er ſich keiner Unfüglichkeit ſchuldig gemacht, ſondern durchgängig lauter ſolche Scenen geſchildert hat, die jeder Jahrszeit beſonders zukommen.

Was den poetiſchen Ausdruck in den Jahrszeiten anbelangt, ſo iſt dieſer dem Herrn Thomſon gänzlich eigen: er hat eine Menge zuſammengeſetzter Worte eingeführt, Nennwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geſchaffen. Man hat ſeine Schreibart als ſonderbar und ſteif getadelt, und wenn man dieſes auch ſchon nicht gänzlich leugnen kann, ſo muß man doch zugeſtehen, daß ſie ſich zu den Beſchreibungen vortreflich wohl ſchicket. Der Gegenſtand, den er mahlet, ſtehet ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem ſeinen Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergröſſerungsglas, welches alle kleine Schönheiten deſſelben zu entdecken fähig iſt, betrachten, ob es gleich noch ſo ſchlecht gefaßt iſt, als durch ein anders, welches zu dieſer Abſicht nichts taugt, aber ſonſt mit vielen Zierathen verſehen iſt? Thomſon iſt in ſeiner Manier ein wenig ſteif; aber ſeine Manier iſt neu; und es iſt niemals ein vorzügliches Genie aufgeſtanden, welches nicht ſeine eigene Weiſe gehabt hätte. So viel iſt wahr, daß ſich die Schreibart des Herrn Thomſons zu den zärtlichen Leidenſchaften nicht allzuwohl ſchickt, welches man näher einſehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatiſchen Dichter betrachten werden; eine

Sphäre, in welcher er zwar sehr, aber doch nicht so sehr, als in andern Gattungen der Dichtkunst geglänzet hat.

Die Vortreflichkeit dieser Gedichte hatte unserm Verfasser die Bekanntschaft verschiedner Personen erworben, die theils wegen ihres vornehmen Standes, theils wegen ihrer erhabnen Talente berühmt waren. Unter den letztern befand sich der D. Rundle, nachheriger Bischof von Derry, welchem der Geist der Andacht, der überall in den Jahrszeiten hervorstrahlet, so wohl gefallen hatte, daß er ihn der Freundschaft des verstorbenen Kanzlers Talbot empfahl, der ihm die Aufsicht über seinen ältesten Sohn anvertraute, welcher sich eben zu seiner Reise nach Frankreich und Italien fertig machte.

Mit diesem jungen Edelmanne hielt er sich drey Jahr lang in fremden Ländern auf, wo er ohne Zweifel seinen Geist durch die vortrefflichen Denkmäler des Alterthums, und durch den Umgang mit gelehrten Ausländern bereicherte. Die Vergleichung die er zwischen dem neuen Italien und dem Begriffe anstellte, den er von den alten Römern hatte, brachte ihn ohne Zweifel auf den Einfall seine Freyheit, in drey Theilen zu schreiben. Der erste Theil enthält die Vergleichung des alten und neuen Italiens; der zweyte Griechenland, und der dritte Britannien. Das ganze Werk ist an den ältesten Sohne des Lord Talbots gerichtet, welcher im Jahre 1734. auf seinen Reisen starb.

Unter den Gedichten des Herrn Thomsons findet sich auch eines zum Andenken des Isaac Newtons, von welchem wir nichts mehr sagen wollen, als dieses, daß er durch dieses Stück allein, wenn er auch sonst nichts mehr geschrieben hätte, eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728. schrieb Herr Thomson ein Gedicht, welches er Britannia nennte. Sein Vorsatz war darinne, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in den Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieses Gedicht ist bei weiten nicht eines von seinen besten.

Auf den Tod seines großmüthigen Beförderers des Lord Talbots, welchen die ganze Nation mit dem Herrn Thomson zugleich aufrichtig betauerte, schrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfasser, und dem Andenken des großen Mannes, den er darinne gepriesen hatte, Ehre machte. Er genoß, bey Lebzeiten des Kanzler Talbots, eine sehr einträgliche

Stelle, die ihm dieſer würdige Patriot als eine Belohnung für die Mühe, den Geiſt ſeines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach ſeinem Tode behielt der Nachfolger deſſelben dieſe Stelle dem Hrn. Thomſon vor, und wartete nur darauf, bis dieſer zu ihm kommen, und durch Beobachtung einiger kleinen Formalitäten, ſie in Beſitz nehmen würde. Doch dieſes verſäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachläßigkeit, ſo daß zuletzt ſeine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel.

Unter die letzten Werke des Hrn. Thomſons gehöret ſeine Burg der Trägheit, (Castle of Indolence) ein allegoriſches Gedicht von ſo auſſerordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieſes einzige Stück zeige mehr Genie und poetiſche Beurtheilungskraft, als alle ſeine andern Werke. Es iſt in dem Stile des Spencers geſchrieben, welchen die Engländer in den allegoriſchen Gedichten eben ſo nachahmen, als die Franzoſen den Stil des Marots in den Erzehlungen und Sinnſchriften.

Es iſt nunmehr Zeit den Hrn. Thomſon auf derjenigen Seite zu betrachten, welche mit unſrer Abſicht eine nähere Verwandtſchaft hat; nehmlich auf der Seite eines dramatiſchen Dichters. Im Jahre 1730, ungefehr in dem ſechſten Jahre ſeines Aufenthalts in London, brachte er ſeine erſte Tragödie, unter dem Titel Sophonisbe, auf die Bühne, die ſich auf die Karthaginenſiſche Geſchichte dieſer Prinzeßin gründet, welche der bekannte Nathanael Lee gleichfalls in ein Trauerſpiel gebracht hat. Dieſes Stück ward von dem Publico ſehr wohl aufgenommen. Die Mad. Oldfield that ſich in dem Character der Sophonisbe ungemein hervor, welches Hr. Thomſon ſelbſt in ſeiner Vorrede geſtehet. „Ehe ich „ſchlieſſe, ſagte er, muß ich noch bekennen, wie ſehr ich denjenigen, welche „mein Trauerſpiel vorgeſtellt haben, verbunden bin. Sie haben in der „That mir mehr als Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Was ich dem Ma„ſiniſſa nur liebenswürdiges und einnehmendes gegeben hatte, alles dieſes „hat Hr. Wilk vollkommen ausgedrückt. Auch die Mad. Oldfield hat „ihre Sophonisbe unverbeſſerlich geſpielt; ſchöner als es der zärtlichſte „Eigenſinn eines Verfaſſers verlangen, oder ſich einbilden kann. Der „Reitz, die Würde und die glückliche Abwechslung aller ihrer Stellungen „und Bewegungen hat den durchgängigſten Beyfall erhalten, und ihn auch „mehr als zu wohl verdient.

Bey der erſten Vorſtellung dieſes Trauerſpiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. Hr. Thomſon läßt eine von ſeinen Perſonen gegen die Sophonisbe folgende Zeile ſagen:

O Sophonisbe, Sophonisbe O!

Dieſe Worte waren kaum ausgeſprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut ſchrie:

O Jacob Thomſon, Jacob Thomſon O!

So ungeſittet es nun auch war, die Vorſtellung durch einen ſo lächerlichen Einfall zu unterbrechen, ſo kann man doch das falſch Pathetiſche dieſer getadelten Zeile nicht leugnen, und ein tragiſcher Dichter muß es ſich zur Warnung dienen laſſen, ja wohl auf ſich Acht zu haben, daß er nicht ſchwülſtig wird, wenn er erhaben ſeyn will . . Hr. Thomſon mußte nothwendig an dem erſten Tage ſeines Trauerſpiels alle die Bewegungen und Beſorgniſſe eines jungen Schriftſtellers empfinden; er hatte ſich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der oberſten Gallerie gemacht, wo er die Vorſtellung ungehindert abwarten könnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu ſtark bey ihm, als daß er ſich hätte enthalten können, die Rollen den Schauſpielern nachzuſagen, und manchmal bey ſich zu murmeln: „nun muß die Scene kom„men; nun muß das geſchehen.“ Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande, welcher wegen des groſſen Gedrengs keinen Platz, als auf der Gallerie, hatte finden können, als der Verfaſſer entdeckt.

Nach einem Zwiſchenraume von vier Jahren brachte Thomſon ſeine zweyte Tragödie, den Agamemnon, zum Vorſcheine. Hr. Pope gab bey dieſer Gelegenheit einen ſehr merklichen Beweis ſeiner groſſen Gewogenheit gegen den Hrn. Thomſon; er ſchrieb ſeinetwegen zwey Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erſte Vorſtellung mit ſeiner Gegenwart. Weil er ſeit langer Zeit in kein Schauſpiel gekommen war, ſo wurde dieſes für ein Zeichen einer ganz beſondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun ſchon an dem Hrn. Thomſon ausſetzte, daß er in dieſem Trauerſpiele die Handlung allzuſehr verkürzt habe; daß verſchiedne Theile deſſelben zu lang, und andre ganz und gar überflüßig wären, weil nicht die Perſon, ſondern der Dichter darinne rede; und obſchon die Aufführung ſelbſt erſt in dem Monate April vor ſich ging, ſo ward ſie doch zu verſchiednenmalen mit Beyfall wiederhohlt.

Einige Kunſtrichter haben angemerkt, daß die Charaktere in ſeinen

Tragödien mehr durch Beſchreibungen, als durch thätige Leidenſchaften ausgedrückt werden; daß ſie aber alle einen Ueberfluß an den ſeltenſten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken, und an edeln Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdrucke geſchrieben ſind. Seine Reden ſind oft zu lang, beſonders für ein engliſches Auditorium, dem ſie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es iſt überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öftrer gebrochen wird; doch wird die angeſtrengte Aufmerkſamkeit deſſelben wohl in keinem Stücke des Thomſons beſſer belohnt, als in dem Agamemnon, und beſonders in der beweglichen Erzehlung, welche Meliſander von ſeiner Ausſetzung auf die wüſte Inſel macht.

. . . Als ich im Schoos der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frey, in ſtillem Schlummer lag,
Brach ein vermummter Schwarm, von des Aegiſthus Bande
Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er mich
Für eine Hinderniß der Abſicht angeſehen,
Die ich errathen kann, und die vielleicht Mycenen,
Jetzt beſſer weis als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sinn war ich ſchon die beſtimmte Speiſe
Der Fiſche, als das Schiff vom Ufer ſtieß: die Fluth
Die brauſend klatſchete, entdeckte mir mein Schickſal.
Es ſchien, der Tod war ſelbſt ein allzumilder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An deſſen rauhen Fuß die ſtärkſte Brandung zürnte,
War mir beſtimmt, daß ich von Freund und Feind entfernt
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß das Unrecht ſelbſt ſein eigner Rächer ſeyn:
Stumm klagt ſichs an, und ſchreit um die verdiente Strafe!
Du öfneſt ihm den Mund, unwandelbarer Rath
Der Götter . . Dieſer Schwarm ſetzt mich die nächſte Nacht
(Die mir noch ſchrecklich iſt) an das betrübte Ufer
Der wildſten Inſel: nie hat auſſer mir ein Menſch
Auf ſie den Fuß geſetzt. Allein die Menſchenliebe
(Das glaube) iſt ſo tief in unſre Bruſt gepflanzt
Und unſer menſchlich Herz iſt ſo mit ihr durchwachſen,
Daß ich im Leben nichts erſchrecklichers gehört,

Als den betrübten Schall, da mich ihr Bot verließ.
Ich seufzte ihnen nach! . . Die fürchterlichste Stille
Umschloß mich nun, die bloß das brausende Geräusch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.
Bisweilen bließ ein Wind durch den betrübten Wald,
Und seufzte fast wie ich. Hier setzt ich mich im Schatten,
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muse die die Wälder
Bewohnt, und (ich weis nicht ob fast aus gleichem Triebe
Als wir?) die Menschen sucht, sang über meinem Haupte
Ihr unvergleichlichs Lied; ihr klagend schöner Ton
Betrog mich fast, als ob sie meine Noth besänge.
Ich hört ihr traurig zu, und dichtete ein Lied
Zu ihrem Ton, bis daß der Schatten sein Geschenk,
Das er dem ärmsten giebt, den angenehmen Schlummer
Mir gönnete. Sobald das frühe Morgenroth
Der Vögel Dank empfing, so weckte mich ihr Lied;
Das Auge schloß sich auf: vermissend suchte es
Den alten Gegenstand, und fand doch nichts als Wellen
Darauf der Himmel lag, und hinter mir den Fels
Und einen grausen Wald. In einem Augenblick,
Indem ich mich vergaß, entzückte mich das Schrecken;
Ich schien mir nicht mehr Ich. Doch eben so geschwind
War dieser Traum vorbey, mein nagendes Gedächtniß
Erneurte meine Noth . .

Ich habe mich nicht enthalten können, diese Stelle abzuschreiben; und zwar nach der obgedachten Uebersetzung. Sie ist in Göttingen im Jahr 1750 auf 7 Bogen in Octav ans Licht getreten. Ihren Urheber weis ich nicht zu nennen; zwar könnte ich mit einem vielleicht angezogen kommen; doch dieses vielleicht könnte sehr leicht falsch seyn. Wie man wird gemerkt haben, so ist sie, gleich dem englischen Originale, in reimlosen Versen abgefaßt. Nur bey der Rolle der Cassandra ist eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet diese in Reimen, um sich von den übrigen Personen zu unterscheiden. Der Einfall ist sehr glücklich; und er würde gewiß die beste Wirkung von der Welt thun, wann wir uns nur Hofnung machen dürften, diese Uebersetzung auf einer deutschen

Bühne aufgeführt zu ſehen. Sie iſt, überhaupt betrachtet, treu, flieſſend und ſtark. Ihr Verfaſſer aber geſtehet, daß er die zweyte Hand nicht daran habe legen können, ſondern daß er den erſten Entwurf dem Drucker ohne Abſchrift habe ausliefern müſſen. Dieſem Umſtande alſo müſſen wir nothwendig einige kleine Verſehen zuſchreiben, die ich vielleicht ſchwerlich würde gemerkt haben, wenn ich nicht ehmals ſelbſt an einer Verdolmetſchung dieſes Trauerſpiels gearbeitet hätte.[1] Zum Exempel; in der erſten Scene des erſten Aufzuges werden die Worte given to the Beasts a Prey, or wilder famine überſetzt: dich gab ich den Thieren Preis: ihr wilder Hunger hat längſt meinen Freund verdauet. Ich will hier nicht erinnern, daß zwar Aegiſthus aber nicht Klytemneſtra den Meliſander auf die wüſte Inſel ſetzen laſſen; auch nicht daß der Ausdruck, der wilde Hunger der Thiere hat ihn ſchon längſt verdaut, der ſchönſte nicht ſey: ſondern nur dieſes muß ich anmerken, daß wilder famine gar nicht auf Beasts gehet, und daß der Dichter die Klytemneſtra eigentlich ſagen läßt: entweder die Thiere haben ihn umgebracht, oder er hat verhungern müſſen. Auch gewiſſe kleine Zuſätze würde der Verfaſſer hoffentlich ausgeſtrichen, und einige undeutſche, wenigſtens nicht allen verſtändliche Worte mit gewöhnlichern vertauſcht haben, wenn ihm eine Ueberſehung ſeiner Arbeit wäre vergönnt geweſen. Zum Exempel, am Ende des zweyten Auftritts im erſten Aufzuge, giebt er die Worte: and as a Greek regoic'd me ſehr gut und poetiſch durch: es ſchwoll mein treu und griechiſch Herz; allein der Anhang, den er dazu macht, und drohete dem überwundnen Troja, taugt gar nichts. Der Engländer ſchildert ſeine Perſon, als einen Mann, der ſich über die Siege ſeines Vaterlands erfreut; der Ueberſetzer aber bildet ihn durch den beygefügten Zug als einen Poltron. Denn was kann das für eine Tapferkeit ſeyn, einer überwundnen Stadt zu drohen? . Zur Probe der undeutlichen Worte berufe ich mich auf das Wort Brandung in der angeführten Stelle. . . Doch ich bekenne es nochmals, alles dieſes ſind Kleinigkeiten, die ich vielleicht gar nicht einmal hätte anführen ſollen. Wo das meiſte glänzt, da ward auch Horaz durch wenige Flecken nicht beleidiget. Wollen wir eckeler ſeyn als Horaz?

[1] Dieſe Ueberſetzung, in Proſa, bis in den fünften Auftritt des zweiten Aufzugs fortgeführt, befindet ſich in dem Breslauiſchen Convolute.

Ich komme wieder zu unſerm Dichter ſelbſt. Im Jahr 1736. both Herr Thomſon der Bühne ein Trauerſpiel an, unter dem Titel Edward und Eleonora, deſſen Vorſtellung aber, aus politiſchen Urſachen, welche nicht bekannt geworden, unterſagt wurde.

Im Jahr 1744 ward ſein Tancred und Sigismunda aufgeführt; welches Stück glücklicher ausfiel, als alle andre Stücke des Thomſons, und noch jetzt geſpielet wird. Die Anlage dazu iſt von einer Begebenheit in dem bekannten Roman des Gil Blas geborgt. Die Fabel iſt ungemein anmuthig; der Charaktere ſind wenige, aber ſie werden alle ſehr wirkſam vorgeſtellt. Nur den Charakter des Seffredi hat man mit Recht als mit ſich ſelbſt ſtreitend, als gezwungen und unnatürlich getadelt.

Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wallis verfertigte Herr Thomſon, gemeinſchaftlich mit dem Herrn Mallet, die Maſke des Alfred, welche zweymal in dem Garten Sr. Hoheit zu Cliffden aufgeführet ward. Nach dem Tode des Herrn Thomſons ward dieſes Stück von dem Herrn Mallet ganz neu umgearbeitet, und 1751. wieder auf die Bühne gebracht.

Die letzte Tragödie des Herrn Thomſons iſt ſein Coriolanus, welcher erſt nach ſeinem Tode aufgeführet ward. Die dem Verfaſſer davon zukommenden Einkünfte wurden ſeinen Schweſtern in Schottland gegeben, davon eine mit einem Geiſtlichen daſelbſt, und die andre mit einem Manne von geringem Stande in Edinburgh verheyrathet iſt. Dieſes Trauerſpiel, welches unter allen Trauerſpielen des Thomſons, ohne Zweifel, das am wenigſten vollkommne iſt, ward zuerſt dem Herrn Garrik angebothen, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prologus war von dem Herrn George Lyttleton verfertiget worden, und von dem Herrn Quin wurde er gehalten, welches einen ſehr glücklichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Herr Quin war ein beſondrer Freund des Herrn Thomſon geweſen, und als er folgende Zeilen, die an und für ſich ſelbſt ſehr zärtlich ſind, ausſprach, ſtellten ſich ſeiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen floſſen über ſeine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this gushing tear:
Alas! I feel i am no actor here)
He lov'd his friends with such a warmth of heart,
So clear of int'rest, so devoid of art,

Such generous freedom, such unshaken zeal,
No words can speak it, but our tears may tell.

D. i. Er liebte ſeine Freunde . . verzeiht den herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauſpieler mehr . . Er liebte ſeine Freunde mit einer ſolchen Inbrunſt des Herzens, ſo rein von allem Eigennutze, ſo fern von aller Kunſt, mit einer ſo großmüthigen Freyheit, mit einem ſo ſtandhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken iſt. Unſre Thränen mögen davon ſprechen! Die ſchöne Abbrechung in dieſen Worten fiel ungemein glücklich aus. Herr Quin übertraf ſich ſelbſt, und er ſchien niemals ein größerer Schauſpieler, als in dem Augenblicke, da er von ſich geſtand, daß er keiner ſey. Die Pauſe, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung, und alles das übrige war ſo voller Rührung, daß es unmöglich ein bloßes Werk der Kunſt ſeyn konnte; die Natur mußte dabey das beſte thun.

Auch der Epilogus, welcher von dem Herrn Weſſington mit außerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Dieſe Umſtände nun, nebſt der Ueberlegung, daß der Verfaſſer nunmehr dahin ſey, verſchafften dieſem Trauerſpiele eine neunmalige Vorſtellung, die es an und vor ſich ſelbſt ſchwerlich würde gefunden haben. Denn, wie geſagt, es iſt bey weitem nicht, irgend einem von den Thomſonſchen Werken, an Güte gleich. Er hatte als ein dramatiſcher Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wenn er aufhören müſſe; er läßt jeden Charakter reden, ſo lange noch etwas zu ſagen iſt; die Handlung ſteht alſo, während dieſer gedehnten Unterredungen, ſtill, und die Geſchichte wird matt. Nur ſein Tancred und Sigismunde muß von dieſem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber ſind auch die Charaktere darinne nicht genug unterſchieden, welche ſich faſt durchgängig auf einerlei Art ausdrücken. Kurz, Thomſon war ein gebohrner maleriſcher Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde beſtieg, der allzubekannt iſt, und dem man allzuſchwerlich widerſteht. Er iſt in der That der Aeltſtgebohrne des Spencers, und er hat es ſelbſt oft bekannt, daß er das beſte, was er gemacht habe, der Begeiſterung verdanken müſſe, in die er ſchon in ſeinen jüngſten Jahren durch die Leſung dieſes alten Dichters ſey geſetzt worden.

Im Auguſt 1748 verlohr die Welt dieſe Zierde der poetiſchen Sphäre

durch ein heftiges Fieber, welches ihn im 48ten Jahre seines Alters dahin riß. Vor seinem Tode ward ihm von dem Herrn George Lyttleton die einträgliche Stelle eines Controlleurs von America verschaft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Herr Thomson ward von allen, die ihn kannten, sehr geliebt. Er war von einer offnen und edelen Gemüthsart; hing aber dann und wann den gesellschaftlichen Ergötzungen allzu sehr nach; ein Fehler, von welchem selten ein Mann von Genie frey zu seyn pfleget. Sein äußerliches Ansehen war nicht sehr einnehmend, es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringste erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu seyn bereit war; er vergaß, der langen Abwesenheit, der neuen Bekanntschaft und des Zuwachses eigner Verdienste ungeachtet, seine alten Wohlthäter niemals, welches er bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt hat. Es ist eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig ist; wie ihm Gegentheils, wenn diese großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenschaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und so war das Herz unsers vortrefflichen Dichters beschaffen, dessen Leben eben so untadelhaft als lehrreich seine Muse war: denn von allen englischen Dichtern ist er derjenige, welcher sich von allem, was unanständig war, am meisten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr Lyttleton in dem angeführten Prologo ertheilt hat.

— His chaste Muse employ'd her heav'ntaught lyre
None but the noblest passions to inspire,
Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wish to blot.

d. i. Seine keusche Muse brauchte ihre himmlische Leyer zu nichts, als zu Einflössung der edelsten Gesinnungen. Kein einziger unsittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er sterbend ausstreichen zu können, hätte wünschen dürfen.

Zum Schlusse muß ich noch erinnern, daß sein Bildniß, welches man vor diesem Stücke findet, nach demjenigen getreulich gestochen ist, welches vor seinen sämmtlichen Werken stehet, deren wir hoffentlich noch einmal gedenken werden.

## III.

# Auszug aus dem Trauerſpiele Virginia des Don Auguſtino de Montiano y Luyando.

Die Schriften der Spanier ſind diejenigen, welche unter allen ausländiſchen Schriften am wenigſten unter uns bekannt werden. Kaum daß man einige ihrer jetztlebenden Gelehrten in Deutſchland dem Namen nach kennt, deren nähere Bekanntſchaft uns einen ganz andern Begrif von der Spaniſchen Litteratur machen würde, als man gemeiniglich davon zu haben pflegt. Ich ſchmeichle mir, daß ſchon die gegenwärtige Nachricht ihn um ein großes erhöhen wird, und daß meine Leſer erfreut ſeyn werden, den größten tragiſchen Dichter kennen zu lernen, den jetzt Spanien aufweiſen und ihn ſeinen Nachbarn entgegen ſtellen kann. Es iſt dieſes Don Auguſtino de Montiano y Luyando, von deſſen Lebensumſtänden ich, ohne weitre Vorrede, einige Nachricht ertheilen will, ehe ich von einem der vorzüglichſten ſeiner Werke einen umſtändlichen Auszug vorlege.

Don Auguſtino de Montiano y Luyando iſt den erſten März im Jahre 1697 gebohren, und alſo jezt in einem Alter von 57 Jahren. Sein Vater und ſeine Mutter ſtammten aus adlichen Familien in Biscaya, und zwar aus den allervornehmſten dieſer Provinz. Seine Erziehung war ſeiner Geburth gemäß. Nachdem er die Humaniora wohl ſtudiret, und die gewöhnlichen Wiſſenſchaften eines jungen Menſchen von Stande begriffen hatte, that er ſich als ein geſchickter Weltweiſer und Rechtsgelehrter vor. Er verſteht übrigens die franzöſiſche und italiäniſche Sprache, und hat auch einige Kenntniß von der engliſchen. Er fand, ſchon in ſeiner zarteſten Jugend, einen beſondern Geſchmak an der Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften, ſo, daß er bereits in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre, nehmlich im Jahre 1719, eine Oper zu Madrid, ohne ſeinem Namen, unter dem Titel die Leyer des Orpheus, (la Lira de Orfeo) in 8vo drucken ließ, welche zu verſchiednen Zeiten zu Palma oder Majorca, der Hauptſtadt dieſer Inſel, geſungen ward. Im Jahre 1724 gab er in eben derſelben Stadt eine proſaiſche und poetiſche Beſchreibung der bey der Krönung Ludewigs des I. angeſtellten Feyerlichkeiten, in Quart heraus. Fünf Jahr hernach entwandte man ihm ein

kleines Werk in Verſen über die Entführung der Dina, der Tochter des Jacobs, da er es eben noch ausbeſſerte, und ſtellte es in eben dem 1729. Jahre zu Madrid in Quart ans Licht. Dieſes Gedicht iſt nachher weit vollkommner in Barcellona in Octav, doch ohne Jahrzahl und ohne Erlaubniß, ans Licht getreten. Es führet den Titel: El robo de Dina.

Die Verdienſte des Don Auguſtino bewegten den König Philipp den Vten ihn im Jahre 1732. zum Secretär bey den Conferenzen der ſpaniſchen und engliſchen Commiſſare zu ernennen. Im Jahre 1738. ward er in der Kanzeley der allgemeinen Staatsangelegenheiten gebraucht. Das Jahr darauf trat er in die Königl. ſpaniſche Akademie; und als einer von den Stiftern und älteſten Mitgliedern der Königl. Geſellſchaft der Geſchichte, ward er von der erſtern in eben dem Jahre, als ſie unter Königl. Schutz genommen ward, zu ihrem Director ernennt, welche Stelle ihm 1745. auf Zeitlebens aufgetragen ward. Im Jahre 1746 beehrte ihn Se. Majeſtät mit der Stelle eines Secretärs bey der Begnadigungs- und Gerichtskammer und dem Staate von Caſtilien. Auch war er im Jahre 1742. in die Geſellſchaften der ſchönen Wiſſenſchaften zu Barcellona und Sevilien aufgenommen worden.

Auſſer den angeführten Werken gab er auch im Jahr 1739. zu Madrid eine Vergleichung der Aufführung des Königs von Spanien mit der Aufführung des Königs von England, in Quart heraus; (El cotejo de la conducta de S. M. con la del Rey Britannico) desgleichen in eben dieſem Jahre eine Rede an die Königl. Akademie der Geſchichte; und im Jahre 1740 eine Rede an den König Philipp den V. im Namen gedachter Akademie, über eine Anmerkung die dieſer Monarch gemacht hatte. Beyde Reden ſind in Octav gedrukt, und befinden ſich in dem erſten und zweyten Theile der Schriften dieſer Akademie. Ferner hat man von ihm eine Rede im Namen der Spaniſchen Akademie an den König, bey Gelegenheit der Vermählung der Infantin Donna Maria Antoinetta Ferdinanda mit dem Herzoge von Savoyen, in Quart; und eine Lobſchrift auf den Doctor Don Blaſio Antonio Naſſarra y Ferriz, die er auf Verlangen der Spaniſchen Akademie machte, und 1751. zu Madrid in Octav drucken ließ.

Doch das vornehmſte von ſeinen Werken ſind unſtreitig zwey Tragödien, deren eine 1750. und die andre gegen das Ende des Jahres 1753. gedruckt ward. Die eine führet den Titel Virginia, und die andre

Athaulpho. Beyden iſt eine Abhandlung von den ſpaniſchen Tragödien vorgeſetzt, in welchen er beſonders gegen den Herrn du Perron de Caſtera beweiſet, daß es ſeiner Nation ganz und gar nicht an regelmäßigen Trauerſpielen fehle. Wir werden ein andermal dieſer Abhandlung mit mehrern gedenken, oder ſie vielmehr ganz mittheilen; vorjetzo aber wollen wir uns an das erſte der gedachten Trauerſpiele machen, und dem Leſer das Urtheil überlaſſen, was für einen Rang unter den tragiſchen Dichtern er dem Verfaſſer einräumen will.

Vor allen Dingen muß ich noch eine kleine Erklärung vorweg ſchicken. Ich habe nicht ſo glücklich ſeyn können das Spaniſche Original der Virginia zu bekommen, und bin alſo genöthiget geweſen mich der Franzöſiſchen Ueberſetzung des Herrn Hermilly zu bedienen, die in dieſem Jahre in zwey kleinen Octavbänden in Paris an das Licht getreten iſt. Der eine Band enthält die erſte der angeführten Abhandlungen über die Spaniſchen Tragödien, und der andre eine abgekürzte Ueberſetzung der Virginia; beyden iſt ein hiſtoriſches Regiſter der in der Abhandlung erwähnten Verfaſſer zur Helfte beygefügt, welches eine Arbeit des Herrn Hermilly iſt. Eben dieſem habe ich auch die angeführten Lebensumſtände des Spaniſchen Dichters zu danken, die ihm dieſer ſelbſt überſchrieben hat. Er hat die Virginia deswegen lieber in einen Auszug bringen, als ganz und gar überſetzen wollen, weil die Franzoſen keine proſaiſche Trauerſpiele leſen mögen. Ich kann keine ähnliche Urſache für mich geltend machen, ſondern muß mich lediglich mit der Nothwendigkeit entſchuldigen, meinen Leſern eine ſo angenehme Neuigkeit entweder gar nicht, oder durch die Vermittelung des franzöſiſchen Ueberſetzers mitzutheilen. Es iſt kein Zweifel, daß dieſes nicht noch immer beſſer ſeyn ſollte, als jenes.

Die Geſchichte der Virginia iſt aus dem Livius und andern zu bekannt, als daß ich mich hier mit Erzehlung ihrer wahren Umſtände aufhalten dürfte. Man ſehe, wie ſich der Dichter dieſelben zu Nutze gemacht hat.

# Virginia.

## Erſter Aufzug.

### Erſter Auftritt.

Virginia und Publicia eröfnen die Scene. Sie wollen ſich nach dem Foro begeben, um der Feyerung des Feſtes der Göttin Pales mit

beyzuwohnen. Weil es aber noch allzu früh iſt, ſo will Virginia wieder zurück gehen, aus Furcht, ſie möchte den Decemvir Appius antreffen. Im hereintreten ſpricht ſie: „Ja, Publicia, ich gebe es zu. Die Nö„merinnen, welche an der freudigen Verehrung unſerer alten Göttin Pales „Theil nehmen ſollen, werden mich ungeſäumt abhohlen, ſo wie ſie mir „es verſprochen haben; allein mein Herz werden ſie wegen der Furcht, „in der es ſtehet, nicht beruhigen noch die traurigen Bilder auslöſchen „können, die in demſelben eingeprägt ſind und es betrüben. Weil wir „uns in der Stunde geirret haben, und zu früh hergekommen ſind; ich „aber wegen des Gewühls und der Menge Menſchen, die auf dem Platze „auf und nieder gehen, leicht wieder zurück kehren kann, ohne daß man „es merkt, ſo widerſetze dich meinem Willen nicht länger. Laß mich die„ſen Ort fliehen, wo der unverſchämte Decemvir Appius ſein Tribunal „hat, und ſich ſo oft befindet.

Ihre Sorgfalt den Appius zu vermeiden ſcheinet der Publicia ſehr löblich; gleichwohl aber beſteht dieſe darauf, ſie dazubehalten, und ſtellt ihr vor, daß ſie, wenn ſie wider die Gewohnheit dem Feſte nicht beywohne, ſelbſt zu dem Verdachte deſſen, was ſie vermeiden wollte, Gelegenheit geben und ſich in die Umſtände ſetzen würde, daß man ihr ein Verbrechen daraus mache. „Die Gefahr, ſetzt ſie hinzu, iſt übrigens „nicht ſo groß, als du dir einbildeſt. Wenn die Antwort, die ich in dei„nem Namen dem Appius wegen ſeiner Forderung, wegen ſeiner An„erbiethungen und ſeiner Drohungen gegeben habe, ihm ſeinen Irrthum „auch nicht gänzlich benommen hat, ſo wird ſie doch wenigſtens ſeinen „Eifer erkältet haben. Eine Liebe, welche nur den Eigenſinn zum Grunde „und nur die Sinne zum Sporen hat, iſt niemals von langer Dauer.

Ob nun ſchon Virginia zugeſteht, daß ihre Ehre einige Gefahr laufen könne, und daß ſie ſorgfältig alles vermeiden müſſe, was ihr irgend nachtheilig ſeyn dürfte; ſo überredet ſie ſich doch, daß es weit gefährlicher ſey, dem Rathe der Publicia zu folgen. Nicht zwar, als ob ſie ſich fürchte, ſich von dem Appius endlich erweichen zu laſſen; nein, ihr Herz iſt einzig und allein mit dem, was ſie dem Icilius, dem ſie von ihrem Vater zur Ehe verſprochen werden, ſchuldig iſt, erfüllet und gänzlich unfähig, irgend einen andern Eindruck anzunehmen. Sie befürchtet nur, ihr Widerſtand möchte die blinde Liebe des Appius noch mehr erhitzen, und ihr noch empfindlichere Verfolgungen von Seiten dieſes

Decemvirs zuziehen. „Sein Stolz, ſpricht ſie, ſeine unverſchämte Kühn„heit, ſeine natürliche Treuloſigkeit laſſen mich es glauben.

Publicia lobt die Ergebung der Virginia in den Willen ihres Vaters, ihre Ueberlegung, ihre Tugend, und ihre Klugheit. Sie erkennt ſie an dieſen Zügen für eine würdige Tochter des Virginius und der Numitoria, und ſich ſelbſt ſchätzt ſie glücklich, ihr ſo zärtliche Empfindungen beygebracht zu haben. Gleichwohl will ſie ſie noch immer da behalten, und ſagt: „lege alle Furcht bey Seite. Appius muß nothwendig „gegen den Stand, gegen das Anſehen und gegen die Thaten deines Vaters „Achtung haben. Sey zugleich überzeugt, daß ihn wichtigere und für ihn „ſchmeichelhaftere Gegenſtände von ſeinen Verfolgungen abziehen werden. „Es iſt auch nicht möglich, daß er ſich ohne Schauer alle dem überlaſſen „ſollte, was ihm etwa ſeine ſträfliche Leidenſchaft eingeben könnte.

Doch weit gefehlt, daß ſich Virginia durch dieſe Gründe ſollte verblenden laſſen; ſie beſteht vielmehr darauf, daß ſie alles von einem ſo niederträchtigen Manne befürchten müſſe. „Wie ſehr betriegſt du dich, „antwortet ſie der Publicia, wenn du glaubſt, daß ein Mann, der nicht „den geringſten Schein der Tugend auch nicht bey der kleinſten ſeiner „Handlungen beybehält, fähig ſey, des Böſen überdrüßig zu werden. Haſt „du nicht geſehen, daß ſich dieſer Appius, wider die Erwartung des „Senats, ſelbſt zum Decemvir ernennte? Haſt du nicht geſehn, daß er „der Geſetze ſpottete, unter dem Vorwande ſie zu erweitern? Haſt du „ihn nicht die Conſuls und Tribune unterdrücken ſehen, welche die Stütze „und der Schutz des Adels und des Volks waren? Haſt du nicht geſehen, „bis zu welchem Grade er ſeine Tyranney und Grauſamkeit gegen ſein „eigen Vaterland getrieben? Wie kannſt du dir denn alſo einbilden, daß „er von ſeiner Ausſchweifung wieder zu ſich ſelbſt kommen werde, wenn „ihn nichts dazu zwingt? Geſetzt auch, daß er mich nicht als ein unge„rechter Liebhaber verfolgen ſollte, ſo wird er mich doch immer als die „Geliebte des Icilius zu beleidigen ſuchen? Er hat dieſen Römer bey „der heftigen Streitigkeit wegen des Tribunats zum Gegner gehabt, und „ſein Groll wird die ganze Laſt ſeiner Wuth auf mich fallen laſſen, weil „ich für die Freyheit und für den bin, welcher ſie vertheidiget.

Da endlich Publicia der Stärke dieſer Gründe nachgeben muß, ſo thut ſie den Ausſpruch, daß bey gegenwärtigen Umſtänden die Gegenwart des Virginius, unumgänglich nöthig ſey, „welcher ſich auf dem

„Algido einzig und allein beſchäftiget, ſeine Tapferkeit zu üben, und der „kleinen Entfernung von Rom ungeachtet, von dem Schimpfe, den man „ihm drohet, nichts weis.

Virginia giebt ihr hierauf zu verſtehen, daß dieſes für ſie eine neue Urſache zur Unruhe ſey. „Wenn ich erwäge, ſagt ſie, wie eyferſüchtig „mein Vater auf ſeine Ehre iſt; mit was für Hitze er alle Gefahren ver„achtet, um den Ruhm, den er ſich in Rom durch ſeine Tapferkeit er„worben hat, zu erhalten; wie auſſerordentlich argwöhniſch und zugleich „unbeweglich er iſt; und kurz, daß ich mit wenigen alles ſage, wenn ich „erwäge, daß er mein Vater iſt, welcher mich auferzogen hat und mit der „äußerſten Zärtlichkeit liebt: ſo ſtellen ſich tauſend verwirrte Gedanken „auf einmal meiner Einbildungskraft dar. Wozu würde er in der That „nicht fähig ſeyn, wenn der Decemvir mich zu verfolgen fortführe, und „er auf eine nicht allzugenaue Art oder durch einen fremden Kanal davon „Nachricht bekäme?

Bey Erblickung dieſer Gefahr ſcheint Publicia ſelbſt vor Furcht auſſer ſich zu ſeyn; und damit ihre junge Gebietherin zu dem, was ſich etwa gefährliches ereignen könnte, durch ihr Stillſchweigen nichts beytrage, ſo iſt ſie der Meinung, daß ſie ihren Vetter Numitor und den Icilius von allem unterrichten ſolle. „Wenn du, fügt ſie hinzu, dieſer ihrem „Rathe folgeſt, ſo darfſt du nicht fürchten, dich zu verirren. Erlaube mir, „ſie ſogleich aufzuſuchen. Andacht und Liebe werden ſie, ohne Zweifel, „ſchon beyde auf dieſen Platz gebracht haben.

Durch dieſen Vorſchlag fühlt ſich Virginia ein wenig beruhiget; ſie ergreift ihn mit Eifer und Entzücken und läßt die Publicia mit dem Befehle von ſich, nur dem Numitor etwas zu entdecken, dem Icilius aber, wenn ſie ihn antreffen würde, bloß zu ſagen, daß er zu ihr kommen ſolle. „Wenn wir alle beyſammen ſind, ſpricht ſie, ſo werden wir ſeine „Heftigkeit leichter mäßigen können, indem er dasjenige erfährt, was ich „ihm mit Recht nicht länger verbergen kann, und was er endlich wiſſen muß.

## Zweyter Auftritt.

Nachdem Publicia weg iſt, beklaget Virginia ihr Schickſal, welches ſie ihrem Vaterlande zu einem traurigen Schauſpiele mache, ohne daß ſie ſich gleichwohl das geringſte in ihrer Liebe für den Icilius, in ihren Gedanken und Handlungen vorzuwerfen habe. Was ihren Verdruß

noch mehr vermehret, iſt dieſes, daß ſie vorher ſieht, ihre Aufopferung werde dem Vaterlande, welches von einem Wüthriche beherrſcht werde, nicht einmal etwas nützen; der tödtliche Schlag werde ſie nicht allein treffen, ſondern ihr geliebter Icilius werde die ganze Laſt deſſelben mit ihr zu theilen haben. Sie fühlt ſich ſtark genug, den Tod zu erleiden, und aller der Wuth ihres Verfolgers mit Standhaftigkeit zu widerſtehen. Selbſt der Verluſt ihres Lebens würde ihr angenehm ſeyn, wenn alles Uebel in dem Staate mit demſelben aufhörte; wenn ihre Beſiegung der Republik zum Vortheil gereichte, deſſen Ruhm man allen andern vorziehen müſſe. Aber wird dieſes geſchehen? Werden ihr Vater, ihr Geliebter deswegen glüklicher ſeyn? Dieſes iſt es, deſſen ſich zu ſchmeicheln ihr die Betrübniß nicht erlaubt; dieſes iſt es, was ihrem Kummer aufs höchſte bringt. In dieſer traurigen Stellung ruft ſie aus: „Warum gabſt du mir, groſſer „Jupiter, eine römiſche Seele, zu einer Zeit, da man nichts als Unrecht „verübt, wenn ſie nicht die Beſchimpfung zu rächen dienen ſoll, die man „der Stadt erweiſet, welche dein Thron iſt, und welche du auf eine ſo „beſondre Art ſchützeſt? War es nur deswegen, um auch an mir kund „zu machen, daß in dem großen Rom nichts kleines iſt? Haſt du in „meiner Perſon nur zeigen wollen, daß, wie die Glieder des Römiſchen „Senats alle Monarchen an Würde und Glanz überträffen, alſo auch „das Herz einer Plebejin dem erhabenſten Herze in der ganzen Welt gar „wohl gleich kommen könne? Vielleicht! doch, gerechter Himmel, nicht „meine heroiſchen Geſinnungen machen mich unglücklich. Das, was man „an mir als Schönheit erhebet, und ich als ein vergängliches Geſchenke „betrachte, iſt die wahre Quelle meiner Noth. Dieſes nur iſt die eigent„liche Urſache meines Verdruſſes. Das, was ich am wenigſten ſchätze, „iſt das, was den Appius am meiſten erhitzt; und das worauf ich alle „meine Sorge, alle meine Aufmerkſamkeit wende, iſt das, was von den „Göttern verlaſſen zu ſeyn ſcheinet. Weſſen kann ich mich noch getröſten, „da ich der Hülfe der Götter und der Menſchen beraubt bin?

## Dritter Auftritt.

Mittlerweile kömmt Icilius herzu, welcher die Virginia nicht zu Hauſe gefunden hatte, und alſo auf den Markt geeilt war, ſie da zu ſuchen. Er iſt erfreut, ſie anzutreffen, und ſagt ihr gleich Anfangs alles, was die verbindlichſte und zärtlichſte Liebe nur eingeben kann. Virginia

antwortet ihm nichts; Icilius, welcher über ihr Stillschweigen, und noch mehr darüber erstaunt, daß er sie in Thränen zerfliessen, und das Gesicht von ihm abwenden sieht, kömmt zuerst auf den Verdacht, ob dieses nicht die Wirkung der Unbeständigkeit sey? Doch er läßt diesen Gedanken gar bald fahren, und fragt sie, wer der Verwegne sey, der sich unterstehe, ihr Verdruß zu verursachen, und dadurch die erste Schönheit Rom zu verdunkeln? „Kann es wohl, ruft er aus, eine so ungerechte Seele geben, „welche für eine so vollkommene Person nicht Achtung haben sollte? Kann „wohl jemand seyn, der sein Leben so geringe schätzet, daß er meine Wuth „aufbringt, ohne sie zu fürchten? Bin ich es nicht, der sich, unter dem „Schutze des Volks, zu einem Schrecken der Tyrannen Roms zu machen „gewußt hat? Bin ich es nicht, welcher Tribun eben dieses Volks ge„wesen ist? Habe ich nicht noch Hofnung, es wieder zu werden? Wenn „du einige Ursache hast, dich zu beklagen, glaubst du nicht, daß ich ver„mögend sey, dich zu rächen? Bekümmre mich also nicht länger. Eile, „mir den Grund deines Verdrusses zu entdecken, oder fürchte, daß ein „längers Zögern mein Tod sey!

Virginia antwortet hierauf bloß durch eine Betheurung ihre Liebe, welche fähig ist, ihn wegen der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen zu beruhigen. Sie sagt ihm, daß er allein ihr Herz besitze, daß es ihm nie ein andrer rauben solle, und daß es ihr unanständig seyn würde, einer neuen Leidenschaft nachzuhangen. Sie gesteht es zu, daß, ehe ihr Vater ihre Liebe gebilliget habe, ihr ein jeder Gegenstand habe gleichgültig seyn können. „Aber jezt, setzt sie hinzu, verbinden Pflicht und Vergnügen unsre „Herzen auf ewig.

Ein so schmeichelhaftes Bekenntniß erfüllet den Icilius mit Freude, und macht, daß ihn sein erster Verdacht reuet. Gleichwohl aber ist dieses für ihn noch nicht genung. Er will durchaus die Ursache des Kummers seiner geliebten Virginia wissen, damit er ihn wenigstens mit ihr theilen könne. Er dringt aufs neue in sie, ihm denselben zu entdecken; doch Virginia sucht sich zu entschuldigen, und wendet vor, die Ursache sey so groß, daß sie keine Worte finde, sie auszudrücken, besonders, wenn sie überlege, daß sie ihm, ihrem Icilius, die Erzehlung davon machen solle. „Fordre also, schließt sie, nicht von mir, dir etwas zu sagen, das „ich nicht weis, wie ich dir es sagen soll.

Diese abschlägliche Antwort bringt den Icilius auf den Verdacht,

daß es etwas sehr wichtiges seyn müsse, und daß vielleicht seine eigne Ehre daran Theil nehme. Umsonst sucht Virginia ihn wegen des letztern Puncts zu beruhigen; umsonst versichert sie ihn, daß wenn seine oder ihre Ehre wäre beleidiget worden, sie den Schimpf, sollte es auch mit ihrem Blute seyn, schon würde gerächet haben: Icilius ist darum nichts ruhiger. „Aber, sagt er, wenn es weder die Liebe, noch die Ehre betrift, was ist „denn sonst auf der Welt, was dich betrüben, und dir Thränen auspressen „könne? Was kann dich bewegen, mich als einen Fremden zu betrachten? „Ach, Virginia, entweder du kennst die Ursache deines Verdrusses nicht, „oder du hintergehest meine Geduld!

Die gewöhnliche Aufrichtigkeit der Virginia wird durch diesen Vorwurf beleidiget. Sie weis, daß sie unfähig ist, irgend eine Wahrheit zu verbergen, und läßt also den Icilius von der Gewalt urtheilen, die sie sich besonders mit ihm anthun müsse. Ihr Herz kennet keine Verstellung. „Aber fügt sie hinzu, es giebt Fälle, welche eine kluge Behutsamkeit er„fordern, damit man sich nicht, aus Mangel der Ueberlegung, allem, was „Leidenschaft und Zorn eingeben können, blindlings überlasse. Vielleicht „würden ich und du dieser Gefahr ausgesetzt seyn.

So viel Zurückhaltung macht den Icilius ungeduldig, welcher nichts mehr hören will, wenn es nicht eine Erläuterung auf seine Frage sey. Virginia fürchtet sich ihn allzusehr zu erbittern, und macht sich eben gefaßt, sie ihm zu geben, als Publicia mit dem Numitor dazu kömmt.

## Vierter Auftritt.

Numitor erstaunt, den Icilius zornig, und die Virginia in Bewegung zu finden, und fragt, was sie beyde mit einander haben. „Was giebt es denn? Wie? Ihr seyd beyde stumm? Icilius überläßt es der Virginia die Ursache ihrer Verwirrung zu erzehlen; die Römerin nimmt also das Wort, und spricht: „Icilius sahe einige Thränen aus „meinen Augen fliessen, und ich konnte keinen Ausdruck finden, ihm die „Ursache davon zu sagen. Mußte er sich deswegen wohl erzürnen? Ur„theile selbst, Numitor, und weil dir Publicia doch schon etwas wird „gesagt haben, so bringe ihn doch, ich bitte dich, meinentwegen aus seinem „Irrthume.

Numitor billiget die kluge Zurückhaltung seiner Muhme, und weil Icilius in ihn dringt, ihm den Handel zu entdecken, so giebt er gleich

Anfangs dem jungen Römer zu verſtehen, daß es beſſer für ihn ſeyn würde, wenn er in ſeiner Unwiſſenheit bliebe, als wenn man ihn daraus zöge und er ſeine natürliche Hitze weder zurück zu halten, noch ſich einer ſo nöthige als klugen Verſtellung zu bedienen wüßte. Er kömmt hierauf ſogleich zur Sache ſelbſt, und fügt hinzu: „Appius, der Tyrann Ap„pius, begehret der Schönheit, die du, Icilius, verehreſt. Er hat ſich „deswegen der Publicia entdeckt, welche ihm mit aller Verachtung, und „mit allem Abſcheu, den er verdient, und den ſeine ſträflichen Abſichten „werth waren, geantwortet hat. Sie iſt ihm wirklich ſo hart begegnet, „daß ich ihn weder für ſo blind, noch für ſo verwegen halte, einen neuen „Verſuch zu wagen. Ich bin vielmehr gewiß, daß er nach dieſer Abfer„tigung, weder Güte noch Drohungen mehr anwenden wird.

Auf dieſe Erzehlung kann ſich Icilius nicht enthalten, das Stillſchweigen der Virginia zu billigen. „Wie wohl haſt du gethan, ruft er „aus, indem er ſich gegen ſie wendet, daß du mir eine ſolche Beſchimpfung „verſchwiegen haſt! Wie klüglich haſt du gehandelt! Heiligſten Götter! „Wo iſt das Herz, das ſie erdulden könnte? Welcher Menſch iſt ſo nieder„trächtig, daß er ſich hierbey halten könne? Kann es eine ſo nichtswür„dige und unempfindliche Seele geben, welche hier nicht nach Blut und „Rache dürſte? Was hat man noch zu verlieren, wenn Ehrgeitz, Grau„ſamkeit und Gierde, uns Güter, Ehre, Freyheit und Vergnügen ge„raubet haben? Den Feind hinrichten und ſterben, das iſt das beſte, was „unſer Unglück vergönnet. Lebe wohl, Virginia, lebe wohl! Ich eile „mich für mein Vaterland, für meine Liebe, für meine Wuth, für meine „Eyferſucht, aufzuopfern. Großer Jupiter, nimm das Opfer, das ich „dir bringen will, geneigt an! Nimm Theil an der Handlung, auf die „ich ſinne. Wann ich dich beleidige, ſo laß mich umkommen; wann ich „dir diene, ſo verleihe mir Sieg!

Indem er dieſe lezten Worte ſagt, will er fortgehen; doch er wird von dem Numitor zurückgehalten, welcher ihm, ſeine Hitze zu mäßigen, verſchiedne ſeiner Urtheilskraft würdige Vorſtellungen macht. Die Gefahr, in welche Virginia geſtürzt würde, wenn ihm ſein Anſchlag mißlänge, iſt ein Grund, welchen der Alte am meiſten treibet. Virginia ſteht ihm bey, und beſchwöret ihren Liebhaber, ſie nicht zu verlaſſen. Ohne ihm würde ſie das Leben verachten, aber ſeitdem ſie es ihm ganz geweiht habe, ſey es für ſie ein koſtbarer Schatz, auf deſſen Erhaltung ſie bedacht ſeyn

müſſe. „Wenn ich deinen Schutz habe, ſagt ſie, und dennoch in Gefahr „bin, wie würde es nicht mit mir werden, wenn ich dich nicht mehr hätte? „Habe doch alſo Mitleiden mit mir. Halte deinen Arm zurück. Du wirſt „ihn mit größerm Ruhme brauchen, wenn du warteſt, bis er keinen zweifel„haftern Stoß thun darf.

Solche kluge und vernünftige Gründe machen bey dem Icilius Eindruck, und bringen ihn wieder zu ſich ſelbſt. Doch weil er allzu aufgebracht iſt, als daß er einigen Entſchluß faſſen könnte, ſo bittet er die Virginia und den Numitor, ihm die Aufführung, die er beobachten ſolle, vorzuſchreiben. Dieſer giebt ihm daher verſchiedne heilſame Anſchläge, nehmlich, ſeine erſte Bewegung zu unterdrücken, ſich durch ſie zu keinen Ausſchweifungen bringen zu laſſen, ſeinen Schmerz zu verbergen, damit er dem kühnen Appius keinen Verdacht erwecke, ſondern ihn überraſchen könne, wenn er am ſicherſten zu ſeyn glaube, und am wenigſten auf ſeiner Hut ſtehe. Die Virginia aber ermahnt er, an den Feyerlichkeiten des Feſts der Pales Theil zu nehmen. Er verſpricht ihr, für ihre Sicherheit zu wachen, dem Virginius von allen Nachricht zu geben, und ihn zu nöthigen, ſogleich nach Rom zu kommen. „Weil er „ſo nahe iſt, fährt er fort, ſo beruhige dich nur unterdeſſen. Fürchte „unter der Aufſicht des Icilius nichts. Die Gegenwart eines Ehegatten „iſt immer von großem Gewichte.

Valerius und Horatius ſind noch zwey Stützen, welche Icilius ſeiner verfolgten Freundin geben will. Dieſe zwey Rathsherren, welche ſeit langer Zeit mit ihm verbunden, und heftige Feinde des Decemvirats ſind, erwarten ihn eben, ſich wegen der gemeinen Noth mit ihm zu berathſchlagen; des Icilius Begierde alſo, ſich zu rächen, wird gewiß für ihn ein neuer Bewegungsgrund ſeyn, ihre Anſchläge, ſo bald als möglich ausbrechen zu laſſen. Die Umſtände ſcheinen ihm übrigens vortheilhaft. Der tapfre Siccius iſt, nach der Ausſage der ganzen Armee, durch die allerſchimpflichſte Verrätherey umgekommen. Man iſt deswegen in Rom in der äuſſerſten Bewegung. Icilius ſchmeichelt ſich, das Volk werde vielleicht ſeinen Groll ausbrechen laſſen, und das ſchimpfliche Joch, das man ihm auflege, abzuſchütteln ſuchen. Alle dieſe Betrachtungen ſcheinen ihm für Virginien eben ſo viel Gründe, ſich zu beruhigen, zu ſeyn; und nachdem er ſie ihr alſo alle vorgelegt, ſetzt er hinzu: „Geh nur Virginia, und ſey ohne Sorgen. So

„große und ſo entſchloßne Seelen ſind fürchterlich genug, wenn ſie die „Wuth belebet.

Gleichwohl beruhigen alle dieſe ſchöne Hofnungen Virginien nicht völlig. Doch ohne ihre Furcht zu verrathen, begnügt ſie ſich, für den Icilius und ſich, um den Schutz der Götter zu flehen, und ſie zu bitten, daß Appius umkommen, Rom ſeine Freyheit wieder erlangen, und ſie ſelbſt ihre Pflicht erfüllen möge. Icilius und Numitor begeben ſich hierauf weg; dieſer aber, welcher ein eben ſo eifriger Patriot, als guter Vetter iſt, giebt jenem bey dem Weggehen noch zu überlegen, daß er ſo viel als nichts würde gethan haben, wenn aus dem kühnen Anſchlage, den er etwa im Sinne habe, der Republik einiger Schaden erwüchſe, oder wenn er nicht mit ſeiner eignen Rache die Rache des Vaterlandes verknüpfe.

## Fünfter Auftritt.

Virginia und Publicia bleiben alſo allein, und dieſe thut ihr möglichſtes, ihrer Gebietherin zu beweiſen, daß ſie nichts zu fürchten habe, weil ſie ſich ſchmeicheln könne, daß Rom ſelbſt ihre Vertheidigung auf ſich nehmen werde; doch Virginia behauptet, daß ſie deswegen nichts ruhiger zu ſeyn Urſache habe. So lange ſie ihr Vaterland unterdrückt ſehe, ſo lange ihre Ehre und ihr Geliebter in Gefahr ſey, könne ſie nicht anders, als in Furcht und Betrübniß leben. Unterdeſſen zweifle ſie weder an der Macht der Götter, noch an ihrer Liebe zur Gerechtigkeit; es ſey ihr aber auch nicht unbekannt, daß nach verehrungswürdigen Rathſchlüſſen, deren Weisheit man nicht ergründen könne, es oft geſchehe, daß die Tugend unterliege, und das Laſter ungeſtraft bleibe. Und dieſes ſey es, weswegen ſie zittere.

## Sechſter Auftritt.

Indem Virginia noch redet, kommen verſchiedne Römerinnen, welche ſie zu dem Feſte der Pales abhohlen wollen, und nach einigen verbindlichen und beſcheidnen Reden von beyden Theilen, gehen ſie alle unter Begleitung der Publicia ab.

# Zweyter Aufzug.

## Erſter Auftritt.

Appius tritt allein auf, und beklagt ſich, daß er bey Virginien, welche er anbethe, ein Herz finde, das ſich ſeiner Neigung widerſetze. Ohne dieſes würde ſein Glück vollkommen ſeyn. Er ſieht ſich als Herrn von Rom, wo alles nach ſeinem Willen gehet; er ſieht ſich von den andern neun Decemvirs, welche ihren Namen und ihre Würde bloß ihm zu danken haben, weil er durch ſein Anſehen die Comitialerwehlungen abgeſchaft, verehret und befolgt; er ſiehet die Kriegsheere in ſeiner Gewalt, die nichts ohne ſeinen Befehl thun dürfen: was fehlet alſo noch ſeiner Größe? Auf den höchſten Gipfel der Ehre erhaben, und mit der höchſten Gewalt verſehen, konnte er wohl vermuthen, daß ihm etwas widerſtehen werde? Gleichwohl unterſtehet ſich ein Weibsbild ſeine Anerbiethungen auszuſchlagen, über ſeine Drohungen zu lachen, ihn ſelbſt zu verachten, und auf dieſe Art den Lauf ſeines Glücks zu unterbrechen. Da er ſich eben ſchmeichelt, Rom zu ſeinen Füßen zu ſehen, will ſich das Herz einer Plebejin ihm nicht unterwerfen, und ein Plebejus iſt Urſache daran. Welche Erniedrigung! Alles was er unternimmt, hat den guten oder ſchlechten Ausgang, den er ſich vorſetzt, und nur die Liebe muß ihm ihre Widerwärtigkeiten entgegen ſtellen. Es war für den Icilius nicht genug die Stimmen des Raths gegen ihn im Gleichgewichte gehalten zu haben; er mußte auch hier ſein Nebenbuhler ſeyn, und ihm mit größerm Glücke den vornehmſten Gegenſtand ſeiner Begierden entreißen. Was kann die Wuth eines hochmüthigen Liebhabers mehr aufbringen? Aus Höflichkeit gegen eine Plebejin ſoll Appius ſeinen Zorn, und das grauſame Feuer, das ihn verzehret, auslöſchen? „Nein, ruft er aus, das iſt nicht möglich. „Meine Leidenſchaft iſt zu ſtarck, mein Schmerz zu heftig, als daß ich „die Schönheit, die ich anbethe in eines andern Armen ſollte ſehen können. „Aber, gerechter Himmel, wenn die Maaßregeln, die ich genommen habe, „nicht anſchlagen; wenn ich nicht darauf beſtehen kann, ohne daß man „meinen Ehrgeiz als eine Tyranney verflucht, wenn meine großen An„ſchläge zu nichte werden, ehe alles zu meinem Vortheile eingerichtet iſt, „und wenn ein gegenſeitiger Nutzen . . .

## Zweyter Auftritt.

Hier wird er durch die Ankunft des Claudius seines Lieblings unterbrochen, welcher seine heftige Bewegung bemerkt, und ihm den Rath giebt, sich zu mäßigen, so wohl um seine Gesundheit zu schonen, von welcher er versichert, daß sie dem ganzen Volke kostbar sey, als auch um an einem Tage, an welchem er öffentlich erscheinen solle, und eine Menge von Leuten die Augen auf ihn heften würden, keinen Verdacht zu erwecken.

So klug dieser Rath ist, so bedarf doch Appius desselben ganz und gar nicht. Er ist in der Kunst, sich zu verstellen, vollkommen unterrichtet, er hat seine Minen in seiner Gewalt, er weis seine Gedanken zu verbergen; er weis seine Handlungen und seine Worte zu verstecken, nur das weis er nicht, wie er sein Herz gegen die Reize der Virginia schützen soll. Dieses Geheimniß möchte er gerne erfinden, und dieses verlangt er von seinem Lieblinge zu wissen.

Claudius erkennt die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit desselben, wenn die Liebe ausserordentlich stark ist. Das einzige Mittel, welches ihm einfällt und seiner würdig ist, bestehet darinne, daß er ihm räth, seine Leidenschaft zu sättigen, wenn er sie nicht erstücken könne.

Ob nun gleich den Appius seine eigne Gemüthsart, diesen Schluß zu ergreifen, geneigt macht, so glaubt er doch, daß er noch vorsichtig gehen müsse. Weil er selbst die Gesetze gegeben habe, so scheint es ihm allzuverwegen zu seyn, wenn er sie so bald, ohne einem anständigen und scheinbaren Vorwande selbst übertreten wollte; doch Claudius, welcher noch ein größer Bösewicht ist als er, denkt ganz anders. „Es gehört „gemeinen Seelen, sagt er, sich den Regeln der Tugend zu unterwerfen. „Große Leute und Helden sind über alles erhaben, und scheuen sich für „nichts, wenn ihnen das Laster gefällt. Als Römer muß zwar Appius „seine Handlungen im Zaume halten; aber als Decemvir, als Herr des „Volks, der Patricier und der Kriegsheere, kann Appius seine eigen„sinnigsten Begierden zu Gesetzen machen. Gnade und Mäßigung hören, „wie er sagt, auf, Tugenden zu seyn, wenn es auf die Befestigung einer „neuen Herrschaft ankömmt.

Diese Reden schmeicheln dem Stolze und der Eitelkeit des Appius ungemein; gleichwohl aber hält er für gut, ehe er die Larve ganz und gar ablege, mit aller Klugheit und ohne Anstand die besten Maaßregeln

zu ergreifen, die ihn zu seinem Zwecke führen und alle Hindernisse aus dem Wege räumen können. Claudius überläßt diesen Punct der Klugheit des Decemvirs, und versichert ihn bloß, daß er allen seinen Befehlen, als einer der ihm weit mehr, als irgend ein ander ergeben sey, blindlings folgen will. Appius zweifelt daran nicht. Er hat schon so viel Beweise von seiner Treue, von seinem Eifer, von seinen Gaben, daß er ihn ganz besonders hochschätzet; weil er aber jezt die Rathsherren Valerius und Horatius, zwey von seinen hartnäckigsten Feinden, und die größten Anhänger des Volks, auf sich zukommen sieht, so läßt er ihn von sich, und verschiebt es bis auf eine andre Zeit, sich umständlicher mit ihm zu berathschlagen.

## Dritter Auftritt.

Die zwey Rathsherren, welche schlau und geschmeidig sind, und sich vortreflich zu verstellen wissen, reden ihn an. Valerius führt das Wort, und versichert ihn gleich Anfangs, daß sie in der besten Absicht, voller guten Vertrauens zu ihm kämen, ohne sich an den Ort, wo er jezt sey, noch an die Streitigkeiten zu kehren, welche sie mit einander im Senate gehabt hätten, weil sie befürchten müßten, ihre Trennung möchte dem Vaterlande, besonders bey so dringenden Gefahren, schädlich seyn. Er setzt voraus, daß Appius ein Römisches Herz und eine aufrichtige Liebe für Rom habe, und stellt ihm hierauf vor, daß das Volk den Tod des Siccius erfahren habe, und ihn durchgängig dem Decemvir und General Cornelius zuschreibe, daß es diese That grausam und tyrannisch schelte, daß es neue Beleidigungen von dieser Art fürchte, seufze und sich beklage; daß auch der Adel nicht weniger beunruhiget und aufgebracht sey, und daß es die äußerste Nothwendigkeit erfordre, sie insgesammt zufrieden zu stellen, ehe sie einerley Geist des Verdachts und der Wuth vereinige, und alle Hülfsmittel vergeblich mache.

Horatius ersucht den Appius auf diese Vorstellung wohl Acht zu haben, und den traurigen Folgen eines allgemeinen Mißvergnügens durch eine schleunige Gerechtigkeit zuvorzukommen, und sich ihres Beystandes, wenn er das Laster bestrafen wolle, zu versprechen, ja, wenn ihm dieser nicht genug sey, des Beystandes des Volks, der Ritterschaft und des Senats. „Da alle Wünsche, sagt er, nur auf die gemeine Ruhe abzielen, so wird ein jeder, so bald es darauf ankömmt, sie zu rächen, mit

„Vergnügen dazu bereit ſeyn; und gleichwohl wirſt du allein die Ehre „der Erleichterung, nach welcher wir ſeufzen, genießen.

Weit gefehlt, daß Appius gegen die Reden der zwey Rathsglieder Achtung haben ſollte; er erſtaunt vielmehr, wie er ſie mit ſo vieler Geduld habe anhören können. Er behauptet, daß das, was ſie ihn jezt geſagt hätten, eine ſchändliche Verleumdung ſey; und erklärt ſich, daß er es ganz wohl wiſſe, daß nicht ſowohl der Tod des Siccius als die Begierde, die Decemvirs unter ſich uneins zu machen und ihre Gewalt zu ſchwächen, ihr Geſchrey veranlaſſe. „Aber wißt, ſagt er zu ihnen, daß „ich, noch ehe euer falſcher Eifer den Endzweck, auf welchen euch eure „Kühnheit und Untreue zielen laſſen, wird erlangt haben, das Volk durch „Strenge zu bändigen, den Adel durch exemplariſche Strafen zu beſſern, „und beyde durch Furcht zurück zuhalten wiſſen werde, weil es doch unmöglich iſt, ihnen Liebe einzuflöſſen und die Gelindigkeit zu nichts taugt.

Gleichwohl weis es die ganze Welt, auf was für Weiſe Siccius iſt umgebracht worden. Heftigkeit und Grauſamkeit werden die Gemüther nur noch mehr aufbringen. Das Volk iſt ſchon in der Wuth. Die Truppen ſtehen in der Nähe des Berges Vellejus, und man muß fürchten, daß ſie das Andenken des Siccius aufmuntern werde, zu zeigen, was die angeerbte Liebe zur Freyheit vermögend ſey. Dieſes iſt es, was Valerius dem Decemvir noch vorſtellet, und Horatius, welcher dieſe klugen Vorſtellungen unterſtützt, giebt ſich alle Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß die Dinge wohl noch weiter gehen könnten; daß er ſelbſt, wenn es das Volk erführe, wie wenig er nach den allgemeinen Trangſalen frage, und deswegen einen Aufſtand machte, gar leicht das Opfer ſeines unverſöhnlichen Zornes werden, und die Gefahr für ihn allein weit größer, als für alle ſeine Anhänger ausfallen könnte. Doch nichts vermag den hochmüthigen Appius zu bewegen. Er glaubt vielmehr es ſey gut, wenn er nie aufhöre, ſich feſt und hart zu zeigen, und drohet dem erſten den beſten vom Tarpejo herabſtürzen zu laſſen, welcher ſich unterſtehen würde, das Volk in Bewegung zu ſetzen. „Denn, ſagt er, die kluge Aufführung „des Magiſtrats ſtören, iſt kein geringer Verbrechen, als die Freyheit „Roms durch eine ſchändliche Unterdrückung mißhandeln. Mit dieſen Worten geht er ab.

## Vierter Auftritt.

Des Appius Vermuthung, als ob Valerius und Horatius seine Gewalt zertheilen und ihn hernach den Gesetzen ihres Eigensinnes unterwerfen wollten, ist für diese zwey Rathsglieder eine Art von Genugthuung. Aus seinem Abscheu vor allem Zwange, aus seinem heftigen Charakter schliessen sie, daß er fähig seyn werde, sich noch größerer Verbrechen schuldig zu machen, von einer verwegnen Unternehmung auf die andre zu fallen, und dadurch die Zahl seiner Gegner zu vermehren, und sie in Stand zu setzen, das Vaterland aus seiner Unterdrückung zu retten, und zugleich dem Icilius und der Virginia nützlich zu seyn. Sie reden es mit einander ab, die erste Gelegenheit zum öffentlichen Ausbruche zu ergreifen. Beyde haben ihre Anverwandten und Freunde auf dem Markte verstreuet, welche bereit sind, sich auf das geringste Zeichen thätig zu erweisen. Es kommt nur darauf an, ein Wort auszumachen, an welchem sie sich alle erkennen, sich vereinigen und gemeinschaftlich beystehen können. Dieses ist es, was sie thun müssen. Die Unterstützung des Icilius scheinen sie noch nöthig zu haben, weil dieser eine große Menge Anhänger hat; sie machen sich also gefaßt, ihn aufzusuchen, als sie ihn eben mit einem Eifer herbey kommen sehen, welcher seine Absichten und die Stärke seiner Liebe genugsam anzeigt. Valerius schlägt sogleich vor, ihm mit wenig Worten das, was zwischen ihnen und dem Appius vorgefallen, zu erzehlen, und ihn dadurch zu ihrem Vertrauten zu machen.

## Fünfter Auftritt.

Die Neugierde ist es, welche den Icilius herzuführet. Er hatte den Decemvir die beyden Rathsglieder zornig verlassen sehen, er ist also begierig zu erfahren, wie er ihre friedsamen Reden, und ihre klugen Rathschläge aufgenommen habe. Valerius läßt ihn nicht lange warten. Er sagt ihm sogleich; daß Appius nur seinem Ehrgeize folge, daß er seinen Zorn nirgends verberge, daß er sie kaum gewürdiget habe, ihre Vorstellungen anzuhören, und daß ihn alles in Grimm und Wuth bringe. „Er „behauptet, sezt Valerius hinzu, daß Siccius nicht vorsetzlich sey er„mordet worden; daß der Unwille des Volks erdichtet und unser Eifer eine „Treulosigkeit sey. Kurz, nach seinem ausgelaßnen Betragen zu urtheilen,

„ſcheint er kein Geſetz, als ſeinen Eigenſinn zu erkennen, und Leben und „Ehre ſind bey ihm in Gefahr.

Hier unterbricht ihn Horatius, und wendet das Geſpräch auf eine geſchickte Art auf das, was für Virginien zu fürchten ſey, und fragt, wer ſie ſchützen werde? Auf dieſe Frage antwortet der eben ſo unerſchrokne als verliebte Icilius hitzig: „mein Degen! Ich werde ihn brau„chen ſo bald ich ſehe, daß mir keine andre Hülfe übrig bleibt. In einer „ſo dringenden Noth werden meine Anhänger thun, was ich ihnen befehlen „werde. Wer wird aus dem Volke mir dieſe Schöne nicht vertheidigen „helfen, wenn ihr beyde ſelbſt, aus Mitleid gegen ſie, euch ihrer annehmt?

Valerius verſpricht es ihm in beyder Namen; allein er glaubt, daß man keine Zeit zu verlieren habe. Es ſey von der äußerſten Wichtigkeit, die Wuth eines Ungeheuers, als Appius, ſo bald als möglich zu hemmen, und dem tödtlichen Gifte, welches er aushauche, ein Ende zu machen. Man müſſe daher die erſte Gelegenheit, die ſich darbieten werde, nicht aus den Händen laſſen. Icilius denkt in dieſem Stücke wie Valerius, und verſichert ihn, daß, ſo bald es darauf ankommen werde, mit einer rächenden Hand ſeinen Degen mit dem Blute des Tyrannen zu benetzen, und die abſcheuliche Brunſt zu zerfleiſchen, in welcher ſo viel barbariſche Anſchläge verſchloſſen lägen, er nicht einen Augenblick anſtehen wolle.

So viel Entſchloſſenheit iſt gleichwohl nicht nach dem Geſchmacke des Horatius. Es ſcheint ihm, der Muth müſſe mit mehr Ueberlegung angewendet werden. Alles, was er von dem Icilius verlangt, iſt dieſes, daß er ſeine Leute berede, ſich den Verſchwornen zuzugeſellen, und daß er die Virginia dahin vermöge, daß ſie bloß ihren Namen hergebe, damit man überall, wo es Nothwendigkeit erfordern werde, zuſammen kommen könne. Icilius giebt ſein Wort darauf, und weil die Umſtände der Zeit ihrem Anſchlage, in Betrachtung der Menge Volks, welche das Feſt der Pales auf dem Markte verſammelt, vortheilhaft ſind, ſo begeben ſich die Rathsglieder weg, um alles zur Ausführung fertig zu halten.

## Sechſter Auftritt.

So bald ſie weg ſind, ſpricht Icilius „Ha! erlauchte Patricier, „welche Ehre habt ihr euch nicht ehedem erworben, als die Maaßregeln, „die ihr zu Stürzung eines tyranniſchen Königs nahmt, ſo glücklich von

„Statten gingen! Möchte doch Rom, eure Mutter, euch, ſo wie euren „berühmten Vorfahren, den Tod oder die Verbannung dieſes neuen Tar„quins, bald zu danken haben. Möchte doch das Volk, welches edelmüthig „nach der ihm geraubten Freyheit ſeufzet, aus einer ſo harten Knechtſchaft „geriſſen werden! Laſſet uns, durch die gerechten Bewegungsgründe, die „uns vereinigen, ſelbſt das Werkzeug dazu ſeyn! Und du Virginia, du, „mein höchſtes Gut, und Gebietherin dieſes entbrannten Herzens, welches „nur dich bey allem, nach dem es ſtrebt, zur Abſicht hat; erfülle dieſes „Herz dergeſtalt, daß es ſich nichts vorſetze, und nach keiner andern Ehre „geize, als deinetwegen unbeſorgt ſeyn zu können. Sollte man mir auch „vorwerfen, daß ich von allen Römern, die dieſes großen Namens wirklich „werth wären, der erſte ſey, welcher der Liebe den Vorzug gegeben habe, „der dem Vaterlande gehöre! Dennoch ſoll alles, was in mir iſt, nur „durch meinen Verdruß belebt werden. Meine wüthende Eiferſucht will ſich „nicht länger in meiner Seele verſchließen laſſen, und ſchon eile ich, alle „meine Anhänger aufzubringen. O gieb nicht zu, großer Jupiter, daß „der grauſame Appius, einer ſo ſtarken Verſchwörung entkomme.

## Siebender Auftritt.

In dieſer Gemüthsbewegung wird er von dem klugen Numitor überraſcht, welcher es ihm verweiſet, daß er ſich nicht beſſer mäßigen könne. Er ſtellte ihm vor, daß ihn ſein Geſicht und ſeine Handlungen verriethen, welches dem Fortgange ſeiner Anſchläge ſehr nachtheilig ſeyn könnte. Er ermahnt ihn folglich, ſich den zwey Rathsgliedern gleich zu ſtellen, welche viel zu klug und viel zu verſchlagen wären, als daß ſie ihr Vorhaben merken ließen; ſie zwängen ſich vielmehr in Gegenwart des Tyrannens, und verbärgten dem Icilius ſelbſt den ganzen Umfang ihrer Abſichten, indem ſie bloß mit ihm von der Urſache ſeines Verdruſſes offenherzig ſprächen.

Dieſe vernünftigen Rathſchläge gehen Anfangs dem Icilius ſehr ſchwer ein, weil der Decemvir gegen alle Klagen und Erinnerungen ſich zu verhärten geſchienen, und er alſo keine Hofnung hat, Virginien auſſer Gefahr zu wiſſen. Er glaubt ſo gar, es ſey keine andre Hülfe übrig, als daß ſie bey dem geringſten Vergehen des treuloſen Appius alle zu den Waffen grieffen, um die Freyheit zu vertheidigen, und die allgemeine Sicherheit für Kränkungen zu ſchützen. Doch da er endlich die tiefere Einſicht des klugen Numitors zu erkennen genöthiget wird, ſo giebt er

nach. Er verſpricht, ſo lange es für Virginien nicht gefährlich ſey, dem Beyſpiele der zwey edeln Senatoren zu folgen, und ihnen zur Reifung ihres Entſchluſſes alle Zeit zu laſſen, damit ſie bey ihren Unternehmungen eines glücklichen Ausganges könnten verſichert ſeyn, aus welchem ſeine Liebe den größten Vortheil ziehen werde. „Dem Proteus gleich, ſpricht „er, will ich alle Geſtalten, nachdem es nöthig ſeyn wird, anzunehmen „wiſſen. Als ein andrer Janus mit zwey Geſichtern, will ich mir die „vergangnen Fehler zu Nutze machen, um mich in Zukunft deſto vor„ſichtiger aufzuführen.

Numitor erfreut ſich über dieſen Vorſatz und berichtet ihm, daß er dem Virginius von allem habe Nachricht geben laſſen, daß er ihn alle Augenblicke erwarte, und daß er ſelbſt entſchloſſen ſey, den Verſchwornen durch ſeine Anhänger beyzuſtehen, welche weder an Menge noch an Tapferkeit den Anhängern irgend einer Parthey nachzuſetzen wären. Dieſes beſtärkt die Hofnung des Icilius, der ſich nunmehr im Stande ſieht, den größten Gefahren Troz zu biethen; doch ungeachtet deſſen, was er ſich von einer ſo mächtigen Verſchwörung verſprechen kann, wird ſein Herz gleichwohl von einer heimlichen Ahndung beunruhiget, als ob ihn an dieſem Tage ein ganz beſonders Unglück bevorſtehe. Unterdeſſen verlaſſen ſich beyde in ihren erſten Entſchließungen, und machen dem zweyten Aufzuge ein Ende.

## Dritter Aufzug.

### Erſter Auftritt.

Appius und Claudius treten mit einander auf, und unterreden ſich von dem, was die zwey Senatores dem Decemvir geſagt haben. Dieſer lobt den Appius ungemein, daß er ſich nicht an ſie gekehrt, noch ſeinem Anſehen, durch Annehmung ihrer Rathſchläge etwas vergeben habe. Unterdeſſen iſt es doch nicht ſehr zu verwundern. Der Decemvir hat Urſache dem Valerius und Horatius nicht zu trauen; und auch außer ſeinem Stolze, welcher ihm nicht erlaubt, in ſeiner angemaaßten Herrſchaft ſich irgend Grenzen ſetzen zu laſſen, iſt ſeine Liebe zu Virginien ſo ſtark, daß er den Tod der geringſten Verkürzung ſeiner Macht vorziehen würde. Alles was ſich ſeiner heftigen Leidenſchaft zu widerſetzen ſcheinet, dienet bloß ſie zu unterhalten, und der Verluſt ſeines Anſehens ſelbſt würde

ſeine Begierden nur mehr reitzen, indem er ihn von dem Gegenſtande, nach welchem er ſeufzet, entfernte.

Claudius, der ihn in dieſer Verfaſſung ſieht, bezeigt ihm ſein Erſtaunen über ſeine Mäßigung. Umſonſt ſucht Appius ſie unter dem Vorwande, daß die Strenge und die Verachtung der Virginia für ihn eine Art von Bezauberung ſey, zu rechtfertigen; ſein Liebling giebt ſich alle Mühe, ihn zu überreden, daß er im geringſten nicht verzweifeln müße, ſo lange er mit dieſer Römerin noch nicht ſelbſt geſprochen habe. „Iſt „ſie nicht ein Weibsbild? fügt er hinzu. Sollten Lobſprüche, Schmeicheleyen, Eitelkeit, Eigennutz, die Ehre dich zu ihren Füſſen zu ſehen, nicht „fähig ſeyn, den Eigenſinn zu verführen, geſetzt auch, daß ſie das Herz „nicht gewinnen könnten? Sollte bey ihrem Geſchlechte alles vergebens „ſeyn? Entſchließe dich nur, mit ihr zu ſprechen. Dieſer Tag iſt ohne „Zweifel der vortheilhafteſte, den du nur dazu ausſehen könnteſt.

Der Decemvir geſteht zu, daß er alles anwenden müſſe, um ſein Uebel zu erleichtern, allein er glaubt, daß es ſich für ihn nicht ſchicke, öffentlich etwas zu verſuchen. Seine Leidenſchaft würde gar bald allen bekannt werden, und wenn ihm ſein Unternehmen mißlingen ſollte, ſo wäre er vor der ganzen Welt zum Gelächter gemacht. Ehe er ſich einer ſo großen Beſchimpfung ausſetzte, wolle er lieber Virginien aus dem Hauſe ihres Vaters oder ihres Gemahls zu entführen und ſie aus dem Schooße der Glückſeligkeit zu reißen trachten.

Ob nun gleich Claudius der Mann gar nicht iſt, der dieſen letztern Anſchlag mißbilligen ſollte, ſo beſteht er doch auf ſeinem erſten Rathſchlage und muntert den Decemvir durch Gründe auf, die ſeiner Ruchloſigkeit würdig ſind. „Wenn es, ſagt er, darauf ankömmt, dasjenige „was man begehrt, zu erlangen, ſo ſetzt man alles Bedenken und alle „Beſorgniß bey Seite. Ein Mann, der die Gewalt in ſeinen Händen „hat, kennet weder Furcht noch Ueberlegung. Wenn man ſein Glück durch „ein Laſter erlangen kann, ſo iſt die Tugend unnütze. Unterlaß alſo ja „nicht, dich der gelegenen Zeit eines Feſttags zu bedienen. Es iſt natürlich, daß ſich Virginia, bloß in Begleitung der Publicia, dabey „einfinden wird. Suche ſie auf, und wenn du ſie findeſt, ſo laß es ſie „aus deinem eignen Munde hören, wie viel du für ſie empfindeſt. Wenn „ſie dich anhört, geſetzt auch, daß ſie dich mit keiner Gegenliebe belohnt, „ſo muß ſie dir doch wenigſtens dafür verbunden ſeyn, und ſchon dieſes

„wird für dich eine Art von Erleichterung seyn, die dir noch bis jezt „gefehlt hat.

Endlich entschließt sich Appius, so hart es ihm auch fällt, diesem Rathe zu folgen; und weil er in eben dem Augenblicke Virginien mit der Publicia herbey kommen sieht, so macht er sich ein wenig bey Seite, damit sie, wenn sie ihn erblickten, nicht wieder zurück gehen möchten; Claudius aber geht noch weiter zurück, um ihm völlige Freyheit zu lassen.

## Zweyter Auftritt.

Virginia ist ihres geliebten Icilius wegen besorgt. Weil sie fürchtet, daß ihn seine natürliche Hitze allzuweit treiben, und er seine Person der Gefahr allzusehr aussetzen dürfte, so betauert sie es, daß sie ihm nicht alle ihre Furcht entdeckt habe, um ihn dadurch zurück zu halten. Sie möchte ihm gerne antreffen, um es nach zu thun, und dieses ist es, was sie hierher bringt. Publicia hat ihrer Ungeduld nachgegeben; allein sie fürchtet ihr Nachgeben könne ihrer jungen Gebietherin nachtheilig seyn, wenn sie Appius etwan antreffen sollte. Sie findet ihre Treue dadurch beleidiget, und erkennt, daß es der bitterste Vorwurf seyn würde, den sie sich selbst machen könnte. Diesem Unglücke vorzukommen, nöthiget sie Virginien, mit ihr wieder fortzugehen; doch in eben dem Augenblicke entdeckt sie den Decemvir. Voller Bestürzung ruft sie sogleich aus: „gerechter „Himmel! Meine Besorgniß trift ein. Ich sehe den Appius.

Bey diesem Namen erkaltet das Herz der Virginia, und diese tugendhafte Römerin stellt ihre Aufseherin zwischen sich und den Decemvir, um ihr gleichsam zur Schutzwehr zu dienen. Doch dieses verhindert den Appius nicht, sich ihr zu nähern, und ihr alles zu sagen, was die Liebe nur zärtliches und lebhaftes einflössen kann. Publicia welche beständig ihrer Pflicht auf das genaueste nachzukommen sucht, erinnert den Decemvir an die Antwort, die sie ihm schon im Namen ihrer jungen Gebietherin gegeben habe, und setzt hinzu: „Schmeichle dir nicht, daß Virginia deinem „Verlangen heut geneigter seyn werde. Sie ist kein Weibsbild, welches „gewohnt ist Reden anzuhören, die ihre Tugend beleidigen. Wende dich „damit zu andern, die sie anhören wollen, wenn du dich durch ihr Still„schweigen nicht einer neuen noch grössern Kränkung aussetzen willst.

Der Decemvir ist zu verliebt, als daß er sich so plötzlich sollte

abſchrecken laſſen; und beſchwört ſie, daß ſie ihm erlauben wolle, Virginien alle die Stärke ſeiner Leidenſchaft zu erkennen zu geben, oder daß ihm wenigſtens dieſe anbethenswürdige Schöne mit ihrem eignen Munde die abſchlägige Antwort ertheilen dürfe. Doch die Aufſeherin erklärt ihm, daß es umſonſt ſeyn würde, wenn ſie es auch erlaubte, ja wenn auch Virginia ſelbſt darein willigte.

Um ſo wohl die eine als die andre zu gewinnen, zeigt Appius beyden die Vortheile, die ſie aus dem Opfer ſeines Herzens und ſeines Anſehens ziehen könnten. „Fragt ihr denn, ſpricht er zu ihnen, ſo wenig „nach dem Glücke, daß ihr es ſo verächtlich von euch ſtoſſet? Und du „Virginia, kannſt du mit einem gleichgültigen Auge denjenigen zu deinen „Füßen ſehen, welchem als Herrn von Rom, alles zu Gebothe ſteht? „Schmeichelt es dir ſo gar wenig, daß er dir nicht einmal des geringſten „Zeichens der Erkenntlichkeit werth zu ſeyn ſcheinet? Ich halte dich für zu „klug, als du dein Glük ſo haſſen, und den Appius verachten ſollteſt, „der dir ſeine Hoheit anbiethet und aufopfert.

Unterdeſſen kömmt er damit nicht weiter. Virginia und Publicia halten es für ihrer unwürdig, ſich durch die Reizungen des Eigennutzes und des Glückes verführen zu laſſen. Der Decemvir geräth darüber in Wuth, er kann ſich nicht länger halten, und drohet der Virginia, ihr und ihrem Geliebten die Wirkungen ſeines Zorns und der Macht, die ſie verachtet, empfinden zu laſſen. „Ich will dich, ſpricht er, die Güter die „du verachteſt, höher ſchätzen lehren. Ich will . . .

Publicia will ihn hier unterbrechen, doch Virginia legt ihr Stillſchweigen auf, und ergreift das Wort ſelbſt. Wenn es Klugheit und Anſtändigkeit von ihr forderten, bey verliebten Schmeicheleyen taub zu ſeyn, ſo iſt es mit Drohungen ganz anders beſchaffen. Es würde eine Niederträchtigkeit ſeyn, ſie ruhig zu ertragen, und ihr edler Stolz erlaubt es ihr nicht. Was kann ſie auch mehr beleidigen, als daß man ſie zu der geringſten unanſtändigen Schwachheit für fähig hält? Ob ſchon ihre Familie geringer als die Familie des Decemvirs iſt, ſo weicht ſie ihr doch nicht an Verdienſten. Niemanden iſt der Ruhm unbekannt, den ſie erhalten hat, und den ſie noch jezt, ohne dem geringſten Fleck, behauptet. Sollte Appius allein keine Kenntniß davon haben? Und weis er denn übrigens nicht, daß Virginia ihr Herz nicht mehr in ihrer Gewalt hat? Weis er denn auch nicht, daß er kein Recht hat, einigen Anſpruch darauf zu

machen? Warum wagt er es dennoch? Auf was gründet er ſich, da er das untadelhafte Band, welches den Icilius und die Virginia verbindet, zertrennen will? Iſt er es nicht ſelbſt, welcher das Geſetz bekannt gemacht hat, das die Heyrathen zwiſchen Patriciern und Plebejern verbiethet? Wie kann er die Unverſchämtheit haben, ſich von demſelben auszuſchließen? Sollte nicht ſchon das genug ſeyn, ihn zurück zu halten, wenn ihm die Tugend der Virginia auch nicht bekannt wäre? Darf er ſich wohl ſchmeicheln, dieſe Tugend zu verführen? Heißt nicht, nur ſo etwas zu denken, ſie beleidigen? Daran zu zweifeln, und es zu verſuchen, heißt dieſes nicht, ſich ſelbſt ſchuldig machen? Was für ſtarke Gründe können nicht dem Decemvir vorgelegt werden, um ihm die Ungerechtigkeit und die Abſcheulichkeit ſeines kühnen Unternehmens zu zeigen! Virginia vergißt keinen einzigen, und nachdem ſie ſogar dem Decemvir einen ewigen Groll geſchworen, ſagt ſie zum Schluſſe: „Mäſſige alſo deine nichtswür„dige, blinde und eitle Kühnheit, mit der du nichts ſuchſt, als mich zu „beleidigen. Befürchte, daß mich die Götter entweder ſelbſt, oder durch „die Hand eines Sterblichen, vielleicht rächen werden. Mit dieſen Worten geht ſie zugleich mit ihrer Aufſeherin, ab.

## Dritter Auftritt.

Appius will ſie zurück halten, er ruft ſie, aber es iſt umſonſt. Bald aber ſieht er auf ſich ſelbſt zurück, und ſchämt ſich einer ſolchen Schwachheit. Er hält es für ſeiner unwürdig, wie der Pöbel zu lieben und ſich den Geſetzen dabey zu unterwerfen. Wenn ſeine Liebe dergleichen erkennen müßte; ſo würde er glauben, daß ſein Anſehen dadurch eingeſchränkt wäre. Er vermeint, daß ſeine Ehre darauf beruhe, ſich überall Gehorſam zu verſchaffen. Er faßt hierauf den Entſchluß, ſeine Wuth zu verbergen, ein ruhiges und freudiges Anſehen anzunehmen, um ſeine Abſichten deſto gewiſſer zu erreichen, in der That aber Gewalt, Liſt, Betriegerey, und alles anzuwenden, wodurch er über das hartnäckige Weigern der Virginia ſiegen könne. „Es empfinde dieſes Weibsbild, was der„jenige vermag, welcher Rom beherrſcht, und keinen Höhern erkennt; „derjenige, welcher nur deswegen Geſetze gegeben hat, damit er deſto freyer „leben könne; kurz derjenige, welcher durch ſeine Standhaftigkeit ſelbſt „die Religion wird zu zwingen wiſſen, ſich nach ſeinem Gutdünken zu „bequemen.

## Vierter Auftritt.

Hier wird er durch die Zurückkunft des Claudius unterbrochen, welchem er den ſchlechten Fortgang ſeines Unternehmens erzehlt. Ob er gleich ſchon entſchloſſen iſt, ſich an nichts ferner zu kehren; ob er gleich bereits einen Anſchlag ausgedacht, dem zu Folge er dem Cornelius einen Befehl zugeſchickt, den Virginius nicht aus dem Lager zu laſſen, ſondern auf alle ſeine Handlungen ſorgfältig Acht zu haben; und ob er gleich verſichert, daß er die Gegenbemühungen des Icilius und des Numitors, welche einzig und allein im Stande wären, ſich ihm mit ihren Anhängern zu widerſetzen, auf keine Weiſe fürchte: ſo geſteht er doch dem Claudius, daß die Liſt, welche er erdacht habe, ſo ſonderbar ſey, daß er ſie noch vorher überlegen wolle, ehe er ſie zur Ausführung brächte.

Claudius, der würdige Liebling eines ſolchen Herren, mißbilliget dieſe Langſamkeit. Bey gegenwärtigen Umſtänden, ſcheinet ihm die Eilfertigkeit unumgänglich nöthig zu ſeyn, und da er überzeugt iſt, daß man keine Zeit zu verlieren habe, ſo dringt er in den Appius, auf das ſchleunigſte ſeinen Entſchluß zu faſſen. „Entſchließe dich noch heut, ſpricht „er, entſchließe dich noch in dieſem Augenblicke. Fange an, meine Treue „zu beſchäftigen. Bediene dich meiner; befiehl!

Der Decemvir zweifelt an ſeinem Eifer nicht, und weil er endlich ſeiner Meinung nachgiebt, ſo will er ihm eben ſein Vorhaben entdecken, als er durch die Ankunft des Icilius daran verhindert wird.

## Fünfter Auftritt.

Dieſer macht ſich die Gelegenheit zu Nutze, um ihm ſeine Aufwartung zu machen, und ihm mit dem verbindlichſten und ehrfurchtsvollſten Bezeigen ſeine Dienſte anzubieten. Allein Appius kehrt ihm den Rücken zu, und begiebt ſich mit ſeinem Lieblinge fort, nachdem er hochmüthig zur Antwort gegeben: „Wenn ich mir auch ſelbſt nicht genug wäre, ſo ſind „doch ſchon die Schergen, auch alsdann, wenn ich allein zu ſeyn ſcheine, „ſo nahe um mich, daß alle Geſellſchaft für mich unnöthig iſt; beſonders „weil ich bey ihnen, Icilius, nichts zu fürchten habe, und verſichert „ſeyn kann, daß man mir gehorcht.

## Sechster Auftritt.

Es scheint als ob der Anblick und die hochmüthige Antwort dieses Tyrannen die Wuth des Icilius aufs neue angeflammt habe. Bey der Verzweiflung, Rom von seiner Höhe herab gestürzt, den Adel und das Volk unterdrükt, und die Hitze und den Eifer der Römer für die Freyheit fast ganz erkaltet zu sehen, erstaunt er eben so sehr über sich selbst, daß er, der so viele andre durch seinen Widerstand, sich unter das schimpfliche Joch zu biegen, übertroffen habe, nunmehr selbst so geduldig die schimpflichen Reden dieses verhaßten Ungeheuers anhören könne. „Numitor, „ruft er aus, indem er sich des Raths dieses klugen Alten erinnert, das „also ist die Frucht, die man von der Zurückhaltung seines Zornes hat? „Was gewinne ich, wenn mich der Grausame beleidiget, und ich mich nicht „den Augenblick räche? Soll ich lieber warten, bis der Eigensinn des „Schicksals mir die Gelegenheit versagt, die es mir heute anbiethet? Ich „schwöre bey dem allmächtigen Vater der Götter, welcher in unserm alten „Latium verehret wird, daß, wenn mir jemals die Zeit loszubrechen „erlaubet, dieser abscheuliche Barbar, dieser grausame Feind meiner Ruhe, „zu seinem Unglücke erfahren soll, daß noch unter den Ruinen des Vater„landes ein Römisches Herz zu finden sey.

## Siebender Auftritt.

Icilius läßt seine Wuth austoben, als eben Virginia, die ihn, in der Absicht ihn selbst anzufeuern, aufsucht, mit der Publicia weinend herzukömmt. So bald sie den Icilius gewahr werden, räth Publicia ihrer jungen Gebietherin ihre Thränen zu hemmen; doch es ist umsonst. Das Herz der Virginia ist allzuempfindlich verwundet, und von der kühnen Beleidigung des Decemvirs allzuschmerzlich durchdrungen. Sie muß ihnen, wieder ihren Willen freyen Lauf lassen. Ihr Geliebter sieht es, wird darüber unruhig und fragt nach der Ursache. „So lange „Icilius lebt, sprich, was kann dich betrüben? Sollte dich sein bren„nender Eifer, seine Liebe nicht gegen alles beruhigen? Rede doch, und „verbirg mir die Ursache deines Verdrusses nicht länger. Du hast jezt „ohne Zweifel eine neue und eine empfindlichere als die ist, die ich schon weis.

Virginia läßt nicht sehr in sich dringen. Ihre Thränen haben angefangen, ihren Schmerz zu entdecken, und ihr Mund zaudert nicht, das

übrige hinzu zu thun. Nachdem sie ihrem Geliebten zu verstehen gegeben, daß sie den Appius gesehen habe, und nicht länger seinen unverschähmten Reden ausgesetzt seyn wolle, so entdeckt sie ihm, ohne allem Umschweif, ihr Verlangen. Sie ist nicht mehr die zärtliche Liebhaberin, die für das Leben ihres Liebhabers und ihr eignes zittert, und den Zorn ihres theuren Icilius zu mäßigen sucht. Sie ist nunmehr ein wüthendes Weibsbild, welches nach nichts als Rache dürstet. Keine Gefahr ist fähig, sie zu erschrecken. Ihr Geliebter, so werth er ihr ist, soll alles wagen. Sie will, daß er nebst ihrem Vater, den sie alle Augenblicke erwarte, nebst dem Numitor und den zwey Rathsgliedern, auf das schleunigste die nöthigen Maaßregeln ergreife, um den Tyrannen zu stürzen, und sein Vaterland indem er sie räche, aus der schimpflichen Knechtschaft, in welcher es seufze, zu retten. „Icilius besonders, setzt sie hinzu, darf sich an „nichts weiter kehren. Was haben wir noch zu verlieren, wenn man uns „die Freyheit sogar in den Gesetzen und in der Liebe raubet?

So viel war nicht einmal nöthig, um den Icilius aufzumuntern, das alleräußerste zu wagen. Es tauert ihn nur, daß er nicht in dem Augenblicke alle Verschworne versammeln, und mit ihnen eilen kann, seine Hand in das Blut des grausamen Appius zu tauchen. Seitdem er weis, daß seiner geliebten Virginia selbst daran gelegen ist, sind ihm alle Augenblicke kostbar. Er will sich einen jeden derselben sogleich zu Nutze machen, um alles zu einer schleunigen Ausführung seines Anschlages zu veranstalten. Unterdessen räth er der Virginia, sich ohne Anstand wieder zu ihren Römerinnen zu begeben, welche sie bereits zur Feyerung des Festes der Pales suchten; er verspricht ihr zugleich, daß er sie nicht aus dem Gesichte verlieren, sondern auf ihre Sicherheit äußerst bedacht seyn wolle.

Nach diesen Versicherungen befürchtet Virginia weiter nichts. Sie ist an Geist und Herz mit dem Icilius vereint, und scheuet weder den verhaßten Namen, noch selbst die Gegenwart des Tyrannen. Die zwey Verliebten nehmen hierauf auf das zärtlichste von einander Abschied, versprechen sich eine beyderseitige Liebe, welche selbst der Tod nicht auslöschen soll, und Publicia schließt diese letzte Scene des dritten Aufzuges mit folgenden Worten: „Möchten doch die Götter an euch beyden zeigen wollen, „daß sie die Tugend beschützen und belohnen, ob sie dieselbe gleich manchmal zu verlassen scheinen.

# Vierter Aufzug.

## Erſter Auftritt.

Der Anſchlag des Appius in Anſehung der Virginia iſt dem Claudius kein Geheimniß mehr. Appius ſelbſt hat ihn davon unterrichtet, und ihm die gehörigen Befehle ertheilet. Man kann es aus den Worten ſchließen, die er im hereintreten zu dem Claudius ſagt. „Dieſes, Claudius, dieſes iſt das letzte Hülfsmittel, welches mir meine „unumſchränkte Herrſchaft anbiethet, um meinen brennenden Begierden „Genüge zu thun. Du, der du die Seele des ganzen Unternehmens ſeyn „mußt, mache dich fertig, alles, was ich dir geſagt habe, zu vollziehen.

Claudius entdeckt nunmehr vollends ſeinen verhaßten Charakter, und zeigt wie viel ähnliches er mit dem Appius habe. „Wenn man, „ſpricht er, ſo glücklich iſt, eine Creatur von dir zu ſeyn, ſo weis man „nichts zu antworten. Der Gehorſam ſpricht allein. Bis hierher ſind „weder Laſter noch Schwierigkeiten fähig geweſen, mich zurück zu halten. „Die Gewohnheit und das Vergnügen dir zu dienen, zerſtreuen alle Be„denklichkeiten.

Noch mehr wird er durch die ſchmeichelhaften Verſprechungen aufgemuntert, welche ihm der Decemvir macht. Er will ihm zum Lohne in allen behülflich ſeyn, wornach ſeine Begierde nur ſtreben werde, und ſeine Unterſtützung ſoll ihm in keiner Sache mangeln.

## Zweyter Auftritt.

Nachdem aber Appius weg iſt, ſo ſcheint es doch, als ob er beynahe unentſchloſſen ſey, was er eigentlich thun ſolle. So lange er die Gefahr nur von weiten geſehen, ſo lange hat ihm ſeine Verblendung nicht erlaubt, ſie in ihrer ganzen Größe und nach allen ihren Eigenſchaften zu entdecken; jetzt aber, da er ſie in der Nähe betrachtet, und ſich ihr eben ausſetzen ſoll, iſt es ganz etwas anders. Ihr Anblick ſcheint ihn zu erſchrecken. Die Ungewißheit des Ausganges, die traurigen Folgen, welche dieſes Unternehmen haben kann, bewegen ihn einige kluge Betrachtungen anzuſtellen; und ob ihn dieſe Betrachtungen gleich nicht anders Sinnes machen, ſo halten ſie ihn doch einige Zeit in Ungewißheit und ſeine Kühnheit geht faſt verlohren. Unterdeſſen ſind ſie viel zu ſchwach, als daß ſie

einen allzudauerhaften Eindruck auf ein verderbtes Herz machen ſollten, und es währt nicht lange, ſo hat er ſie gänzlich aus ſeiner Einbildung verjagt. Das Glück iſt viel zu reizend für ihn, als daß er es nicht zu erhalten ſuchen ſolle, wenn es ihm auch noch ſo theuer zu ſtehen käme. Die allerabſcheuligſten Laſter ſind bey ihm gerechtfertiget, wenn ſie geſchickt ſind, glücklich zu machen. Was liegt ihm daran, daß die That die er begehen ſoll, ihres gleichen nicht habe? Wenn er keine Ehre dabey einlegt, ſo wird er doch Nutzen daraus ziehen, welches ſeine Eitelkeit eben ſo ſehr ſchmeicheln muß. Dieſes iſt ihm genug, und in dieſem Entſchluſſe begiebt er ſich bey Seite, weil er Virginien nebſt der Publicia und andern Römerinnen gewahr wird.

## Dritter Auftritt.

Unter dem Vorwande einer kleinen Unbäßlichkeit, die ihr in der ungeſunden Luft zugeſtoſſen ſey, bittet Virginia die Römerinnen, es nicht übel zu nehmen, daß ſie ſich nach Hauſe begeben müſſe. Die Römerinnen ſind wegen ihre Geſundheit beſorgt und wollen ſie begleiten, worein Publicia auch williget, als plötzlich der treuloſe Claudius erſcheint, auf Virginien los gehet, ſie bey der Hand ergreift und gebiethriſch ſpricht. „Du mußt mir vorher folgen, weil es erlaubt iſt, das Seine wieder zu „nehmen, wo man es findet.

Virginia erſtaunt über dieſe Gewaltſamkeit, und ruft aus: „Was „ſoll dieſes ſagen, mächtige Götter!" Aber Claudius antwortet ihr mit Ungeſtüm. „Es will ſagen, daß du nicht als diejenige gebohren biſt, die „du dir zu ſeyn einbildeſt; ſondern du biſt die Tochter einer Sklavin, die „mir zugehört, und jezt will ich mich, da es mir der Zufall erlaubet, „meines Rechts bedienen.

Auf dieſe Rede nimmt das Erſtaunen der Virginia noch mehr zu; und indem ſie ſich mit Gewalt aus den Händen ihres ungerechten Räubers loßreißen will, ruft ſie den Beyſtand der Götter an, welchen die Abſcheulichkeit dieſer Verleumdung bekannt ſey. Publicia die, wie es ihre Pflicht erfordert, bey ihrer Gebietherin feſt hält, iſt über eine ſo gräßliche Beleidigung nicht weniger betroffen. Sie iſt bey der Geburth der Virginia gegenwärtig geweſen, allein ihr Zeugniß kann hier von keinem Gewichte ſeyn. Uebrigens fehlt ihr auch die Stärke, es geltend zu machen. Was kann ſie alſo thun? Nichts, als um Rache zu ſchreyen,

und die andern Römerinnen zu erſuchen, ein gleiches zu thun, weil ihre eigne Freyheit in der Entführung der Virginia angegriffen ſey. Dieſes iſt ihre einzige Hülfe. Eine von ihren Gefehrtinnen erhebt auch ſogleich die Stimme und ruft: „Römer, wann ihr für die Ehre einer Weibs„perſon empfindlich ſeyd, ſo eilet ſchleunig herzu, ihr beyzuſtehen.

## Vierter Auftritt.

Sie findet auch ſogleich einen Vertheidiger an dem Numitor, welchen ſeine großmüthige Geſinnung den Augenblick herbey bringt. Aber wie erſtaunt dieſer Römer, als er Virginien in den Händen des Claudius gewahr wird! „Was ſeh ich! ruft er. Virginien beleidiget man! „Wie kannſt du dich Claudius einer ſolchen Ausſchweifung unterfangen?

Doch Claudius läßt ſich durch dieſe Frage nicht abſchrecken, ſondern beſtehet auf ſeinem Vorgeben, und antwortet mit Uebermuth: „Weil „eben daſſelbe Geſetz, Numitor, welches mich berechtiget, das Meine zu „vertheidigen, mir zugleich die Macht giebt, es dem, der ſich deſſen an„maaßen will, wieder zunehmen.

Umſonſt wirft ihm Numitor ſeine Ungerechtigkeit vor; umſonſt nimmt er Virginien bey der Hand, um ſie ihm zu entreißen, und räth ihm ſie fahren zu laſſen; umſonſt ermuntert Virginia ſelbſt durch Reden und Thränen ihren Vetter, ſie zu befreyen; der Betrieger Claudius iſt unbeweglich. In der Gewißheit, daß er den Richter bey dieſer Streitigkeit für ſich haben werde, ſagt er zu dem Numitor. „Es iſt ſo leicht nicht, „ſie mir wieder zu nehmen. Und zu Virginien ſpricht er: „Und du, „ſchmeichle dir nur nicht, das geringſte durch deine verſtellten Thränen „zu erlangen. Der, fährt er gegen beyde fort, welcher uns richten muß, „wird meine Gründe gewiß hören.

Unterdeſſen beſtehet Numitor darauf, Virginien zu haben, und Claudius, welcher durchaus nicht nachgiebt, ſpricht: „Brauche keine Ge„walt bey einer Sache, die durch einen Rechtsſpruch muß entſchieden wer„den. Höre nicht auf das unſinnige Geſchrey eines Weibes. Spare deine Mühe, oder .... Hier machen ſie beyde eine Bewegung, der eine um Virginien zu befreyen, und der andere, um ſie zu behalten, bis ſie endlich den Appius, mit ſeinen Schergen herbey kommen ſehen, da ſie denn Claudius fahren läßt.

## Fünfter Auftritt.

Appius thut als ob er von nichts wiſſe, und fragt indem er herzukömmt, mit einer angenommenen frommen Mine, woher das Geſchrey, das er gehört habe, entſtanden, und welches der Unheilige ſey, der die Begehung eines ſo feyerlichen Tages beunruhige? „Sollte man etwa ver„geſſen haben, ſetzt er hinzu, daß es in Rom einen Beſchützer der Freyheit „des Volks und ſeiner Andacht giebt? Gleich, entdeckt mir die Urſache „einer ſo großen Unordnung, oder mein Zorn wird . .

Claudius fällt ihm ins Wort, und mit einer Mine, die allen Verdacht einiges Verſtändniſſes unter ihnen vernichtet, bittet er ihn vor allen Dingen, ſeinen Zorn zu mäßigen. Hierauf entdeckt er ohne Schwierigkeit, daß er ſelbſt der vornehmſte Urheber dieſes Lerms ſey, und bemüht ſich, ihm durch folgende Erzehlung die Urſache davon anzugeben. „Dieſes arme „Weibsbild, welches ſich einbildet, die Tochter des Virginius und der „Numitoria zu ſeyn, hat zu ihrer Mutter eine elende Sklavin, Namens „Servilia gehabt, die ich gekauft habe, und die mir zugehört. Ihre „vorgegebene Mutter kaufte ſie gleich nach der Geburth, und gab ſie für „ihre Tochter aus, um durch dieſe Unterſchiebung ihre Unfruchtbarkeit zu „verbergen. Ich habe ſie hier angetroffen, und da ich gewiß weis, daß „ſie mir zugehört, und glaubte, die Römerinnen würden meinem unleug„baren Rechte nur ſchwach widerſtehen können, ſo wollte ich mir ſie wieder „zueignen: Numitor, der auf das Geſchrey herbey kam, ſetzte ſich ohne „Grund darwider. Und mittlerweile kamſt du dazu, da ich dann ſogleich „aus Ehrfurcht von meinem Unternehmen abſtand.

Der Decemvir ſcheinet ſich wieder zu beſänftigen, und will von dem Numitor wiſſen, was er hierauf zu antworten habe. Numitor verſichert, daß dieſes die ſchändlichſte Betriegerey ſey, die jemals ein Menſch erfunden habe. Ganz Rom iſt für ihn, und Publicia insbeſondre, welche allezeit Numitorien die Virginia an ihrer Bruſt habe ſäugen ſehen. „Was kannſt du für dich anführen, Nichtswürdiger? ſagt er zu „dem Claudius. Was kannſt du einem ſo klaren Zeugniſſe entgegen ſetzen?

Der Betrieger Claudius iſt nichts weniger als betroffen. Er verwirft Publicien als verdächtig; und wenn ihm Numitor nicht den Augenblick Virginien wiedergeben wolle, ſo erbiethe er ſich, ſogleich glaubwürdige Zeugen, die aller Partheylichkeit unfähig wären, darzuſtellen.

Doch Appius will dieſer Erleichterung ausweichen. Die Angelegenheit iſt allzuwichtig, und die Unterſuchung würde allzulang ſeyn. Weder Zeit noch Ort ſind dazu bequem. Es ſind auf dem Markte eine Menge Perſonen in Bewegung, und er muß ſich durchaus nicht von dem vornehmſten Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit abziehen laſſen. Alle Sorgfalt der Obrigkeit muß dem andächtigen Eyfer des Volks gewidmet ſeyn. Und dieſes iſt für dem Decemvir der ſcheinbare Vorwand, warum er ſich jezt die Zeugen zu hören, weigert. Alles was er thun kann, iſt, daß er die Entſcheidung dieſes Handels auf den Nachmittag verſchiebt. Die Hitze des Volks wird ohne Zweifel ein wenig nachgelaſſen haben, und der Zulauf deſſelben wird nicht ſo beträchtlich ſeyn. Durch dieſen Aufſchub werden beyde Theile Zeit haben, ſich zur Führung ihrer Beweiſe vorzubereiten. Sie können alsdenn vor dem Tribunale des Decemvirs erſcheinen, und daſelbſt ihre Rechte vortragen und vertheidigen, und bey der höchſten Macht, welche Rom verehret, Gerechtigkeit ſuchen. Unterdeſſen aber, behauptet Appius, müſſe man ſich der Virginia verſichern. Er kann nicht umhin, für denjenigen eingenommen zu ſeyn, welcher ſich ſeinen Sklaven wieder zueignen will. Das Recht ſcheint ihm einigermaaßen durch die That ſelbſt gerechtfertiget zu ſeyn, und er hat auch ſonſt noch für ſich einige geheime Bewegungsgründe, welche ihn ſo zu denken nöthigen. Was kann er alſo bey dieſen Umſtänden thun? Er muß vorläufig befehlen, daß dieſe Unglückliche (das ſind ſeine eigne Worte) in die Hände des Claudius, oder einer andern ſichern Perſon, die dieſer Römer erwählen würde, geliefert werde.

Numitor bezeigt dem Decemvir ſein Erſtaunen, daß er ihn wider alle Gerechtigkeit einem Betrieger, einem Nichtswürdigen, auf ein bloſſes Vorgeben, das nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit habe, den Beſitz desjenigen, was er verlangt, zuſprechen höre, ohne ſich an ſo viel rechtſchafne Perſonen, welche wider ihn zeugen, zu kehren. Iſt es erlaubt, die Ehre eines angeſehenen Bürgers ſo zu erniedrigen? Will man ihm das Seinige, ohne ihn zu hören, rauben? Soll dieſes der Lohn für die ausnehmenden Dienſte ſeyn, die er dem Vaterlande leiſtet? Wird man ihm nicht erlauben, da er Rom ſo nahe iſt, ſeine eigene Sache zu vertheidigen? Kann man ſich weigern, einen Termin, zu ſeiner Verhörung anzuſetzen? Wird man ihn zu Rom ſo verächtlich mißhandeln, jezt da er eben das ſeine dazu beyträgt, die ſiegenden Adler dem Feinde fürchterlich zu machen? Sollte

ſich Appius zu ſolchen Ausſchweifungen verleiten laſſen? Numitor thut, als ob er ſich dieſes nicht überreden könne, und beſchwört daher den Decemvir, ſein geſprochnes Urtheil zu wiederrufen.

Appius geſteht, daß Virginius in Anſehung ſeiner und ſeine Vorfahren viel Achtung verdiene; allein dieſes ſey nicht Grundes genug, den Lauf der Gerechtigkeit aufzuhalten. Je nützlicher dieſer Römer dem Vaterlande ſey, deſtoweniger ſchicke es ſich, ihn zurück zu rufen. Wäre es wohl gerecht, ihn, der der allgemeinen Mutter diene, für die man alles aufopfern müße, wegen eines zweifelhaften Handels zurück kommen zu laſſen, beſonders da es ſo viele Rechtsgelehrte giebt, welche ihn unterſuchen, und aufs reine bringen können? Wenn Claudius die Ausführung ſeines Rechts bis zu Ende des Krieges verſparen wolle, ſo ſey es der Decemvir ganz wohl zufrieden. Außerdem aber, könne er ſich, aller ſeiner Gewalt ungeachtet, nicht entbrechen, ihm, ſobald er es verlange, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Claudius nimmt ſich wohl in Acht, einen ſolchen Vorſchlag anzunehmen. Er ſetzt ſich feyerlich darwieder, daß man den Virginius erwarten wolle. „Die Anhänger dieſes Gegners, ſagt er, könnten vielleicht „vermögend ſeyn, alsdann mit Gewalt das Urtheil zu verhindern, welches „ſein ungegründetes Recht nicht aufhalten kann.

Dieſer abſchlägigen Antwort ungeachtet, beharrt Numitor darauf; er ſtützt ſich auf die Feyerlichkeit des Tages, und auf die notoriſche und empfindliche Beſchimpfung, die den Virginius in Gegenwart einer ſolchen Menge Menſchen treffen würde, und ſucht durch dieſe Vorſtellungen den Claudius zu bewegen. Doch Appius, dem daran gelegen iſt, das, was er gethan hat, zu behaupten, antwortet, es ſey ſeine eigentlichſte Pflicht, die Streitigkeiten, welche unter dem Volke entſtehen, beyzulegen; auch die allerheiligſte Beſchäftigung müſſe ihn nicht davon abhalten, und der Schimpf, wenn anders einiger damit verknüpft ſey, könne demjenigen nicht zugerechnet werden, der aus Unwiſſenheit in der Sache nicht eher habe verfahren können.

Da Numitor ſieht, daß alles, was er vorbringt oder einwirft, nichts nützen will, ſo verlangt er, daß man wenigſtens ihm die Virginia aufzuheben geben ſolle, weil er ihr nächſter Anverwandter ſey, und ſelbſt durch die Geſetze, welche Appius auf die zwölf Tafeln habe graben laſſen, dazu berechtiget werde. Doch eitle Zuflucht! Appius, der die

Geſetze gemacht hat, weis ſie auch nach ſeinem Willen auszulegen. Ihr Wille iſt, noch ſeiner Meinung gar nicht, einem Vetter dasjenige zu vergönnen, was man einem Vater, wenn er es als Vater begehrte, ohne Grauſamkeit nicht verſagen könnte. Die Umſtände ſind hier ganz anders. Der Decemvir verlangt alſo, daß man ſeinem Befehle ohne Aufſchub nachkommen ſolle, weil er jezt unumgänglich Angelegenheiten des Staats beſorgen müße, und alſo nicht länger überläſtige Reden anhören könne, die zu nichts taugten.

Sein unwürdiger Liebling ſcheint darüber vergnügt; Virginia aber, welche bis hieher ein finſtres Stillſchweigen beobachtet hatte, glaubt nunmehr, es brechen zu müſſen. Sie will die Liſt dieſes ſchändlichen Urtheils entdecken, und der ganzen Welt offenbaren, warum die Bosheit ein ſo gräßliches Verfahren wider ſie beginne. Sie iſt auf das äuſſerſte gebracht, und hat ſich für nichts mehr zu ſcheuen. Die Menſchen hören ſie ohne Erbarmung an, ſie muß alſo die Götter zu ihrem Beyſtande anrufen, ehe Appius ſie ohne Vertheidigung finde, und ſeine ſchändliche Begierden zu ſtillen, vermögend ſey. „So mache ich dann kund, ſagt ſie zu dem „Decemvir mit erhabner Stimme, daß die viehiſche und ſtrafbare Leiden„ſchaft die einzige Urſache iſt — — Hier fällt ihr Appius ins Wort und ſagt: „mach ein Ende, nichtswürdige Sklavin.“ Und hierauf befiehlt er dem Claudius die Kühnheit dieſes Weibsbildes zurück zu halten, und ſeinen Schergen, an die Vollſtreckung ſeines Befehls Hand anzulegen.

Der Liebling ergreift Virginien ſogleich bey der Hand, und dieſe unglückliche Römerin, deren Klagen nichts verhindern kann, bemüht ſich, ſich mit Gewalt loszureiſſen, und ruft aufs neue: „Römer! Icilius!

Hierdurch ſcheint ſie den Zorn des Claudius erregt zu haben, welcher ihr den Mund zuhalten will, und ihr zu ſchweigen befiehlt, oder zu fürchten, daß er ſie mit Gewalt dazu nöthigen werde.

Dieſe Härte bringt endlich den Numitor auf; er ermahnt den Claudius die Ehre der Virginia auf ſolche Art nicht zu beleidigen, ſondern er und ſein Herr möchten ſich ſo lange mäßigen, bis man ſie angehöret habe; doch Virginia läßt ihn nicht weiter reden. Sie iſt in ihrer Verwirrung allzu aufgebracht, und glaubt feſt, daß ſie in ihrem geliebten Icilius einen hitzigern und ſtandhaftern Vertheidiger finden werde, und fährt daher fort, zu rufen: „Komm! fordre deine Gattin „wieder! Wo biſt du? Warum hörſt du mein Geſchrey nicht?

## Sechster Auftritt.

Sie wird in ihrer Erwartung nicht betrogen. Icilius hört sie, antwortet ihr, erscheint den Augenblick, reißt sie mit Gewalt aus den Händen den Claudius, und spricht zu diesem Treulosen: „Weg, Bar„bar! Du mußt keine Hand entheiligen, die mir selbst nicht erlaubt ist, „zu berühren! Dein scheußliches Unternehmen ist gar bald, von Mund „zu Mund, bis zu meinen Ohren gelangt. Das Volk breitet es bereits „als das abscheulichste deiner Verbrechen aus, und die Neugierde hält „noch diejenigen auf dem Markte zurück, die du hier und da zerstreut „siehst. Deine Forderung scheint ihnen so sonderbar, daß sie dir sie kaum „zu trauen. Sie warten voll Scham und Wuth, daß man sie ihnen „bekräftige. Du allein bist bey deiner frechen Unternehmung blind, und „bestehst darauf, eine Person zu mißhandeln, die dir nichts als Ehrer„biethung einflößen sollte. Umsonst, Tollkühner, schmeichelst du dir, sie „zu erhalten. Wie hast du dir einbilden können, daß sie dir jemand zu„sprechen werde, so lange Icilius noch lebt?

Durch diese Frage fühlt sich der Decemvir beleidiget, und ergreift sogleich das Wort, und sagt: „Wenn Rom einen obersten Richter erkennt, „kann die Gerechtigkeit wohl noch durch die Furcht aufgehalten werden? „Dieses zu versuchen, kömmst du zu spät, Icilius. Deine Drohungen „werden mich nicht bewegen, dasjenige zu wiederrufen, was ich einmal „gesprochen habe.

Doch diese hochmüthige Antwort ist auch eben so wenig vermögend, den muthigen Icilius abzuschrecken. Er ist ganz anders als Numitor, und erklärt dem Decemvir, daß er sich nicht werde begnügen lassen, sich seinem ungerechten Urtheile durch blosse Worte zu widersetzen. Er hat noch in seinem Arme Stärke genung, die grausame Wuth des Appius und seiner Anhänger zurück zu halten. So lange er lebet, wird er es zu verwehren wissen, daß ihm Claudius seine Gattin entreisse, und sie zu einer Beute der viehischen Lust des Decemvirs mache. War es für den grausamen Appius nicht genug, daß er die Consuls und Tribune, welche eine sichre Zuflucht für den Adel und für das Volk waren, aufhob? Hätte er sich nicht damit sollen begnügen lassen, daß er den Römern die stärkste Stütze ihrer Freyheit geraubet, indem er dem Volke durch seine Treulosigkeit, die Berufung auf die allgemeinen

Verſammlungen benommen? Will er noch durch eine andre abſcheuliche Liſt die Ehre der keuſchen Römerinnen kränken, und ſie zu ſeinen Ausſchweifungen mißbrauchen? Mag er doch mit allem, was er als Reichthum anſieht, den Durſt, der ihn verzehret, löſchen. Mag er ihn doch, wenn dieſes nicht genug iſt, in dem reinen und edeln Blute der Römer kühlen: nur verehre er wenigſtens ihre Gattinnen, und ſuche ſie nicht zu Opfern ſeiner wüthenden Wolluſt zu machen. Es ſchickt ſich für römiſche Seelen nicht, ſich bis zur Erduldung einer ſolchen Entehrung herabzulaſſen. Als Erben der Keuſchheit ihrer Vorfahren, bewahren ſie in dieſer Tugend das Andenken ihrer erſten Stifter. Appius, wenn er es darauf ankommen läßt, ſoll erfahren, daß es noch Männer giebt, welche dem Beyſpiele des Brutus zu folgen, fähig ſind. Er ſoll wiſſen, daß obgleich die Furcht die Bewegungen, die unter den Volke entſtehen, unterdrückt, er dennoch deswegen nichts mehr geſichert iſt. Der, der den Brutus in der Liebe nachahmet, wird es ihm auch an Entſchloſſenheit und Muthe gleich thun. Wie? Icilius ſollte von der Hand des nichtswürdigen Unterhändlers der unreinen Lüſte des Decemvirs, die anbetungswürdige Schönheit empfangen, die ihm von ihrem Vater ſelbſt verſprochen iſt. Nein, nein. Appius ſchmeichle ſich deſſen nur nicht. Er lege dieſen Wahn ab, und laſſe ſich von ſeiner Leidenſchaft nicht verblenden. Die Römer, welche den Icilius begleiten, und mit einem ſcharfen Blick alles, was vorgehet bemerken, werden ſein unbilliges Urtheil niemals unterſchreiben. Die Soldaten kennen gleichfalls die Tapferkeit und Verdienſte des Virginius allzugut; als daß ſie bey dergleichen Gelegenheit einem ſo großen Manne entſtehen ſollten. Wenn ſich aber auch niemand dieſer Ungerechtigkeit widerſetzen, noch ſich der Ehre des Schwiegervaters und des Eidamms annehmen ſollte, ſo ſind die zwey Verliebten allein vermögend genug, die ſträflichen Anſchläge des Decemvirs fehl ſchlagen zu laſſen.

Durch die Entſchloſſenheit, mit welcher Icilius dieſes ſpricht, wird einer von den Römern aus ſeinem Gefolge dreuſte gemacht, und erklärt öffentlich, daß er bey einem ſo gerechten Unternehmen auf den Beyſtand aller ſeiner Mitbürger, ſobald er ihn nöthig haben werde, Rechnung machen könne.

Alle dieſe Reden werden von dem Apppius frech und unverſchämt geſcholten; gleichwohl aber machen ſie einigen Eindruck bey ihm. Er thut,

als ob er ſie nicht ſo wohl für eine Folge der Liebe des Icilius gegen Virginien, ſondern für eine Wirkung des boshaften Neides dieſes Römers hielte, welcher gerne einen Aufſtand unter dem Volke anſpinnen, und vermittelſt deſſelben das Anſehen des Tribunats, nachdem er ſtrebe, wieder herſtellen möchte. Unter dem Vorwande alſo, daß er mehr Klugheit als Rache zeigen wolle, um ſeine Aufführung zu rechtfertigen und dem Icilius alle Gelegenheit zu einem Aufruhre zu benehmen, iſt er es zufrieden, daß Virginia ihre Freyheit ſo lange wieder erhalte, bis der Handel vor ſeinem Richterſtuhle geſchlichtet ſey. „Ich befehle, ſpricht „er, daß dieſe Unglückliche, deren Namen ich noch nicht einmal weis, „frey bleibe, und ich hoffe, daß Claudius, aus Liebe zur Ruhe des „Vaterlandes, darein willigen werde.

Claudius findet keine Urſache ſich darwider zu ſetzen. Die vorgegebene Gerechtigkeit, die er begehrt, iſt bloß aufgeſchoben. Alles was er verlangt, iſt dieſes, daß Icilius Virginien nicht ohne Gewehrleiſtung überkomme. Ein Römer von dem Gefolge des Icilius erbiethet ſich, mit allen ſeinen Gefehrten dafür zu ſtehen; doch Icilius, welche ihre Dienſte auf eine wichtigere Gelegenheit verſparen will, wenn ſich dergleichen zeigen ſollte, dankt ihnen, und ſchlägt ſich mit den Anverwandten der Virginia ſelbſt als hinlänglich ſichere Gewehrleiſter vor, die Appius in Anſehung ihrer Perſonen und des Ranges, den ſie begleiten, nicht ausſchlagen könne.

Der Decemvir, welcher genöthiget iſt, ſich in die Zeit zu ſchicken, macht auch nicht die geringſte Schwierigkeit ſie anzunehmen, und wendet dieſes zur Urſache vor, daß er dadurch ſeine Redlichkeit rechtfertigen, und ſeine größere Neigung zur Gnade als Strenge, an den Tag legen wolle, ob er gleich, dem Rechte nach, befugt ſey, ſie nicht anzunehmen, wenn er nicht wolle, wie er den Numitor davon überzeugt zu haben, ſich ſchmeichle.

## Siebender Auftritt.

Nachdem ſich Appius und ſein Liebling hierauf wegbegeben haben, ſo drückt Virginia ihrem Befreyer alle ihre Dankbarkeit aus. Sie iſt ihm ihre Ehre und ihre Freyheit ſchuldig; zwey Schätze, die ſie für koſtbarer hält, als ihr Leben. Sie wollte daher faſt, daß ſie ihn noch nicht zu ihrem Gemahl erwählt hätte, damit ſie ihm ſo große Wohlthaten

durch das Geſchenk ihres Herzens bezahlen könne. Alles was ſie thun kann, iſt, ihm auf ewig dieſe Freyheit, die ſie von ihm habe, zu weihen, wenn er ſie, als ein Gut, das ihm ohnedem zugehöret, annehmen will.

Dieſe Belohnung iſt allzuſchmeichelhaft, als daß ſie Icilius nicht mit dem größten Eifer annehmen ſollte. Je reizender ſie ihm aber vorkömmt, deſto mehr bedauert er es, daß er nicht alle ſeine Anhänger bey ſich habe, um Virginien von aller Unruhe durch die gänzliche Stürzung ihres Feindes befreyen zu können; allein er hat derſelben nur eine Handvoll aufraffen können, und auch die zwey Rathsglieder mangeln ihm, weil ſie entweder, was ihm begegnet ſey, nicht erfahren haben, oder, wie er vermuthet, ſo ſchleunig ihm nicht zu Hülfe haben kommen können. In Anſehung ſeiner wenigen Kräfte hat er ſich alſo noch Glück zu wünſchen, daß er dem ungerechten Appius nur ſo viel Furcht eingejagt, daß er nicht nach aller Härte ſeiner Gewaltſamkeit verfahren.

Virginia giebt dem Icilius zu verſtehen, daß ſie, was den Valerius und Horatius anbelange, ganz anders denke; ſie verſpart es aber bis auf eine andre Zeit, ſich deutlicher zu erklären, weil jezt keine vortheilhafte Gelegenheit dazu iſt, und ſie übrigens beyde herzu kommen ſieht.

## Achter Auftritt.

Valerius und Horatius rennen eiligſt herbey, und verſichern den Icilius, daß ſie, ſo bald ſie das, was vorgegangen ſey, erfahren hätten, auf das ungeſäumteſte zu ihm geeilet wären, ſogar, daß ſie ſich nicht einmal Zeit genommen, ihre Leute davon zu unterrichten.

Icilius antwortet ihnen, daß die Eilfertigkeit ſehr wichtig hätte ſeyn können, wenn der kühne Appius auf ſeiner gräßlichen Treuloſigkeit beſtanden wäre; daß er aber auf ihre Tapferkeit Rechnung mache, im Fall dieſen Nachmittag die ungerechten Forderungen des Claudius, über welche der Decemvir alsdann ſprechen werde, über das Recht ſiegen ſollten.

Ob ihm nun ſchon die zwey Rathsglieder ihr Wort geben, daß ſie ihm mit allen ihren Leuten beyſtehen wollen, ſo ſcheint doch Virginia, welche noch immer mißtrauiſch iſt, ihnen nicht viel Glauben beyzumeſſen. Sie bemüht ſich daher, durch Vorſtellungen, wie ſie nur immer, ihren Ehrgeiz rege zu machen, fähig ſeyn können, ſich der Wirkungen dieſes

Verſprechens zu verſichern, und bringet ihnen eine neue Bekräftigung ab, daß ſie ſie nicht verlaſſen wollen.

Nach ſo oft wiederhohlten Angelobungen, glaubt Icilius, daß er nichts mehr zu fürchten habe, und legt alles Mißtrauen bey Seite. Endlich iſt Numitor der Meinung, daß man zuſehen müſſe, ob Virginius, welchen man erwarte, angekommen iſt, um mit ihm zu überlegen, was nunmehr zu thun ſey. Es gehet alſo ein jeder ab, ausgenommen Valerius und Horatius.

### Neunter Auftritt.

Dieſe zwey ſind erfreut, daß ſie alle Gemüther zur Rache geneigt ſehen, und die Geſchicklichkeit gehabt haben, dem Icilius ihre wahre Triebfeder zu verbergen. Sie argwohnen zwar, daß Virginius und Numitor viel zu ſcharfſichtig ſind, als daß ſie ſich hinters Licht ſollten führen laſſen. Aber was verſchlägt es ihnen, wenn einem jeden für ſich daran gelegen iſt, die Sache zu treiben, und ein jeder ſeinen beſondern Vortheil in der Verſchwörung findet. Sie beſchlieſſen alſo, ehe ſie abgehen, daß ſie fortfahren wollen, die Hofnung dieſer zwey Alten zu unterſtützen, ihren Zorn in Gluth zu erhalten, und alles zu einem glücklichern Ausgange vorzubreiten. „Das hieſſe nicht ſiegen, ſagt Horatius, wenn „Virginia frey und Rom in Knechtſchaft bliebe.

## Fünfter Aufzug.

### Erſter Auftritt.

Nachdem Virginius aus dem Lager angelangt, begiebt er ſich auf den Markt, in Begleitung des Icilius, des Numitors, der Virginia, der Publicia und eines Trupps von Römern und Römerinnen. Hier nun beklagt er ſich gleich Anfangs, ſeine Ehre den viehiſchen Lüſten des Appius, und der Betriegerey des Claudius zum Raube ausgeſetzt zu ſehen. Da ihm die Götter Numitorien genommen, ſo hätten ſie ihm wenigſtens Virginien gelaſſen, um ihm in ſeinem Alter zum Troſte zu dienen; aber nun muß dieſe unſchuldige Schöne die Leidenſchaft eines ehrloſen Wollüſtlings erwecken, und dadurch ihrem Vaterlande zu einem Gegenſtande des Aergerniſſes werden. Was für Kränkung iſt dieſes nicht für ihn! Wenn er nur noch einige Hofnung, einige Zuflucht vor ſich

ſehe! Aber ſo fehlt ihm alles. So viel Eifer Valerius und Horatius zu haben, ſich auch ſtellen, ſo glaubt er doch nicht, daß er groſſe Rechnung auf ſie machen dürfe. Hat man ihm nicht geſagt, daß ſie ſich nicht eher gezeigt hätten, als bis Icilius Virginien ſchon wieder frey gemacht, und daß ſie noch darzu ganz allein geweſen? Hätten ſie eine vorſichtigere Aufführung beobachten können? Virginius kennt ihre Maximen. Sie mögen ſagen oder thun, was ſie wollen, ſo weis er doch, daß ſein Nutzen dasjenige gar nicht iſt, was ſie zur Abſicht haben. Ihre verſchlagne Staatsklugheit hat ſie die Ausführung hochmüthiger Anſchläge, die ſie gemacht haben, bis jezt verſparen laſſen. Dieſe zu Stande zu bringen, iſt das einzige, worauf ſie ſinnen; ſie ſuchen nichts als die Gemüther zu erbittern, und alsdann ſich die Gelegenheit zu Nutze zu machen. Sobald die Sachen ſo beſchaffen ſeyn werden, daß ſie nichts mehr zu fürchten haben, werden ſie ſich aller Heftigkeit ihrer herrſchſüchtigen Wuth überlaſſen. Was wird die Frucht des glücklichen Ausganges ihrer Unternehmungen ſeyn? Die Wiederherſtellung der Conſuls. Sie werden die Namen der Obrigkeit ändern, in der That aber wird die Unterdrückung immer eben dieſelbe bleiben. Auf das Volk darf man auch keine Rechnung machen, weil ein Nichts es in Bewegung ſetzt und ein Nichts es auch beruhiget. Wenn es einmal aufgebracht iſt, ſo wird es ſich der Gefahr mit Ungeſtüm ausſetzen, ſo lange es ſich nehmlich einbildet, daß man ihm nur wenig wiederſtehe, oder gar vor ihm fliehe; merkt es aber, daß man ſich nicht vor ihm ſcheuet, ſo wird es gar bald ſeiner natürlichen Furchtſamkeit nachgeben. Man muß ſich übrigens nicht einbilden, daß Appius noch einmal ſein tyranniſches Anſehen brauchen werde, ohne vorhero alle nöthige Maaßregeln genommen zu haben. Die ungerechten Urthelsſprüche ſeiner Leidenſchaft vollziehen zu laſſen, wird er ohne Zweifel die Truppen zu Hülfe nehmen, deren eine groſſe Anzahl in dem Capitolio iſt. Er läßt gemeiniglich nichts auf den Zufall ankommen. Er thut alles mit Vorſichtigkeit. Hat man nicht einen Beweis von ſeiner Liſt an dem Befehle, welchen er an den Cornelius ſtellte, daß er den Virginius nach Rom zu kommen verhindern ſolle? Dieſer Befehl kam zu eben der Zeit im Lager an, als Virginius von dem Numitor Bericht erhielt; und es war bereits alles ſowohl veranſtaltet, daß er ſchwerlich würde haben durchkommen können, wenn er nicht die allerunbekannteſten Schleifwege genommen hätte. Kurz, alles bringt ihm das größte Mißtrauen gegen den Decemvir bey. Virginius ſieht

nichts, was seine Verwirrung und seine Unruhe nicht vermehre. Je mehr er nachdenkt, desto bestürzter wird er. Er fürchtet zwar nicht, daß es ihm an Muthe, allem zu widerstehen, fehlen werde; aber Virginiens Zustand zerreißt ihm das Herz. Gesetzt auch, daß die gute Sache siege, so wird es doch gewiß nicht anders, als durch die Gewalt der Waffen geschehen können, und seine geliebte Tochter wird allzeit Gefahr laufen, entweder die Ehre oder das Leben zu verlieren. „So habt ihr mich, „mächtige Götter, ruft er aus, keiner andern Ursache wegen so vielen „Gefahren, in welchen ich mich befunden habe, entrissen, als um mich „heut solchen Widerwärtigkeiten Preis zu geben? Habt ihr nur deswegen „die Dauer meines hohen Alters verlängert? Habt ihr nur deswegen———

Hier unterbricht Virginia ihren Vater, und will seinen Schmerz zu lindern, versuchen. Sie bemüht sich, ihm die Hofnung einzuflössen, daß das Glück vielleicht Mitleiden mit ihr haben, oder auch nach seiner eignen Unbeständigkeit, sich für sie erklären werde. Allenfalls aber, versichert sie, lieber das edle Blut, welches in ihren Adern rinne, zu vergiessen, als entehren zu lassen. Dieser heldenmüthige Entschluß thut dem Alten Genüge, welcher, so lange seine Tochter darinne beharren werde, kein widriges Schicksal fürchten zu dürfen versichert.

Numitor will ihn des Valerius und Horatius wegen beruhigen. Ob er schon selbst in ihre Treue ein Mißtrauen setzt, so behauptet er doch, daß sie bey gegenwärtiger Gelegenheit, ihren Beystand nimmermehr versagen können. Es scheint ihnen zu viel daran gelegen zu seyn, daß Appius über den Widerstand des Virginius und des Volkes, auf welchen sie alle ihre Hofnung gründen, nicht siege.

Icilius geht noch weiter. Wenn auch alle beyde, Valerius und Horatius ausbleiben sollten, so versichert er doch, daß Virginius Numitor und er, unter dem Beystande der jungen Mannschaft, welche ihn begleite, und deren Tapferkeit schon bekannt sey, über die Gewalt und den Stolz des Decemvirs lachen könnten. Unterdessen ist er aber noch immer für diese zwey Patricier eingenommen, und ist nicht damit zufrieden, daß man sie durch einen schimpflichen Verdacht beleidige. Sie sind nur noch vor einem Augenblicke bey ihm gewesen, und haben ihm die Versicherungen ihrer Treue und ihrer Freundschaft erneuret. Dieses ist, nach seiner Meinung genug, blindlings auf sie und ihre Anhänger, welche zahlreich, tapfer und entschlossen sind, zu trauen.

Auf dieſe Rede verſichert Virginius, daß es gar nicht ſein Wille ſey, dieſe zwey Rathsglieder zu verſchreyen. Sein hohes Alter und ſeine lange Erfahrung haben ihn gelehrt, daß ſie es nicht für ſchimpflich halten, ihren eignen Nutzen dem zufälligen Vortheile ihrer Freunde vorzuziehen. Er zweifelt auch eben ſo wenig an der Tapferkeit und Entſchloſſenheit der Anhänger des Icilius; er befürchtet nur, daß nicht alle, die ſich einlaſſen möchten, eben dieſelbe Tapferkeit zeigen, und daß ſie nicht ſowohl Vertheidiger abgeben, als bloß die Zahl vermehren werden. Wollte ſich wohl Icilius unterfangen, ihm dieſen Argwohn zu benehmen? Oder wollte er ihm wohl beweiſen, daß dieſes weder natürlich, noch glaublich, noch wahrſcheinlich wäre? Uebrigens laſſen den Virginius ſein Alter, ſeine Gemüthsart väterliche Liebe nichts glückliches vorausſehen. Er ſetzt alle ſeine Hofnung auf die jungen Römer, welche ihm Icilius ſo ſehr rühmet. Ihnen kömmt es zu, die Vertheidigung eines unglücklichen und betrübten Alten über ſich zu nehmen. Ihnen kömmt es zu, Virginien, dieſe traurige Schöne von einem Schickſale zu befreyen, von welchem die Freyheit der keuſchen Römerinnen abhängt. Alles, was Virginius von ihnen verlangt, um die Frucht eines ſo wichtigen Unternehmens nicht zu verlieren, iſt dieſes, daß ſie alle ihre Thaten nach dem Plane, den er ihnen durch ſein Beyſpiel zeigen werde, einrichten möchten. Er will auch, daß Icilius die Klugheit allem vorziehe, und ſo lange an ſich halte, bis er den Dolch in ſeiner Hand ſehen werde.

Ob nun gleich ſo viel Mäßigung gar nicht nach dem Geſchmacke des Icilius iſt, ſo bequemt er ſich doch, aus Achtung und Ehrfurcht gegen den alten Virginius, nach deſſen Willen. Die Römer folgen ſeinem Beyſpiel, und nachdem Virginius verlangt, daß ſie ſich durch einen Eid anheiſchig machen ſollen, ſo willigen Icilius und die übrigen darein. Endlich muß ihm auch Virginia verſprechen, ihre Thränen und ihr Geſchrey nach ſeinem Befehle einzurichten.

## Zweyter Auftritt.

In dem Augenblicke kömmt der Decemvir in Begleitung des Claudius, und unter Bedeckung der Schergen und Soldaten dazu, welche ſich um den Richterſtuhl, auf den er ſich ſetzt, ſtellen. Er thut gleich Anfangs, als ob er von allen Bemühungen, die man, das Volk aufzubringen, angewendet habe, hinlänglich unterrichtet ſey, und drohet daher

alle seine Gewalt und Entschlossenheit anzuwenden, diejenigen zurück zu halten und zu bestrafen, welche kühn genug seyn würden, die öffentliche Ruhe zu stören, und die Gerechtigkeit zu verhindern, welche in dem Staate die Grundfeste der Freyheit sey. Er wirft hierauf dem Virginius vor, daß er aus dem Lager entlaufen und nach Rom ohne Urlaub, seinem Eide zuwider, gekommen sey. Er setzt voraus, daß er von dem Cornelius Nachricht davon müsse bekommen haben, und will, daß eine weit wichtigere Sache darunter verborgen sey, als der Handel mit Virginien. Damit er unterdessen zeige, wie wenig er sich deswegen beunruhige, so befiehlt er dem Claudius, sogleich seine Forderung vorzutragen, und dem Virginius, seine Sache zu vertheidigen.

Claudius gehorchte ohne Anstand; und behauptet zu Unterstützung seines Vorgebens, daß Numitoria unfruchtbar gewesen sey, und erbiethet sich, seine Sklavin Servilia und verschiedne andre Personen abhören zu lassen, welche an dem Verkaufe und an der Unterschiebung Theil gehabt hätten.

Virginius hebt damit an, daß er seine Zurückkunft nach Rom vertheidiget. „Auf die Nachricht, sagt er zu dem Decemvir, die man mir „von dem, was Virginien zugestossen, ertheilte, und von deren Wahrheit „ich jetzt durch die Gefahr, welcher sie deine Leidenschaft aussetzet, nur „allzuwohl überzeugt werde, habe ich das Lager verlassen, um zu ihrem „Beystande herzueilen. Was die Erlaubniß des Cornelius anbelangt, „von welcher du vorgiebst, daß sie unumgänglich nothwendig gewesen sey, „wenn man mich nicht als einen treulosen Ueberläufer betrachten solle, „so glaube ich, daß ich sie deswegen ganz wohl habe entbehren können, „weil man noch zweifelt, ob das Ansehen dieser obrigkeitlichen Person „rechtmäßig ist. Vorausgesetzt also, daß mich bloß meine Ehre, und nicht „das, was du etwa erdenken willst, nach Rom gebracht habe; so laß uns „nunmehr zu der Sache selbst kommen, welche dieser Rechtshandel betrift.

Er wendet sich hierauf gegen den Claudius und bestreitet dessen Vorgeben bis auf den ersten Grund. „Weit gefehlt, fährt er fort, daß „Numitoria unfruchtbar gewesen ist; ich habe vielmehr von ihr eine „zahlreiche Nachkommenschaft erhalten, die mir aber, bis auf die schöne „Virginia, das genaueste Ebenbild aller meiner übrigen Kinder, der „Tod entrissen hat. Dieses werden verschiedne von denen, die mich jezt „hören, bezeugen können. Doch wenn auch niemand etwas davon wüßte,

„iſt es wohl wahrſcheinlich, daß ſie ihrer Unfruchtbarkeit durch die Tochter „einer Sklavin würde haben aushelfen wollen? Sollte ſie ſich nicht viel „eher an eine Freygebohrne gewendet und von dieſer etwa einen Sohn „zu erhalten geſucht haben, welcher den Glanz ſeiner ehrlichen Herkunft „nicht verläugnet hätte? Und wenn auch noch dieſes einigen Zweifel litte, „und die Lügen dieſes nichtswürdigen Betriegers noch nicht deutlich genug „an den Tag legte; kann man wohl glauben, daß dieſer Elende es ſo „lange ſollte haben anſtehen laſſen, ein Gut, das ihm zugehöre, wieder „zurück zu fordern? Iſt es wohl zu glauben, daß er ſo lange werde ge„wartet haben, bis die ganz beſondere und vollkommene Schönheit der „Virginia, welche von dem Neide ſelbſt geprieſen wird, ein Gegenſtand „ſeiner Unverſchämtheit, welche das Eigenthum aller Laſterhaften iſt, gewor„den wäre? Beweiſet dieſe Aufführung nicht, daß in Ermangelung eines „gegründeten Rechts, die Urſache, die ihm ſeine böſe Gemüthsart darge„bothen, falſch und erdichtet ſey?

Ein jeder andrer, als Appius, würde vielleicht nicht wiſſen, was er auf ſo triftige Vertheidigungen antworten ſolle; ihm aber, der in allen Ränken ſo geübt iſt, fehlt es an Ausflucht gar nicht. Er iſt es ſelbſt, der für den Claudius antworten will. Er iſt, ſeines Gewiſſens wegen dazu verbunden. Jedermann weis, wie ergeben ihm Claudius ſey, und kann ſich alſo leicht einbilden, daß er bey aller vorfallenden Noth ſeine Zuflucht zu ſeinem Beſchützer werde genommen haben. Er nimmt alſo daher den Vorwand zu verſichern, daß ihm Claudius ſchon vor vielen Jahren inſtändigſt gebeten habe, ihn zu dem Eigenthume derjenigen wieder zu verhelfen, welche Virginius für ſeine Tochter halte. Er betheuert es, daß dieſer Römer beſtändig wegen ſeines Rechts bey einerley Gründen geblieben ſey, und ſich allezeit auf dieſelben Zeugen beruffen habe, auf die er ſich heut beruffe. „Die öffentlichen Angelegenheiten, ſetzt er hinzu, „und die vorgefallenen Veränderungen der Regierung, ſind wegen der „vielen Beſchäftigungen, die ich dabey gehabt, die Urſache dieſes langen „Aufſchubes. Nun aber, da Claudius auf ſeiner Forderung beſteht, „kann ich mich nicht weigern, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

„Wie? ruft Virginius. Iſt es möglich, Appius, daß dich deine „Blindheit, der offenbaren Wahrheit ungeachtet, ein ſolches Urtheil fällen „läßt? Bemerkſt du denn nicht, daß ſich dieſer Betrieger auf Zeugen be„ruft, und doch keine vorſtellt? Willſt du das Volk aufs neue zu ſchreyen

„bewegen? Willst du seine Ruhe nochmals auf das Spiel setzen? Ver„dienen die Töchter der Römer, daß du ihnen ohne Untersuchung, mit „so vieler Härte und Verachtung begegnest? Nimm dich in Acht, daß ein „solches Verfahren . .

Diese Rede beleidiget den Appius zu sehr, als daß er sie nicht unterbrechen sollte. Er steht zornig auf und spricht: „Meine Wuth wird „aufgebracht, da ich die Vollziehung meines Urtheils durch deine bos„haften Ausflüchte so lange verzögern sehe. Du willst ohne Zweifel die „Anhänger des Icilius dadurch Zeit gewinnen lassen, sich zu versamm„len; doch meine Wache soll mir bald Gehorsam verschaffen. Gleich, „Schergen und Soldaten, macht; daß dem Eigenthümer seine Sklavin „wieder zugestellt werde.

Diese setzen sich hierauf sogleich in Bewegung; doch Virginius hält sie zurück, in dem er vorstellt, daß die Gewalt gegen ein Weibsbild, welche nichts als ihre Thränen entgegen stellen könne, ganz unnöthig seyn würde. Es scheint ihm übrigens, daß Claudius, ohne etwas zu befürchten, warten, und Appius einige Vorschläge, die er thun wolle, anhören könne, weil sie doch die Macht in Händen hätten. Dieser unglückliche Vater will noch einen neuen Versuch wagen, Virginien zu retten. Es ist ihm nicht möglich die natürliche Zärtlichkeit abzulegen, er will also lieber sein ganzes Vermögen hingeben, wenn man ihm nur diese geliebte Tochter lassen wolle. Er will nichts als die Waffen behalten, das Eigenthum eines jeden würdigen Bürgers. Seine langen Dienste, seine bekannten Thaten, seine Lorbeern, seine Wunden, sein hohes Alter, sein durch die Last und Beschwerlichkeiten des Krieges entkräfteter Körper, sind die Gründe die er zur Genehmhaltung dieses Vergleichs anführt. Er beschwört den Decemvir einige Achtung davor zu haben, und nicht zuzugeben, daß ein so schlechtes und unschuldiges Mittel die Partheyen zu vereinigen, fruchtlos bleibe.

Doch Claudius will von keinem Vergleiche hören. „Kein Vortheil, „sagt er, kann die Beschimpfung wieder gut machen, die man meiner „Redlichkeit erwiesen hat.

Und Appius seines Theils behauptet, daß diese Betrachtung, welche die Ehre zum Grunde habe, ihm den Mund schließe, und die Hände binde.

Umsonst bestehet Appius sowohl bey dem einen als bey dem andern

darauf. Claudius versichert, daß seine eigne Ehre ihn einen so vortheilhaften Vergleich auszuschlagen nöthige; und der Decemvir schützt seine Unpartheylichkeit vor, ihn zu befehlen. Alles, was der verzweifelnde Vater erhalten kann, ist, daß er mit seiner Tochter noch insgeheim reden darf, und zwar unter dem Vorwande, wo möglich, einige Erläuterungen von ihr zu erhalten, die seinen Schmerz etwa lindern könnten. Appius legt ihm aber gleichwohl die Bedingung auf, daß sie Claudius nicht aus dem Gesichte verlieren solle, worein Virginius auch willigen muß, und es verspricht. Der Vater und die Tochter begeben sich also zusammen weg, und Claudius folgt ihnen.

## Dritter Auftritt.

Nachdem sie weg sind, befiehlt der Decemvir allen übrigen sich gleichfalls fortzubegeben, weil, wie er sagt, der Proceß aus sey, und sein Urtheil nicht aufgehoben werden könne. Er droht so gar, sie mit Gewalt dazu zu zwingen; doch der muthige Icilius, welcher bis jetzt ein tiefes Stillschweigen beobachtet hat, antwortet ihm. „Deine Befehle, Appius, „erschrecken mich nicht. In Erwartung andrer, kann ich mich noch nicht „von hier begeben.

„Wie? versetzt Appius; so ist mein Zorn nicht vermögend deine „Kühnheit im Zaume zu halten. Auf dann, Schergen und Soldaten . .

## Vierter Auftritt.

Hier wird er durch die Ankunft des Valerius und Horatius unterbrochen, welche an der Spitze einer Menge Römer herbey eilen. Diese zwey Rathsherren brauchen weiter keine Mäßigung. Sie werfen dem Decemvir öffentlich seine Tyranney und seine Ausschweifungen vor. Sie dringen darauf, daß er Virginien ihrem Vater zurückgeben, oder des Mißvergnügens so vieler rechtschafnen Leute, die sie zurück verlangen, und die ihn ohne dieses Verbrechen schon verabscheuen, gewärtig [illegible] solle. Doch Appius beharrt halsstarrig bey seiner Verirrung und antwortet mit zuversichtlicher Mine: „Ob ich gleich den ungestümen Lerm „sehe, auf welchen sich eure Kühnheit stützet, so werden die Drohungen „meinen Arm doch nicht abwenden, so lange ihn die Gerechtigkeit selbst „lenket.

## Fünfter Auftritt.

In dieſem Augenblicke erſcheint Virginius wieder, mit einem blutigen Dolche in der Hand, und ſpricht einige abgebrochne Worte, welche ſeine Verwirrung, ſeinen Schmerz und ſeine Verzweiflung ausdrücken. Alle die ihn ſehen ſind in der größten Erwartung, und einen jeden ſchauert, als endlich der unglückliche Greis anhebt: „Es iſt geſchehen, Barbar; es „iſt geſchehen.“ Ich habe für meine Ehre nichts mehr zu fürchten. Dieſer „Dolch hat eben der ſchönen Virginia das Leben genommen, welche mit „Vergnügen ihre Jugend und ihre Reize aufgeopfert, um ihre Tugend „zu retten und ſie gegen deine ſtrafbaren Begierden in Sicherheit zu ſetzen. „Auch der nichtswürdige Claudius iſt durch mein Schwerd umgekommen.

„Nun aber, liebſten Freunde, . . welche Wuth bemeiſtert ſich mei„ner! . . Wenn meine grauen Haare einigen Troſt von euch hoffen können; „wenn das ſchöne und unſchuldige Opfer, welches ich habe ſchlachten müſſen, „die unbeweglichſten Herzen rühren kann; wenn die mächtige Liebe des „Vaterlandes ihre Rechte zurück heiſcht; wenn der offenbare Mißbrauch „der oberſten Gewalt, eure alten Geſinnungen wieder erweckt; wenn euch „die Knechtſchaft ſchimpflich und entehrend ſcheinet: ſo ſteht mir wider „dieſes Ungeheuer bey. Halte nicht länger an dich, tapfrer Icilius. „Und ihr, edle Rathsglieder, verbindet euch mit mir. Ob ihr ſchon bis „jetzt, uns zu Hülfe zu kommen, gezaudert habt, ſo erlaubt euch doch „noch die Zeit, an der gemeinen Rache Theil zu nehmen.

„Die erniedrigte Vernunft verlangt den Tod des Tyrannen. Das „Blut einer unglücklichen Römerin verlangt ihn.

Welchen Streich verſetzt dieſe Nachricht dem verliebten Icilius! Sein Haß, ſeine Wuth, ſein gerechter Zorn gegen den Decemvir kennen weiter keine Grenzen. Er zieht ſo gleich den Degen, und da die übrigen alle ein gleiches thun, ſo ſtürzen ſie insgeſammt auf den Appius und ſeine Wache. Die zwey Rathsglieder treten auf ihre Seite, und der ſtolze Appius, welcher viel zu ſchwach iſt, einen ſo harten Anfall auszuhalten, iſt genöthiget mit ſeinen Leuten in das Capitolium zu fliehen.

## Sechſter Auftritt.

Indem man ihn verfolgt, beklagt Publicia mit den andern Römerinnen das traurige Schickſal der Virginia, und die unglücklichen

Umſtände, in welchen ſie ſich ſelbſt befinden. Sie ſehen überall nichts als Grauß, Verwirrung und Schrecken. Und indem ſie ſo zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben, bitten ſie die Götter das Leben der tapfern Verſchwornen zu erhalten, und ihren Waffen Sieg zu verleihen.

## Siebender und letzter Auftritt.

Unterdeſſen verbleiben ſie nicht lange in dieſer grauſamen Ungewißheit. Icilius kömmt, mit ſeinem vom Blute rauchenden Degen in der Hand, zurück, und meldet ihnen den Tod des verhaßten Appius.

Dieſe Nachricht lindert ein wenig den Schmerz der Publicia; doch iſt dieſes für ſie, deren Herz von dem Verluſte ihrer Gebietherin auf das empfindlichſte durchdrungen iſt, und die nach nichts als nach Rache dürſtet, noch nicht genug. Sie muß zu ihrer Tröſtung noch wiſſen, wie der Barbar umgekommen iſt. Sie erſucht den Icilius, es ihr zu erzehlen, damit ſie an der Ehre dieſes Ausganges Theil nehmen könne; und Icilius thut ihr mit folgenden ein Genüge.

„Kaum waren wir, Publicia, über ihn her gefallen, als ihn ſeine „Schergen und ſeine Soldaten verlieſſen. Sie flohen und zerſtreuten ſich, „ohne einen Streich zu wagen, die einen aus Haß, die andern aus Furcht. „Als der Tyrann ſich von den Schwerdtern umringt ſahe, und gewahr „ward, daß ich bereits den Arm erhoben hatte, ihn ohne Erbarmen zu „durchſtoſſen, ſo ſtieß er ſich ſein eigen Schwerd durch die nichtswürdige „Bruſt, faſt in eben dem Augenblicke, als er von dem meinigen durch„bohrt ward. Der Geſchwindigkeit alſo ungeachtet mit welcher er ſich den „Streich verſetzte, kann ich ſagen, daß ich zu ſeinem Tode etwas beyge„tragen habe, ob ich ihn ſchon nicht zuerſt verwundet. So bald man ihn „in ſeinem Blute ſchwimmend, auf den Boden geſtürzt, und unter ſchreck„lichen Gebrülle den Geiſt aufgeben ſahe, beſchloſſen alle Verſchworne, „ein ſo groſſes Werk nicht unvollendet zu laſſen, ſondern gingen einmü„thig, auch die übrigen Tyrannen, die an ſeinen Gewaltthätigkeiten Theil „gehabt, aufzuſuchen und zu beſtrafen. Ich aber, als ein betrübter und „aufrichtiger Liebhaber, dem kein andrer Gegenſtand von dem koſtbaren „Gute, das ich verlohren habe, ſo leicht abwendig machen kann, eile, „meiner geliebten Virginia mit gefälligen Händen die letzte Ehre zu „erweiſen. Ich will, ihr Gedächtniß zu verewigen, ihrer Aſche ein Grab„mahl errichten, welches ſie den ſpäteſten Jahrhunderten überliefern ſoll.

„Kommt, begleitet mich, ihr getreueſten Freundinnen meiner Geliebten! „Ihr Verdienſt und meine Liebe heiſchen es. Ihr werdet meine Thränen „rechtfertigen, und ſie eines ſo groſſen Gegenſtandes würdig machen helfen.

Publicia iſt über das, was ſie gehört hat, vergnügt, und beſchließt das ganze Stück mit folgenden Worten: „Komm, Icilius, komm; und „vergiß nicht, dadurch, daß die zwey Böſewichter unbegraben liegen blei„ben, und durch das prächtige Leichenbegängniß, welches du für Virgi„nien vorhaſt, der Welt zwey Beweiſe zu geben, daß die Tugend niemals „ohne Belohnung, und das Laſter niemals ohne Strafe bleibe!

## IV.

## Auszug aus dem Schauſpieler des Herrn Remond von Sainte Albine.

Ich habe lange Zeit vorgehabt, dieſes Werk des Herrn von Sainte Albine zu überſetzen. Doch Gründe, die ich am Ende anführen will, haben mich endlich bewogen, die Ueberſetzung in einen Auszug zu verwandeln. Ich werde mich bemühen, ihn ſo unterrichtend, als möglich, zu machen.

Unſre Schrift iſt ſchon im Jahr 1747. zu Paris auf zwanzig Bogen in Octav unter folgendem Titel ans Licht getreten: **Le Comedien. Ouvrage divisé en deux Parties; par M. *Remond de Sainte Albine.*** Ich kann von ihrem Verfaſſer weiter keine Nachricht geben, als daß er ſelbſt kein Schauſpieler iſt, ſondern ein Gelehrter, der ſich auch um andre Dinge bekümmert, welche die meiſten, ohne Zweifel, wichtiger nennen werden. Ich ſchlieſſe dieſes aus ſeinem Aufſatze **sur le Laminage** (vom Blechſchlagen) wovon ich bereits die dritte Ausgabe habe angeführt gefunden.

Sein Schauſpieler iſt, wie gleich auf dem Titel geſagt wird, ein Werk, welches aus zwey Theilen beſteht. Zu dieſen kommt noch eine Vorrede und eine kurze Einleitung.

In der Vorrede wundert ſich der Verfaſſer, daß noch niemand in Frankreich darauf gefallen ſey, ein eigentliches Buch über die Kunſt Tragödien und Komödien vorzuſtellen, zu verfertigen. Er glaubt, und das

mit Recht, seine Nation habe es mehr als irgend eine andre verdient, daß ihr ein philosophischer Kenner ein solches Geschenk mache. — — Was er sonst in der Vorrede sagt, sind Complimente eines Autors, die eines Auszuges nicht wohl fähig sind. Man läßt ihnen nichts, wenn man ihnen die Wendungen nicht lassen will.

Die Einleitung fängt mit einer artigen Vergleichung der Mahlerey und Schauspielkunst an. Diese erhält den Vorzug. „Umsonst rühmt sich „die Mahlerey, daß sie die Leinewand belebe; es kommen aus ihren Hän„den nichts als unbelebte Werke. Die dramatische Dichtkunst hingegen, „giebt den Wesen, welche sie schaft, Gedanken und Empfindungen, ja so „gar, vermittelst des theatralischen Spiels, Sprache und Bewegung. Die „Mahlerey verführt die Augen allein. Die Zauberey der Bühne fesselt „die Augen, das Gehör, den Geist und das Herz. Der Mahler stellt „die Begebenheiten nur vor. Der Schauspieler läßt sie auf gewisse „Weise noch einmal geschehen. Seine Kunst ist daher eine von denjenigen, „welchen es am meisten zukömmt, uns ein vollständiges Vergnügen zu „verschaffen. Bey den übrigen Künsten, welche die Natur nachahmen, „muß unsre Einbildungskraft ihrem Unvermögen fast immer nachhelfen. „Nur die Kunst des Schauspielers braucht diese Nachhülfe nicht; und „wenn ihre Täuscherey unvollkommen ist, so liegt es nicht an ihr, son„dern an den Fehlern derjenigen, welche sie ausüben. — — Hieraus folgert der Verfasser, wie unumgänglich nöthig es sey, daß sich diejenigen, die sich damit abgeben wollen, vorher genau prüfen. Sie müssen untersuchen, ob ihnen nicht diejenigen natürlichen Gaben fehlen, ohne welche sie nicht einmal dem allergemeinsten Zuschauer gefallen können. Besitzen sie diese, so kömmt es darauf an, diejenigen Vollkommenheiten zu erlangen, welche ihnen den Beyfall der Zuschauer von Geschmack und Einsicht erwerben. „Die Natur muß den Schauspieler entwerfen. Die Kunst muß „ihn vollends ausbilden.

Nach diesen zwey Puncten ist das ganze Werk geordnet. In dem ersten Theile nehmlich wird von den vorzüglichsten Eigenschaften geredet, welche die Schauspieler von der Natur müssen bekommen haben. In dem zweyten Theile wird von dem gehandelt, was sie von der Kunst erborgen müssen.

Der erste Theil sondert sich wiederum in zwey Bücher ab. Das erste Buch macht verschiedne Anmerkungen über die natürlichen Gaben,

welche allen Schauſpielern überhaupt unentbehrlich ſind. Das zweyte Buch betrachtet diejenigen natürlichen Gaben, welche zu dieſer oder jener Rolle insbeſondere erfordert werden.

Wir wollen das erſte Buch näher zu betrachten anfangen. Es beſteht aus vier Hauptſtücken und zwey angehängten Betrachtungen. Gleich das erſte Hauptſtück unterſucht, ob es wahr ſey, daß es vortrefflichen Schauſpielern an Witze gefehlt habe? Man glaubt zwar faſt durchgängig, daß man ſich auch ohne Witz auf der Bühne Ruhm erwerben könne; allein man irrt gewaltig. Kann ein Schauſpieler wohl in ſeiner Kunſt vortreflich ſeyn, wenn er nicht, in allen verſchiednen Stellungen mit einem geſchwinden und ſichern Blicke dasjenige, was ihm zu thun zukömmt, zu erkennen vermag? Eine feine Empfindung deſſen, was ſich ſchickt, muß ihn überall leiten. „Doch nicht genug, daß er alle „Schönheiten ſeiner Rolle faßt. Er muß die wahre Art, mit welcher jede „von dieſen Schönheiten auszudrücken iſt, unterſcheiden. Nicht genug, „daß er ſich bloß in Affect ſetzen kann; man verlangt auch, daß er es „niemals als zur rechten Zeit, und gleich in demjenigen Grade thue, „welchen die Umſtände erfordern. Nicht genug, daß ſich ſeine Figur für „das Theater ſchickt, daß ſein Geſicht des Ausdrucks fähig iſt; wir ſind „unzufrieden, wenn ſein Ausdruck nicht beſtändig und genau mit den Be„wegungen zuſammen trift, die er uns zeigen ſoll. Er muß nicht bloß „von der Stärke und Feinheit ſeiner Reden nichts laſſen verlohren gehen; „er muß ihnen auch noch alle die Annehmlichkeiten leihen, die ihnen Aus„ſprache und Action geben können. Es iſt nicht hinreichend, daß er bloß „ſeinem Verfaſſer treulich folgt; er muß ihm nachhelfen; er muß ihn unter„ſtützen. Er muß ſelbſt Verfaſſer werden; er muß nicht bloß alle Fein„heiten ſeiner Rolle ausdrücken; er muß auch neue hinzuthun; er muß „nicht bloß ausführen, er muß ſelbſt ſchaffen. Ein Blick, eine Bewegung „iſt zuweilen in der Komödie ein ſinnreicher Einfall, und in der Tragödie „eine Empfindung. Eine Wendung der Stimme, ein Stillſchweigen, die „man mit Kunſt angebracht, haben zuweilen das Glück eines Verſes ge„macht, der nimmermehr die Aufmerkſamkeit würde an ſich gezogen haben, „wenn ihn ein mittelmäßiger Schauſpieler, oder eine gemeine Schauſpie„lerin ausgeſprochen hätte. . . Der Witz iſt ihnen alſo eben ſo unumgänglich nöthig, als der Steuermann dem Schiffe. Eine lange Erfahrung auf der Bühne kann zwar dann und wann den Mangel deſſelben

verbergen, und ein Schauſpieler ohne Witz kan andre Gaben in einem hohen Grade haben, und ſie oft zufälliger Weiſe ſo glücklich anwenden, daß wir ihm Beyfall geben müſſen. Doch es währt nicht lange, ſo erinnert uns wieder ein Mißverſtand in dem Tone, in der Bewegung, in dem Ausdrucke des Geſichts, daß wir ſeiner Organiſation, und nicht ihm den Beyfall ſchuldig ſind. — — Sonſt hat man noch bemerkt, daß man die tragiſchen Schauſpieler weit öftrer, als die komiſchen des Mangels am Witze beſchuldiget hat. Dieſer Unterſchied kömmt ohne Zweifel daher, weil das Feine in dem Spiele der letztern von den gemeinen Zuſchauern leichter kann erkannt werden, als das Feine in dem tragiſchen Spiele. Der Witz in der Tragödie muß ſich größten Theils, ſowohl bey dem Verfaſſer als bey dem Acteur, unter der Geſtalt der Empfindung zeigen, und man hat Mühe ihn unter dieſer Verkleidung zu erkennen. Und überhaupt geht man nicht ſowohl in die Tragödie ſeinen Witz, als ſein Herz zu brauchen. Man überläßt ſich den Bewegungen, die der Schauſpieler erweckt, ohne zu überlegen, durch welchen Weg er dazu gelangt iſt. — — Man muß aber nur hier merken, von was für einem Witze die Rede iſt. An dem leichten Witze, welcher nur zur Prahlerey dienet, und uns nur in Kleinigkeiten und unnützen Dingen ein Anſehen giebt, kann es ganz wohl groſſen Schauſpielern gemangelt haben: aber niemals an dem gründlichen Witze, welcher uns das verborgenſte an einem Dinge entdeckt, und es uns anzuwenden lehret — — Von dem Witze kommt der Verfaſſer im zweyten Hauptſtücke auf die Empfindung. Er unterſucht, was die Empfindung ſey, und ob ſie bey dem tragiſchen Schauſpieler wichtiger ſey, als bey dem komiſchen. Unter der Empfindung wird hier nicht bloß die Gabe zu weinen verſtanden, ſondern dieſes Wort hat einen gröſſern Umfang, und bedeutet bey den Schauſpielern die Leichtigkeit in ihren Seelen die verſchiedenen Leidenſchaften, deren ein Menſch fähig iſt, auf einander folgen zu laſſen. Aus dieſer Erklärung iſt das übrige zu entſcheiden. In den Bezirk des Trauerſpiels gehören nur ſehr wenig Leidenſchaften, Liebe, Haß, Ehrgeitz, welche noch dazu in dem Schrecklichen und Traurigen alle mit einander übereinkommen. Die Komödie hingegen ſchließt keine einzige Leidenſchaft aus; und dieſe alle muß der Schauſpieler annehmen und von einer auf die andre überſpringen können. Weil aber die Leidenſchaften in der Komödie nicht ſo gewaltſam ſind, als in der Tragödie: ſo muß der komiſche Schauſpieler

zwar die Empfindung in einem größern Umfange, der tragiſche aber in einem männlichern Grade beſitzen. — — Mit der Empfindung hat das Feuer einige Verwandtſchaft, und von dieſem unterſucht der Verfaſſer im dritten Hauptſtücke, ob ein Schauſpieler deſſen zu viel haben könne? Das Feuer beſteht nicht in der Heftigkeit der Declamation, oder in der Gewaltſamkeit der Bewegungen, ſondern es iſt nichts anders als die Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Theile, die einen Schauſpieler ausmachen, zuſammen treffen, um ſeiner Action das Anſehen der Wahrheit zu geben. In dieſem Verſtande nun iſt es unmöglich, daß eine ſpielende Perſon allzuviel Feuer haben könne. „Man wird ſie zwar mit Recht tadeln, wenn ihre Action mit „ihrem Charakter, oder mit der Stellung, in welcher ſie ſich befindet, „nicht überein kömmt, und wenn ſie, anſtatt Feuer zu zeigen, nichts „als convulſiviſche Verzückungen ſehen, und nichts als ein überläſtiges „Geſchrey hören läßt. Allein alsdenn werden Leute von Geſchmack ihr „nicht allzuviel Feuer Schuld geben, ſondern ſie werden ſich vielmehr „beklagen, daß ſie nicht Feuer genug hat; ſo wie ſie, anſtatt mit dem „Publico bey gewiſſen Schriftſtellern allzuviel Witz zu finden, vielmehr „finden, daß es ihnen daran fehlt. Ein Schriftſteller leihet zum Exempel „in einem Luſtſpiele dem Bedienten oder dem Mägdchen die Sprache eines „witzigen Kopfes; er legt einer Perſon, welche von einer heftigen Leiden„ſchaft getrieben wird, Madrigale oder Sinnſchriften in Mund: und als„denn ſagt man, er habe allzuviel Witz. Genauer zu reden, ſollte man „vielmehr ſagen, er habe nicht Witz genung, die Natur zu erkennen, und „ſie nachzuahmen. So auch mit dem Schauſpieler; kömmt er bey Stellen „außer ſich, wo er nicht außer ſich kommen ſoll, ſo iſt dieſes unnatürlich. „Allein er verfällt in dieſen Fehler nicht aus Ueberfluß, ſondern aus „Mangel der Hitze. Er empfindet alsdenn nicht das, was er empfinden „ſollte; und drückt das nicht aus, was er ausdrücken ſollte. Es iſt daher „kein Feuer, was wir bey ihm gewahr werden, ſondern es iſt Unge„ſchicklichkeit; es iſt Unſinn — — Aus dieſem wird man leicht urtheilen können, ob ein Schauſpieler des Feuers ganz und gar überhoben ſeyn könne. Unmöglich; wenn man anders das, was wir angeführt haben, und nicht die bloſſe äußerliche Heftigkeit in der Stimme und in den Bewegungen darunter verſteht — — Bis hierher hat der Verfaſſer die innerlichen natürlichen Gaben betrachtet, nun kömmt er auf die

äußerlichen, und unterſucht in dem vierten Hauptſtücke, ob es vortheilhaft ſeyn würde, wenn alle Perſonen auf dem Theater von ausnehmender Geſtalt wären? „Gewiſſe Zuſchauer, welche das „ſinnliche Vergnügen dem geiſtigen vorziehen, werden mehr durch die „Schauſpielerinnen, als durch die Stücke vor die Bühne gelockt. Als „Leute, die nur gegen die Geſtalt empfindlich, und immer geneigt ſind, „ein liebenswürdiges Geſicht für Talente anzunehmen, wollten ſie lieber „gar, daß auch die alte Mutter des Orgons im Tartüff, die Madam „Pernelle, reitzend wäre. — — Doch dieſe Herren verſtehen den Vortheil der Zuſchauer ſehr ſchlecht, und noch ſchlechter verſtehen ſie das, was die Einrichtung der Komödie ſelbſt erfordert. Den erſtern verſtehen ſie deswegen nicht, weil, wenn es wahr wäre, daß nur ausnehmend ſchöne Geſtalten auf dem Theater erſcheinen dürften, das Publicum nicht ſelten die vortreflichſten Schauſpieler entbehren würde, denen es ſonſt an keiner Art von Geſchicklichkeit mangelt. Noch ſchlechter, wie geſagt, verſtehen ſie das, was die Einrichtung der Komödie erfordert, nach welcher die äuſſerlichen Vollkommenheiten unter die Acteurs nicht gleich vertheilt ſeyn müſſen, ja nach welcher es ſo gar oft gut iſt, wenn gewiſſe Acteurs einige von dieſen Vollkommenheiten ganz und gar nicht beſitzen. „Regelmäßige Geſichtszüge, ein edles Anſehen nehmen uns freylich überhaupt „für eine Perſon auf dem Theater ein; allein es giebt Rollen, welche „ihr weit beſſer anſtehen, wenn ihr die Natur dieſe Vorzüge nicht ertheilt „hat. Ich weis wohl, daß man, ohne von dem Mangel der Wahrſcheinlichkeit beleidiget zu werden, ja daß man ſogar mit Vergnügen eine junge „Schöne die Perſon einer Alten, und einen liebenswürdigen Schauſpieler „einen groben und tölpiſchen Bauer vorſtellen ſieht. Ich weis wohl, daß „wir nicht in die Komödie gehen, die Gegenſtände ſelbſt, ſondern blos „ihre Nachahmung zu ſehen . . Gleichwohl aber muß man doch unter „den Gattungen der komiſchen Rollen einen Unterſchied machen. Einige „ergötzen uns durch die bloſſe Nachahmung gewiſſer lächerlichen Fehler. „Andre aber ergötzen uns durch die Abſtechung, die ſich entweder zwiſchen „dem Vorgeben der Perſon und den Beweiſen, auf welche ſie daſſelbe „gründet, oder zwiſchen dem Eindrucke befindet, den ſie bey denjenigen „Perſonen, die mit ihr ſpielen, machen ſollte, und zwiſchen dem Eindrucke, „welchen ſie wirklich bey ihnen macht. Je mehr ein Schauſpieler, in den „Rollen von der erſten Art, die Vollkommenheiten hat, die den Fehlern,

„welche er nachahmt, entgegen geſetzt ſind; deſto mehr wiſſen wir es ihm „Dank, wenn er uns gleichwohl eine vollkommene Abſchilderung von dieſen „Fehlern macht. Je weniger aber, in den Rollen von der zweyten Art, „ein Schauſpieler die Vollkommenheiten hat, welche die Perſon, die er „vorſtellt, haben will, oder welche ihm die andern ausſchweifenden Per„ſonen des Stücks beylegen, deſto lächerlicher macht er die närriſche Ein„bildung des einen und das abgeſchmackte Urtheil des andern, und deſto „komiſcher folglich wird ſeine ganze Action. Die Rolle eines Menſchen, „der nach der Meinung des Verfaſſers, mit aller Gewalt den Titel eines „Schönen haben will, wird weit weniger belacht werden, wenn ſie von „einem Komödianten geſpielt wird, der ſich dieſes Titels in der That „anmaaßen könnte, als wenn ſie einer vorſtellt, der der Natur in dieſem „Stücke weniger zu danken hat. Der Irrthum eines albernen Tropps, „welcher einen Bedienten für einen Menſchen von Stande anſieht, wird „uns weniger ergötzen, wenn das gute Anſehen des Bedienten den Irr„thum entſchuldigen kann, als wenn er ganz und gar nichts an ſich hat, „das ihn rechtfertigen könnte. Weit gefehlt alſo, daß es gut ſeyn ſollte, „wenn alle Schauſpieler von reizender und ausnehmender Geſtalt wären; „es iſt vielmehr unſerm Vergnügen zuträglicher, wenn ſie nicht alle nach „einem Muſter gebildet ſind. Unterdeſſen aber muß man dieſe Maxime „nicht allzuweit ausdehnen. Wir erlauben ihnen zwar, gewiſſe Vollkom„menheiten nicht zu haben; aber die gegenſeitigen Fehler zu beſitzen, ver„ſtatten wir ihnen durchaus nicht. Sie müſſen ſo gar völlig von gewiſſen „Mängeln frey ſeyn, die uns bey andern Perſonen, die ſich dem Schau„ſpiele nicht widmen, wenig oder gar nicht anſtößig ſeyn würden. Der„gleichen ſind, zu lange oder kurze Arme, ein zu großer Mund, übel„geſtaltene Füße ꝛc. . . Zu dieſen vier Hauptſtücken fügt der Verfaſſer noch zwey Anmerkungen, die mit dem Inhalte des erſten Buches genau verbunden ſind. Die erſte iſt dieſe: Die Schauſpieler können in den Nebenrollen, des Witzes, des Feuers und der Empfindung eben ſo wenig entübrigt ſeyn, als in den Hauptrollen. Die Urſache iſt, weil in guten Stücken auch die Nebenrollen, nicht etwa zum Ausflicken da ſind, ſondern einen Einfluß in das Ganze haben, und ſich oft eben ſo thätig erweiſen, als die allervornehmſten Perſonen. Die Vertrauten, zum Exempel, in den Trauerſpielen, haben oft ſo vortrefliche Stellen, beſonders in den Erzehlungen, die ihnen meiſten Theils

aufgetragen werden, zu ſagen, daß ſie ohne Witz, ohne Feuer und ohne Empfindung gewiß alles verderben würden. Die zweyte Anmerkung iſt dieſe: Wenn man auch ſchon die vornehmſten Vollkommenheiten hat, die zu einem Schauſpieler erfordert werden, ſo muß man doch in einem gewiſſen Alter zu ſpielen aufhören. Denn in den Schauſpielen beleidiget uns unumgänglich alles dasjenige, was uns Gelegenheit giebt, die Schwachheiten der menſchlichen Natur zu überlegen, und auf uns ſelbſt verdrüßliche Blicke zurück zu werfen. Es werden hier bloß diejenigen Rollen ausgenommen, deren Lächerliches durch das wahre Alter des Schauſpielers vermehrt wird, zum Exempel, die Rollen der Alten, die mit aller Gewalt noch jung ſeyn wollen; auch muß man gegen Acteurs von auſſerordentlichen Gaben einige Nachſicht haben; nur werden dieſe alsdann ſo billig ſeyn, wenn es in ihrer Gewalt ſtehet, keine andre als ſolche Rollen zu wählen, welche mit ihrem Alter nicht allzuſehr abſtechen. Frankreich hat es ſelbſt ſeinem Baron nicht vergeben, daß er noch in ſeinen letzten Jahren ſo gern junge Prinzen vorſtellte. Es konnte es durchaus nicht gewohnt werden, ihn von Schauſpielerinnen Sohn nennen zu hören, deren Großvater er hätte ſeyn können.

In dem zweyten Buche des erſten Theils handelt der Verfaſſer von einigen Vorzügen, welche gewiſſe Schauſpieler insbeſondere haben müſſen. Dieſe Schauſpieler ſind erſtlich diejenigen, welche man in der Komödie Vorzugsweiſe die komiſchen nennt; zweytens diejenigen, welche ſich in der Tragödie durch ihre Tugenden unſere Bewunderung, und durch ihre Unglücksfälle unſer Mitleiden erwerben ſollen; und drittens diejenigen, welche ſo wohl in der Tragödie als Komödie die Rollen der Liebhaber vorſtellen. Alle dieſe haben gewiſſe beſondere Gaben nöthig, welche Theils innerliche, Theils äußerliche ſind. Dieſer Eintheilung gemäß macht der Verfaſſer in dieſem zweyten Buche zwey Abſchnitte, deren erſter die innerlichen, und der zweyte die äußerlichen Gaben unterſucht. Wir wollen uns zu dem erſten Abſchnitte wenden, welcher aus fünf Hauptſtücken beſteht. In dem erſten Hauptſtücke zeigt er, daß die Munterkeit denjenigen Schauſpielern, welche uns zum lachen bewegen ſollen, unumgänglich nöthig ſey. „Wenn man, ſind „ſeine Worte, eine komiſche Perſon vorſtellt, ohne ſelbſt Vergnügen daran „zu haben, ſo hat man das bloße Anſehen eines gedungenen Menſchen, „welcher nur deswegen Komödiant iſt, weil er ſich ſeinen Lebensunterhalt

„auf keine andre Art verſchaffen kann. Theilt man aber das Vergnügen „mit dem Zuſchauer, ſo kann man ſich allezeit gewiß verſprechen, zu ge„fallen. Die Munterkeit iſt der wahre Apollo der komiſchen Schauſpieler. „Wenn ſie aufgeräumt ſind, ſo werden ſie faſt immer Feuer und Genie „haben. . . Es iſt aber hierbey wohl zu merken, daß man dieſe Munterkeit mehr in ihrem Spiele als auf ihren Geſichtern zu bemerken verlangt. Man giebt tragiſchen Schauſpielern die Regel: weinet wenn ihr wollt, daß ich weinen ſoll; und den komiſchen Schauſpielern ſollte man die Regel geben: Lachet faſt niemals, wenn ihr wollt, daß ich lachen ſoll. . . Das zweyte Hauptſtück zeigt, daß derjenige, welcher keine erhabne Seele habe, einen Helden ſchlecht vorſtelle. Unter dieſer erhabnen Seele muß man nicht die Narrheit gewiſſer tragiſchen Schauſpieler verſtehen, welche auch außer dem Theater noch immer Prinzen zu ſeyn ſich einbilden. Auch nicht das Vorurtheil einiger von ihnen, welche große Acteurs den allergrößten Männern gleich ſchätzen, und lieber gar behaupten möchten, es ſey leichter ein Held zu ſeyn, als einen Helden gut vorzuſtellen. Die Hoheit der Seele, von welcher hier geredet wird, beſteht in einem edeln Enthuſiasmo, der von allem was groß iſt in der Seele gewirkt wird. Dieſer iſt es, welcher die vortreflichen tragiſchen Schauſpieler von den mittelmäßigen unterſcheidet, und ſie in den Stand ſetzt, das Herz des gemeinſten Zuſchauers mit Bewegungen zu erfüllen, die er ſich ſelbſt nicht zugetrauet hätte . . Mit dieſem Enthuſiasmo, welcher für diejenige Perſon gehöret, die Bewunderung erwecken ſoll, muß derjenige Theil der Empfindung verbunden werden, welchen die Franzoſen unter dem Namen des Eingeweides (d'Entrailles) verſtehen, wenn eben dieſelbe Perſon unſer Mitleiden erregen will. Hiervon handelt das dritte Hauptſtück. „Wollen die tragiſchen Schau„ſpieler, ſagt der Verfaſſer, uns täuſchen; ſo müſſen ſie ſich ſelbſt täuſchen. „Sie müſſen ſich einbilden, daß ſie wirklich das ſind, was ſie vorſtellen; „eine glückliche Raſerey muß ſie überreden, daß ſie ſelbſt diejenigen ſind, „die man verräth, die man verfolgt. Dieſer Irrthum muß aus ihrer „Vorſtellung in ihr Herz übergehen, und oft muß ein eingebildetes Un„glück ihnen wahrhafte Thränen auspreſſen. Alsdann ſehen wir in ihnen „nicht mehr froſtige Komödianten, welche uns durch gelernte Töne und „Bewegungen für eingebildete Begebenheiten einnehmen wollen. Sie wer„den zu unumſchränkten Gebiethern über unſre Seelen; ſie werden zu

„Zaubrern, die das unempfindlichſte empfindlich machen können . . Und „dieſes alles durch die Gewalt der Traurigkeit, welche Leidenſchaft eine „Art von epidemiſcher Krankheit zu ſeyn ſcheinet, deren Ausbreitung eben „ſo ſchnell als erſtaunlich iſt. Sie iſt von den übrigen Krankheiten darinne „unterſchieden, daß ſie ſich durch die Augen und durch das Gehör mit„theilet; wir brauchen eine mit Grund wahrhaft betrübte Perſon nur zu „ſehen, um uns zugleich mit ihr zu betrüben. Der Anblick der andern „Leidenſchaften iſt ſo anſteckend nicht. Es kann ſich ein Menſch in unſrer „Gegenwart dem allerheftigſten Zorne überlaſſen; wir bleiben gleichwohl „in der vollkommenſten Ruhe. Ein andrer wird von der lebhafteſten „Freude entzückt, wir aber legen unſern Ernſt deswegen nicht ab. Nur „die Thränen, wenn es auch ſchon Thränen einer Perſon ſind, die uns „gleichgültig iſt, haben faſt immer das Vorrecht uns zu rühren. Da wir „uns zur Mühe und zum Leiden gebohren wiſſen, ſo leſen wir voll Trau„rigkeit unſere Beſtimmung in dem Schickſale der Unglücklichen, und ihre „Zufälle ſind für uns ein Spiegel, in welchem wir mit Verdruß das mit „unſerm Stande verknüpfte Elend betrachten. . . Dieſes bringt den Ver„faſſer auf eine kleine Ausſchweifung, welche viel zu artig iſt, als daß ich ſie hier übergehen ſollte. . . „Es iſt nicht ſchwer, ſpricht er, von unſrer „Leichtigkeit uns zu betrüben einen Grund anzugeben. Allein deſto ſchwerer „iſt es die Natur desjenigen Vergnügens eigentlich zu beſtimmen, welches „wir, bey Anhörung einer Tragödie, aus dieſer Empfindung ziehen. Daß „man in der Abſicht vor die Bühne geht, diejenigen Eindrücke, welche „uns fehlen, daſelbſt zu borgen, oder uns von denjenigen, die uns miß„fallen, zu zerſtreuen, darüber wundert man ſich gar nicht. Das aber, „worüber man erſtaunt, iſt dieſes, daß wir oft durch die Begierde Thrä„nen zu vergießen dahin geführt werden. Unterdeſſen kann man doch „von dieſer wunderlichen Neigung verſchiedne Urſachen angeben, und die „Schwierigkeit dabey iſt bloß, die allgemeinſte davon zu beſtimmen. Wenn „ich geſagt habe, daß das Unglück andrer ein Spiegel für uns ſey, in „welchem wir das Schickſal, zu dem wir verurtheilet ſind, betrachten, ſo „hätte ich einen Unterſchied dabey machen können. Dieſer Unterſchied kann „hier ſeine Stelle finden, und er wird uns eine von den Quellen des„jenigen Vergnügens, deſſen Urſprung wir ſuchen, entdecken. Der An„blick eines fremden Elends iſt für uns ſchmerzlich, wenn es nehmlich ein „ſolches Elend iſt, dem wir gleichfalls ausgeſetzt ſind. Er wird aber zu

„einer Tröſtung, wenn wir das Elend nicht zu fürchten haben, deſſen „Abſchilderung er uns vorlegt. Wir bekommen eine Art von Erleichterung, „wenn wir ſehen, daß man in demjenigen Stande, welchen wir beneiden, „oft grauſamen Martern ausgeſetzt ſey, für die uns unſre Mittelmäßig„keit in Sicherheit ſtellet. Wir ertragen alsdenn unſer Uebel nicht nur „mit weniger Ungeduld, ſondern wir wünſchen uns auch Glück, daß wir „nicht ſo elend ſind, als wir uns zu ſeyn eingebildet haben. Doch daher, „daß uns fremde Unglücksfälle, welche gröſſer als die unſrigen ſind, unſrer „geringen Glücksumſtände wegen tröſten, würde noch nicht folgen, daß „wir in der Betrübniß über dieſe Unglücksfälle ein Vergnügen finden „müßten, wenn unſre Eigenliebe, indem ſie ihnen dieſen Tribut bezahlt, „nicht dabey ihre Rechnung fände. Denn die Helden, welche durch ihr „Unglück berühmt ſind, ſind es zugleich auch durch auſſerordentliche Eigen„ſchaften. Je mehr uns ihr Schickſal rührt, deſto deutlicher zeigen wir, „daß wir den Werth ihrer Tugenden kennen, und der Ruhm, daß wir „die Größe gehörig zu ſchätzen wiſſen, ſchmeichelt unſerm Stolze. Uebri„gens iſt die Empfindlichkeit, wenn ſie von der Unterſcheidungskraft geleitet „wird, ſchon ſelbſt eine Tugend. Man ſetzt ſich in die Klaſſe edler Seelen, „indem man durchlauchten Unglücklichen das ſchuldige Mitleiden nicht ver„ſaget. Auf der Bühne beſonders läßt man ſich um ſo viel leichter für „vornehme Perſonen erweichen, weil man weis, daß dieſe Empfindung „durch die allzulange Dauer uns nicht überläſtig fallen, ſondern eine glück„liche Veränderung gar bald ihrem Unglücke, und unſrer Betrübniß ein „Ende machen werde. Werden wir aber in dieſer Erwartung betrogen, „und werden dieſe Helden zu Opfern eines ungerechten und barbariſchen „Schickſals; ſo werfen wir uns alsdann zwiſchen ihnen und ihren Fein„den zu Richtern auf. Es ſcheint uns ſogar, wenn wir die Wahl hätten, „entweder wie die einen umzukommen, oder wie die andern zu trium„phiren, daß wir nicht einen Augenblick in Zweifel ſtehen würden, und „dieſes macht uns in unſern Augen deſto größer. Vielleicht würde die „Unterſuchung, welche von dieſen Urſachen den meiſten Einfluß in das „Vergnügen habe, mit dem wir in einem Tauerſpiele weinen, ganz und „gar vergebens ſeyn. Vielleicht wird jede von denſelben nach Beſchaffen„heit derjenigen Seele auf welche ſie wirken, bald die vornehmſte, bald „die geringſte . . . Wir kommen von dieſer Ausſchweifung wieder auf den geraden Weg. Das vierte Hauptſtück beweiſet, daß nur diejenigen

Perſonen allein, welche gebohren ſind zu lieben, das Vorrecht haben ſollten, verliebte Rollen zu ſpielen. „Eine gewiſſe „Sängerin, erzehlt der Verfaſſer, ſtellte in einer neuen Oper eine Prinzeßin vor, die gegen ihren Ungetreuen in einem heftigen Feuer iſt; allein „ſie brachte diejenige Zärtlichkeit, welche ihre Rolle erforderte, gar nicht „hinein. Eine von ihren Geſellſchafterinnen, die der Urſachen ungeachtet, „warum zwey Perſonen von einerley Profeßion und von einerley Geſchlecht „einander nicht zu lieben pflegen, ihre Freundin war, hätte gar zu gerne „gewollt, daß ſie dieſe Rolle mit Beyfall ſpielen möchte. Sie gab ihr „daher verſchiedene Lehren, aber dieſe Lehren blieben ohne Wirkung. Endlich ſagte die Lehrerin einmal zu ihrer Schülerin: Iſt denn das, was „ich von ihnen verlange, ſo ſchwer? Setzen ſie ſich doch an die „Stelle der verrathenen Geliebte! Wenn ſie von einem Menſchen, den ſie zärtlich liebten, verlaſſen würden, würden ſie „nicht von einem lebhaften Schmerze durchdrungen ſeyn? „Würden ſie nicht ſuchen — — Ich? antwortete die Actrice, an „die dieſes gerichtet war; ich würde auf das ſchleunigſte, einen „andern Liebhaber zu bekommen ſuchen. Ja, wenn das iſt, „antwortete ihre Freundin, ſo iſt ihre und meine Mühe vergebens. „Ich werde ſie ihre Rolle nimmermehr gehörig ſpielen lehren. Dieſe Folge war ſehr richtig; denn eine wahre Zärtlichkeit auszudrücken, dazu iſt alle Kunſt nicht hinlänglich. Man mag ſich auch noch ſo ſehr beſtreben, das unſchuldige und rührende Weſen derſelben zu erreichen; es wird doch noch immer von der Natur eben ſo weit unterſchieden ſeyn, als es die froſtigen Liebkoſungen einer Buhlerinn, von den affektvollen Blicken einer aufrichtigen Liebhaberin ſind. Man ſtellt alle übrige Leidenſchaften unvollkommen vor, wenn man ſich ihren Bewegungen nicht überläßt, aber wenigſtens ſtellt man ſie doch unvollkommen vor. Man ahmet mit kaltem Blute den Ton eines Zornigen ſchlecht nach, allein man kann doch wenigſtens einige von den andern äuſſerlichen Zeichen, durch welche er ſich an den Tag legt, entlehnen; und wenn man in verſchiedenen Rollen ſchon nicht die Ohren betriegt, ſo betriegt man doch wenigſtens die Augen. In den zärtlichen Rollen aber kann man eben ſo wenig die Augen, als die Ohren betriegen, wenn man nicht von der Natur eine zur Liebe gemachte Seele bekommen hat. — — „Will man, fährt der „Verfaſſer fort, die Urſache wiſſen, warum man zwar die Larve der

„andern Leidenſchaften borgen, die Entzückungen der Zärtlichkeit aber nur „auf eine ſehr ungetreue Art nachbilden kann, wenn man nicht ſelbſt liebt, „oder wohl gar zu lieben nicht fähig iſt, ſo will ich es wagen eine Ver„muthung hierüber vorzutragen. Die übrigen Leidenſchaften mahlen ſich „blos dadurch auf dem Geſichte, daß ſie in den Zügen eine gewiſſe Art „von Veränderung verurſachen; die Zärtlichkeit hingegen hat, ſo wie die „Freude, das Vorrecht, der Geſichtsbildung neue Schönheiten zu geben „und ihre Fehler zu verbeſſern. Daher alſo, daß man uns von gewiſſen „Leidenſchaften ein unvollkommenes Bild vorſtellen kann, ohne von ihnen „ſelbſt beherrſcht zu werden, folgt noch nicht, daß man auch die ſanfte „Drunkenheit der Liebe auch nur unvollkommen nachahmen könne, ohne „ſie ſelbſt zu fühlen. — — Aus allem dieſem zieht der Verfaſſer in dem fünften Hauptſtücke die Folgerung, daß man ſich nicht mehr mit dieſen Rollen abgeben müſſe, wenn man nicht mehr in dem glücklichen Alter zu lieben ſey. Die Wahrheit dieſer Folgerung fällt zu deutlich in die Augen, als daß es nöthig wär, ſeine Gründe anzuführen, die ohnedem auf das vorige hinaus lauffen. — — Wir kommen vielmehr ſogleich auf den zweyten Abſchnitt dieſes zweyten Buchs, worinn, wie ſchon geſagt, die äuſſerlichen Gaben abgehandelt werden, welche zu gewiſſen Rollen insbeſondere nöthig ſind. Es geſchieht dieſes in vier Hauptſtücken, wovon das erſte die Stimme angeht, und zeiget, daß eine Stimme, welche in gewiſſen Rollen hinlänglich iſt, in andern Rollen, welche uns einnehmen ſollen, es nicht ſey. Bey komiſchen Schauſpielern iſt es faſt genug, wenn wir ihnen nur alles, was ſie ſagen ſollen, hinlänglich verſtehen können, und wir können ihnen eine mittelmäßige Stimme gar gern überſehen. Der tragiſche Schauſpieler hingegen muß eine ſtarke, majeſtätiſche und pathetiſche Stimme haben; der, welcher in der Komödie Perſonen von Stande vorſtellt, eine edle; der, welcher den Liebhaber macht, eine angenehme, und die, welche die Liebhaberin ſpielt, eine bezaubernde. Von der letztern beſonders verlanget man diejenigen überredenden Töne, mit welchen eine Schöne aus dem Zuſchauer, alles was ſie will, machen und von ihrem Liebhaber, alles was ſie begehrt, erlangen kann. Eine reitzende Stimme kann anſtatt vieler andern Vorzüge ſeyn. Bey mehr als einer Gelegenheit hat die Verführung der Ohren über das Zeugniß der Augen geſiegt, und eine Perſon, der wir unſere Huldigung verweigerten, wenn wir ſie blos ſahen, hat ſie vollkommen zu verdienen

geſchienen, wenn wir ſie gehöret haben — — Von der Stimme kommt der Verfaſſer auf die Geſtalt und zeigt in dem zweyten Hauptſtücke, daß die Liebhaber in der Komödie eine liebenswürdige, und die Helden in der Tragödie eine anſehnliche Geſtalt haben müſſen. Weil es wahrſcheinlich iſt, daß die erhabenen Geſinnungen einer Prinzeßin ſie bewegen können, bey einem Helden die nicht allzu regelmäſſige Bildung ſeines Geſichts in Anſehung ſeiner übrigen groſſen Eigenſchaften, zu vergeſſen: ſo iſt es eben nicht ſo unumgänglich nöthig, daß der Liebhaber in der Tragödie von einer durchaus reitzenden Geſtalt ſey, wenn ſeine Rolle ſich nur ungefehr zu ſeinem Alter ſchickt. In der Komödie aber pflegen wir ſtrenger zu ſeyn. Weil dieſe uns in den Geſinnungen und Handlungen ihrer Perſonen nichts als das Gemeine zeigt, ſo bilden wir uns ihre Helden auch von keinen ſo ausnehmenden Verdienſten ein, daß ſie über das Herz ſiegen könnten, ohne die Augen zu reitzen, und ihre Heldinnen ſtellen wir uns nicht ſo gar zärtlich vor, daß ſie bey dem Geſchenke ihres Herzens nicht ihre Augen zu Rathe ziehen ſollten. Die Geſtalt des Liebhabers muß die Zärtlichkeit derjenigen, von welcher er geliebet wird, rechtfertigen; und die Liebhaberin muß uns ihre Liebe nicht blos mit lebendigen Farben abſchildern, ſondern wir müſſen ſie auch nicht für unwahrſcheinlich halten, noch ihren ſchlechten Geſchmak dabey tadeln können. Man wirft zwar ein, daß man im gemeinen Leben oft genug eine Schöne nach einem gar nicht liebenswürdigen Menſchen ſeufzen ſehe, und daß uns daher ein klein wenig Ueberlegung gleiche Ereignungen auf dem Theater erträglich machen könne. Hierauf aber iſt zu antworten, daß man in der Komödie das Vergnügen durchaus nicht von der Ueberlegung will abhangen laſſen. Bey den Liebhaberinnen iſt dieſe Bedingung noch nothwendiger, als bey den Liebhabern. Es iſt zwar nicht eigentlich Schönheit, was ſie beſitzen müſſen; ſondern es iſt etwas, was noch mehr als Schönheit iſt, und welches noch allgemeiner und noch mächtiger auf die Herzen wirkt; es iſt ein ich weis nicht was, wodurch ein Frauenzimmer reitzend wird, und ohne welches ſie nur umſonſt ſchön iſt; es iſt eine gewiſſe ſiegende Anmuth, welche eben ſo gewiß allezeit rührt, als es gewiß iſt, daß ſie ſich nicht beſchreiben läßt. — — Gleiche Bewandniß hat es auch mit denjenigen Perſonen, welche der Verfaſſer in Anſehung ihres Standes und ihrer Geſinnungen über das Gemeine hinaus ſetzt; ihre äuſſerliche Geſtalt muß ihre Rolle nicht erniedrigen.

Obgleich die Natur ihre Gaben nicht allezeit dem Glanze der Geburth gemäß einrichtet, und obgleich oft mit einer sehr schlechten Physiognomie sehr ehrwürdige Titel verbunden sind: so ist es uns doch zuwieder, wenn wir einen Schauspieler von geringen Ansehen eine Person von Stande vorstellen sehen. Seine Gestalt muß edel, und seine Gesichtsbildung muß sanft und glücklich seyn, wenn er gewiß seyn will, Hochachtung und Mitleiden in uns zu erregen. Man weis in Paris noch gar wohl, was einem gewissen Schauspieler wiederfuhr, welcher seine Probe spielen sollte. Es fehlte ihm weder an Empfindung, noch an Witze, noch an Feuer; nur sein äusserliches war gar nicht heldenmäßig. Einsmals stellte er die Person des Mithridats vor, und stellte sie so vor, daß alle Zuschauer mit ihm hätten zufrieden seyn müssen, wenn er lauter Blinde zu Zuschauern gehabt hätte. In dem Auftritte, wo Monime zu dem Könige sagt: Herr, du änderst dein Gesicht, rufte ein Spottvogel aus dem Parterre der Schauspielerin zu: Laßt ihn doch ändern. Auf einmal verlohr man alle Gaben des Schauspielers aus den Augen, und dachte bloß und allein an die wenige Uebereinstimmung, die sich zwischen ihm und seiner Person befände. — — In dem dritten Hauptstücke kömmt der Verfasser auf das wahre oder anscheinende Verhältniß, welches zwischen dem Alter des Schauspielers und dem Alter der Person seyn muß. Ein Portrait, das wegen seiner Zeichnung und seiner Farbenmischung auch noch so schätzbar ist, wird doch mit Recht getadelt, wenn es diejenige Person, die es vorstellen soll, älter macht. Eben so wird uns auch ein Schauspieler, wenn er auch sonst noch so vollkommen spielt, nur mittelmäßig gefallen, wenn er für seine Rolle allzu alt ist. Es ist nicht genug, daß man uns Iphigenien nicht mit Runzeln und den Britannicus nicht mit grauen Haaren zeiget; wir verlangen beide in allen Reitzungen ihrer Jugend zu sehen. Einige Jahre zwar kann der Acteur älter als seine Person seyn, weil er uns alsdann, wenn er diesen Unterscheid wohl zu verbergen weis, das Vergnügen einer doppelten Täuschung verschaft, welches wir nicht haben würden, wenn er in diesem Falle nicht wäre. — — Dieses ist zu deutlich, als daß der Verfasser nöthig haben sollte viel Worte damit zu verschwenden. Er thut es auch nicht, sondern eilt mit dem ersten Theile seines Werks zu Ende, indem er nur noch ein kleines Hauptstück, welches das vierte ist, und besonders die Mägdchen und die Bedienten angehet, hinzu thut.

Bey einigen Rollen iſt es gut, wenn die Schauſpielerinnen, welche die Mägdchen vorſtellen, nicht allzu jung mehr ſind; bey einigen aber müſſen ſie nothwendig jung ſeyn, oder wenigſtens jung ſcheinen, um ihre Jugend zu einer Art von Entſchuldigung für die unbedachtſamen Reden, welche ſie meiſtentheils führen, oder für die nicht allzuklugen Rathſchläge, die ſie ihren Gebietherinnen oft bey Liebeshändeln geben, zu machen. Wenn aber das Mägdchen eben nicht allezeit jung ſeyn darf, ſo muß ſie doch immer eine auſſerordentliche Flüchtigkeit der Zunge beſitzen. Dieſe Eigenſchaft iſt beſonders in den Luſtſpielen des Regnards ſehr nöthig, wo ohne dieſelbe bey verſchiednen Rollen alle Anmuth wegfällt. Auch fordert man von den Mägdchen eine ſchalkhafte Mine, und von den Bedienten Geſchwindigkeit und Hurtigkeit. Ein dicker Körper ſchickt ſich daher für die Bedienten eben ſo wenig, als ſich für die Mägdchen das Stottern ſchicken würde.

Dieſes alſo wäre der Inhalt des erſten Theils. Er handelt, wie man geſehen hat, nichts anders ab, als diejenigen natürlichen Gaben, ohne welche es nicht einmal möglich iſt, ein guter Schauſpieler zu werden. Wie viel häßliche Gegenſtände würden wir unter ihnen entbehren, wenn ſie alle ſo billig geweſen wären, ſich darnach zu prüfen. Noch weniger Stümper aber würden wir ſehen, wenn diejenigen die dieſe Prüfung vorgenommen, und darinne beſtanden haben, nicht geglaubt hätten, daß ſie nunmehr ſchon vollkommne Schauſpieler wären, und nichts mehr als dieſe natürlichen Vorzüge nöthig hätten, um den Beyfall der Zuſchauer zu erzwingen. Sie mögen ſich ja nicht betriegen; ſie haben aufs höchſte nur die Anlage von dem, was ſie ſeyn müſſen, und wenn ſie ſich nicht durch Kunſt und Fleiß ausarbeiten wollen, ſo werden ſie zeitlebens auf dem halben Wege ſtehen bleiben. Wie dieſes aber geſchehen müſſe und worauf ſie insbeſondere zu ſehen haben, handelt unſer Verfaſſer in ſeinem zweyten Theile ab, welcher, ohne einige Unterabtheilungen, aus neunzehn Hauptſtücken beſteht, deren Inhalt ich gleichfalls anzeigen will.

Das erſte Hauptſtück unterſucht worinne die Wahrheit der Vorſtellung beſtehe? Dieſe Wahrheit beſtehet in dem Zuſammenfluße aller Wahrſcheinlichkeiten, welche den Zuſchauer zu betriegen geſchickt ſind. Sie theilen ſich in zwey Klaſſen. Die einen entſtehen aus dem Spiele des Acteurs; und die andern aus gewiſſen Modificationen des Schauſpielers, in Anſehung ſeiner Verkleidung oder der Auszierung des

Orts, wo er ſpielt. Die Wahrſcheinlichkeiten von der erſten Art gehören vornehmlich hierher, und beſtehen in der genauen Beobachtung alles deſſen, was ſich geziemt. Das Spiel des Acteurs iſt nur alsdann wahr, wenn man alles darinne bemerkt, was ſich für das Alter, für den Stand, für den Charakter und für die Umſtände der Perſon, die er vorſtellt, ſchicket. Dieſe Wahrheit aber theilt ſich in die Wahrheit der Action, und in die Wahrheit der Recitation.

Von der erſten handelt das zweyte Hauptſtück. Dieſe Wahrheit iſt oft diejenige gar nicht, welche dem Schauſpieler zuerſt in die Gedanken kömmt. Agamemnon zum Exempel, (Iphigenia Aufz. II. Auft. 2.) als ihn Iphigenia fragt, ob er ihr erlauben werde, dem Opfer, das er vorhabe, beyzuwohnen, antwortet ihr: Du biſt dabey, mein Tochter. Verſchiedne Schauſpieler glauben dieſe Stellung recht pathetiſch auszudrücken, wenn ſie Blicke voll Zärtlichkeiten auf Iphigenien heften, allein dieſe Action iſt ganz wider die Wahrſcheinlichkeit, weil Agamemnon, indem er dieſes zu ſeiner Tochter geſagt, die Augen gewiß wird abgewendet haben, damit ſie den tödlichen Schmerz, der ſein Herz zerfleiſchte, nicht darinne leſen möge. Die Schwierigkeit alle kleine Schattirungen zu bemerken, aus welchen die Wahrheit der Action beſtehet, zeigt ſich beſonders in den verwickelten Stellungen. Der Verfaſſer verſtehet unter dieſer Benennung diejenigen Stellungen, in welchen die Perſon entgegengeſetzten Anſichten ein Genüge thun muß. In dieſem Falle iſt Iſabelle in der Männerſchule, wenn ſie ſich zwiſchen dem Sganarelle und Valere befindet, und den einen umfaßt indem ſie dem andern die Hand giebt, und zu dem einen etwas ſpricht, was ſich der andre annehmen ſoll. Die Schauſpielerin, die dieſes ſpielt, hat ſehr viel Genauigkeit anzuwenden, damit ihr die Zuſchauer weder allzuwenige Vorſicht in Anſehung ihres Eiferſüchtigen, noch allzuwenig Zärtlichkeit gegen ihren Liebhaber Schuld geben können.

In dem dritten Hauptſtücke betrachtet der Verfaſſer die zwey vornehmſten Stücke der Action; die Minen nehmlich und die Geſtus. Beyde müſſen hauptſächlich wahr ſeyn. Der Schauſpieler muß die Leidenſchaften nicht allein in ſeinem Geſichte ausdrücken, ſondern er muß ſie auch lebhaft ausdrücken können. Nur muß es nicht ſo weit gehen, daß er ſein Geſicht dadurch verſtellet. Gemeiniglich aber fällt man in dieſen Fehler nur alsdenn, wenn man nicht wirklich, nachdem es die Stellung

der Perſon erfordert, aufgebracht oder gerührt iſt. Empfindet man wirklich eine von dieſen beyden Eindrücken, wie man ſie empfinden ſoll, ſo wird ſie ſich ohne Mühe in den Augen abmahlen. Muß man aber ſeine Seele erſt mit aller Gewalt aus ihrem Todenſchlafe reiſſen, ſo wird ſich der innere gewaltſame Zuſtand auch in dem Spiele und in den Minen verrathen. — — Die Geſtus theilt der Verfaſſer in zwey Arten; einige, ſpricht er, haben eine beſtimmte Bedeutung, andre aber dienen bloß die Action zu beleben. Die erſtern ſind nicht willkührlich, ſondern ſie machen eine gewiſſe Sprache aus, die wir alle reden, ohne ſie gelernt zu haben, und durch die uns alle Nationen verſtehen können. Die Kunſt kann ſie weder deutlicher noch nachdrücklicher machen; ſie kann ſie aufs höchſte nur ausputzen, und den Schauſpieler lehren, ſich ihrer ſo zu bedienen, wie es ſich für ſeine Rolle ſchickt. Sie kann ihn zum Exempel lehren, daß das edle Komiſche weniger heftige Geſtus erfordert, als das niedrig Komiſche; und das Tragiſche noch wenigere, als das edle Komiſche. Die Urſache hiervon iſt leicht zu errathen. Die Natur nehmlich macht, wenn ſie ſich ſelbſt gelaſſen iſt, weit unmäßigere Bewegungen, als wenn ſie von dem Zaume der Erziehung, oder von der Ernſthaftigkeit eines zu beobachtenden Anſehens zurück gehalten wird. Was die andre Art der Geſtus anbelangt, ſo müſſen ſie wenigſtens eine Art des Ausdruckes haben; ſie müſſen nicht ſtudirt ſeyn, und müſſen oft abgewechſelt werden. Bey denjenigen komiſchen Rollen, bey welchen man gewiſſer Maaſſen die Natur nicht vor ſich haben kann, dergleichen die erdichteten Rollen der Criſpins, der Pourceaugnacs und andre ſind, thut man wohl, wenn man ſeinen Vorgänger in denſelben, deſſen Art Beyfall gefunden hat, ſo viel wie möglich nachahmt. Vielleicht iſt es gut, wenn man manchmal auch ſogar deſſen Fehler nachahmt, um den Zuſchauern die Action deſto wahrer ſcheinen zu laſſen.

Von der Action kömmt nunmehr der Verfaſſer in dem vierten Hauptſtücke auf die Recitation und derſelben Wahrheit. Nach einigen Stellen bey den Alten muß man glauben, daß ſie die Declamation ihrer dramatiſchen Werke nach Noten abgemeſſen haben. Wenn dieſes harmoniſche Noten geweſen ſind, ſo haben ſich ihre Schauſpieler in eben den Umſtänden befunden, in welchen ſich die heutigen Operſänger in Anſehung der Recitative befinden, allein die Wahrheit der Recitation kann dabey nichts gewonnen haben, weil die Muſik keine an und vor ſich

bestimmten Mittel hat, die verschiednen Leidenschaften auszudrücken. Sollen aber diese Noten bloß die Töne der gemeinen Unterredung angegeben haben, wie der Abt du Bos behauptet, so muß man voraussetzen, daß sich dergleichen Töne, in Vergleichung mit andern gegebenen Tönen wirklich ausdrücken lassen, und daß jede Empfindung nur einen Ton habe, welcher ihr eigentlich zukomme. Allein beydes ist falsch. Die verschiednen Veränderungen der Stimme, welche aus einerley Eindrücken entstehen, haben zwar mit einander etwas gemein; allein sie sind auch wegen der verschiednen Sprachwerkzeuge nothwendig unterschieden. Wer daher die Kunst zu recitiren methodisch abhandeln wollte, der müßte eben so vielerley Regeln geben, als Arten von Stimmen sind. Kurz, es gehört allein der Natur zu, die Töne, welche sich am besten schicken, vorzuschreiben, und die Empfindung ist die einzige Lehrerin in dieser bezaubernden Beredsamkeit der Schalle, durch welche man in den Zuhörern alle beliebige Bewegungen erregen kann. Das vornehmste Geheimniß ist dabey dieses, daß man diejenigen Töne, welche dem Anscheine nach einerley sind, in der That aber unterschieden werden müssen, nicht unter einander verwechsele, und die einen für die andern brauche. Man betrachtet zum Exempel den naiven Ton als zwey Töne, die unter einerley Art gehören, allein es würde ganz unrecht gethan seyn, wenn man den einen anstatt des andern nehmen wollte. Der eine gehört derjenigen Person zu, welche nicht Witz oder Stärke genug hat, ihre Gedanken und ihre Gesinnungen zu verbergen, sondern die Geheimnisse ihrer Seele wider ihren Willen, und wohl gar zu ihrem Schaden, entwischen läßt. Der andre ist vielmehr das Zeichen der Redlichkeit, als der Dummheit oder Schwachheit, und gehört für diejenigen Personen, welche Geschicke und Herrschaft über sich selbst genug hätten, um ihre Art zu denken und zu empfinden zu verbergen, gleichwohl aber sich nicht entschliessen können, der Wahrheit Abbruch zu thun. Es giebt übrigens auch Töne, welche zu mehr als einer Art gehören. Die Ironie kann, zum Exempel, aus Zorn, aus Verachtung, und aus bloßer Munterkeit gebraucht werden. Allein der ironische Ton, welcher sich bey dem einen Falle schickt, schickt sich ganz und gar nicht bey dem andern, und so weiter.

Dieses war von der Recitation überhaupt. In dem fünften Hauptstücke handelt der Verfasser mit wenigen, von der Art, wie die Komödie recitirt werden müsse. Sie muß durchaus nicht declamirt

werden; wenige Stellen ausgenommen, die man, um sie den Zuhörern desto lächerlicher zu machen, declamiren kann. „Es ist überhaupt ein „unverbrüchliches Gesetz für die komischen Schauspieler, daß sie eben so „recitiren müssen, als sie außer dem Theater reden würden, wenn sie „sich wirklich in den Umständen befänden, in welchen sich die Person, die „sie vorstellen, befindet. In den prosaischen Komödien wird es ihnen „eben nicht schwer, dieser Regel zu folgen; allein in den Komödien in „Versen haben sie schon mehr Mühe damit. Sie sollten dahero wünschen, „daß sie alle in Prose möchten geschrieben seyn. Dennoch aber, ob schon „oft in ganzen Gesellschaften von Komödianten kaum eine Person Verse „gehörig herzusagen weis, ziehen sie die Stücke in Versen vor; weil diese „sich leichter lernen und behalten lassen. Der größte Theil der Zuhörer „giebt diesen Stücken gleichfalls den Vorzug. Ohne hier zu untersuchen, „ob sich die Sprache der Poesie für die Komödien schickt, und in welchem „Falle sie zu dulden sey, will ich nur anmerken, daß man sich ihrer gewiß „seltner bedienen würde, wenn man nicht in Prose mehr Witz haben „müßte; daß das Sylbenmaaß und der Reim die Wahrheit der Unter„redung nothwendig verringert, und daß folglich die Schauspieler sich nicht „Mühe genug geben können, das eine zu unterbrechen, und den andern „zu verstecken.

In dem sechsten Hauptstücke untersucht der Verfasser, ob die Tragödie declamirt werden müsse? Man ist dieser Frage wegen nur deswegen so sehr uneinig, weil man sich allzu verschiedne Begriffe von der Declamation macht. Einige verstehen darunter eine gewisse schwülstige und prahlende Recitation, ein gewisses unsinniges und monotonisches Singen, woran die Natur keinen Antheil nimmt, und welches bloß die Ohren betäubt, und niemals das Herz angreift. Eine solche Declamation muß aus der Tragödie verbannt seyn; nicht aber die Majestät des Vortrags, welche bey einer natürlichen Recitation ganz wohl bestehen kann. Dieser prächtige Vortrag schickt sich besonders an gewisse Stellen in den Tragödien, deren Begebenheiten aus den fabelhaften Zeiten erborgt sind. Man muß zwar auch da die Natur nicht übertreiben; allein man muß sie doch in aller ihrer Grösse und in allen ihrem Glanze zeigen. Von einer mächtigen Zauberin glaubt man, daß sie etwas mehr als menschliches besitze. Wenn daher Medea nichts als ihren untreuen Gemahl zurückrufen will, so kann sie ganz wohl als eine andre

Weibsperſon reden. Wenn ſie aber die dreyförmige Hecate citirt, wenn ſie mit ihren geflügelten Drachen durch die Luft fährt, alsdann muß ſie donnern.

In dem ſiebenden Hauptſtücke werden einige Hinderniſſe angegeben, welche der Wahrheit der Recitation ſchaden. Eine von den vornehmſten iſt die Gewohnheit verſchiedener Schauſpieler, ihre Stimme zu zwingen. So bald man nicht mehr in ſeinem natürlichen Tone redet, iſt es ſehr ſchwer, der Wahrheit gemäß zu ſpielen. Eine andere Hinderniß iſt die Monotonie, deren es dreyerley Arten giebt. Die eine iſt die Verharrung in eben derſelben Modulation, die zweyte die Gleichheit der Schlußtöne, und die dritte die allzuofte Wiederhohlung eben derſelben Weydungen der Stimme. Der erſte von dieſen Fehlern iſt den tragiſchen und comiſchen Schauſpielern gleich gemein. Verſchiedne von ihnen bleiben ohn Unterlaß in einem Tone, ſo wie die kleinen Inſtrumente, mit welchen man gewiſſe Vögel abrichtet. In den zweyten Fehler fallen die tragiſchen Acteurs öfterer als die komiſchen; ſie ſind gewohnt, faſt immer mit der tiefen Octave zu ſchlieſſen. Eben ſo iſt es mit dem dritten Fehler, welchen man gleichfalls den komiſchen Schauſpielern weit ſeltner als den tragiſchen vorzuwerfen hat, die beſonders durch die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit eine lange Reihe von Verſen majeſtätiſch auszuſprechen, dazu verleitet werden. Man würde auch dem geringſten Anfänger unter ihnen Unrecht thun, wenn man ihm noch rathen wollte, ſo viel möglich den Ruhepunct der Cäſur zu vermeiden. Es iſt dieſes blos ein Anſtoß für diejenigen Komödianten, welche ohne Verſtand und ohne Geſchmack mehr auf die Zahl der Sylben, als auf die Verbindung der Gedanken Achtung geben. Weil aber die Poeſie die natürliche Sprache der Tragödie iſt, ſo ſind die tragiſchen Acteurs nicht ſo wie die komiſchen verbunden, den Reim allezeit zu verſtecken. Gemeiniglich würde es auch nicht einmal angehen, wenn ſie auch gerne wolten. Der Abſchnitt des Verſtandes zwingt ſie oft, bey dem Schluſſe eines jeden Verſes inne zu halten, und dieſes verurſacht eine Art von Geſang, welchem man am beſten dadurch abhilft, wenn man dieſen Abſchnitt nach Beſchaffenheit der Umſtände entweder verkürzt oder verlängert, und nicht alle Verſe in einerley Zeit ausſpricht. — — Ferner gehöret unter die Hinderniſſe der vorherrſchende Geſchmak, welchen gewiſſe Schauſpieler für eine beſondre Art zu ſpielen haben. Beſitzen ſie zum Exempel die Kunſt zu rühren,

ſo wollen ſie dieſe Kunſt überall anwenden, und weil ihnen der weinende Ton wohl läßt, ſo ſind ſie faſt nie daraus zu bringen.

Das achte Hauptſtück unterſucht in welcher Vollkommenheit die Schauſpieler ihre Rollen auswendig wiſſen ſollen, damit die Wahrheit der Vorſtellung nichts darunter leide? Die Antwort hierauf iſt offenbar: in der allermöglichſten. „Denn die vornehmſte „Aufmerkſamkeit des Schauſpielers, ſagt der Verfaſſer, muß dahin ge„richtet ſeyn, daß er uns nichts als die Perſon, die er vorſtellt, ſehen „laſſe. Wie iſt dieſes aber möglich, wenn er uns merken läßt, daß er „blos das wiederhohlt, was er auswendig gelernt hat? Ja noch mehr. „Wie kann er uns nur den bloſſen Schauſpieler zeigen, wenn ſein Ge„dächtniß arbeiten muß? Wenn der Lauf des Waſſers, das durch ſeine „Erhöhung oder durch ſeinen Fall eine Fontaine zu verſchönern beſtimmt „iſt, in ſeinen Kanälen durch etwas aufgehalten wird, ſo kann es un„möglich die verlangte Wirkung thun. Wenn dem Schauſpieler ſeine Rede „nicht auf das ſchleunigſte beyfällt, ſo kann er faſt nicht den geringſten „Gebrauch von ſeinen Talenten machen. — — Ja, der Verfaſſer geht noch weiter und behauptet, daß die Schauſpieler nicht allein ihre eigne Rolle, ſondern auch die Rollen aller andern, mit welchen ſie auf der Bühne zuſammen kommen, wenigſtens zum Theil, wiſſen müſſen. Man muß faſt immer auf dem Theater, ehe man das Stillſchweigen bricht, ſeine Rede durch einige Action vorbereiten, und der Anfang dieſer Action muß, nach Beſchaffenheit der Umſtände, eine kürzere oder längere Zeit vor der Rede vorhergehen. Wenn man aber nichts als die letzten Worte von der Rede, auf die man antworten ſoll, weis, ſo iſt man oft der Gefahr ausgeſetzt, ſeine Antwort nicht gehörig vorbereiten zu können.

Bis hierher hat der Verfaſſer die Wahrſcheinlichkeit betrachtet, die der Schauſpieler in ſeinem Spiele beobachten muß, wenn die Vorſtellung wahr ſcheinen ſoll. In dem neunten Hauptſtücke betrachtet er nunmehr diejenigen Wahrſcheinlichkeiten, welche von den äuſſerlichen Umſtänden, in welchen ſich der Schauſpieler befindet, abhangen. Es muß zum Exempel der Ort der Scene allezeit dem Orte ähnlich ſeyn, in welchem man die Handlung vorgehen läßt. Die Zuſchauer müſſen ſich nicht mit auf dem Theater befinden, welches in Paris beſonders Mode iſt. Die Schauſpieler müſſen gehörig gekleidet ſeyn; wenn ſie ihre Rolle in einem prächtigen Aufzuge zu erſcheinen verbindet,

ſo müſſen ſie nicht in einem ſchlechten erſcheinen; auch diejenigen Schauſpielerinnen, welche die Mägdchen vorſtellen, müſſen ſich nicht allzuſehr putzen, ſondern ihrer Eitelkeit ein wenig Gewalt anthun. Beſonders müſſen die Schauſpieler die Wahrſcheinlichkeit beobachten, wenn ſie ſich den Zuſchauern nach einer That zeigen, die ihre Perſon nothwendig in einige Unordnung muß geſetzt haben. Oreſt, wenn er aus dem Tempel kömmt, wo er, Hermionen ein Gnüge zu thun, den Pirrhus umgebracht hat, muß nicht in künſtlich friſirten und gepuderten Haaren erſcheinen. . . Noch eine gewiſſe Gleichheit muß zwiſchen dem Schauſpieler und der Perſon, die er vorſtellt, außer der, deren wir oben gedacht haben, beobachtet werden. Derjenige Acteur, welcher zuerſt den verlohrnen Sohn vorſtellte, ſchien ſeiner Vortrefflichkeit in dem hohen Komiſchen ungeachtet, dennoch an der unrechten Stelle zu ſeyn, weil man ihn unmöglich für einen jungen unglücklichen halten konnte, der ſich durch ſeine üble Aufführung in die äuſſerſte Armuth geſtürzt, und das härteſte Elend erduldet habe. Hingegen war das geſunde Anſehen des Montmeny, welcher den eingebildeten Kranken vorſtellte, in dieſer Rolle gar nicht anſtößig, ſondern um ſo viel angenehmer, je lächerlicher es war, daß ein Menſch, dem alles das längſte Leben zu verſprechen ſchien, ſich beſtändig in einer nahen Todesgefahr zu ſeyn einbildete.

Aus den jetzt angeführten Betrachtungen über die Wahrheit der Vorſtellung flieſſen einige andere Betrachtungen, welche das zehnte Hauptſtück ausmachen. Sie betreffen die Vorbereitung groſſer Bewegungen, daß ſtuffenweiſe Steigen derſelben und die Verbindung in dem Uebergange von einer auf die andre. Ein dramatiſcher Dichter, welcher ſeine Kunſt verſtehet, läßt die Zuſchauer mit Fleiß nicht merken, wohin er ſie führen will. Der Schauſpieler muß ſich hierinne nach dem Verfaſſer richten, und muß uns das letzte nicht eher ſehen laſſen, als bis wir eben darauf kommen ſollen. Allein, wie wir das, was uns vorbehalten wird, nicht gern errathen mögen, ſo mögen wir auch eben ſo wenig uns gern betriegen laſſen. Es iſt uns lieb, wenn wir das zu ſehen bekommen, was wir nicht erwarteten, allein mißvergnügt ſind wir, wenn man uns etwas anders hat erwarten laſſen, als das, was wir ſehen. Dieſes erläutert der Verfaſſer durch eine Stelle aus der Phädra, wo dieſe den Hippolyt zu einer Liebeserklärung vorbereitet. Das ſtuffenweiſe Steigen beſteht darinne, daß ſich die heftige Bewegung immer nach und nach entwickle,

welches eben ſo nothwendig als die Vorbereitung iſt, weil jeder Eindruck, welcher nicht zunimmt, notwendig abnimmt. Die fernere Folge der angeführten Stelle aus der Phädra muß auch dieſes erläutern. — — Was aber die Verbindung verſchiedner Bewegungen, beſonders diejenigen, die einander vernichten, anbelangt, ſo wird die Stelle aus der Zaire zum Muſter angeführt, wo Grosman bald Wuth, bald Liebe, und bald Verachtung gegen den unſchuldigen Gegenſtand ſeines Verdachts äuſſert. Ich müßte ſie ganz herſetzen, wenn ich mehr davon anführen wollte.

Ein Schauſpieler kann die meiſten der nur gedachten Bedingungen beobachten, und dennoch nicht natürlich ſpielen. Der Verfaſſer unterſucht alſo in dem eilften Hauptſtücke, worinne das natürliche Spiel beſtehe, und ob es auf dem Theater allezeit nöthig ſey. Wenn man unter dem natürlichen Spiele dasjenige meint, welches nicht gezwungen und mühſam läßt, ſo iſt es wohl gewiß, daß es überhaupt alle Schauſpieler haben müſſen. Verſteht man aber eine durchaus genaue Nachahmung der gemeinen Natur darunter, ſo kann man kühnlich behaupten, daß der Schauſpieler unſchmackhaft werden würde, wenn er beſtändig natürlich ſpielen wollte. Der komiſche Schauſpieler darf nicht nur, ſondern muß auch dann und wann ſeine Rolle übertreiben. Allein man merke wohl, daß unter dieſem Uebertreiben nicht die Heftigkeit der Declamation eines tragiſchen Acteurs begriffen iſt, und daß man ſie nur dem komiſchen Acteur erlaubet, um etwas lächerliches deſto ſtärker in die Augen fallen zu laſſen. Doch auch hier müſſen gewiſſe Bedingungen und Umſtände beobachtet werden. Der Schauſpieler muß noch immer bey ſeinem Uebertreiben eine Art von Regeln beobachten; er kann wohl weiter gehen, als die Natur geht, aber keine Ungeheuer muß er uns deswegen nicht vorſtellen. So erlaubt man zum Exempel wohl einem Mahler, daß er, in der Hitze einer luſtigen Raſerey, eine Figur mit einer außerordentlich langen Naſe mache; aber dieſe Naſe muß doch ſonſt mit den andern Naſen übereinkommen, und muß ſich an der Stelle befinden, welche ihr die Natur angewieſen hat. Gleichfalls muß der Schauſpieler, wenn er übertreiben will, zuerſt eine Art von Vorbereitung anwenden, und es nicht eher wagen, als bis er den Zuſchauer in eine Art von freudiger Trunkenheit verſetzt hat, welche ihm nicht ſo ſtrenge zu urtheilen erlaubt, als wenn er bey kaltem Blute wäre. Außer dieſen zwey Bedingungen muß das Uebertreiben auch nicht allzuhäufig und auch nicht am falſchen

Orte angebracht werden. Am falſchen Orte würde es zum Exempel angebracht ſeyn, wenn es diejenigen Acteurs brauchen wollten, die das, was man in der Welt rechtſchafne ehrliche Leute nennt, vorzuſtellen haben, und uns für ſich einnehmen ſollen. Ein deutliches Exempel übrigens daß das Uebertreiben durchaus nothwendig ſeyn könne, kömmt in den Betriegereyen des Scapins, (Aufz. 1. Auft. 3.) vor, wo Scapin den Argante nachmacht, um den Octavio die Gegenwart eines aufgebrachten Vaters aushalten zu lehren. Der Acteur kann hier übertreiben ſo viel als er will, weil die Wahrſcheinlichkeit dadurch mehr aufgeholfen, als verletzet wird. Es würde nehmlich weniger wahrſcheinlich ſeyn, daß Octav ganz betäubt wird, und nicht weis, was er ſagen ſoll, wenn nicht die außerordentliche Heftigkeit des Scapins und die Gewaltſamkeit ſeines Betragens, dieſen jungen Liebhaber ſo täuſchte, daß er wirklich den fürchterlichen Argante in dem Scapin zu ſehen glaubte.

Alles was unſer Verfaſſer bisher angeführt hat, thut, wenn es von dem Schauſpieler beobachtet wird, nur denjenigen Zuſchauern Genüge, welche das Gute, was ſie ſehen, empfinden, und damit zufrieden ſind, nicht aber denen, welche zugleich unterſuchen, ob das Gute nicht noch beſſer hätte ſeyn können. Für dieſe hat der Schauſpieler gewiſſe Feinheiten von Nöthen, die der Verfaſſer in den folgenden drey Hauptſtücken erklärt. In dem zwölften Hauptſtücke handelt er von dieſen Feinheiten überhaupt. Eine von den größten beſtehet darinne, daß er dem Verfaſſer nachhilft, wo er etwa durch Unterdrückung eines Worts, oder durch ſonſt eine kleine Unrichtigkeit, die er vielleicht aus Nothwendigkeit des Reims begangen hat, einen ſchönen Gedanken nicht deutlich genug ausgedrückt hat. „Wenn zum Exempel Sever nach dem Tode des Polieuct „(Aufz. 5. letzter Auftritt) zu dem Felix und zu der Paulina ſagt:

Servez bien votre Dieu, servez votre Monarque,

„ſo bekümmert er ſich wenig darum, daß ſie bey ihrer Religion bleiben, „allein die Treue gegen den Kayſer betrachtet er, als eine Schuldigkeit, „deren ſie ſich auf keine Weiſe entbrechen können. Daher ſprach auch „Baron, welcher dasjenige, was die Verfaſſer nicht ſagten, aber doch „gerne ſagen wollten, ungemein glücklich zu errathen wußte, die letztern „Worte: dienet eurem Monarchen auf eine ganz andre Art aus, „als die erſtern dienet nur eurem GOtt. Er ging über die erſte „Helfte ganz leicht weg, und legte allen Nachdruck auf die andere. In

„der erſten nahm er den Ton eines Mannes an, welcher von den Tugen„den der Chriſten zwar gerührt, aber von der Wahrheit ihrer Religion „noch nicht überzeugt iſt, und alſo ganz wohl zugeben konnte, daß man „ihr anhing, aber es gar nicht für nöthig hielt, ſie ſelbſt zu ergreifen. „In der andern aber gab er durch eine ſehr feine Bewegung und durch „eine ſehr künſtliche Veränderung der Stimme zu verſtehen, daß ihm der „Dienſt des Kayſers ein weit wichtigerer Punct zu ſeyn ſcheine, als die „genaueſte Beobachtung des Chriſtenthums. — — Eine andre Art von den Feinheiten des Schauſpielers kommt auf die Verbergung der Fehler eines Stücks an. Läßt, zum Exempel, der Verfaſſer, eine Perſon, mit der er in Unterredung iſt, allzulange ſprechen, ſo macht er es nicht, wie es wohl oft gewiſſe Schauſpielerinnen machen, und läßt ſeine Augen unterdeſſen unter den Zuſchauern herumſchweifen, ſondern er bemüht ſich, durch ein ſtummes Spiel auch alsdenn zu ſprechen, wenn ihm der Dichter das Stillſchweigen auflegt.

In dem dreyzehnten Hauptſtücke nimt der Verfaſſer, um die Feinheiten des Schauſpielers näher zu betrachten, diejenigen vor, welche dem Tragiſchen insbeſondere zugehören. „Man glaubt „mit Recht, daß die Tragödie groſſe Bewegungen in uns erregen müſſe. „Wenn man aber daraus ſchließt, daß ſich folglich der Schauſpieler dieſen „Bewegungen nicht ununterbrochen genug überlaſſen könne, ſo betriegt man „ſich. Oft iſt es ſehr gut, wenn er in denjenigen Augenblicken, in welchen „gemeine Seelen denken, daß er ſich in der allergewaltſamſten Bewegung „zeigen werde, ganz vollkommen ruhig zu ſeyn ſcheinet. In dieſer Ab„ſtechung liegt der größte und vornehmſte Theil der Feinheiten, welche in „dem tragiſchen Spiele anzubringen ſind. Ein Paar Exempel werden dieſes deutlicher machen. „Die ausnehmende Gunſt, womit Auguſtus „den Cinna beehrte, hatte den letztern doch nicht abhalten können, ſich „in eine Verſchwörung wider ſeinen Wohlthäter einzulaſſen. Das Vor„haben des Cinna wird entdeckt. Auguſtus läßt ihn vor ſich fodern, um „ihm zu entdecken, daß er alle ſeine Untreue wiſſe. Wer ſieht nicht ſo„gleich ein, daß dieſer Kayſer um ſo vielmehr Ehrfurcht erwecken muß, „je weniger er ſeinen Unwillen auslaſſen wird? Und je mehr er Urſache „hat über die Undankbarkeit eines Verräthers erbittert zu ſeyn, den er „mit Wohlthaten überſchüttet hat, und der ihm gleichwohl nach Thron „und Leben ſteht, deſto mehr wird man erſtaunen, die Majeſtät eines

„Regenten, welcher richtet, und nicht den Zorn eines ſich rächenden Feindes „in ihm zu bemerken. — — Eben ſo deutlich fällt es in die Augen, daß „je weniger man über die Gröſſe ſeiner entworfnen Unternehmungen er„ſtaunt ſcheint, deſto gröſſer der Begrif iſt, den man bey andern von „ſeinem Vermögen, ſie auszuführen, erweckt. Mithridat muß daher „einen weit gröſſern Eindruck machen, wenn er ſeinen Söhnen die Ent„würfe, die er den Stolz der Römer zu erniedrigen gemacht hat, mit „einer ganz gelaſſenen und einfältigen Art mittheilet, als wenn er ſie mit „Schwulſt und Pralerey auskrahmet, und in dem Tone eines Menſchen „vorträgt, welcher den weiten Umfang ſeines Genies und die Gröſſe ſeines „Muths gern möchte bewundern laſſen. — — Wenn man dieſes gehörig überlegt, ſo wird man hoffentlich nicht einen Augenblick länger daran zweifeln, daß groſſe Geſinnungen zur Vorſtellung einer Tragödie nothwendig erfordert werden. Ein Acteur, welcher keine erhabene Seele hat, wird dieſe verlangten Abſtechungen auf keine Weiſe anbringen können; kaum daß er fähig ſeyn wird, dieſelben ſich vorzuſtellen.

Das vierzehnte Hauptſtücke handelt von denjenigen Feinheiten insbeſondere, welche für das Komiſche gehören. Dieſe ſind zweyerley. Entweder der komiſche Schauſpieler macht uns über ſeine eigne Perſon zu lachen, oder über die andern Perſonen des Stücks. Das erſte zu thun, ſind eine unzählige Menge Mittel vorhanden. Das vornehmſte aber beſteht darinne, daß man ſich der Umſtände zu Nutze macht, welche den Charakter der Perſon an den Tag legen können. Iſt zum Exempel dieſe Perſon ein Geiziger und es brennen zwey Wachslichter in dem Zimmer, ſo muß er nothwendig das eine auslöſchen. Auch bey den Leidenſchaften kann man viel komiſche Feinheiten von dieſer Art anbringen; wenn man nehmlich thut, als ob ſie ſich wider Willen der Perſon, die ſie gerne verbergen will, verriethen. Ferner kann man über ſeiner Perſon zu lachen machen, wenn man ſie etwas thun läßt, was ihren Abſichten zuwider iſt. Ein Liebhaber, der wider ſeine Schöne in dem heftigſten Zorne iſt und ſie fliehen will, ergötzt uns allezeit, wenn wir ihn aus Gewohnheit den Weg zu dem Zimmer ſeiner Geliebten nehmen ſehen; desgleichen ein unbedachtſam Dummer, wenn er dasjenige, was er gerne verſchweigen möchte, ganz laut erzehlt. — — Unter den komiſchen Feinheiten, von der andern Art, wodurch man nehmlich andre Perſonen lächerlich zu machen ſucht, gehöret der rechte Gebrauch der Anſpielungen,

und beſonders das Parodiren, welches entweder aus Unwillen, oder aus bloſſer Munterkeit geſchieht. Gleichfalls gehören die Hinderniſſe hierher, die man der Ungeduld eines andern in Weg legt. Zum Exempel ein Herr glaubt den Brief, den ihm der Bediente bringt, nicht hurtig genug leſen zu können; und dieſer zieht ihn entweder durch die Langſamkeit, mit welcher er ihn ſucht, oder durch die Unvorſichtigkeit, ein Pappier für das andre zu ergreifen, auf.

In dem funfzehnten Hauptſtücke fügt der Verfaſſer zu dem, was von den Feinheiten geſagt worden, einige Regeln, die man bey Anwendung derſelben beobachten muß. Sie müſſen vor allen Dingen diejenige Perſon nicht witzig machen, welche entweder gar keinen oder nur ſehr wenig Witz haben ſoll. Sie müſſen auch alsdenn nicht gebraucht werden, wenn die Perſon in einer heftigen Bewegung iſt, weil die Feinheiten eine völlige Freyheit der Vernunft vorausſetzen. Ferner muß man ſich lieber gar nicht damit abgeben, als ſolche anzuwenden wagen, von deren guten Wirkung man nicht gewiß überzeugt iſt; denn in Abſicht auf angenehme Empfindungen, wollen wir lieber gar keine, als unvollkommene haben.

Alle dieſe Feinheiten ſind von der Art, daß ſie faſt immer ſo wohl geſehen als gehöret werden müſſen. Es giebt deren aber auch noch eine Art, welche blos geſehen werden dürfen, und dieſe ſind das, was man Theaterſpiele nennt. Der Verfaſſer widmet ihnen das ſechszehnte Hauptſtück. Sie helfen entweder die Vorſtellung blos angenehmer, oder wahrer machen. Die letztern, welche die Vorſtellung wahrer machen, gehören für die Tragödie ſo wohl, als für die Komödie; die andern aber, insbeſondere nur für die Komödie. Ferner hangen ſie entweder nur von einer Perſon, oder von allen Perſonen, die ſich mit einander auf der Bühne befinden, zuſammen ab. Die letztern müſſen ſo eingerichtet ſeyn, daß in allen Stellungen und Bewegungen eine vollkommene Uebereinſtimmung herrſche. Wenn Phädra dem Hippolyt den Degen von der Seite reißt, ſo müſſen der Schauſpieler und die Schauſpielerin ſich wohl vorgeſehen haben, damit ſie ſich in dem Augenblicke nicht allzuweit von einander befinden, und damit die Schauſpielerin nicht nöthig hat, das Gewehr, deſſen ſie ſich bemächtigen will, erſt lange zu ſuchen. — — Ueberhaupt muß in den Theaterſpielen eine groſſe Abwechſelung zu bemerken ſeyn; und von dieſer handelt der Verfaſſer

In dem siebzehnten Hauptstücke. Die Abwechselung gehöret nicht allein für diejenigen Schauspieler, welche sich zugleich in der Tragödie zeigen wollen; auch nicht für die alleine, die nur in der einen oder in der andern spielen: sondern auch für die, die sich nur zu gewissen Rollen bestimmen, die alle einigermaassen mit einander übereinkommen. Die Ursache davon ist diese, weil auch diejenigen Personen, die einander am meisten ähnlich sind, dennoch gewisse Schattirungen haben, die sie von einander unterscheiden. Diese Schattirungen muß der Schauspieler aufsuchen, und seine Rolle genau zergliedern, wenn er nicht alles unter einander mengen, und sich nicht einer eckeln Einförmigkeit schuldig machen will. — — Doch auch nicht einmal in den ähnlichen Rollen allein muß der Schauspieler sein Spiel abwechseln; er muß es auch alsdann abwechseln, wenn er eben dieselben Rollen spielt. Die wenige Aufmerksamkeit, die man auf diesen Artickel richtet, ist eine von den vornehmsten Ursachen, warum wir nicht gerne einerley Stück mehr als einmal hintereinander sehen mögen. — — Meistentheils sind die Schauspieler aber nur deswegen so einförmig, weil sie mehr nach dem Gedächtnisse, als nach der Empfindung spielen. Wenn ein Acteur, der Feuer hat, von seiner Stellung gehörig eingenommen ist; wenn er die Gabe hat, sich in seine Person zu verwandeln, so braucht er auf die Abwechselung weiter nicht zu denken. Ob er gleich verbunden ist, so oft er eben dieselbe Rolle spielt, eben derselbe Mensch zu bleiben, so wird er doch immer ein Mittel finden, den Zuschauern neu zu scheinen.

Gesetzt nun, daß das Spiel eines Komödianten vollkommen wahr ist; gesetzt, daß es natürlich ist; gesetzt, daß es fein und abwechselnd ist: so werden wir ihn zwar bewundern, wir werden aber doch immer noch etwas vermissen, wenn er nicht die Anmuth des Vortrags und der Action damit verbindet. Von dieser Anmuth handelt das achtzehnte Hauptstück. Bey Vorstellung der Tragödie, ist sie mit unter der Majestät begriffen, welche überall darinne herrschen muß. Was aber die Anmuth in dem Komischen sey, besonders in dem hohen Komischen, das läßt sich schwer erklären, und eben so schwer lassen sich Regeln davon geben; überhaupt kann man sagen, daß sie darinne bestehe, wenn man der Natur auch so gar in ihren Fehlern Zierde und Reitz giebt. Man muß närrische Originale nachschildern, aber man muß sie auf ihrer schönsten Seite nachschildern. Ein jeder Gegenstand ist einer Art von Vollkommenheit fähig,

und ein jeder, den man auf der Bühne zeigt, muß so vollkommen seyn, als er nur immer seyn kann. Ein Landmägdchen, zum Exempel, ist auf dem Theater diejenige gar nicht, die es auf dem Dorfe ist. Es muß unter ihrem Betragen und dem Betragen ihres gleichen, eben der Unterschied seyn, welche zwischen ihren Kleidern und den Kleidern einer gemeinen Bäuerin ist.

Das neunzehnte Hauptstück, welches das letzte unsers Schauspielers ist, enthält nichts als einen kurzen Schluß, welcher aus einer Betrachtung besteht, der die natürliche Folge aus den vorhergemachten Anmerkungen ist. „Je schwerer nun, sagt der Verfasser, die Kunst ist, „desto mehr Nachsicht sollten wir gegen die jungen Schauspieler haben, „wenn sie mit den natürlichen Gaben, die ihnen nöthig sind, auch den „gehörigen Eifer, in ihrem Werke vortreflich zu werden, verbinden. Wenn „es aber unser Nutzen erfordert, mit diesen nicht allzustrenge zu verfahren, „so erfordert es auch unsre Billigkeit, vortreflichen Schauspielern alle die „Achtung wiederfahren zu lassen, welche sie verdienen. — — —

Ich bin überzeugt, daß meine Leser aus diesem Auszuge eine sehr gute Meinung von dem Werke des Herrn Remond von Sainte Albine bekommen werden. Und vielleicht werden sie mir es gar verdenken, daß ich sie mit einem blossen Auszuge abgefertiget habe. Ich muß also meine Gründe entdecken, warum ich von einer förmlichen Uebersetzung, die doch schon fast fertig war, abgestanden bin. Ich habe deren zwey. Erstlich glaube ich nicht, daß unsre deutschen Schauspieler viel daraus lernen können; zweytens wollte ich nicht gerne, daß deutsche Zuschauer ihre Art zu beurtheilen daraus borgen möchten. Das erste zu beweisen berufe ich mich Theils darauf, daß der Verfasser seine feinsten Anmerkungen zu erläutern sehr oft nur solche französische Stücke anführt, die wir auf unsrer deutschen Bühne nicht kennen; Theils berufe ich mich auf die ganze Einrichtung des Werks. Man sage mir, ist es wohl etwas mehr, als eine schöne Metaphysik von der Kunst des Schauspielers? Glaubt wohl jemand wenn er auch schon alles, was darinne gesagt wird, inne hat, sich mit völliger Zuversicht des Beyfalls auf dem Theater zeigen zu können? Man bilde sich einen Menschen ein, dem es an dem äußerlichen nicht fehlt, einen Menschen, der Witz, Feuer und Empfindung hat, einen Menschen, der alles weis, was zur Wahrheit der Vorstellung gehört: wird ihm denn deswegen sogleich sein Körper überall zu Diensten

ſeyn? Wird er deswegen alles durch äußerliche Merkmahle ausdrücken können, was er empfindet und einſieht? Umſonſt ſagt man: ja, wenn er nur alsdenn Action und Ausſprache ſeiner Perſon gemäß, natürlich, abwechſelnd und reitzend einrichtet. Alles dieſes ſind abgeſonderte Begriffe von dem, was er thun ſoll, aber noch gar keine Vorſchriften, wie er es thun ſoll. Der Herr Remond von Sainte Albine ſetzet in ſeinem ganzen Werke ſtillſchweigend voraus, daß die äußerlichen Modificationen des Körpers natürliche Folgen von der innern Beſchaffenheit der Seele ſind, die ſich von ſelbſt ohne Mühe ergeben. Es iſt zwar wahr, daß jeder Menſch ungelernt den Zuſtand ſeiner Seele durch Kennzeichen, welche in die Sinne fallen, einigermaaßen ausdrücken kann, der eine durch dieſes, der andre durch jenes. Allein auf dem Theater will man Geſinnungen und Leidenſchaften nicht nur einigermaaſſen ausgedrückt ſehen; nicht nur auf die unvollkommene Weiſe, wie ſie ein einzelner Menſch, wenn er ſich wirklich in eben denſelben Umſtänden befände, vor ſich ausdrücken würde; ſondern man will ſie auf die allervollkommenſte Art ausgedrückt ſehen, ſo wie ſie nicht beſſer und nicht vollſtändiger ausgedrückt werden können. Dazu aber iſt kein ander Mittel, als die beſondern Arten, wie ſie ſich bey dem und bey jenem ausdrücken, kennen zu lernen, und eine allgemeine Art daraus zuſammen zu ſetzen, die um ſo viel wahrer ſcheinen muß, da ein jeder etwas von der ſeinigen darinnen entdeckt. Kurz, ich glaube, der ganze Grundſatz unſers Verfaſſers iſt umzukehren. Ich glaube, wenn der Schauſpieler alle äußerliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernet hat, daß ſie etwas gewiſſes ausdrücken, nachzumachen weis, ſo wird ſich ſeine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf ſie geſchieht, von ſelbſt in den Stand ſetzen, der ſeinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß iſt. Dieſe nun auf eine gewiſſe mechaniſche Art zu erlernen, auf eine Art aber, die ſich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Daſeyn man durchgängig zweifelt, iſt die einzige und wahre Art die Schauſpielkunſt zu ſtudiren. Allein was findet man hiervon in dem ganzen Schauſpieler unſers Verfaſſers? Nichts, oder aufs höchſte nur ſolche allgemeine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe, oder ein ich weis nicht was für Erklärungen geben. Und eben dieſes iſt auch die Urſache, warum es nicht gut wäre, wenn unſre Zuſchauer ſich nach dieſen Anmerkungen zu urtheilen gewöhnen wollten. Feuer, Empfindung,

Eingeweide, Wahrheit, Natur, Anmuth würden alle im Munde führen, und kein einziger würde vielleicht wiſſen, was er dabey denken müſſe. Ich hoffe eheſtens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem Publico ein kleines Werk über die körperliche Beredſamkeit vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts ſagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derſelben eben ſo ſicher, als leicht zu machen.

## V.

## Leben des Herrn Philipp Nericault Destouches.

Der nur vor kurzen erfolgte Tod dieſes berühmten komiſchen Dichters hat die Vorſtellung ſeiner Vollkommenheiten bey mir ſo lebhaft gemacht, daß ich nicht umhin kann, in dieſer Bibliothek ſeiner unter allen Franzoſen am erſten zu gedenken. Vor jezt will ich nur einige hiſtoriſche Umſtände ſeines Lebens mittheilen, und die nähere Bekanntmachung ſeiner Werke, deren vornehmſte ich mit allem Fleis zergliedern werde, auf die nächſte Fortſetzung verſparen.

Philipp Nericault Destouches, Herr von Fortoiſeau, von Vofves, von Vives-Eaux, ꝛc. Gouverneur der Stadt und des Schloſſes Melun, und eines von den vierzig Gliedern der franzöſiſchen Akademie, war im Jahr 1680 gebohren. In ſeinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von Puyzieulx, damaligen Generallieutenant der franzöſiſchen Armeen, und Gouverneur von Hünningen, in deſſen Dienſten und unter deſſen Aufſicht er ſich ganzer ſieben Jahr zu öffentlichen Angelegenheiten geſchickt machte. Dieſer Herr hatte ſich ehedem nicht nur im Felde einen groſſen Ruhm und das Vertrauen des Turenne erworben, ſondern war auch königlicher Abgeſandter bey den Schweitzeriſchen Cantons geweſen. Er beſaß ſehr beſondere Verdienſte, und wußte zwey ganz entgegen geſetzte Eigenſchaften, die Klugheit nehmlich und das Phlegma eines Staatsmanns mit der Kühnheit und Thätigkeit eines Soldaten zu verbinden. Der junge Destouches befand ſich noch in dem Hauſe des Marquis, als er ſeine erſte Komödie ans Licht ſtellte. Es war dieſes der unverſchämte Neugierige (le Curieux impertinent) in Verſen

und fünf Aufzügen. Sie hatte Beyfall gefunden, und er glaubte verbunden zu seyn, sie seinem Wohlthäter zuzueignen; ja, wenn er in dieser Zueignungsschrift nicht so wohl die Sprache der Schmeicheley, als der Wahrheit geredet hat, so war es auch in der That. Er und seine Familie hatten ihm den löblichen Ehrgeiz, sich auch in der gelehrten Republik einen Rang zu erwerben, beygebracht; unter ihm hatte er seinen Geist gebildet und sein Herz gebessert, ja von ihm hatte er so gar manche vortrefliche Einsicht in die Kunst, in welcher er sich zu zeigen anfing, erlangt. So viel ist gewiß, daß unser Dichter schon in seinem ersten Stücke eine besondre Kenntniß der grossen Welt und der Art, durch welche sich das Lächerliche derselben von den Lächerlichkeiten des Pöbels unterscheidet, zeigte, und überall diejenige Anständigkeit auch bey Schilderung der Laster blicken ließ, die fast nur denen, die unter Leuten von Stande aufgewachsen sind, natürlich zu seyn scheinet. Nachdem er das Haus des Marquis von Puyzieulx verlassen, ward er nach und nach in verschiedenen Staatsunterhandlungen gebraucht, in welchen er immer glücklich war. Er unterließ dabey nicht, ein vortrefliches Stück nach dem andern dem Theater zu liefern, und wiederlegte durch sein Beyspiel auf eine sehr nachdrückliche Art das Vorurtheil, daß sich ein Dichter zu weiter nichts als zum Dichten schicke, und besonders die geringsten öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten unfähig sind. Die Belohnungen seiner Verdienste blieben nicht aus. Im Jahr 1723 machte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede, und einige Jahre darauf erhielt er das gedachte Gouvernement von Melun. Er hörte auch in seinem höchsten Alter nicht auf, sich immer neue komische Lorbeerkränze zu flechten, und trieb diese seine gelehrte Beschäftigung mit dem mühsamsten Fleise. Er arbeitete unter andern ganzer zehn Jahr an dramatischen Commentariis über alle tragische und komische, so wohl alte als neue Dichter, ohne die Spanischen, Englischen und Italiänischen auszunehmen. Er machte über jeden derselben kritische Anmerkungen, und der erste Theil, welcher Versuche über den Sophokles, Euripides Aristophanes, Plautus und Terenz enthält, ist bereits vor verschiedenen Jahren fertig gewesen. In dem andern Theile war er auch schon bis auf die beyden Corneilles gekommen, und fand den jüngern, jemehr er ihn untersuchte, besonders in Ansehung der Erfindung und Einrichtung seiner Stücke, immer schätzbarer, als man sich ihn gemeiniglich einbildet. Ob der Verfasser dieses Werk noch vor seinem Tode zu Stande

gebracht, und ob es das Licht ſehen werde, wird die Zeit lehren. Niemand kann über groſſe Meiſter beſſer urtheilen, als wer ſelbſt ein groſſer Meiſter iſt, und zugleich die edle Beſcheidenheit beſitzt, welche den Herrn Destouches allezeit liebenswerth gemacht hat. Er ſtarb zu Melun, den 5ten Julius dieſes Jahres.

Seine dramatiſchen Stücke ſind zu verſchiedenen malen zuſammen gedruckt worden. Die neuſte Ausgabe davon iſt ohne Zweifel die, welche ich vor mir habe und zu Haag 1752 in vier Theilen in Duodez gedruckt iſt. Der Buchhändler Benjamin Gibert hat ſie dem Herrn Destouches ſelbſt zugeeignet, und bittet ihn in der Zueignung um Verzeihung, daß er ohne ſeine Erlaubniß alles, was er von ſeiner Arbeit auftreiben können, zuſammen gedruckt, und der Welt mitgetheilt habe. Ich glaube eine Zueignungsſchrift iſt in ſolchen Fällen die geringſte Genugthuung, die der gewinſüchtige Buchhändler dem beſchämten Verfaſſer kann wiederfahren laſſen. Doch ohne mich um die Rechtmäßigkeit dieſer Ausgabe viel zu bekümmern, will ich mir vielmehr ihre Vollſtändigkeit zu Nutze machen, und den Inhalt daraus anzeigen.

Der erſte Theil enthält ſechs Stück. Das erſtre iſt der unverſchämte Neugierige, deſſen ich ſchon gedacht habe. Der Prolog, den ihm der Dichter vorgeſetzt hat, iſt erſt lange nach der Zeit dazu gekommen, und iſt auf die Feyerlichkeit gerichtet, bey welcher er von einer Geſellſchaft Freunde auf dem Lande vorgeſtellet ward. Das zweyte Stück iſt der Undankbare (l'Ingrat) in Verſen und fünf Aufzügen. Dieſes folgte in der That gleich auf das erſte, wie denn überhaupt alle folgende Stücke nach der Zeitrechnung geordnet ſind. Das dritte Stück iſt der Unentſchlüßige (l'Irresolu) auch in Verſen und fünf Aufzügen. Der Verfaſſer hat es dem Marquis von Courcillon zugeeignet, welcher zu eben der Zeit das Gouvernement von Touraine, der Provinz in welcher unſer Destouches gebohren war, erhalten hatte. Das vierte Stück iſt der Verleumder, (le Medisant) gleichfalls in Verſen und fünf Aufzügen. Das fünfte Stück iſt nur in einem Aufzuge, in Proſa, und heißt: Die dreyfache Heyrath (le triple Mariage.) Das ſechſte Stück iſt auch nur in einem Aufzuge, aber in Verſen, und führt den Titel: Die ſchöne Stolze, oder das verwöhnte Kind (la belle Orgueilleuse où l'Enfant gaté.)

Der zweyte Theil beſtehet aus fünf Stücken. Erſtlich aus der

unvermutheten Hinderniß, oder der Hinderniß ohne Hinderniß, (l'obstacle imprevu ou l'obstacle sans obstacle) einem Luſtſpiele in Verſen und fünf Aufzügen. Dieſes Stück iſt dem Herzoge von Orleans, damaligem Regenten von Frankreich zugeeignet. Zweytens aus dem Verſchwender, oder der ehrlichen Betriegerin, (le Dissipateur ou l'honnete friponne) in Verſen und fünf Aufzügen. Drittens aus dem Ruhmredigen (le Glorieux) auch in Verſen und fünf Aufzügen. Dieſes iſt ohne Zweifel dasjenige Stück, welches dem Herrn Destouches den meiſten Beyfall erworben hat. Er iſt ſo beſcheiden einen groſſen Theil dieſes Beyfalls, den Schauſpielern zuzuſchreiben, welche ſich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glücklich iſt der dramatiſche Dichter, der ſich eines ſolchen Schickſals rühmen kann, und dem nicht das Herz brechen darf, ſeine Arbeit durch Eigenſinn und Unwiſſenheit verhunzt zu ſehen! Der ältere Quinault hatte die Rolle des Licanders darinne gemacht, und ſich als der unglückliche Vater des Grafen Tufiere und der Liſette die Hochachtung und die Bewunderung aller Zuſchauer erworben. Der Herr Dufresne hatte den Ruhmredigen vorgeſtellt, und ſeinen Charakter, noch ehe er ein Wort geredet, durch die bloſſe Art, ſich auf der Bühne zu zeigen, auszudrücken gewußt. Solche Leute können auch das ſchlechteſte Stück aufrecht erhalten; doch ſollten nur diejenigen Verfaſſer das Vorrecht haben, ſie für ihre Geburthen zu finden, die auch die ſchlechteſten Schauſpieler nicht ſo vorſtellen können, daß ſie nicht noch immer Schönheiten genug behalten ſollten. — Das vierte Stück in dieſem Theile ſind die verliebten Philoſophen (les philosophes amoureux) gleichfalls in Verſen und fünf Aufzügen; und das ſechſte Stück iſt der poetiſche Dorfjunker (le poete Campagnard). Dieſes letztere hat einen beſondern Prolog, welcher der Triumph des Herbſtes (le Triomphe de l'Automne) heißt.

Der dritte Theil begreift ebenfalls fünf Schauſpiele, und einige Kleinigkeiten. Das erſte Stück iſt das Geſpenſt mit der Trommel, (le Tambour nocturne) in Proſa und fünf Aufzügen. Es iſt eigentlich nicht von der Erfindung des Herrn Destouches, ſondern eine Nachahmung eines engliſchen Stückes des Herrn Addiſons, welches in ſeiner Sprache The Drummer heißt, und auch in Deutſchland bekannt genug iſt. Unſer Dichter war in England geweſen, und hatte den Herrn Addiſon perſönlich kennen lernen. Er giebt ihm das Zeugniß, daß er unter

allen ſchönen Geiſtern ſeiner Nation die wenigſte Entfernung für das franzöſiſche Theater gehabt habe, und mit den regelloſen Unanſtändigkeiten der engliſchen Bühne gar nicht zufrieden geweſen ſey. Er hatte auch ſeinen Drummer in keiner andern Abſicht geſchrieben, als ſeinen Landsleuten zu zeigen, daß ſich Regeln und Witz, Anſtändigkeit und Satyre ganz wohl vertrügen. Gleichwohl aber behielt ſein Stück noch allzuviel Engliſches, als daß es ohne Veränderungen auf dem franzöſiſchen Theater hätte gefallen können. Dieſe nun machte der Herr Destouches mit aller möglichen Geſchicklichkeit, und wenn er die ſtolze Treuloſigkeit der engliſchen Schriftſteller, beſonders Drydens hätte nachahmen wollen, ſo hätte er ganz wohl das ganze Schauſpiel für ſein eigen ausgeben, und in der Vorrede noch dazu auf den engliſchen Urheber ſchimpfen können. — — Der verheyrathete Philoſoph (le Philosophe marié) iſt das zweyte Luſtſpiel im dritten Theile. Es iſt in Verſen und fünf Aufzügen. Auch dieſes fand ungemeinen Beyfall, und ſein Verfaſſer ſchrieb es dem Miniſter und Staatsſecretair Grafen von Morville zu. Das dritte Stück iſt eigentlich nichts als eine dramatiſche Satyre über die unbilligen Urtheile, welche einige neidiſche Kunſtrichter über das vorhergehende Stück gefällt hatten. Es iſt in Proſa abgefaßt, hat nur einen Aufzug und heißt der Neidiſche. (l'Envieux) Der Kürze ungeachtet iſt der Charakter darinne vortreflich ausgedrückt. — — Das vierte Stück nennt der Verfaſſer eine Tragikomödie. Es führt den Titel: Der Ehrgeitzige und die Unbeſonnene. (l'Ambitieux et l'Indiscrete) Er hatte ihm deswegen den Namen eines bloſſen Luſtſpiels nicht geben wollen, weil alle Perſonen darinnen von einem gewiſſen Range ſind, und er die Scene bey Hofe hat annehmen müſſen, wollte er anders ſeine Helden in die vortheilhafteſten Umſtände für die Entwickelung ihrer Charaktere ſetzen. Es iſt ein Prolog bey dem Ehrgeitzigen, der die innere Einrichtung des Stücks betrift, und worinne verſchiedene Perſonen aufgeführet werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauſpiel in dieſem Theile iſt die abgenutzte Liebe, (l'Amour usé) ein proſaiſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Mit dieſem Stücke ging es dem Verfaſſer ein wenig unglücklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bey der erſten Vorſtellung um allen Beyfall. Er beklagt ſich deswegen in einem Briefe an den Grafen von L**, welcher dem Luſtſpiele vorgedruckt iſt, ſehr empfindlich darüber, und es ſchmerzte ihm, daß eine fünf und dreyßigjährige Bemühung für das Vergnügen des

Publici, ihn vor dieſer Beſchimpfung nicht habe ſichern können. — — Auſſer dieſen fünf Stücken findet man noch in dem dritten Theile drey kleine Divertiſſements, welche aber durchaus nichts ſagen wollen, und beynahe ihres Verfaſſers unwerth wären, wenn ſie vielleicht nicht in dem Zirkel der Freunde, in welchem ſie geſpielt worden, gewiſſe geſellſchaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leſer durchaus unmerklich ſind.

Der vierte Theil enthält nur drey ganze Stücke. Das erſte iſt der Sonderling (l'Homme singulier) ein Luſtſpiel in Verſen und fünf Aufzügen. Es iſt eher gedruckt als aufgeführt worden. Der Verfaſſer bezeigt eine beſondre Liebe für daſſelbe und ſchmeichelt ſich ſelbſt, daß man nicht allein das höhe Komiſche und die lebhafte und männliche Moral, welche ſeinen übrigen Stücken ſo viel Beyfall erworben, ſondern auch einen ziemlich neuen und ſehr lehrreichen Charakter, darinnen antreffen werde. Das zweyte Stück iſt die Stärke des Naturells, (la force du naturel) ebenfalls in Verſen und fünf Aufzügen. Man iſt mit dem Inhalte dieſes Luſtſpiels nicht zufrieden geweſen, und kann es auch gewiſſermaaſſen nicht wohl ſeyn; wie wir ein andermal zeigen wollen. Es iſt gleich das Gegenſpiel von der Nanine des Herrn von Voltaire, welcher wenigſtens in dieſem Stücke ein beſſerer Kenner der Natur als der alte Destouches geweſen iſt. Das dritte Stücke endlich heißt le jeune homme à l'epreuve, der junge Menſch, der die Probe aushält; es iſt in Proſa und in fünf Aufzügen. Wenn auch dieſes gleich die Frucht des Alters iſt, ſo iſt es doch die Frucht des Alters eines Destouches, und würde der Blüthe eines andern Schriftſtellers Ehre machen. Der übrige Inhalt des vierten Theils beſtehet aus den erſten Auftritten verſchiedener Luſtſpiele, die der Verfaſſer ohne Zweifel noch hat ausarbeiten wollen, ob er ſie gleich für nichts, als für bloſſe Entwürfe ausgiebt, die er für einen jungen Chevalier von B. der ſich in der komiſchen Dichtkunſt üben wollen, gemacht habe. Die vornehmſten davon ſind Anfangsſcenen zu einem Luſtſpiele, welches der liebenswürdige Alte heiſſen ſollen; desgleichen zu einem über den Charakter des Nachſüchtigen. Auch iſt der Anfang zu einem Luſtſpiele Protheus da, worinne der Dichter einen Betrieger aufführen wollen, der jeden Charakter anzunehmen fähig iſt. Wird wohl jemand ſo kühn ſeyn, und dasjenige auszuführen wagen, was ein ſolcher Dichter entworfen hat? — — Noch findet man in dieſem vierten Theile

eine Sammlung von hundert und drey und siebenzig Sinnschriften, und ein poetisches Schreiben an den König über seine Genesung. Nur die Lieder des Hrn. Destouches, deren er verschiedene und gewiß sehr artige gemacht hat, vermisse ich in dieser ganzen Sammlung seiner Werke. Sie ist übrigens noch mit dem in Kupfer gestochnen Bilde unsers Dichters geziert, von welchem der Verleger versichert, daß er es nicht ohne Mühe erhalten habe. Ich weis nicht ob es ähnlicher ist als das, welches Petit bereits 1740, nach dem Gemählde eines Largilliere gestochen hat; so viel weis ich, daß dieses von bessern Geschmack ist.

## VI.

## Ueber das Lustspiel die Juden,

im vierten Theile der Leßingschen Schriften.

Unter den Beyfall, welchen die zwey Lustspiele in dem vierten Theile meiner Schriften gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geschätzt hat. Ich bitte sehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuschreibe, wenn ich mich eben jezt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehe, ist vielmehr ein Zeichen, daß sie mir nicht zuwider gewesen sind, daß ich sie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünsche, als billige Urtheile der Kunstrichter zu erfahren, die ich auch alsdenn, wenn sie mich unglücklicher Weise nicht überzeugen sollten, mit Dank erkennen werde.

Es sind diese Anmerkungen in dem 70ten Stücke der Göttingschen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieses Jahres, gemacht worden, und in den Jenaischen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflichtet. Ich muß sie nothwendig hersetzen, wenn ich denjenigen von meinen Lesern, welchen sie nicht zu Gesichte gekommen sind, nicht undeutlich seyn will. „Der Endzweck dieses Lustspiels, hat mein Hr. Gegner die Gütigkeit zu „sagen, ist eine sehr ernsthafte Sittenlehre, nehmlich die Thorheit und „Unbilligkeit des Hasses und der Verachtung zu zeigen, womit wir den „Juden meistentheils begegnen. Man kann daher dieses Lustspiel nicht „lesen, ohne daß einem die mit gleichem Endzweck gedichtete Erzählung

„von einem ehrlichen Juden, die in Hrn. Gellerts Schwediſcher Gräfin „ſtehet, beyfallen muß. Bey Leſung beyder aber iſt uns ſtets das Ver„gnügen, ſo wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen „worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels oder zu künftiger „Verbeſſerung der Erdichtungen dieſer Art bekannt machen wollen. Der „unbekannte Reiſende iſt in allen Stücken ſo vollkommen gut, ſo edel„müthig, ſo beſorgt, ob er auch etwann ſeinem Nächſten Unrecht thun „und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß „es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrſcheinlich iſt, daß unter „einem Volke von den Grundſätzen, Lebensart und Erziehung, das wirk„lich die üble Begegnung der Chriſten auch zu ſehr mit Feindſchaft, oder „wenigſtens mit Kaltſinnigkeit gegen die Chriſten erfüllen muß, ein ſolches „edles Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden könne. Diſe Unwahrſcheinlich„keit ſtört unſer Vergnügen deſto mehr, jemehr wir dem edeln und ſchönen „Bilde Wahrheit und Daſeyn wünſcheten. Aber auch die mittelmäßige „Tugend und Redlichkeit findet ſich unter dieſem Volke ſo ſelten, daß die „wenigen Beyſpiele davon den Haß gegen daſſelbe nicht ſo ſehr mindern, „als man wünſchen möchte. Bey den Grundſätzen der Sittenlehre, welche „zum wenigſten der größte Theil derſelben angenommen hat, iſt auch eine „allgemeine Redlichkeit kaum möglich, ſonderlich da faſt das ganze Volk „von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Verſuchung „zum Betruge giebt, als andre Lebensarten."

Man ſieht leicht, daß es bey dieſen Erinnerungen auf zwey Puncte ankömmt. Erſtlich darauf, ob ein rechtſchafner und edler Jude an und vor ſich ſelbſt etwas unwahrſcheinliches ſey; zweytens ob die Annehmung eines ſolchen Juden in meinem Luſtſpiele unwahrſcheinlich ſey. Es iſt offenbar, daß der eine Punct den andern hier nicht nach ſich zieht; und es iſt eben ſo offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit ſetzen dürfte, wenn ich die Menſchenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bey dieſem, als bey dem erſtern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerſt erklären.

Habe ich in meinem Luſtſpiele einen rechtſchafnen und edeln Juden wider die Wahrſcheinlichkeit angenommen? — — Noch muß ich dieſes nur bloß nach den eignen Begriffen meines Gegners unterſuchen. Er giebt zur Urſache der Unwahrſcheinlichkeit eines ſolchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieſes Volk ſeufzet, und die

Nothwendigkeit an, in welcher es ſich befindet, blos und allein von der Handlung zu leben. Es ſey; folgt aber alſo nicht nothwendig, daß die Unwahrſcheinlichkeit wegfalle, ſo bald dieſe Umſtände ſie zu verurſachen aufhören? Wenn hören ſie aber auf, dieſes zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn ſie von andern Umſtänden vernichtet werden, das iſt, wenn ſich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Chriſten weniger zu fühlen, und ſich nicht gezwungen ſieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieſes Reichthums wird dazu erfordert. Man ſehe nunmehr, ob ich nicht beydes bey dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er iſt reich; er ſagt es ſelbſt von ſich, daß ihm der Gott ſeiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich laſſe ihn auf Reiſen ſeyn; ja, ich ſetze ihn ſo gar aus derjenigen Unwiſſenheit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieſet, und iſt auch nicht einmal auf der Reiſe ohne Bücher. Man ſage mir, iſt es alſo nun noch wahr, daß ſich mein Jude hätte ſelbſt bilden müſſen? Beſteht man aber darauf, daß Reichthum, beſſere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verſtand nur bey einem Juden keine Wirkung haben könnten: ſo muß ich ſagen, daß dieſes eben das Vorurtheil iſt, welches ich durch mein Luſtſpiel zu ſchwächen geſucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß flieſſen kann, und die Juden nicht blos zu rohen Menſchen macht, ſondern ſie in der That weit unter die Menſchheit ſetzt. Iſt dieſes Vorurtheil nun bey meinen Glaubensgenoſſen unüberwindlich, ſo darf ich mir nicht ſchmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen ſehen werde. Will ich ſie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtſchaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meiſten dafür gelten zu laſſen? Ich ſage es gerade heraus; noch alsdenn, wenn mein Reiſender ein Chriſt wäre, würde ſein Charakter ſehr ſelten ſeyn, und wenn das Seltene blos das Unwahrſcheinliche ausmacht, auch ſehr unwahrſcheinlich. — —

Ich bin ſchon allmälich auf den erſten Punkt gekommen. Iſt denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor ſich ſelbſt unwahrſcheinlich? Und warum iſt er es? Man wird ſich wieder auf die obigen Urſachen berufen. Allein, können denn dieſe nicht wirklich im gemeinen Leben eben ſo wohl wegfallen, als ſie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, dieſes zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem lüderlichen

Geſindel, welches auf den Jahrmärkten herumſchweift. — — Doch ich will lieber hier einen andern reden laſſen, dem dieſer Umſtand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieſer Nation ſelbſt. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben ſo witzigen, als gelehrten und rechtſchaffnen Mannes verſagen könnte. Folgenden Brief hat er bey Gelegenheit der Göttingiſchen Erinnerung, an einen Freund in ſeinem Volke, der ihm an guten Eigenſchaften völlig gleich iſt, geſchrieben. Ich ſehe es voraus, daß man es ſchwerlich glauben, ſondern vielmehr dieſen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiethe mich, denjenigen, dem daran gelegen iſt, unwiderſprechlich von der Authenticität deſſelben zu überzeugen. Hier iſt er.[1]

Mein Herr,

„Ich überſchicke Ihnen hier, das 70 Stück der Göttingſchen gelehrten „Anzeigen. Leſen Sie den Artickel von Berlin. Die Herren Anzeiger „recenſiren den 4ten Theil der Leßingſchen Schriften, die wir ſo oft mit „Vergnügen geleſen haben. Was glauben Sie wohl, daß ſie an dem Luſt„ſpiele, die Juden ausſetzen? Den Hauptcharakter, welcher, wie ſie ſich „ausdrücken, viel zu edel und viel zu großmüthig iſt. Das Vergnügen, „ſagen ſie, das wir über die Schönheit eines ſolchen Charakters empfin„den, wird durch deſſen Unwahrſcheinlichkeit unterbrochen, und endlich „bleibt in unſrer Seele nichts, als der bloſſe Wunſch für ſein Daſeyn „übrig. Dieſe Gedanken machten mich ſchamroth. Ich bin nicht im „Stande alles auszudrücken, was ſie mich haben empfinden laſſen. Welche „Erniedrung für unſere bedrengte Nation! Welche übertriebene Verachtung! „Das gemeine Volk der Chriſten hat uns von je her als den Auswurf „der Natur, als Geſchwüre der menſchlichen Geſellſchaft angeſehen. Allein „von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; „von dieſen vermuthete ich die uneingeſchränkte Billigkeit, deren Mangel „uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie ſehr habe ich mich „geirrt, als ich einem jeden Chriſtlichen Schriftſteller ſo viel Aufrichtigkeit „zutrauete, als er von andern fordert.

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Menſch, der noch ein

[1] „Michaelis war der Göttingiſche Recenſent. Der Brief iſt von Moſes Mendelsſohn, und an den Doctor Gumperz, einen Arzt in Berlin, der aber nicht praktiſirte, ſondern von ſeinen Mitteln lebte, und ſich eigentlich mit Mathematik beſchäftigte. Gumperz war um die damalige Zeit Secretair bey Maupertuis.“ Karl G. Leſſing.

„Gefühl der Redlichkeit in ſich hat, einer ganzen Nation die Wahrſchein-
„lichkeit abſprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweiſen zu können?
„Einer Nation, aus welcher, wie ſich der Verfaſſer der Juden ausdrückt,
„alle Propheten und die gröſſeſten Könige aufſtanden? Iſt ſein grauſamer
„Richterſpruch gegründet? Welche Schande für das menſchliche Geſchlecht!
„Ungegründet? Welche Schande für ihn!

„Iſt es nicht genug, daß wir den bitterſten Haß der Chriſten auf
„ſo manche grauſame Art empfinden müſſen; ſollen auch dieſe Ungerech-
„tigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertiget werden?

„Man fahre fort uns zu unterdrücken, man laſſe uns beſtändig
„mitten unter freyen und glückſeligen Bürgern eingeſchränkt leben, ja man
„ſetze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur
„die Tugend, den einzigen Troſt bedrengter Seelen, die einzige Zuflucht
„der Verlaſſenen, ſuche man uns nicht gänzlich abzuſprechen.

„Jedoch man ſpreche ſie uns ab, was gewinnen die Herren Recen-
„ſenten dabey? Ihre Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. Eigentlich
„ſoll der Charakter des reiſenden Juden (ich ſchäme mich, wann ich ihn
„von dieſer Seite betrachte) das wunderbare, das unerwartete in der Ko-
„mödie ſeyn. Soll nun der Charakter eines hochmüthigen Bürgers der
„ſich zum türkiſchen Fürſten machen läßt, ſo unwahrſcheinlich nicht ſeyn,
„als eines Juden, der großmüthig iſt? Laßt einen Menſchen, dem von
„der Verachtung der jüdiſchen Nation nichts bekannt iſt, der Aufführung
„dieſes Stückes beywohnen; er wird gewiß, während des ganzen Stückes
„für lange Weile gähnen, ob es gleich für uns ſehr viele Schönheiten
„hat. Der Anfang wird ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie
„weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird
„er lachen müſſen. Die guten Leute, wird er bey ſich denken, haben
„doch endlich die groſſe Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menſchen
„ſind. So menſchlich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen ge-
„reinigt iſt.

„Nicht daß ich durch dieſe Betrachtung dem Leßingſchen Schauſpiele
„ſeinen Werth entziehen wollte; keines weges! Man weis daß ſich der
„Dichter überhaupt, und ins beſondere wenn er für die Schaubühne ar-
„beitet, nur nach der unter dem Volke herrſchenden Meinung zu richten
„habe. Nach dieſer aber muß der unvermuthete Charakter des Juden
„eine ſehr rührende Wirkung auf die Zuſchauer thun. Und in ſo weit

„iſt ihm die ganze jüdiſche Nation viele Verbindlichkeit ſchuldig, daß er „ſich Mühe giebt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für „ſie von groſſer Wichtigkeit ſeyn muß.

„Sollte dieſe Recenſion, dieſe grauſame Seelenverdammung nicht „aus der Feder eines Theologen gefloſſen ſeyn? Dieſe Leute denken der „Chriſtlichen Religion einen groſſen Vorſchub zu thun, wenn ſie alle „Menſchen, die keine Chriſten ſind, für Meichelmörder und Straſſen„räuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der chriſtlichen Religion „ſo ſchimpflich zu denken; das wäre ohnſtreitig der ſtärkſte Beweis wider „ihre Wahrhaftigkeit, wenn man ſie feſtzuſtellen alle Menſchlichkeit aus „den Augen ſetzen müßte.

„Was können uns unſere ſtrengen Beurtheiler, die nicht ſelten ihre „Urtheile mit Blute verſiegeln, erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle „ihre Vorwürfe auf den unerſättlichen Geitz hinaus, den ſie vielleicht durch „ihre eigene Schuld, bey dem gemeinen jüdiſchen Haufen zu finden, froh„locken? Man gebe ihnen dieſen zu; wird es denn deswegen aufhören „wahrſcheinlich zu ſeyn, daß ein Jude einem Chriſten der in räuberiſche „Hände gefallen iſt, das Leben gerettet haben ſollte? Oder wenn er es „gethan, muß er ſich nothwendig das edle Vergnügen, ſeine Pflicht in „einer ſo wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Be„lohnungen verſalzen laſſen? Gewiß nicht! Zuvoraus wenn er in ſolchen „Umſtänden iſt, in welche der Jude im Schauſpiele geſetzt worden.

„Wie aber, ſoll dieſes unglaublich ſeyn, daß unter einem Volke von „ſolchen Grundſätzen und Erziehung, ein ſo edles und erhabenes Gemüth „ſich gleichſam ſelbſt bilden ſollte? Welche Beleidigung! ſo iſt alle unſere „Sittlichkeit dahin! ſo regt ſich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! „ſo iſt die Natur ſtiefmütterlich gegen uns geweſen, als ſie die edelſte „Gabe unter den Menſchen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! „Wie weit biſt du, gütiger Vater, über ſolche Grauſamkeit erhaben!

„Wer ſie näher kennt, theuerſter Freund! und ihre Talente zu ſchätzen „weis, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht ſich glück„liche Geiſter, ohne Vorbild und Erziehung empor ſchwingen, ihre un„ſchätzbaren Gaben ausarbeiten, Geiſt und Herz beſſern, und ſich in den „Rang der größten Männer erheben können. Ich gebe einem jeden zu „bedenken, ob ſie, großmüthiger Freund! nicht die Rolle des Juden im „Schauſpiel übernommen hätten, wenn ſie auf ihrer gelehrten Reiſe, in

„seine Umstände gesetzt worden wären. Ja ich würde unsere Nation er-
„niedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edlen Ge-
„müthern anzuführen. Nur das ihrige konnte ich nicht übergehen, weil
„es so sehr in die Augen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere.

„Ueberhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner,
„als den meisten Christen. Man bedenke den gewaltigen Abscheu den sie
„für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen
„können, daß ein Jude, (ich nehme die Diebe von Profeßion aus) einen
„Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem
„sonst redlichen Christen seinem Nebenmenschen für ein bloßes Schimpf-
„wort das Leben zu rauben? Man sagt, es sey Niederträchtigkeit bey den
„Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menschenblut verschont; so ist
„Niederträchtigkeit eine Tugend.

„Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen
„die Armen beyder Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der
„meisten Christen gegen ihre Arme genennt zu werden? Es ist wahr, sie
„treiben diese beyden Tugenden fast zu weit. Ihr Mitleiden ist allzu
„empfindlich, und hindert beynah die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit
„ist beynah Verschwendung. Allein, wenn doch alle, die ausschweifen,
„auf der guten Seite ausschweifeten.

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewunderns-
„würdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. Doch
„schon ihre gesellschaftliche Tugenden sind hinreichend genug, die Göttingsche
„Anzeigen zu widerlegen; und ich betaure den, der eine so allgemeine
„Verurtheilung ohne Schauern lesen kann. Ich bin ꝛc.

Ich habe auch die Antwort auf diesen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, sie hier drucken zu lassen. Sie ist mit zuviel Hitze geschrieben, und die Retorsionen sind gegen die Christen ein wenig zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beyde Correspondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß sie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Christen nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. — —

Der übrige Theil der Göttingschen Erinnerungen, worinne man mich zu einem andern ähnlichen Lustspiele aufmuntert, ist zu schmeichelhaft für

mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederhohlen könnte. Es ist gewiß, daß sich nach dem daselbst angegebnen Plane, ein sehr einnehmendes Stück machen liesse. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdenn bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Absichten, die ich bey Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größten Theils wegfallen würden.

## Zweytes Stück. 1754.

### VII.

### Von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind.

Die einzigen Ueberreste, woraus man die tragische Bühne der Römer einigermassen beurtheilen kann, sind diejenigen zehn Trauerspiele, welche unter dem Namen des Seneca gelesen werden.

Da ich jetzt vorhabe, sie meinen Lesern bekannter zu machen, so sollte ich vielleicht verschiedene historischkritische Anmerkungen und Nachrichten voraus schicken, die ihnen die Meinungen der Gelehrten von den wahren Verfassern dieser Trauerspiele, von ihrem Alter, von ihrem innern Werthe ꝛc. erklärten. Doch weil sich hiervon schwerlich urtheilen läßt, wenn man die Stücke nicht schon selbst gelesen hat, so will ich in dieser meiner Abhandlung eben der Ordnung folgen, die jeder wahrscheinlicher Weise beobachten würde, der sich selbst von diesen Dingen unterrichten wollte. Ich will alle zehn Trauerspiele nach der Reihe durchgehen, und Auszüge davon mittheilen, in welchen man die Einrichtung und die vornehmsten Schönheiten derselben erkennen kann. Ich schmeichle mir, daß diese Auszüge desto angenehmer seyn werden, je gröſſer die Schwierigkeiten sind, mit welchen die Lesung der Stücke selbst verbunden ist.

Es sind, wie schon gesagt, deren zehne, welche folgende Ueberschriften führen. I. der rasende Herkules. II. Thyest. III. Thebais. IV. Hippolytus. V. Oedipus. VI. Troas. VII. Medea. VIII. Agamemnon. IX. Herkules auf Oeta. X. Octavia. Ich will mich sogleich zu dem ersten Stücke wenden.

I.

# Der rasende Herkules.

## Inhalt.

Herkules hatte sich mit der Megara, der Tochter des Creons, Königs von Theben vermählt. Seine Thaten und besonders seine Reise in die Hölle nöthigten ihn, lange Zeit von seinem Reiche und seiner Familie abwesend zu seyn. Während seiner Abwesenheit empörte sich ein gewisser Lycus, ließ den Creon mit seinen Söhnen ermorden und bemächtigte sich des Thebanischen Scepters. Um seinen Thron zu befestigen, hielt er es vor gut, sich mit der zurückgelassenen Gemahlin des Herkules zu verbinden. Doch indem er am heftigsten darauf dringt, kömmt Herkules aus der Hölle zurück, und tödtet den tyrannischen Lycus mit allen seinen Anhängern. Juno, die unversöhnliche Feindin des Herkules, wird durch das beständige Glück dieses Helden erbittert, und stürzt ihn durch Hülfe der Furien, in eine schreckliche Raserey; deren traurige Folgen der eigentliche Stof dieses Trauerspiels sind. Ausser dem Chore kommen nicht mehr als sechs Personen darinne vor: Juno, Megara, Lycus, Amphitryo, Herkules, Theseus.

## Auszug.

Juno eröfnet die Scene. Herkules ist in den zwey ersten Acten zwar noch nicht gegenwärtig. Als Juno aber weis sie doch schon, daß er gewiß erscheinen werde, und schon bereits siegend die Hölle verlassen habe. Man muß sich erinnern, daß Herkules ein Sohn des Jupiters war, den er mit der Alcmene erzeugt hatte. Sie tobt also in diesem ersten Auftritte wider die Untreue ihres Gemahls überhaupt, und wider diese Frucht derselben insbesondere. Endlich faßt sie wider den Herkules den allergrausamsten Anschlag. — — Wir wollen sehen, wie dieses der Dichter ungefehr ausgeführt hat.

Sie sagt gleich Anfangs, daß sie, die Schwester des Donnergotts — — denn nur dieser Name bleibe ihr noch übrig — — die ätherischen Wohnungen, und den von ihr immer abgeneigten Jupiter verlassen habe. „Ich muß auf der Erde wandeln, um den Kebsweibern Platz zu machen. „Diese haben den Himmel besetzt! Dort glänzt von dem erhabensten „Theile des eisreichen Pols Calliſto in der Bärin, und regieret argo„lische Flotten. Da, wo in verlängerten Tagen der laue Frühling herab

„fließt, ſchimmert der ſchwimmende Träger Europens. „Hier bilden des „Atlas ſchweifende Töchter das den Schiffern und der See furchtbare „Geſtirn; dort ſchreckt mit drohendem Schwerd Orion die Götter. Hier „hat der güldne Perſeus ſeine Sterne; dort Caſtor und Pollux ꝛc. „Und damit ja kein Theil des Himmels unentehrt bleibe, ſo muß er auch „noch den Kranz des Cnoßiſchen Mädchens tragen. Doch was klage ich „über alte Beleidigungen? Wie oft haben mich nicht des einzigen gräß„lichen Thebens ruchloſe Dirnen zur Stiefmutter gemacht! Erſteige nur „den Himmel, Alcmene; bemächtige dich nur ſiegend meines Sitzes; und „du, ihr Sohn, um deſſen Geburth die Welt einen Tag einbüßte und „der langſame Phöbus ſpäter aus dem Eoiſchen Meere aufſtieg, nimm „die verſprochnen Geſtirne nur ein! Ich will meinen Haß nicht fahren „laſſen; mein raſender Schmerz, mein tobender Zorn ſoll mich zu ewigen „Kriegen reitzen — — Aber zu was für Kriegen? Was die feindſelige „Erde nur ſcheusliches hervorbringt; was Meer und Luft nur ſchreckliches, „gräßliches, wildes und ungeheures tragen, alles das iſt von ihm gebändigt „und beſiegt. Das Ungemach ſtärkt ihn; er nützet meinen Zorn; er ver„kehret meinen Haß in ſein Lob, und je härtere Dinge ich ihm auflege, „je mehr beweiſet er ſeinen Vater! — — Die Göttin berührt hierauf die Thaten des Herkules näher, der als ein Gott ſchon in der ganzen Welt verehrt werde, und der ihre Befehle leichter vollziehe, als ſie dieſelben erdenke. Die Erde ſey ihm nicht weit genug geweſen; er habe die Pforten der Hölle erbrochen, den Weg aus dem Reiche der Schatten zurück gefunden, und ſchleppe, über ſie triumphirend, mit ſtolzer Fauſt den Höllenhund durch die Städte Griechenlands zur Schau. „Der Tag, fährt „ſie fort, erblaßte, die Sonne zitterte, als ſie den Cerberus erblickte; „mich ſelbſt überfiel ein Schauer, da ich das überwältigte dreyköpfigte Un„geheuer ſahe, und ich erſchrak über meinen Befehl. — — Sie fürchtet, Herkules werde ſich auch des obern Reichs bemächtigen, da er das unterirrdiſche überwunden habe; er werde ſeinem Vater den Scepter entreiſſen, und nicht, wie Bacchus, auf langſamen Wegen ſich zu den Sternen erheben; er werde auf den Trümmern der Welt ſie erſteigen und über den öden Himmel gebiethen wollen. — „Wüthe nur alſo fort, mein Zorn; „wüthe fort! Unterdrücke ihn mit ſeinem groſſen Anſchlage; falle ihn an, „Juno, zerfleiſche ihn mit deinen eignen Händen. Warum überträgſt du „andern deinen Haß? — — Welche Feinde kannſt du ihm erwecken, die

„er nicht überwunden habe? Du ſuchſt einen, der ihm gewachſen ſey? „Nur er ſelbſt iſt ſich gewachſen. So bekriege er ſich dann alſo ſelbſt! „Herbey ihr Eumeniden! Herbey aus dem tiefſten Abgrunde des Tar„tarus! Schüttelt das flammende Haar; ſchlagt ihm mit wüthenden Hän„den vergiftete Wunden! — — Nun, Stolzer, kannſt du nach den himm„liſchen Wohnungen trachten! — — Umſonſt glaubſt du dem Styx ent„flohen zu ſeyn! Hier, hier will ich dir die wahre Hölle zeigen! Schon „rufe ich die Zwietracht aus ihrer finſtern Höhle, noch jenſeits dem Reiche „der Verdammten, hervor! Was du noch ſchreckliches da gelaſſen haſt, „ſoll erſcheinen. Das lichtſcheue Verbrechen, die wilde Ruchloſigkeit, die „ihr eigen Blut leckt, und die irre ſtets wieder ſich ſelbſt bewafnete Ra„ſerey; dieſe, dieſe ſollen erſcheinen und Rächer meines Schmerzes ſeyn! „Fanget dann alſo an, ihr Dienerinnen des Pluto! Schwinget die lodern„den Fackeln! Strafet des Styx kühnen Verächter! Erſchüttert ſeine Bruſt „und laßt ſie ein heftiger Feuer durchraſen, als in den Höhlen des Aetna „tobet! — — Ach, daß Herkules raſen möge, muß ich vorher erſt ſelbſt „raſen. Und warum raſe ich nicht ſchon? — — Auf dieſe Art beſchließt Juno, daß ihr Feind immerhin aus der Hölle unverletzt und mit unverringerten Kräften zurückkommen möge; ſie wolle ihn ſeine Kinder geſund wieder finden laſſen, aber in einer plötzlichen Unſinnigkeit ſolle er ihr Mörder werden. „Ich will ihm ſelbſt die Pfeile von der gewiſſen Sehne „ſchnellen helfen; ich will ſelbſt die Waffen des Raſenden lenken, und „endlich einmal ſelbſt dem kämpfenden Herkules beyſtehen. Mag ihn doch „nach dieſer That ſein Vater in den Himmel aufnehmen — Mit dieſem Vorſatze begiebt ſich Juno fort, weil ſie den Tag anbrechen ſieht.

Dieſen Anbruch des Tages beſchreibt der darauf folgende Chor. Er beſchreibt ihm nach den Veränderungen, die an dem Himmel vorgehen, und nach den verſchiedenen Beſchäftigungen der Menſchen, welche nun wieder ihren Anfang nehmen. „Wie wenige, fügt er hinzu, beglückt die „ſichere Ruhe! Wie wenige ſind der Flüchtigkeit des Lebens eingedenk, „und nützen die nie wieder zurückkehrende Zeit. Lebt, weil es noch das „Schickſal erlaubt, vergnügt! Das rollende Jahr eilt mit ſchnellen Tagen „dahin, und die unerbittlichen Schweſtern ſpinnen fort, ohne den Faden „wieder aufzuwinden. — — Er tadelt hierauf diejenigen, welche gleichwohl freywillig ihrem Schickſale entgegen eilen, und wie Herkules das trübe Reich der Schatten nicht bald genug erblicken können. Er verlangt

die Ehre, die dieſe treibt, nicht, ſondern wünſcht ſich, in einer verborgenen Hütte ruhig zu leben, wo das Glück auf einem zwar niedrigen aber ſichern Orte feſt ſtehe, wenn die kühne Tugend hoch herab ſtürzet. — — Hier ſieht er die traurige Megara, mit zerſtreuten Haaren näher kommen, welcher der alte Amphitryo, der Halbvater des Herkules, langſam nachfolgt. Er macht ihnen alſo Platz und Megara eröfnet den

## Zweyten Aufzug.

Sie bittet den Jupiter, ihren und ihres Gemahls Mühſeligkeiten endlich einmal ein Ende zu machen. Sie klagt, daß noch nie ein Tag ſie mit Ruhe beglückt habe; daß immer das Ende des einen Uebels der Uebergang zu dem andern ſey; daß dem Herkules nicht ein Augenblick Ruhe gelaſſen werde; daß ihn Juno ſeit der zarteſten Kindheit verfolge, und ihn Ungeheuer zu überwinden genöthiget habe, noch ehe er fähig geweſen ſey, ſie zu kennen. Sie fängt hierauf von den zwey Schlangen an, die er ſchon in der Wiege, ſo feſt ſie ihn auch umſchlungen hatten, mit lächelnden Blicke zerquetſchte, und berührt alle ſeine übrigen Thaten mit kurzen mahleriſchen Zügen, bis auf die ſchimpfliche Arbeit im Stall des Augias. „Aber, fährt ſie fort, was hilft ihn alles dieſes? Er muß „der Welt, die er vertheidigte, entbehren. Und ſchon hat es die Erde „empfunden, daß der Urheber ihres Friedens nicht zugegen ſey! Das „glückliche Laſter heißt Tugend; die Böſen herrſchen über die Guten; Ge„walt geht vor Recht, und die Geſetze verſtummen vor Furcht. — — Zum Beweiſe führt ſie die Grauſamkeiten des Lycus an, welcher ihren Vater den Creon und ihre Brüder, deſſen Söhne, ermordet und ſich des Thebaniſchen Reichs bemächtiget habe. Sie bedauret, daß dieſe berühmte Stadt, aus welcher ſo viel Götter entſproſſen, deren Mauern Amphion mit mächtigen Melodien aufgeführt, und in welche ſelbſt der Vater der Götter ſich ſo oft herab gelaſſen habe, jezt einem nichtswürdigen Verbannten gehorchen müſſe. „Der, welcher zu Waſſer und Land die „Laſter verfolgt, und tyranniſche Scepter mit gerechter Fauſt zerbrochen „hat, muß ſelbſt abweſend dienen, und das Joch tragen, wovon er andre „befreyet. Dem Herkules gehöret Theben, und Lycus hat es inne. Doch „lange wird er es nicht mehr inne haben. Plötzlich wird der Held an „das Tageslicht wieder hervor dringen; er wird den Weg zurück entweder „finden, oder ſich machen. — — Erſcheine denn, o Gemahl, und komm

„als Sieger zu deinem beſiegten Hauſe zurück! Entreiſſe dich der Nacht, „und wann alle Rückgänge verſchloſſen ſind, ſo ſpalte die Erde, ſo wie „du einſt das Gebirge ſpalteteſt, und dahin den Oſſa und dorthin den „Olympus warfſt und mitten durch den Theſſaliſchen Strom einen neuen „Weg führteſt. Spalte ſie; treibe was in ewigen Finſterniſſen begraben „war, zitternde Schaaren des Lichts entwöhnter Schatten, vor dir her, „und ſo ſtelle dich deinen Aeltern, deinen Kindern, deinem Vaterlande „wieder dar! Keine andre Beute davon bringen, als die man dir befohlen „hat, iſt deiner unwürdig! — — Doch hier beſinnt ſich Megara, daß dieſe Reden für ihre Umſtände zu großſprechriſch ſind; und wendet ſich lieber zu den Göttern, welchen ſie Opfer und heilige Feſte verſpricht, wenn ſie ihr den Gemahl bald wieder ſchenken wollen. „Hält dich aber, „fügt ſie hinzu, eine höhere Macht zurück; wohl, ſo folgen wir! Ent„weder ſchütze uns durch deine Zurückkunft alle, oder ziehe uns alle nach „dir! — — Ja, nachziehen wirſt du uns dir; denn uns Gebeugte mag „auch kein Gott aufzurichten.

Hier unterbricht ſie der alte Amphitryo. „Hoffe ein beſſeres, „ſpricht er, und laß den Muth nicht ſinken. Er wird gewiß auch aus „dieſer Mühſeligkeit, wie aus allen, gröſſer hervorgehen!

**Meg.** Was die Elenden gern wollen, das glauben ſie leicht.

**Amphit.** Oder vielmehr, was ſie allzuſehr fürchten, dem vermeinen ſie auf keine Weiſe entgehen zu können.

**Meg.** Aber jetzt, da er in die Tiefe verſenkt und begraben iſt, da die ganze Welt auf ihm liegt, welchen Weg kann er zu den Lebendigen zurückfinden?

**Amph.** Eben den, welchen er durch den brennenden Erdſtrich, und durch das trockne Meer ſtürmenden Sandwogen fand ꝛc.

**Meg.** Nur ſelten verſchonet das unbillige Glück die größten Tugenden. Niemand kann ſich lange ſo häufigen Gefahren ſicher blos ſtellen. Wen das Verderben ſo oft vorbey gegangen iſt, den trift es endlich einmal.

Hier bricht Megara ab, weil ſie den wüthenden Lycus mit drohendem Geſicht, und mit Schritten, die ſeine Gemüthsart verrathen, einhertreten ſieht. Er redet die erſten zwanzig Zeilen mit ſich ſelbſt, und ſchildert ſich als einen wahren Tyrannen. Er iſt ſtolz darauf, daß er ſein Reich nicht durch Erbſchaft beſitze, daß er keine edeln Vorfahren, kein durch erhabne Titel berühmtes Geſchlecht aufweiſen könne. Er trozt auf

ſeine eigene Tapferkeit, und findet, daß ſeine fernere Sicherheit nur auf dem Schwerde beruhe. „Nur dieſes, ſagt er, kann bey dem ſchützen, „was man wider Willen der Unterthanen beſitzt. — — Unterdeſſen will er doch auch nicht unterlaſſen, einen Staatsgriff anzuwenden. Er bildet ſich nehmlich ein, daß er ſein neu erobertes Reich durch nichts mehr befeſtigen könne, als wenn er ſich mit der Megara vermählte. Er kann ſich nicht vorſtellen, daß ſie ſeinen Antrag verachten werde: ſollte ſie es aber thun, ſo hat er bereits den feſten Entſchluß gefaßt, das ganze Herkuliſche Haus auszurotten. Er fragt nichts darnach, was das Volk von ſo einer That urtheilen werde; er hält es für eines von den vornehmſten Stücken der Regierungskunſt, gegen die Nachreden des Pöbels gleichgültig zu ſeyn. In dieſer Geſinnung will er ſogleich den Verſuch machen, und geht auf Megara los, die ſich ſchon im voraus von ſeinem Vorhaben nichts gutes verſpricht. Seine Anrede iſt nicht ſchlecht; er macht ihr eine kleine Schmeicheley wegen ihrer edeln Abkunft, und bittet ſie, ihn ruhig anzuhören. Er ſtellt ihr hierauf vor, wie übel es um die Welt ſtehen würde, wenn Sterbliche einander ewig haſſen wollten. „Dem Sieger und „dem Beſiegten liegt daran, daß der Friede endlich wieder hergeſtellet „werde. Komm alſo und theile das Reich mit mir; laß uns in ein enges „Bündniß tretten, und empfange meine Rechte, als das Pfand der Treue. „— — Megara ſieht ihn mit zornigen Blicke an. „Ich, ſpricht ſie, „ſollte deine Rechte annehmen, an welcher das Blut meines Vaters, und „meiner Brüder klebt? Eher ſoll man die Sonne im Oſt untergehen, „und im Weſt aufgehen ſehen; eher ſollen Waſſer und Feuer ihre alte „Feindſchaft in Friede verwandeln ꝛc. Du haſt mir Vater, Reich, Brüder „und Götter geraubt. Was blieb mir noch übrig? Eins blieb mir noch „übrig, welches mir lieber als Vater, Reich, Brüder und Götter iſt: „das Recht dich zu haſſen. Ach! warum muß auch das Volk dieſes mit „mir gemein haben. — — Doch herrſche nur, Aufgeblaſener; verrathe „nur deinen Uebermuth! Gott iſt Rächer und ſeine Rache folget hinter „dem Rücken der Stolzen.“ Sie ſtellt ihm hierauf vor, was für ein ſtrenges Schickſal faſt alle Thebaniſche Regenten betroffen habe. Agave und Ino, Oedipus und ſeine Söhne, Niobe und Cadmus ſind ihre ſchrecklichen Beyſpiele. „Sieh, fährt ſie fort, dieſe warten deiner! Herrſche „wie du willſt, wenn ich dich nur endlich in eben das Elend, das von „unſerm Reiche ſo unzertrennlich iſt, verwickelt ſehe. — — Lycus wird

über dieſe Reden unwillig, und giebt ihr auf eine höhniſche Art zu verſtehen, daß er König ſey, und ſie gehorchen müſſe. „Lerne, ſagt er, von „deinem Gemahl, wie unterwürfig man Königen ſeyn müſſe.“ Er zielet hiemit auf die Befehle des Eurystheus, die ſich Herkules zu vollziehen bequemte. „Doch, ſpricht er weiter, ob ich ſchon die Gewalt in meinen „Händen habe, ſo will ich mich doch ſo weit herablaſſen, meine Sache „gegen dich zu rechtfertigen. Er bemüht ſich hierauf den Tod ihres Vaters und ihrer Brüder von ſich abzuwelzen. „Sie ſind im Streite umgekommen. „Die Waffen wiſſen von keiner Mäßigung; und die Wuth des gezückten „Schwerdes kennet kein Schonen. Es iſt wahr, dein Vater ſtritt für ſein „Reich, und mich trieben ſträfliche Begierden. Doch jetzt kömmt es nicht „auf die Urſache, ſondern auf den Ausgang des Krieges an. Laß uns „daher an das geſchehene nicht länger denken. Wenn der Sieger die „Waffen ablegt, ſo geziemet es ſich, daß auch der Beſiegete den Haß ablege. Ich verlange nicht, daß du mich mit gebogenem Knie verehren „ſollſt. Es gefällt mir vielmehr, daß du deinen Unfall mit ſtarken Muthe „zu tragen weißt. Und da du die Gemahlin eines Königs zu ſeyn verdieneſt, ſo ſey es denn an meiner Seite.“ Megara geräth über dieſen Antrag auſſer ſich. „Ich deine Gemahlin? Nun empfinde ich es erſt, „daß ich eine Gefangene bin — — Nein, Alcides, keine Gewalt ſoll „meine Treue überwinden; als die Deinige will ich ſterben.

Lycus. Wie? ein Gemahl, der in der Tiefe der Hölle vergraben iſt, macht dich ſo kühn?

Megara. Er ſtieg in die Hölle herab, um den Himmel zu erſteigen.

Lycus. Die ganze unendliche Laſt der Erde liegt nun auf ihm.

Megara. Kann eine Laſt für den zu ſchwer ſeyn, der den Himmel getragen hat?

Lycus. Aber du wirſt gezwungen werden.

Megara. Wer gezwungen werden kann, weis nicht zu ſterben.

Lycus. Kann ich dir ein königlicher Geſchenk anbieten, als meine Hand?

Megara. Ja; deinen oder meinen Tod.

Lycus. Nun wohl; du ſollſt ſterben.

Megara. So werde ich denn meinem Gemahl entgegen gehen.

Lycus. So ziehſt du meinem Throne einen Knecht vor?

Megara. Wie viel Könige hat dieſer Knecht dem Tode geliefert!

Lycus. Warum dient er denn aber einem Könige?

Megara. Was wäre Tapferkeit ohne harte Dienſte?

Lycus. Wilden Thieren und Ungeheuern vorgeworfen werden, nennſt du Tapferkeit?

Megara. Das eben muß die Tapferkeit überwinden, wofür ſich alle entſetzen.

Dieſe kurzen Gegenreden, welche gewiß nicht ohne ihre Schönheiten ſind, werden noch einige Zeilen fortgeſetzt, bis Lycus zuletzt auch die Abkunft des Herkules antaſtet, und den alten Amphitryo alſo nöthiget, das Wort zu ergreifen. „Mir ſpricht er, kömmt es zu, ihm ſeinen wahren „Vater nicht ſtreitig machen zu laſſen.“ Er führt hierauf ſeine erſtaunlichen Thaten an, durch die er den Frieden in der ganzen Welt hergeſtellet, und die Götter ſelbſt vertheidiget habe. „Zeigen dieſe nicht deutlich „genug, daß Jupiter ſein Vater ſey, oder muß man vielmehr dem Haſſe „der Juno glauben? Was läſterſt du den Jupiter, erwiedert Lycus? „Das ſterbliche Geſchlecht iſt keiner Verbindung mit dem Himmel fähig. — — Er ſucht hierauf alles hervor, was die göttliche Herkunft des Herkules verdächtig machen könne. Er nennt ihn einen Knecht, einen Elenden, der ein unſtätes und flüchtiges Leben führe, und alle Augenblicke der Wuth der wilden Thiere Preis gegeben werde. Doch Amphitryo ſetzt dieſen Beſchuldigungen das Exempel des Apollo entgegen, der ein Hirte geweſen ſey, der auf einer herumirrenden Inſel ſogar gebohren worden, und mit dem erſten Drachen gekämpft habe. Er fügt hierzu noch das Beyſpiel des Bacchus, und zeigt auch an dieſem, wie theuer das Vorrecht, als ein Gott gebohren werden, zu ſtehen komme.

Lycus. Wer elend iſt, iſt ein Menſch.

Amph. Wer tapfer iſt, iſt nicht elend.

Lycus will ihm auch dieſen Ruhm zu Schanden machen, und erwähnt mit einer ſehr ſpöttiſchen Art ſeines Abentheuers mit der Omphale, bey welcher Herkules die Rolle eines Helden in die Rolle eines Weichlings verwandelte. Doch auch hier beruft ſich Amphitryo auf den Bacchus, welcher ſich nicht geſchämt habe, das Haar zierlich fliegen zu laſſen, den leichten Thyrſus mit ſpielender Hand zu ſchwenken, und im ſanften Gange den güldnen Schweif des herabfallenden Kleides hinter ſich her zu ziehen. Nach vielen und ſchweren Thaten, fügt er hinzu, iſt es der Tapferkeit ganz wohl erlaubt, ſich zu erhohlen. — —

Lycus. Dieſes beweiſet das Haus des Theſpius, und die nach Art des Viehes durch ihn befruchtete Heerde von Mädchen. Dieſes hatte ihm keine Juno, kein Euryſtheus befohlen; es waren ſeine eigne Thaten.

Auf dieſe höhniſche Anmerkung erwiedert Amphitryo, daß Herkules auch noch andre Thaten ungeheiſſen verrichtet habe. Er gedenkt des Eryx, des Antäus, des Buſiris, des Geryon. „Und auch „du, Lycus, wirſt noch unter die Zahl dieſer Ermordeten kommen, die „doch durch keine Schändung ſein Ehebette zu beflecken geſucht.

Lycus. Was dem Jupiter erlaubt iſt, iſt auch dem Könige vergönnt. Jupiter bekam von dir eine Gemahlin; von dir ſoll auch der König eine bekommen ꝛc. — — Hier treibt Lycus ſeine Ruchloſigkeit auf das höchſte. Er wirft dem guten Alten ſeine gefällige Nachſicht gegen den Jupiter vor, und will, daß ſich Megara nur ein Exempel an der Alcmene nehmen ſolle. Er droht ſogar Gewalt zu brauchen, und ſagt, was ich keinem tragiſchen Dichter jetziger Zeit zu ſagen rathen wollte: vel ex coacta nobilem partum feram. Hierüber geräth Megara in eine Art von Wuth, und erklärt ſich, daß ſie in dieſem Falle die Zahl der Danaiden voll machen wolle. Sie zielet hier auf die Hypermneſtra, welches die einzige von den funfzig Schweſtern war, die in der blutigen Hochzeitnacht ihres Mannes ſchonte. Auf dieſe Erklärung ändert Lycus die Sprache. „Wenn du denn alſo unſre Verbindung hart„näckig ausſchlägſt, ſo erfahre es, was ein König vermag. Umfaſſe nur „den Altar; kein Gott ſoll dich mir entreiſſen; und wenn auch Alcides „ſelbſt triumphirend aus der Tiefe zurückkehrte. — — Er befiehlt hierauf, daß man den Altar und den Tempel mit Holz umlegen ſolle. Er will das ganze Geſchlecht des Herkules in ſeinem Schutzorte, aus welchem er es nicht mit Gewalt reiſſen durfte, verbrennen. Amphitryo bittet von ihm weiter nichts als die Gnade, daß er zuerſt ſterben dürfe. „Sterben? „ſpricht Lycus. Wer alle zum Sterben verdammt, iſt kein Tyrann. „Die Strafen müſſen verſchieden ſeyn. Es ſterbe der Glückliche; der „Elende lebe. Mit dieſen Worten geht Lycus ab, um dem Neptunus noch vorher ein Opfer zu bringen. Amphitryo weis weiter nichts zu thun, als die Götter wider dieſen Wütrich anzurufen. „Doch was flehe ich umſonſt die Götter an. „Höre mich, Sohn, wo du auch biſt! — „Welch plötzliches Erſchüttern? Der Tempel wankt! der Boden brüll!

„Welcher Donner ſchallt aus der Tiefe hervor — — Wir ſind erhört! „— — Ich höre, ich höre ſie, des Herkules nahende Tritte.

Hier läßt der Dichter den Chorus einfallen. Der Geſang deſſelben iſt eine Apoſtrophe an das Glück, welches ſeine Wohlthaten ſo ungleich austheile und den Eurystheus in leichter Ruhe herrſchen laſſe, während der Zeit, da Herkules mit Ungeheuern kämpfen müſſe. Hierauf wird die Anrede an dieſen Held ſelbſt gerichtet. Er wird ermuntert, ſiegend aus der Hölle hervor zu gehen, und nichts geringers zu thun, als die Banden des Schickſals zu zerreiſſen. Das Exempel des Orpheus, welcher durch die Gewalt ſeiner Saiten, Eurydicen von den unerbittlichen Richtern, obſchon unter einer allzuſtrengen Bedingung, erhalten, wird ziemlich weitläuftig berührt, und endlich wird geſchloſſen, daß ein Sieg, der über das Reich der Schatten durch Geſänge erhalten worden, auch wohl durch Gewalt zu erhalten ſey.

## Dritter Aufzug.

Die erwünſchte Erſcheinung des Herkules erfolgt nunmehr. Er eröfnet den dritten Aufzug, welcher von dem zweyten durch nichts als durch den vorigen Chor unterſchieden wird. Megara und Amphitryo ſind nicht von der Bühne gekommen.

Herkules redet die Sonne an, und bittet ſie um Verzeihung, daß er den Cerberus ans Licht gebracht habe. Er wendet ſich hierauf an den Jupiter, an den Neptun und an alle andre Götter, die von oben auf das Irdiſche herabſehen. Dem Jupiter giebt er den Rath, wenn er dieſes Ungeheuer nicht ſehen wolle, ſich unterdeſſen den Blitz vor die Augen zu halten: visus fulmine opposito tege; dem Neptun, auf den Grund des Meeres herabzufahren, und den übrigen, das Geſicht wegzuwenden. „Der Anblick dieſes Scheuſals, fährt er fort, iſt nur für zwey; für den, „der es hervorgezogen, und für die, die es hervorzuziehen befohlen.“ Dieſer, der Juno nehmlich, ſpricht er hierauf förmlich Hohn. Er rühmt ſich das Chaos der ewigen Nacht, und was noch ärger als Nacht ſey, und der Finſterniß ſchreckliche Götter, und das Schickſal überwunden zu haben. Er fordert ſie, wo möglich, zu noch härtern Befehlen auf, und wundert ſich, daß ſie ſeine Hände ſo lange müßig laſſe. — — Doch in dem Augenblicke wird er die Anſtalten gewahr, die Lycus in dem vorigen Aufzuge machen laſſen. Er ſieht den Tempel mit bewafneter

Mannſchaft umſetzt, und da er noch darüber erſtaunt, wird er von dem Amphitryo angeredet.

Dieſer zweifelt noch vor Freuden, ob es auch der wahre Herkules, oder nur der Schatten deſſelben ſey. Doch endlich erkennt er ihn. Herkules fragt ſogleich, was dieſe traurige Tracht ſeines Vaters und ſeiner Gemahlin, und der ſchmutzige Aufzug ſeiner Kinder bedeute. „Welch „Unglück drückt das Haus? Amphitryo antwortet auf dieſe Frage in wenig Worten, daß Creon ermordet ſey, daß Lycus herrſche, und daß dieſer Tyrann Kinder, Vater und Gemahlin hinrichten wolle.

Herkules. Undankbare Erde! So iſt niemand dem Herkuliſchen Hauſe zu Hülfe gekommen? So konnte die von mir vertheidigte Welt ſolch Unrecht mit anſehen? Doch was verliere ich die Zeit mit Klagen? Es ſterbe der Feind!

Hier fällt ihm Theſeus, den er aus der Hölle mit zurück gebracht, und der mit ihm zugleich auf der Bühne erſchienen, ins Wort. „Dieſen „Fleck ſollte deine Tapferkeit tragen? Lycus ſollte ein würdiger Feind „Alcidens ſeyn? Nein; ich muß ſein verhaßtes Blut vergieſſen.

Doch Herkules hält den Theſeus zurück, entreißt ſich den Umarmungen ſeines Vaters und ſeiner Gemahlin, und eilet zur Rache. „Es „bringe Lycus dem Pluto die Nachricht, daß ich angekommen ſey — — „So ſagt er und geht ab. Theſeus wendet ſich hierauf gegen den Amphitryo, und ermuntert ihn, ſein Geſicht aufzuheutern, und die herabfallenden Thränen zurück zu halten. „Wenn ich, ſagt er, den Herkules „kenne, ſo wird er gewiß an dem Lycus des ermordeten Creons wegen „Rache üben. Er wird? Nein er übt ſie ſchon. Doch auch dieſes iſt „für ihn zu langſam: er hat ſie bereits geübt. — — Hierauf wünſcht der alte Amphitryo, daß es Gott alſo gefallen möge, und wendet auf einmal die Aufmerkſamkeit der Zuhörer auf eine andere Seite. Er verlangt nehmlich von dem Gefehrten ſeines unüberwindlichen Sohnes nähere Umſtände von dem unterirrdiſchen Reiche und dem gebändigten Cerberus zu wiſſen. Theſeus weigert ſich Anfangs; endlich aber, nachdem er die vornehmſten Gottheiten um Erlaubniß gebethen, fängt er eine lange und prächtige Beſchreibung an, welche an einem jeden andern Orte Bewunderung verdienen würde. Das letzte Stück derſelben beſonders, welches den Kampf des Herkules mit dem hölliſchen Ungeheuer ſchildert, iſt von einer auſſerordentlichen Stärke. Die ganze deutſche Sprache, — —

wenigſtens ſo wie ich derſelben mächtig bin, — — iſt zu ſchwach und zu arm, die meiſterhaften Züge des Römers mit eben der kühnen und glücklichen Kürze auszudrücken. Das ſtarrende Waſſer des Styx, der darüber hangende fürchterliche Fels, der alte ſcheusliche Fuhrmann ſchrecken in den traurigſten Farben — — Charon war eben an dem dißeitigen Ufer mit dem leeren Nachen angelangt; als ſich Herkules durch die Schaar wartender Schatten drengte, und zuerſt hinüber geſetzt zu werden begehrte. „Wohin, Verwegener? ſchrie der gräßliche Charon. Hemme die eilenden „Schritte! Doch nichts konnte den Alcides aufhalten; er bändigte den alten Schiffer mit dem ihm entriſſenen Ruder, und ſtieg ein. Der Nachen, der Völkern nicht zu enge, ſank unter der Laſt des einzigen tiefer herab, und ſchöpfte überladen mit ſchwankendem Rande letheiſche Fluth — — Endlich näherten ſie ſich den Wohnungen des geitzigen Pluto, die der Stygiſche Hund bewacht. Die Geſtalt dieſes dreyköpfigten Wächters iſt die gräßlichſte, und der Geſtalt gleicht ſeine Wuth. Fähig auch den leiſen Schritt wandelnder Schatten zu hören, horcht er mit geſpitzten Ohren auf das Geräuſche nahender Füſſe. Er blieb ungewiß in ſeiner Höle ſitzen, als der Sohn des Donnergottes vor ihm ſtand; und beyde furchten ſich. Doch jezt erhebt er ein brüllendes Bellen, die Schlangen umziſchen das dreyfache Haupt, die ſtillen Wohnungen ertönen und auch die ſeeligen Schatten entſetzen ſich. Herkules löſet unerſchrocken den cleonäiſchen Raub von der linken Schulter, und ſchützt ſich hinter dem noch ſchreckenden Nachen des Löwen. Er ſchwingt mit ſiegender Hand die Keule, und Schlag auf Schlag trift das endlich ermüdende Ungeheuer. Er läßt ein Haupt nach dem andern ſinken, und räumet ſeinem Ueberwinder den Eingang. Die unterirrdiſchen Gottheiten entſetzen ſich, und laſſen den Cerberus abfolgen, und auch mich, ſpricht Theſeus, ſchenkte Pluto dem bittenden Alciden. Dieſer ſträuchelt des Ungeheuers gebändigte Nacken und feſſelt ſie mit diamantenen Ketten. Es vergaß, daß es der Wächter der Höllen ſey, ließ furchtſam die Ohren ſinken, und folgte dem Bändiger demüthig nach. Doch als es an den Ausgang des Tänarus kam, und der Glanz des ihm unbekannten Lichts die Augen traf, ſträubte es ſich, faßte neue Kräfte, ſchüttelte wüthend die tönenden Ketten, und faſt hätte es den Sieger zurück geſchleppt. Doch hier nahm Herkules die Fäuſte des Theſeus zu Hülfe, und ſo riſſen beyde den vergebens raſenden Cerberus auf die Welt heraus. Noch einen Zug ſetzt der Dichter zu dieſem

Bilde, der gewiß wenige seines gleichen hat. Er sagt nehmlich, der Höllenhund habe die Köpfe in den Schatten des Herkules verborgen, um das Tageslicht so wenig als möglich in die verschloßenen Augen zu lassen:

— — — Sub Herculea caput
Abscondit umbra.

Die nahende Schaar des über die Zurückkunft des Herkules frohlockenden Volkes macht der Beschreibung ein Ende. Mit viel mattern Beschreibungen und ziemlich kalten Sittensprüchen ist der Chorus angefüllt. Sie betreffen das unterirrdische Reich und die traurige Nothwendigkeit, daß alle und jede einmal dahin absteigen müssen. „Niemand, „heißt es, kömmt dahin zu spät, von wannen er, wenn er einmal dahin „gekommen ist, nicht wieder zurück kann. — Schone doch, o Tod, der „Menschen, die dir ohne dem zueilen. — — Die erste Stunde, die „uns das Leben schenkte, hat es auch wieder genommen ꝛc. Und andere dergleichen Blümchen mehr.

## Vierter Aufzug.

Es ist geschehen. Herkules hat den Lycus mit allen seinen Anhängern ermordet, und macht sich nunmehr gefaßt, den Göttern ein Opfer zu bringen. Er ruft sie insgesamt dazu an, und nur die Kinder der Juno schließt er davon aus. Er will ganze Heerden schlachten, und ganze Erndten von Weyhrauch anzünden. Amphitryo der noch das Blut an den Händen seines Sohnes kleben sieht, erinnert ihn, sie vorher zu reinigen; doch Herkules antwortet: „ich wünschte, selbst das Blut des „verhaßten Hauptes den Göttern opfern zu können. Kein angenehmeres „Naß würde je den Altar benetzt haben; denn dem Jupiter kann kein „fetteres Opfer geschlachtet werden, als ein ungerechter König. — — Hierauf will er selbst das Opfergebeth anfangen, ein Gebeth, das, wie er sagt, des Jupiters und seiner würdig sey. Er fängt auch wirklich an, und bittet nichts geringeres, als daß der Himmel und die Erde auf ihrer Stelle bleiben, und die ewigen Gestirne ihren Lauf ungestört fortsetzen mögen; daß ein anhaltender Friede die Völker nähre, daß kein Sturm das Meer beunruhige, daß kein erzürnter Blitz aus der Hand des Jupiters schiesse, daß kein ausgetretener Fluß die Felder überschwemme, und daß nirgends ein wilder Tyrann regiere ꝛc. Schon dieses Gebet ist unsinnig genug, um

der Anfang zu einer förmlichen Raserey zu seyn. Diese äussert sich nunmehr auch auf einmal. „Doch wie? Welche Finsternisse umhüllen den „Mittag? Warum schießt Phöbus so trübe Blicke, ohne von einer Wolke „verdunkelt zu seyn? Wer treibet den Tag zu seiner Demmerung zurück? „Welche unbekannte Nacht breitet ihr schwarzes Gefieder aus? Woher diese „zu frühen Sterne, die den Pol erfüllen? Seht, dort durchglänzet das „erste der von mir gebändigten Ungeheuer, der Löwe, ein weites Gefielde! „Er glüet vor Zorn, und drohet tödtliche Bisse. Er speiet aus dem offenen „Rachen Feuer, und schüttelt die röthliche Mähne. Jezt wird er ein Ge„stirn herab reissen; jezt wird er des harten Herbstes und des frostigen „Winters breite Zeichen überspringen, den Stier im Felde des Frühlings „anfallen, und seinen Nacken zermalmen. — — Amphitryo erstaunet über diesen plötzlichen Wahnwitz, doch Herkules fährt fort. Er kömmt auf seine Thaten, und will sich mit Gewalt den Eingang in den Himmel eröfnen. Er drohet, wenn Jupiter geschehen lasse, daß ihm Juno noch länger zuwider sey, den Saturn zu befreyen, die Riesen zu neuen Kriegen aufzufrischen und sie selbst anzuführen. Diese Kriege glaubt er bereits mit allen ihren schrecklichen Verwüstungen zu sehen, bis er endlich seine eigne Kinder, die mit der Megara bey dem Opfer gegenwärtig seyn sollten, gewahr wird, und sie für die Kinder des Lycus ansieht. Dieser Wahn bringt seine Wuth aufs höchste. Er spannt seinen Bogen und durchschießt das eine, und das andere, welches seine Knie mit den kleinen Händen umfaßt, und mit erbärmlicher Stimme bittet, ergreift er mit gewaltiger Faust, schwenkt es in der Luft herum, und zerschmettert es gegen den Boden. Indem er das dritte verfolgt, welches seine Zuflucht zu seiner Mutter nimt, sieht er diese für die Juno an. Erst richtet er das Kind hin, und alsdann seine Gemahlin. — — Alles dieses, wird man sagen, müsse einen sehr gräßlichen und blutigen Anblick machen. Allein der Dichter hat, durch Hülfe der römischen Bühne, deren Bauart von den unsrigen ganz unterschieden war, ein vortrefliches Spiel hier angebracht. Indem nehmlich Herkules seine Kinder und seine Gemahlin verfolgt, und von Zeit zu Zeit den Zuschauern aus dem Gesichte kömmt, so gehen alle die Ermordungen hinter der Scene vor, wo sie nur von den übrigen Personen auf der Bühne können gesehen werden. Von dem Amphitryo vornehmlich, welcher alles was er sieht in eben dem Augenblicke sagt, und die Zuschauer also eben so lebhaft davon unterrichtet, als

ob ſie es ſelbſt geſehen hätten. Zum Exempel, wenn Herkules dem dritten Kinde nachgeht, ſo ſchreyt Megara: „Wohin, Unſinniger? Du „vergießeſt dein eigen Blut. Mit dieſen Worten eilt ſie beyden nach, daß ſie alſo bereits hinter der Scene iſt, wenn Amphitryo folgende Erzehlung macht: „das zitternde Kind ſtirbt vor dem feurigen Blicke des Vaters, „noch ehe es verwundet worden. Die Furcht hat ihm das Leben genom„men. Und nun, nun ſchwenkt er die tödtliche Keule auf ſeine Gemahlin. „Sie iſt zermalmt, und nirgends ſieht man den Kopf des zerſtümmelten „Körpers. — — Amphitryo geräth hierüber auſſer ſich, er verwünſcht ſein Alter, das ihn zu dieſem Unglücke geſpart; er will nicht länger leben, ſondern eilt den Pfeilen und der Keule des unſinnigen Mörders entgegen. Doch Theſeus hält ihn zurück, und beſchwört ihn, dem Herkules das letzte und größte Verbrechen zu erſparen. Dieſer kömmt unterdeſſen allmälig wieder zu ſich, und Amphitryo erſtaunt ihn in einen tiefen Schlaf fallen zu ſehen. Er zweifelt zwar Anfangs, ob es nicht ein tödtlicher Schlaf ſey, und ob ihn nicht eben die Wuth, welche die Seinigen umgebracht, hingeraft habe; doch das ſtarke Athemhohlen überzeugt ihn von dem Gegentheile. Er findet es alſo für gut, ihn ruhen zu laſſen; nur läßt er vorher von den Dienern die Pfeile wegnehmen, damit er ſie nicht in einer neuen Raſerey brauchen könne.

Der nunmehr einhertretende Chor, wie man leicht errathen kann, beklaget die dem Herkules zugeſtoſſene Unſinnigkeit. Er flehet die Götter an, ihn davon zu befreyen, und wendet ſich beſonders an den Schlaf, den er zur Unzeit allzu poetiſch apoſtrophirt. „Beſänftige die raſenden „Aufwallungen ſeines Gemüths; und gieb dem Helden Frömmigkeit und „Tugend wieder. Wo nicht, ſo laß ihn fortraſen und in ſteter Unſinnig„keit dahin leben. In ihr allein beruhet jetzt ſeine Unſchuld. Reinen „Händen kommen diejenigen am nächſten, die ihr Verbrechen nicht kennen. — — Er beſchreibt nunmehr, wie verzweifelnd ſich Herkules anſtellen werde, wenn er wieder zu ſich ſelbſt kommen, und ſein Unglück erfahren ſollte. Und zuletzt beweinet er noch den zufrühzeitigen Tod der Kinder.

## Fünfter Aufzug.

Herkules erwacht, und Amphitrio und Theſeus ſtehen ſchweigend von ferne. „Wo bin ich? In welchem Lande? Unter welchem

„Himmelsſtriche? ꝛc. Welche Luft ſchöpfe ich? Ich bin doch wenigſtens aus „der Hölle wieder zurück? Aber, welche blutige Leichname ſehe ich hier „geſtreckt? Welche hölliſchen Schattenbilder ſchweben mir noch vor den „Augen? Ich ſchäme mich, es zu ſagen: ich zittere. Ich weis nicht, „welcher ſchreckliche Unfall mir ahndet. Wo iſt mein Vater? Wo meine „Gemahlin, die auf die kleine Heerde ihrer muthigen Kinder ſo ſtolz iſt? „Warum vermiſſe ich an meiner Linken die Beute des überwundenen „Löwens? — — Wo ſind meine Pfeile? Wo der Bogen? Ich lebe, „und man hat mir meine Waffen abnehmen können? Wer hat dieſen „Raub davon getragen? Wer hat auch den ſchlafenden Herkules nicht „geſcheuet? Ich muß ihn doch ſehen, meinen Sieger; ich muß ihn doch „ſehen. Stelle dich, Sieger, den zu zeugen, der Vater den Himmel „nochmals verlaſſen, und dem zu gefallen die Nacht länger, als mir, „ſtille geſtanden — — Was ſehe ich? Meine Kinder ermordet? Meine „Gemahlin todt? Welcher zweyte Lycus hat ſich des Reichs bemächtiget? „Herkules iſt wieder gekommen, und doch erkühnt man ſich zu Theben „ſolcher Verbrechen? Herbey Boeotier, Phryger ꝛc. Zeiget mir den Ur„heber dieſer gräßlichen Morde! — — So breche denn mein Zorn auf „meine Feinde los! Alle ſind meine Feinde, die mir meinen Feind nicht „zeigen. — — Du verbirgeſt dich, Alcidens Sieger? Erſcheine ꝛc. Laß „uns ohne Anſtand kämpfen. Hier ſtehe ich frey und bloß; auf! greife „mich mit meinen eignen Waffen an. — — Doch warum entziehet ſich „Theſeus, warum entzieht ſich der Vater meinen Blicken? Warum ver„bergen ſie ihr Antlitz? Hemmet dies Winſeln! Saget, wer hat meine „Söhne ermordet? Vater, warum ſchweigſt du? Rede, Theſeus; aber „rede ſo, wie ichs vom Theſeus gewohnt bin. Schweigt ihr noch? Noch „wendet ihr voll Scham euer Geſichte weg? Noch fallen verſtohlne Thrä„nen herab? — — Weſſen hat man ſich bey ſolchem Unglücke zu ſchämen? „Iſt es Eurytheus; iſt es das feindliche Heer des ermordeten Lycus, „von dem dieſe Niederlage kömmt? Ich bitte dich, Vater, bey allen mei„nen ruhmvollen Thaten bitte ich dich, ſage, wer iſt der Mörder meines „Geſchlechts? Als weſſen Beute habe ich untergelegen?

Amph. Laß uns dies Unglück mit Stillſchweigen übergehen.

Herkules. Und ich ſollte ungerochen ſeyn?

Amph. Schon oft iſt die Rache ſchädlich geweſen.

Herkules. Wer war je träge genug dergleichen Unglück zu erdulden?

Amph. Der, welcher noch gröſſer Unglück zu fürchten hatte.

Herkules. Kann wohl ein gröſſeres Unglück zu fürchten ſeyn, als dieſes?

Amph. Was du davon weißt, ach! was für ein kleiner Theil iſt es.

Herkules. Erbarme dich, Vater. Flehend ſtrecke ich meine Hände gegen dich aus." — — Indem Herkules dieſes thut, wird er gewahr, daß ſeine eigenen Hände voller Blut ſind. Er wird gewahr, daß es ſeine eigenen Pfeile ſind, an welchen das Blut der Kinder klebt. In der Gewißheit, daß niemand, als er ſelbſt, ſeinen Bogen habe ſpannen können, iſt er genöthiget ſich ſelbſt für den Mörder zu erkennen. „Wie? „Vater, Freund, ſo bin ich es ſelbſt der dieſes Verbrechen begangen hat? „Ach! ſie ſchweigen; ich bin es." Amphytro will ihn tröſten, und ſchiebt alle Schuld auf die Juno. Doch umſonſt; er geräth in eine ſo wüthende Verzweiflung, daß es ſcheint, die Raſerey habe ihn nicht ſowohl verlaſſen, als nur ihre Richtung verändert und ſich gegen ihn ſelbſt gewendet. Er bittet ſeinen wahren Vater, den Jupiter, daß er ihn vergeſſen, und zornig von dem geſtirnten Pole auf ihn donnern möge. Er will an des Prometheus Statt an den leeren Caucaſus gefeſſelt, oder zwiſchen den Symplegaden zerſchmettert ſeyn. Er will Wälder zuſammen häufen, und ſich, befleckt von ſträflichen Blute, in den brennenden Holzſtoß ſtürzen. Er will den Herkules der Hölle wieder zurück geben. Dieſe ſoll ihn, wo möglich, an einem Orte, welcher noch jenſeits dem Erebus liege, verbergen; an einem Orte, der ihm und dem Cerberus unbekannt ſey. — — Er beklagt, daß ſein Geſicht zu verhärtet ſey, und keine Thränen kenne, welche um den Tod ſeiner Kinder nicht reichlich genug fließen könnten. Er will ſein Schwerd, ſeine Pfeile, ſeinen Bogen zerbrechen; er will ſeine Keule, er will ſeine Hände, die ſie geführt haben, verbrennen. — — Hier wagt es Theſeus, ihm zuzureden.

Theſ. Wer hat dem Irrthume jemals den Namen des Verbrechens gegeben?

Herk. Oft iſt ein zu groſſer Irrthum anſtatt des Verbrechens geweſen.

Theſ. Hier iſt Herkules nöthig. Ertrage dieſe Laſt von Uebeln!

Herkules. Noch habe ich in der Raſerey nicht alle Scham verloren, daß ich meinen abſcheuligen Anblick nicht vor allen Völkern verbergen

ſollte, die ihn ohnedem fliehen müßten. Meine Waffen, Theſeus, meine Waffen, die man mir ſo ſchimpflich genommen hat, verlange ich wieder. Raſe ich nicht mehr; ſo gieb mir ſie zurück. Raſe ich aber noch, ſo entferne dich, Vater. Ich will ſchon einen Weg zum Tode finden.

Amphitryo fängt nunmehr an, den Herkules auf das zärtlichſte zu bitten. Er beſchwört ihn bey allen den Verbindungen, die zwiſchen ihnen beyden obwalteten; es ſey nun, daß er ihn als ſeinen Vater, oder als ſeinen Pfleger betrachte. Er ſtellt ihm vor, daß er die einzige Stütze ſeines Hauſes ſey; daß er ihn noch nie genoſſen habe, ſondern immer in der äuſſerſten Furcht ſeinetwegen habe leben müſſen.

Herkules. Und warum ſollte ich noch länger leben? Habe ich nicht alles verlohren? Sinnen, Waffen, Ruhm, Gemahlin, Kinder, meine Raſerey ſelbſt habe ich verloren. Es iſt kein Rath für meine befleckte Seele. Mit dem Tode muß ich mein Verbrechen büſſen.

Theſeus. Du wirſt deinen Vater ums Leben bringen.

Herk. Damit ich es nicht etwa thue, eben deswegen will ich ſterben.

Theſ. In Gegenwart des Vaters?

Herk. Solchen Gräul anzuſehen, habe ich ihn ſchon gelehrt.

Amph. Siehe doch vielmehr auf deine andern rühmlichen Thaten zurück, und verzeihe dir ſelbſt dieſe einzige Schuld.

Herk. Der ſollte ſich etwas verzeihen, der niemanden verziehen hat? Was ich löbliches gethan habe, that ich auf Befehl. Dieſes einzige that ich von mir ſelbſt — —

Kurz, er dringt mit aller Gewalt darauf, daß man ihm ſeine Waffen wieder zurück geben ſolle. Umſonſt verbindet Theſeus ſeine Bitten mit den Bitten des Vaters, und erinnert ihn, daß es dem Herkules unanſtändig ſey, irgend einem Unglücke unterzuliegen. Er aber antwortet: „Ich habe meine Verbrechen nicht freywillig, ſondern gezwungen gethan. „Jenes würde man glauben, wenn ich leben bliebe; dieſes kann nur mein „Tod bekräftigen. — — Der Dichter hat dieſes in wenig Worten auszudrücken gewußt: Si vivo, feci scelera; si morior, tuli. — Herkules fährt alſo fort, ſich als ein Ungeheuer anzuſehen, von welchem er die Welt reinigen müſſe. Er drohet, wenn ihm die Waffen nicht wieder gegeben würden, die Wälder des Pindus und die dem Bacchus geheiligten Hayne auszurotten, und ſich mit ihnen zu verbrennen; oder auch die

Häuſer mit ihren Einwohnern, die Tempel mit ihren Göttern auf ſich zu reiſſen, und ſich unter dem Schutte der ganzen Stadt zu begraben. Sollte aber auch dieſe Laſt ihm zu leicht ſeyn, ſollten ſieben Thore noch nicht ſchwer genug auf ihm liegen: ſo ſoll die halbe Welt auf ſein Haupt ſtürzen, und ihn in dem Mittelpuncte der Erde erdrücken. — — Dieſe Hartnäckigkeit des Herkules bringt endlich den alten Amphitryo gleichfalls zur Verzweiflung, und die Stellungen werden nunmehr ungemein rührend. Es iſt nur zu bedauren, daß der Text hier eine ſehr merkliche Verwirrung der Perſonen gelitten hat. Bald wird der einen etwas in den Mund gelegt, was wahrſcheinlicher Weiſe die andre ſagen ſoll; bald hat man aus zwey Reden eine, und bald aus einer zwey Reden gemacht. Was man noch zuverläßiges daraus erkennen kann, iſt dieſes, daß Amphitryo ſelbſt ſich einen von den Pfeilen an die Bruſt ſetzt, und ſich zu durchſtechen drohet, wenn Herkules ſeinen Schluß nicht ändern wolle. „Entweder, ſpricht er, du lebſt, oder du wirſt auch an mir zum Mörder. „Schon ſchwebt meine durch Unglück und Alter geſchwächte Seele auf den „äuſſerſten Lippen. Wer überlegt es ſo lange, ob er ſeinem Vater das „Leben ſchenken wolle? Jetzt drüke ich, des Verzögerns ſatt, das tödliche „Eiſen durch die Bruſt. Hier, hier wird des vernünftigen Herkules Ver„brechen liegen.“ Und hiermit gelingt es dem Amphitryo den Herkules ſo zu erweichen, daß er ſich zu leben, und dieſen Sieg über ſich ſelbſt zu ſeinen übrigen Siegen hinzu zu thun, entſchließt. Er iſt nun weiter auf nichts bedacht, als Theben zu verlaſſen. „Doch wohin ſoll ich fliehen? „Wo werde ich mich verbergen? Welcher Tanais, welcher Nil, welcher „gewaltige Tigris, welcher wilde Rhein wird meine Rechte abwaſchen „können? Und wenn auch der ganze Ocean über meine Hände dahin „ſtrömte, ſo würden doch noch die gräßlichen Morde daran kleben. — — Er erſucht hierauf den Theſeus ihn in dieſer Noth nicht zu verlaſſen, einen Ort, wo er verborgen ſeyn könnte, für ihn auszuſuchen, oder, wo möglich, ihn in das unterirrdiſche Reich wieder zurück zu bringen. „Da, da will ich mich verborgen halten. Doch auch da bin ich bekannt. — — Theſeus ſchlägt ihm ſein eigen Land, Athen, zum Zufluchtsorte vor, und zwar deswegen, weil es das Land ſey, wo Mars ſelbſt wegen Ermordung ſeines Sohnes losgeſprochen worden. „Dieſes Land, welches die Unſchuld der Götter richtet; dieſes Land, Alcides, rufet dich.

Und ſo ſchließt der rasende Herkules. Ohne Zweifel erwartet man nun eine kurze

Beurtheilung deſſelben.

Ueberhaupt werde ich mich hoffentlich auf die Empfindung der Leſer zum Vortheile meines Dichters berufen können. Starke Schilderungen von Leidenſchaften können unſre Leidenſchaften unmöglich ganz ruhig laſſen. Und dieſe wollen wir vornehmlich in den Trauerſpielen erregt wiſſen. Hat man den Zorn der Juno, die Drohungen des Lycus, den edlen Stolz der Megara, den kühnen Uebermuth des Herkules, das Unglück einer blinden Raſerey, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines Vaters gefühlt, ſo kann der Dichter gewiß ſeyn, daß man ihm ſeine Fehler willig vergeben wird. Und was ſind es denn endlich auch für Fehler? Er iſt mit den poetiſchen Farben allzuverſchwenderiſch geweſen; er iſt oft in ſeiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Gröſſe hier und da bis zur Schwulſt; und die Natur ſcheinet bey ihm allzuviel von der Kunſt zu haben. Lauter Fehler, in die ein ſchlechtes Genie niemals fallen wird! Und wie klein werden ſie, wenn man ſie nach dem Stoffe des Trauerſpiels beurtheilet, welcher, wie man geſehen hat, gänzlich aus der Fabel entlehnt iſt. Die Thaten des Herkules ſind für uns unſinnige Erdichtungen, und bey den Heiden waren ſie Glaubensartikel. Sie überfiel ein heiliger Schauer, wenn ſie hörten, daß er Gebirge zerriſſen, daß er die Hölle geſtürmt, daß er den Himmel getragen: und wir wollen uns kaum des Lachens dabey enthalten können. Allein, iſt es billig einen Dichter anders, als nach den Umſtänden ſeiner Zeit zu beurtheilen? Iſt es billig, daß wir das, was ſeine Zeitverwandten in dem Munde des Herkules für ſchreckliche Drohungen hielten, für unſinnige Großſprechereyen halten, und ſie als ſolche, mit ſamt dem Dichter, auspfeifen wollen? Ich will auf dieſen Umſtand nicht weiter dringen, weil man ſchon zu oft darauf gedrungen hat. Daß unſer Verfaſſer ſonſt die Regeln der Bühne gekannt, und ſich ihnen mit vieler Klugheit zu unterwerfen gewußt habe, iſt nicht zu leugnen. Er hat die Einheit der Zeit genau beobachtet. Die Handlung fängt kurz vor Tage an, und endet ſich noch vor einbrechendem Abend. Daß dem alſo ſey, beweiſet die Stelle der Juno im erſten Aufzuge. V. 124.

clarescit dies
Ortuque Titan lucidus croceo subit

und die Stelle im vierten Aufzuge: Z. 939.

Sed quid hoc? medium diem
Cinxere tenebrae.

Wenn es also da noch Mittag ist, so bleibt für den Schlaf des Herkules Zeit genug übrig, daß er noch vor Abend aufwachen kann. Auch die Einheit des Orts wird man nicht unterbrochen finden. Die Scene ist bey dem Altare, welcher dem Jupiter vor dem Pallaste des Herkules aufgebauet war. Zu diesem nehmen Amphitryo und Megara nebst ihren Kindern mit Anbruch des Tages ihres Zuflucht. An diesem wollte sie Lycus verbrennen lassen, weil er sie nicht mit Gewalt davon wegreissen durfte. Bey diesem findet sie Herkules, als er plötzlich erscheinet. Auf diesem will er den Göttern ein Dankopfer anzünden ꝛc. Endlich ist auch die Einheit der Handlung ohne Tadel. Die Ermordung des Lycus ist eine blosse Episode, welche mit vieler Kunst in das Ganze eingewebt worden. Sie ist nicht die Haupthandlung, sondern bloß die Gelegenheit zu derselben. — — Dieser Umstand führt mich auf eine

Vergleichung mit des Euripides rasendem Herkules.

Der Ἡρακλῆς μαινόμενος ist das achtzehnte unter den übrig gebliebenen Trauerspielen des Griechen. Daß sich der Römer dasselbe zum Muster vorgestellet habe, ist nicht zu leugnen. Allein er hat nicht als ein Sklave, sondern als ein Kopf, welcher selbst denkt, nachgeahmt, und verschiedne Fehler, welche in dem Vorbilde sind, glücklich verbessert. Ich kann mich hier in keinen weitläuftigen Auszug des griechischen Stücks einlassen, so viel aber muß ich anmerken, daß Euripides die Handlung offenbar verdoppelt hat. Bey ihm eröfnet Amphitryo das Stück, welcher die Zuhörer von den nöthigsten historischen Umständen unterrichtet. Megara kömmt dazu, und beyde beklagen ihr Unglück. Lycus eröfnet ihnen ihr Todesurtheil, mit den bittersten Verspottungen des Herkules. Megara und Amphitryo ergeben sich in ihr Schicksal, und bitten nur noch um eine kurze Frist, unter dem Vorwande, den Kindern ihre Todtenkleider anzulegen. Als dieses geschehen, und sie vor dem Altar auf die Hinrichtung warten, erscheinet Herkules, welcher unerkannt in die Stadt gekommen war. Er erfährt das Unglück, welches seinem Hause drohe, und ermordet den Lycus. Was erwartet man nunmehr noch weiter? Nichts, ohne Zweifel. Doch ehe man sichs versieht erscheinen mitten in dem dritten Aufzuge Iris und eine Furie. Die Furie soll dem

Herkules auf Befehl der Juno den Verstand verrücken; die Furie weigert sich, doch endlich muß sie wider ihren Willen gehorchen. Hierauf werden im vierten Aufzuge die Wirkungen der Raserey des Herkules nur erzehlt, und in dem fünften kömmt Theseus dazu, welcher seinen Freund, der sich aus Verzweiflung durchaus das Leben nehmen will, wieder zurechte bringt. — — Nun sehe man, wie geschickt der römische Dichter durch eine kleine Veränderung ein zusammenhangendes Stück daraus gemacht hat, in welchem die Neubegierde keinen solchen gefährlichen Ruhepunkt findet, sondern bis ans Ende in einem Feuer erhalten wird. Er fängt nämlich mit dem grausamen Entschlusse der Juno an, und bereitet dadurch alles vor, was er in der Folge den Zuschauern zeigen will. Es ist wahr, daß er den Ausgang dadurch ein wenig zu sehr verräth; doch verräth ihn Euripides in dem dritten Aufzuge nicht gleichfalls? — — Einen andern Kunstgrif des lateinischen Dichters habe ich bereits angemerkt; die Art nehmlich, wie er die Grausamkeiten des Herkules zugleich zeigt, und auch nicht zeigt. Euripides läßt sie bloß erzehlen, und unterrichtet den Zuschauer nicht einmal so lebhaft davon, als er ihn von dem Tode des Lycus unterrichtet, dessen Geschrey, da er ausser der Bühne ermordet wird, man doch wenigstens vernimt. Wie viel besser läßt der Römer bloß den Tod des Lycus erzehlen, und spart seine Theaterspiele auf den Tod derjenigen, für die er uns vornehmlich einnehmen will. — Dieses aber, was ich jezt gesagt habe, muß man nicht so auslegen, als ob ich dem Euripides auch in andern Stücken eben so wenig, als in diesen mechanischen Einrichtungen, den Vorzug zugestehen wollte. Er hat eigenthümliche Schönheiten, welche Seneca, oder wer sonst sein Nachahmer ist, nur selten gekannt zu haben scheinet. Der Affect drückt sich bey ihm allezeit in der Sprache der Natur aus; er übertreibt nichts: und weis nicht was es heißt, den Mangel der Empfindung mit Witz ersetzen. Aber glücklich sind die, welche ihn noch so ersetzen können! Sie entgehen doch wenigstens der Gefahr, platt, eckel und wäßrigt zu werden.

### Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy.

Ich glaube, es wird hier noch meine Pflicht seyn, einige unbillige Urtheile des Pater Brumoy zu widerlegen. Man kennet das Verdienst dieses Jesuiten um die Bühne der Griechen. Er hat überall, wo es möglich gewesen, seinen Auszügen aus den griechischen Trauerspielen, Auszüge aus den ähnlichen römischen Tragödien beygefügt. Man kann

also leicht glauben, daß er auch unsern rasenden Herkules, bey Gelegenheit des Euripidischen, nicht werde vergessen haben. Ich habe nichts darwider, daß er diesen weit vorzieht; allein daß er jenen durch nichtswürdige Einfälle lächerlich zu machen sucht, wo er es nicht ist, dieses kann ich unmöglich so hingehen lassen. Ich muß einige Proben anführen, um zu zeigen, wie lächerlich der Jesuit selbst ist. Man wird sich der Stelle erinnern, die ich oben auf der 24ten [1] Seite, aus dem dritten Aufzuge angeführt habe:

— — — — si novi Herculem,
Lycus Creonti debitas poenas dabit.
Lentum est, dabit; dat: hoc quoque est lentum; dedit.

Theseus will dem Amphitryo damit Trost zusprechen. Ich habe schon so viel Zutrauen zu meinem Geschmacke, daß ich mich nicht zu gestehen schäme, diese Zeilen allezeit für sehr schön gehalten zu haben. Mußte ich also nicht erstaunt seyn, als ich folgendes Urtheil des Brumoy las. „Das ich sterbe, ich bin tod, ich bin begraben, des Geitzigen bey „dem Moliere (Aufz. 4. Auft. 7.) ist ohne Zweifel aus dieser Quelle „entsprungen. Allein dieses sagt ein Narr, welchen der Dichter in einer „lächerlichen Unsinnigkeit seinem Charakter gemäß sprechen läßt; und The„seus hätte sich, wo nicht als ein König, doch wenigstens als ein ver„nünftiger Mann ausdrücken sollen. — — Wenn es auch wahr wäre, daß Moliere bey Gelegenheit dieser Stelle auf seinen Einfall gerathen sey, so würde dieses doch nichts mehr beweisen, als so viel, daß kein ernsthafter Gedanke, keine Wendung so schön sey, die sich nicht ziemlich lustig parodiren lasse. Hieraus aber zu schliessen, daß die Parodie, und die parodirte Stelle gleich ungereimt seyn müßten, ist eine sehr kindische Uebereilung. Das Ungereimte in der Stelle des Moliere liegt eigentlich nicht in dem Klimax selbst, sondern darinne, daß er einen Narren von sich etwas sagen läßt, welches gleich dadurch, daß er es noch von sich sagen kann, widerlegt wird: nicht darinne, daß der Tod so geschwind auf das Sterben, und das Begräbniß so geschwind auf den Tod folgt; sondern darinne, daß er einen Menschen vorgeben läßt, dieses alles wiederfahre ihm bey lebendigem Leibe. Was hat denn nun also die Rede des Theseus, ausser dem dreyfachen Steigen, hiermit für Gleichheit? Oder ist sie an und vor sich selbst abgeschmackt? Hätte doch der Pater

[1] S. S. 278.

dieſes gezeigt; hätte er doch auch beyläufig gezeigt, wie es der Dichter ſchöner ausdrücken ſollen, daß Herkules den Lycus ganz gewiß, und ganz gewiß unverzüglich ſtrafen werde. — — Mit eben ſo wenig Grunde tadelt Brumoy diejenigen Stellen, in welchen Herkules raſet. „Herkules, ſagt er, bildet ſich ein den himmliſchen Löwen, den er in dem „Nemeäiſchen Walde überwunden, zu ſehen, wie er eben bereit iſt, die „Zeichen des Herbſtes und des Winters zu überſpringen, um den Stier „zu zerreiſſen, welcher ein Zeichen des Frühlings iſt. Das iſt wahrhaftig „eine gelehrte Raſerey! — — Wie artig der Jeſuit ſpottet. Aber warum iſt ſie denn gelehrt? Ohne Zweifel darum, weil ein Jeſuiterſchüler nicht ganz und gar ein Ignorante ſeyn muß, wenn er wiſſen will, daß Herkules einen Löwen umgebracht habe. Aber was für eine Gelehrſamkeit braucht denn Herkules, dieſes von ſich ſelbſt zu wiſſen? Oder ſteckt etwa die Gelehrſamkeit in der Kenntniß der Zeichen des Thierkreiſſes? Wenn das iſt, ſo werden ziemlich alle Bauern gelehrt ſeyn. — — Ich muß noch einen Tadel dieſes franzöſiſchen Kunſtrichters anführen, welcher entweder ſehr viel leichtſinnige Uebereilung, oder ſehr viel Bosheit verräth. In dem fünften Aufzuge, wie man geſehen hat, kömmt Herkules wieder zu ſich ſelbſt, und geräth in die äuſſerſte Verzweiflung, als er erfährt, was er in ſeiner Raſerey begangen. Man könnte ſagen, er werde aufs neue raſend; ſo ſchreckliche Dinge erbittet er über ſich ſelbſt. „Allein, ſagt Brumoy, ſeiner Gewohnheit gemäß, mengt er auch lächer„liches Zeug darunter. Er will ſeine Keule, ſeine Pfeile, und ſelbſt die „Hände der Juno, die ſie ſo unglücklich geführt haben, verbrennen. — — Nun ſehe man, ob es wahr iſt, daß ihn der Dichter dieſes ſagen läßt. Die Stelle iſt dieſe:

Tibi tela frangam nostra, tibi nostros puer
Rumpemus arcus, ac tuis stipes gravis
Ardebit umbris: ipsa Lernaeis frequens
Pharetra telis in tuos ibit rogos.
Dent arma poenas: vos quoque infaustas meis
Cremabo telis, *ô novercales manus.*

Er redet die ermordeten Kinder, eines nach dem andern an, und will zu deſſen Genugthuung die Pfeile, zu deſſen den Bogen, zu deſſen Keule und Köcher zerbrechen und verbrennen. „Auch euch, ſpricht er, auch euch, „unſelige ſtiefmütterliche Hände, will ich mit meinen Pfeilen verbrennen.

— — Wer heißt denn nun hier den Jeſuiten unter novercales manus die Hände der Juno verſtehen? Warum können es denn nicht die eignen Hände des Herkules ſeyn? Ja freylich wäre alsdann die Stelle nicht mehr lächerlich! Aufs höchſte liegt in dem Worte novercales blos eine Anſpielung auf die Juno, und er nennt ſeine Hände bloß darum ſtiefmütterlich, weil ſie nicht minder grauſam gegen ſeine Kinder geweſen waren, als die Juno gegen ihn zu ſeyn pflegte. — — Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten.

### Von neuern Trauerſpielen auf den raſenden Herkules.

Es fehlt an neuern Dichtern nicht, welche gleichfalls dieſen Stof bearbeitet haben. Bey den Franzoſen führen eine Menge Tragödien den Titel Herkules; ich kann es aber jezt nur von zweyen mit Gewißheit ſagen, daß ſie den raſenden Herkules angehen. Die mehreſten werden ohne Zweifel den ſterbenden Herkules aufſtellen. Roland Briſſet iſt der erſte, von welchem ich einen Hercule furieux anzugeben weis. Sein Theater iſt zu Tours 1589. in 4to gedruckt, und enthält außer genanntem Stücke, noch folgende: Baptiste; Agamemnon; Octavie; und Thieste. Der zweyte Franzoſe iſt Nicolas L'Heritier Nouvellon, welcher 1638. ein Trauerſpiel unter der Aufſchrift: Amphitrion ou Hercule furieux, verfertigte. Ich habe jezt weder des einen noch des andern Arbeit bey der Hand, und kann alſo nicht urtheilen, wie ſie zu Werke gegangen ſind, ob ſie mehr den Euripides oder den Seneca nachgeahmt, oder ob ſie gar nur einen von beyden überſezt haben. Auf dem italiäniſchen Theater finde ich einen Ercole furioso vom Lodovico Dolce; allein von dieſem weiß ich es zuverläßig, daß es bloß eine poetiſche Ueberſetzung des Seneca iſt. Dolce hat noch ſieben Trauerſpiele unſeres lateiniſchen Dichters überſezt, die ich an ihrem Orte anführen will.

Da ich alſo nicht eigentlich ſagen kann, mit wie viel Glück man in den neuern Zeiten den raſenden Herkules auf die Bühne gebracht habe: ſo will ich wenigſtens meine Gedanken entdecken, wie er am beſten darauf zu bringen ſey.

### Vorſchlag für einen heutigen Dichter.

So viel iſt augenſcheinlich, daß aus dem Stücke des Seneca, mit kleinen Veränderungen, eine vollkommene Oper zu machen ſey. Die Maſchinen finden ihren natürlichen Platz darinne, und wenn die bloſſe

Erſcheinung der Juno für die Verzierung des Theaters zu einfach wäre, ſo könnte man die Erſcheinungen aus dem Euripides borgen. Dieſer nehmlich, wie ich ſchon angemerkt habe, führt anſtatt der Juno ſelbſt, die Iris, ihre Bothſchafterin, und eine Furie auf. Zwey Gegenſtände, an welchen Maſchinenmeiſter und Mahler ihre Kunſt hinlänglich zeigen könnten. Auch der Tonkünſtler würde ſich nicht beſchweren dürfen, daß man ſeine Kunſt durch eine verhaßte Monotonie der Leidenſchaften einſchränkte. Sie ſind durchgängig in dem ſtärkſten Spiele. Das Zornige, das Klagende, das Stolze, das Erfreute, das Raſende, das Zärtliche, das Geſetzte, das Freundſchaftliche, wechſelt unaufhörlich ab, und oft treffen ſie ſo glücklich zuſammen, daß ſie der ſchönſten Abſtechungen unter einander fähig ſind. Auch die Erfindung des Balletmeiſters würde ſich hier nicht auf dem Trockenen befinden, auf welchen man in einem Schauſpiele, das ſo vorzüglich zum Vergnügen des Geſichts und des Gehörs beſtimmt iſt, billig auch mit ſehen muß. Doch da die Oper mehr in das muſikaliſche, als in das poetiſche Fach gehöret, ſo will ich mich nicht weiter damit einlaſſen. Ich will vielmehr meine Abſicht auf ein regelmäßiges Stück richten. Die mechaniſche Einrichtung deſſelben würde man gänzlich dem Seneca abſehen können. Nur mit der Juno, welche bey ihm ziemlich das Anſehen eines Prologen hat, müßte man eine Aenderung treffen. Unſere neuere tragiſche Bühne will die Gottheiten nicht mehr leiden. Man hat ſie in die allegoriſchen Stücke verwieſen, und das mit Recht. Was alſo zu thun? Ich wollte rathen die perſönliche Erſcheinung der Juno in einen göttlichen Traum eines Prieſters zu verwandeln. Er müßte ſelbſt kommen, und es dem Herkuliſchen Hauſe erzehlen, was er in ſeiner Entzückung geſehen, und welche ſchreckliche Drohungen er gehöret. Dieſe Drohungen aber müßten in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt ſeyn; ſie müßten etwas orakelmäßiges haben, damit ſie den Ausgang ſo wenig, als möglich verriethen, und den Amphitryo und die Megara nicht verhinderten, den Herkules bey ſeiner Zurückkunft mit aller Zärtlichkeit zu empfangen. In Anſehung der Sitten, wollte ich, daß ſich der neuere Dichter den Euripides zum Muſter vorſtellte; doch mit Beybehaltung des Senecaſchen Lycus. Dieſer iſt bey dem Griechen viel gröber und grauſamer geſchildert. Er ſagt es gerade heraus, daß er die ganze Familie des Herkules umbringen müſſe, wenn er ſicher herrſchen wolle, und thut der Megara den Vorſchlag nicht, den ihn der Römer thun

läßt. Dahingegen ſind in dem Griechiſchen der Herkules weit menſchlicher, die Megara weit zärtlicher, und Theſeus weit freundſchaftlicher gebildet. Das Abentheuerliche des erſtern iſt da ungemein verſteckt, und aller ſeiner Thaten wird nur mit ganz kurzen Zügen in einer Entfernung gedacht, in welcher ihre Unglaublichkeit nicht ſo ſehr in die Augen fällt. Die prächtige Beſchreibung des Kampfes mit dem Cerberus müßte, als eine unnöthige Zierrath, wegbleiben. Der Römer hatte noch einigen Grund ſie zu wagen, ob er gleich freylich beſſer gethan hätte, wenn er hier der vorſichtigen Anſtändigkeit ſeines Muſters gefolgt wäre. Seine Stärke war im Schildern, und welcher Dichter läßt ſich nicht gerne von der Begierde, ſeine Stärke zu zeigen, dahin reiſſen? Was die Perſon des Theſeus anbelangt, ſo würde man auch bey dieſer beſſer der Einrichtung des lateiniſchen als des griechiſchen Dichters folgen. Jener bringt ihn gleich mit dem Herkules auf die Bühne; dieſer aber läßt ihn erſt in dem fünften Aufzuge darzu kommen, wo er recht vom Himmel fällt. Wenn der neure Dichter übrigens eine Vermehrung der Perſonen vorzunehmen für nöthig befände, ſo würde er, vielleicht nicht ohne Glück eines von den Kindern des Herkules, welche ſeine beyden Vorgänger nur ſtumm aufführen, mündig machen können. Er müßte den Charakter deſſelben aus Zärtlichkeit und Unſchuld zuſammen ſetzen, um unſer Mitleiden deſto ſchmerzlicher zu machen, wenn wir es von den blinden Händen ſeines geliebten Vaters ſterben ſehen. Doch würde es wohl unſre Bühne zulaſſen, in Anſehung der Ermordung ſelbſt, das Kunſtſtücke des Römers anzubringen? In ſeinem ganzen Umfange möchte ſie es wohl ſchwerlich zu laſſen, doch wollte ich auch nicht, daß man dem Zuſchauer deswegen dieſen ganzen ſchrecklichen Anblick zu entziehen ſuchte. Wenigſtens müßte den Herkules auf der Bühne die Raſerey befallen; voller Beſtürzung müßten Gemahlin und Kinder furchtſam von ihm fliehen, er ihnen nacheilen, und ſie auſſer dem Geſichte des Zuſchauers tödten. Dieſes würde das Mittel zwiſchen dem, was der römiſche und was der griechiſche Dichter geſchehen laſſen, ſeyn. Amphitryo könnte alsdann den folgenden Aufzug mit der traurigſten und lebhafteſten Beſchreibung anfangen; er könnte ſich mit dem Theſeus berathſchlagen, wie ſie ſich gegen den ſchlafenden Herkules verhalten ſollten, und während der Berathſchlagung könnte der erwachte Herkules dazu kommen, und die Rolle, die ihn der Römer ſpielen läßt, ausführen. — — Doch, wird man

nunmehr fragen, iſt denn überhaupt ein Held, den eine haſſende Gottheit, in einer plötzlichen Raſerey, Grauſamkeiten begehen läßt, ein würdiges Schauſpiel? Iſt es lehrreich, oder enthält es nicht vielmehr eben ſo abſcheuliche und die Menſchen zur Verzweiflung bringende Grundſätze als der Oedip? Dieſer iſt zu den ſchrecklichſten Verbrechen beſtimmt, und kann ihnen, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entgehen. Jener thut alles mögliche, ein tugendhafter und der Welt nützlicher Mann zu ſeyn, und wird mitten unter dieſen Beſtrebungen, durch die Eiferſucht einer obern Macht, der Elendeſte. Soll dies das Schickſal derer ſeyn, die auf dem ſauren Wege zu der Ewigkeit wandeln? Eine ſchöne Ermunterung für die, welche als neue Alciden die Laſter überwinden, und die Ungeheuer ausrotten wollen; — — Dieſen Einwurf wegzuſchaffen, muß ich nothwendig

**Die Moral des raſenden Herkules**

unterſuchen; ſo wohl die, welche jezt darinne liegt, als die, welche darein gelegt werden kann. Eigentlich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerſpiels eine gute Lehre flieſſen müſſe, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten. Allein ſo viel wird doch wenigſtens nothwendig ſeyn, daß man auch keine böſe Lehre daraus folgern könne. Und dieſe, — — ich mag es ſo ungern geſtehen, als ich will — — liegt allerdings in dem raſenden Herkules. Es liegt, ſage ich, eine böſe Lehre darinne, oder eine abgeſchmackte. Entweder die Lehre, daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit ſo wenig verſöhnen, daß ſie vielmehr dieſelbe noch heftiger aufbringen: oder die Lehre, daß man ſich hüten müſſe, von dem Jupiter aus verſtohlener Ehe erzeugt zu werden, wenn man allen den grauſamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle. Bey dem Euripides zwar, deſſen Fabel gleichwohl von dem Weſentlichen der lateiniſchen Fabel um nichts unterſchieden iſt, will der Pater Brumoy eine ganz andere Moral entdeckt haben. Weil bey dem Griechen Herkules, der durch die Freundſchaft des Theſeus gerühret worden, das ganze Stück mit den Worten ſchlieſſet: „Unglücklich iſt der, welcher Güter oder Ehre einem „wahren Freunde vorzieht; ſo ſetzt der Jeſuit hinzu: „Dieſer Gedanke „iſt, wie mich dünkt, die Moral dieſes Trauerſpiels, weil alles darinnen „auf die Entwicklung des Theſeus abzuzielen ſcheinet. — — Doch es iſt offenbar, daß Brumoy den letzten Sittenſpruch für die Hauptlehre

genommen hat. Wenn seine Meinung wahr wäre, so hätte Euripides wahrhaftig den Werth eines wahren Freundes durch keine weniger passende Fabel, als durch diese, erleutern können. Die ganzen vier ersten Aufzüge würden in dieser Absicht umsonst geschrieben seyn. Alles, was man also zur Entschuldigung dieser beyden alten Muster anführen kann, ist dieses, daß sie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß sie ihre Tragödien nicht so gemacht haben, wie sie uns eine sogenannte critische Dichtkunst zu machen lehret. Erst eine Wahrheit sich vorzustellen, und hernach eine Begebenheit dazu zu suchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bey jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überliessen es dem Strome ihrer Gedanken, welche sich besonders darinne ausnehmen würde. Da sie übrigens in gewissen Fällen ziemlich genau bey der hergebrachten Geschichte zu bleiben gezwungen waren, so mußte es ihnen entweder gleichgültig seyn, ob die moralische Folge aus der Begebenheit selbst gut oder böse sey, oder sie mußten überhaupt von der Aufführung gewisser Begebenheiten abstehen. Allein kann ein neuer Dichter eben diese Entschuldigung haben? Und ist seine Freyheit eben so eingeschränkt? Gewiß nicht; er kann ändern was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bey ihm nicht eben so lehrreich ist, als die besondern Theile. — — Nun kömmt es darauf an, was er in dieser Absicht mit dem rasenden Herkules thun müßte. Ohne Zweifel würde es auf eine feinere Bearbeitung dieses Charakters selbst ankommen. Seine Raserey müßte eine natürliche Folge aus demselben werden. Juno müßte sich daran nur erfreuen, nicht aber sie selbst bewirken. Und dieses ist leicht: denn was ist näher verbunden als Tapferkeit und Uebermuth, als Uebermuth und Wahnwitz. Man schildre also den Herkules als einen Helden voll Muth und Tapferkeit; man lasse ihn die größten Thaten glücklich ausgeführt haben; man lasse ihn noch grössere sich vorsetzen. Allein sein allzugrosses Vertrauen auf eigene Kräfte bringe ihn zu einer stolzen Verachtung der Götter. Man lasse ihn nach und nach sich in seine eigne Anschläge verwickeln; man gebe ihm einen Schmeichler zu, der durch übertriebene Lobsprüche das ohnedem geringe Gefühl seiner Menschheit unterdrückt. Wenn der Dichter alle diese Stafeln glücklich hinan zu gehen weis, so bin ich gewiß, der Zuschauer wird endlich geneigt seyn, die völlige Raserey des Herkules als einen ganz

natürlichen Erfolg anzuſehen. Ich habe ſchon angemerkt, daß das Gebet, welches ihm der Römer in den Mund giebt, eine ſehr feine Vorbereitung iſt; und wenn man auch das Gebet wieder vorbereitet, ſo wird ſich eines aus dem andern ungezwungen ergeben. — — Welche ſchreckliche Lection würde dieſes für unſre wilden Helden; für unſre aufgeblaſenen Sieger ſeyn!

Ehe ich dieſes Trauerſpiel ganz verlaſſe, will ich vorher noch einen

**Verſuch über das in Unordnung gebrachte Stück des lateiniſchen Dichters,**

deſſen ich auf der 37ten[1] Seite gedacht habe, wagen. Es gehet von der 1295ſten Zeile bis zu der 1315ten. Ich ordne die Perſonen darinne folgender Geſtalt.

1295. *Am.* Redde arma. *Her.* Vox est digna genitore Herculis.
*Am.* Hoc en peremptus spiculo cecidit puer:
Hoc Juno telum manibus emisit tuis:
Hoc nunc ego utar. *Th.* Ecce, jam miserum metu
Cor palpitat, corpusque sollicitum ferit.
1300. *Am.* Aptata arundo est: ecce jam facies scelus
Volens, sciensque. Pande quid fieri jubes?
*Her.* Nihil rogamus, noster in tuto est dolor.
*Am.* Natum potes servare tu solus mihi,
Eripere nec tu: maximum evasi metum.
1305. Miserum haud potes me facere, felicem potes.
Sic statue quidquid statuis, ut causam tuam
Famamque in arcto stare et ancipiti scias.
Aut vivis aut occidis. Hanc animam levem
Fessamque senio, nec minus quassam mali
1310. In ore primo teneo. Tam tarde patri
Vitam dat aliquis? Non feram ulterius moram,
Letale ferro pectus impresso induam.
Hic, hic jacebit Herculis sani scelus.
*Her.* Jam parce, genitor etc.

Herkules will kurz vor dieſer Stelle, wie man geſehen hat, durchaus ſterben. Er verlangt ſeine Waffen mit Ungeſtimm zurück. Die gemeinſten Ausgaben laſſen daher ihn ſelbſt redde arma ſagen und legen das folgende Vox est etc. dem Amphitryo in den Mund. Doch wenn man dieſen letztern Worten weder eine abgeſchmackte noch eine zu weit

[1] S. S 286.

hergehohlte Erklärung geben will, so muß sie kein andrer als Herkules sagen, zu Bezeigung nehmlich seiner Zufriedenheit über das redde arma seines Vaters. Gronov hat dieses durch Hülfe seiner Handschriften sehr wohl eingesehen, nur daß er das redde in reddo verwandelt. Er glaubt nehmlich, daß Amphitryo hier wirklich dem Herkules seine Waffen wiedergebe, und dieser Irrthum hat gemacht, daß er alles das andere unrecht, obgleich scharfsinnig genug erklärt hat. Ich schmeichle mir den rechten Punct getroffen zu haben. Da nehmlich Amphitryo sieht, daß Herkules unbeweglich ist, so sagt er endlich voller Unwillen zu einem von den Dienern: redde arma. Daß er dieses zu einem Diener sagen könne, beweise ich aus einer vorhergehenden Stelle, in welcher er dem schlafenden Herkules die Pfeile wegnehmen läßt:

Removete *famuli* tela, ne repetat furens.

Wer das Theater ein wenig versteht, wird nunmehr gleich einsehen, daß die Zweydeutigkeit des *redde arma* ein vortreffliches Spiel ausmache. Herkules glaubt, der Bediente werde ihm die Waffen wiedergeben und sagt daher sich und dem Amphitryo die Schmeicheley: vox est digna genitore Herculis. Allein der Bediente hat den Befehl entweder genauer verstanden und giebt den Pfeil dem Amphitryo, oder indem der Bediente dem Herkules den Pfeil geben will, reißt ihm Amphitryo denselben weg, und sezt ihn mit den Worten an seine eigne Brust: Hoc en peremptus spiculo etc. „Dieser Pfeil war es, durch den dein Sohn „fiel; dieser war es, den Juno selbst durch deine Hände abschoß: dieser „soll es seyn, den ich nun gegen mich selbst brauchen will. Die folgenden Worte ecce jam miserum bis sollicitum ferit, kann weder Herkules noch Amphitryo sagen. Sie müssen dem Theseus zugehören, und ich nehme sie so an, daß sie den erbärmlichen Anblick des sich zu erstechen drohenden Alten schildern, und den Herkules zur Barmherzigkeit bewegen sollen. Doch weil dieser schweigt, so fährt der Vater fort: aptata arundo est etc. „Der Pfeil ist angesetzt. Siehe, dieses Ver„brechen wirst du mit Wissen und Willen begehen. Sprich; was soll ich „thun? Ich schreibe dir nichts vor, antwortet ihm Herkules. Mein „Schmerz ist gesichert. Alles das übrige lasse ich nunmehr den Amphitryo sagen. Das Eripere nec tu ist eine Verbesserung welche Gronov aus seiner Handschrift vorgebracht hat, und ohne Widerrede angenommen zu werden verdient. Da Amphitryo fast entschlossen ist, sich zu

durchſtechen, wenn Herkules bey dem Vorſatze zu ſterben, bleiben ſollte, da er ſich auf keine Weiſe von ihm will trennen laſſen: ſo kann man leicht einſehen, was er mit folgenden Worten ſagen will: „Den Sohn „mir erhalten, das kannſt du allein: aber mir ihn rauben, kannſt du „nicht. Der größten Furcht bin ich entledigt. Elend kannſt du mich nicht „machen; glücklich machen kannſt du mich ꝛc. D. i. da ich einmal beſchloſſen habe dir zu folgen, ſo kannſt du dich mir zwar erhalten, aber nicht rauben. Du kannſt mich glücklich machen, wenn du leben bleibſt; aber nicht elend, wenn du ſtirbſt, weil du ohne mich nicht ſterben ſollſt .. Die folgenden Zeilen paſſen in dem Munde des Amphitryo eben ſo wohl. Sollte aber ſeine Rede ein wenig zu lang ſcheinen, ſo könnte man ſie durchſchneiden, und die Worte Tam tarde patri vitam dat aliquis? den Theſeus ſagen laſſen. Auf dieſe nun müßte Amphitryo weiter fortfahren: non feram ulterius moram etc. bis endlich Herkules jam parce genitor, ſaget. Das jam, welches in eben dieſer Zeile nochmals wiederhohlt wird, zeigt genugſam wider Gronoven, daß Amphitryo ſich nicht erſt in den gleich vorhergehenden zwey Zeilen zu erſtechen gedroht, ſondern daß er es gleich von Anfange dieſer Stelle gethan, und daß man alſo ihm und nicht dem Herkules das hoc nunc ego utar, und das aptata arundo est müſſe ſagen laſſen. Leſer von Geſchmack werden mir gewiß recht geben, wenn ſie ſich die Mühe nehmen wollen, auch in den übrigen Stücken meine Ordnung der Perſonen mit der ſeinigen zu vergleichen. Andere Kunſtrichter haben noch weniger zum Ziele getroffen. — — Ich komme zu dem zweyten Trauerſpiele.

## II.

# Thyeſt.

### Innhalt.

Atreus und Thyeſt, die Söhne des Pelops, regierten beyde zu Argos, ein Jahr um das andre. Thyeſt verliebte ſich in die Gemahlin ſeines Bruders, in die Aerope, und entwendete durch deren Hülfe den güldnen Widder, mit deſſen Beſitze das Schickſal des Reichs verknüpft war. Er flohe davon, und entging auf einige Zeit der Rache des Atreus. Doch dieſer dachte unaufhörlich auf die Vollziehung derſelben, und hielt endlich eine verſtellte Verſöhnung für das ſicherſte Mittel.

Seine eignen Kinder mußten den Thyeſt bereden, daß er ſicher zurückkommen könne, weil ſein Bruder alle Feindſchaft bey Seite gelegt habe. Er kam. Atreus empfing ihn mit aller Freundlichkeit, deren die Bosheit fähig iſt, wenn ſie eine leichtgläubige Beute in ihr Netz lockt. Allein wie unmenſchlich waren die Folgen. Atreus ermordete die Kinder ſeines Bruders am Altare; und machte ſeinem Bruder ein Mahl daraus, über welches die Welt nicht aufhören wird, ſich zu entſetzen. — — Mehr braucht man hoffentlich, zur Einleitung in das Stück ſelbſt nicht zu wiſſen.

## Auszug.

Die Bühne eröffnen der Schatten des Tantalus und die Furie Megära. Tantalus war der Großvater des Atreus und des Thyeſt. Man kennet ſeine Verbrechen, und ſeine Strafe in der Hölle. Jetzt bringt ihn Megära auf die Oberwelt. Er erſtaunt und glaubt, daß man eine Veränderung der Quaalen mit ihm vornehmen wolle. Doch Megära entdeckt ihm gar bald, daß er ſeine Familie mit Wuth und Haß anſtecken und zu den grauſamſten Verbrechen geneigt machen ſolle. „In dieſen werde um den Vorzug gekämpft, und wechſelsweiſe zücke man „den Dolch. Der Zorn kenne weder Maaß noch Scham, und blinde „Raſerey reitze die Gemüther. Die Wuth der Aeltern daure fort, und „anhaltende Bosheit pflanze ſich von einem Enkel auf den andern. Ohne „jemanden Zeit zu gönnen, ſein Verbrechen zu haſſen, fehle es nie an „einem neuen, und nie ſey eines allein in einem allein. Es wachſe, in„dem es geſtraft wird. Den übermüthigen Brüdern entfalle der Scepter, „und ein zweifelhaftes Glück ſcheine ſich ihrer im Elende anzunehmen. „Es wanke betriegriſch zwiſchen ihnen, und mache jetzt aus dem Mächti„gen den Unglücklichen, und jetzt aus dem Unglücklichen den Mächtigen. „Ein beſtändiger Wechſel treibe ihr Reich umher. Abſcheulicher Laſter „wegen mögen ſie vertrieben werden, und in eben ſo abſcheuliche Laſter „mögen ſie wieder fallen, wenn ſie Gott in ihr Vaterland zurück bringt. „Allen müſſen ſie ſo verhaßt ſeyn, als ſich ſelbſt. Nichts halte ſich ihr Zorn „vor unerlaubt. Der Bruder fürchte den Bruder, den Sohn der Vater, „und den Vater der Sohn. Böſe ſollen die Kinder umkommen, und „noch böſer erzeugt werden. Die feindſelige Gattin laure auf ihren Mann. „Man führe den Krieg über das Meer, vergoßnes Blut überſchwemme „die Länder, und die ſiegende Wolluſt triümphire über mächtige Führer

„der Völker. Unzucht ſey in dem gottloſen Hauſe das geringſte ꝛc. Alle dieſe Verwünſchungen, und noch mehrere, ſind prophetiſch und beziehen ſich weit auf das zukünftige hinaus; auf das, zum Exempel, was ſich mit der Clytämneſtra, mit dem Oreſt, mit dem Agamemnon und Menelaus und andern Verwandten des Pelopejiſchen Hauſes zutragen ſollte. Endlich kömmt Megära auf die nähern Gräuel mit mehrer Deutlichkeit, und verkündiget dem Tantalus das grauſame Mahl, vor welchem ſich die Sonne zurück ziehen werde. „An dieſem ſollſt du deinen „Hunger ſtillen. Vor deinen Augen ſoll der mit Blut gemiſchte Wein „getrunken werden. Endlich habe ich die Speiſen gefunden, die du ſelbſt „fliehen wirſt. — — Auf dieſe ſchrecklichen Worte, will der Schatten davon eilen, und alle ſeine hölliſchen Strafen ſcheinen ihm dagegen geringe. Doch die Furie zwingt ihn, mit Streit und Mordluſt vorher das Haus und die Gemüther der Könige zu erfüllen. Umſonſt wendet er ein, es ſey zwar billig, daß er Strafe leide, aber nicht, daß er andern zur Strafe diene. Umſonſt beklagt er ſich, daß er gleichſam, als ein giftiger Dampf aus der geborſtenen Erde geſchickt werde, welcher Peſt und Seuchen unter die Völker bringen müſſe. Umſonſt will er es wagen, nochmals ſchwazhaft zu ſeyn, und ſeine Enkel vor allen Verbrechen vielmehr zu warnen. Doch die Furie droht und vermehrt in dem Schatten das innere Gefühl ſeiner Qualen ſo heftig, daß er ihr in den Pallaſt folgen muß, wo er überall Raſerey und Blutdurſt verbreitet. — — Man muß ſich einbilden, daß dieſes ſogleich geſchieht, ſobald er über die Schwelle getreten. Der Pallaſt empfindet es, daß er von einem unſeligen Geiſte berührt wird, und zittert. Die Furie ruft ihm zu, daß es genug ſey, und befiehlt ihm, in die unterirdiſchen Höhlen zu ſeinen Martern zurückzukehren, weil die Erde ihn nicht länger tragen wolle, und die ganze Natur ſich über ſeine Gegenwart entſetze. Sie beſchreibt dieſes Entſetzen in ein Dutzend ſchönen Verſen, die ſie hier hätte erſparen können, und macht dem Chore Platz. Der Inhalt ſeines Geſanges iſt eine Bitte an die Götter, alle Verbrechen von dem königlichen Hauſe abzuhalten, und nicht zuzugeben, daß auf einen böſen Großvater ein ſchlimmrer Enkel folge. Er ſagt, es ſey bereits genug geſündiget worden; und führt dieſes zu beweiſen, die Geſchichte des Myrtilus und die blutige Mahlzeit an, welche Tantalus den Göttern vorgeſetzt. Von der Strafe des letztern macht er ein ſehr künſtliches Gemählde, welches aber den Leſer kalt läßt,

und beſchließt es ſo abgebrochen, daß einige Kunſtrichter zu glauben bewogen worden, es müſſe das eigentliche Ende hier fehlen.

## Zweyter Aufzug.

Auch dieſer Aufzug beſteht nur aus einer einzigen Scene, zwiſchen dem Atreus und einem Vertrauten. Atreus iſt gleich Anfangs gegen ſich ſelbſt unwillig, daß er noch bis jetzt, wegen den ſchimpflichen Beleidigungen ſeines Bruders, ungerochen ſey. Er tadelt ſich, daß er nicht ſchon längſt alles in Blut und Flammen geſetzt. Wie gern hätte er ſich wollen unter dem einſtürzenden Pallaſte begraben laſſen, wenn er nur zugleich auch den Bruder zerſchmettert hätte. „Auf Atreus, be„ginne etwas, was keine Nachwelt billige, aber auch keine verſchweige. „Auf! erkühne dich einer blutigen gräßlichen Schandthat; einer Schand„that, auf die mein Bruder neidiſch werde; die er ſelbſt begangen zu „haben wünſchen möchte. Du kannſt ſeine Verbrechen nicht rächen, ohne „ſie zu übertreffen. Doch durch welche Abſcheulichkeit werde ich ihm über„legen ſeyn können? Auch in ſeinem Elende ruhet er nicht. Das Unglück „macht ihn eben ſo hartnäckig, als übermüthig ihn das Glück macht. Ich „kenne ſeinen ungelehrigen Geiſt. Biegen läßt er ſich nicht, aber brechen „läßt er ſich. Ehe er ſich alſo wieder erhohlt, ehe er neue Kräfte ſam„melt, muß ich ihn angreifen: denn bleib ich ruhig, ſo greift er mich an. „Ich komme durch ihn um, oder er muß durch mich umkommen. Das „Verbrechen iſt mitten zwiſchen uns, gleich einem Preiſe, aufgeſtellt, wel„cher dem gehört, der es zuerſt unternimmt.

Der Vertraute. So kann dich das widrige Urtheil des Volks nicht ſchrecken?

Atreus. Das iſt eben das beſte an einem Reiche, daß das Volk die Thaten ſeines Beherrſchers eben ſowohl dulden als loben muß.

Der Vertraute. Die, welche man aus Furcht loben muß, eben die haßt man auch aus Furcht. Der aber, welcher nach dem Ruhme einer wahren Liebe ſtrebt, will ſich lieber von den Herzen, als von den Stimmen loben laſſen.

Atreus. Ein wahres Lob kann auch oft einem geringen Manne zu Theile werden! aber ein falſches nur dem Mächtigen. Die Unterthanen müſſen wohl wollen, was ſie nicht wollen.

Der Vertraute. Wenn der König, was recht iſt, will, ſo wird ſein Wille gern aller Wille ſeyn.

Atreus. Derjenige König iſt nur halb König, welcher nur das, was recht iſt, wollen darf.

Der Vertraute. Wo weder Scham, noch Liebe zum Recht, weder Frömmigkeit noch Treue und Glaube iſt, da ruhet das Reich auf ſchwachem Grunde.

Atreus. Scham, Liebe zum Recht, Frömmigkeit, Treu und Glaube ſind kleine Tugenden für Bürger. Ein König thue, was ihm nützt.

Der Vertraute. Auch einem böſen Bruder zu ſchaden, mußt du für Unrecht halten.

Atreus. Alles iſt gegen ihn billig, was gegen einen Bruder unbillig iſt. Denn welcher Verbrechen hat er ſich enthalten? Von welcher Schandthat iſt er abgeſtanden? Durch Schändung hat er mir die Gemahlin, und durch Liſt das Reich entriſſen. — — Mit dieſem letztern zielet Atreus auf die ſchon erwehnte Raubung des goldnen Widders, mit deſſen Beſitze das Reich verbunden war. Es gehen verſchiedene Zeilen auf die Beſchreibung deſſelben, bis er endlich wieder ſchließt: „Meine „Gemahlin iſt verführt; die Sicherheit des Reichs iſt untergraben; das „Haus iſt beſchimpft; das Blut iſt ungewiß worden. Und nichts iſt ge„wiß, als daß mein Bruder mein Feind iſt.“ Du zitterſt? — — fährt „er zu dem Vertrauten fort. — — „Sieh auf den Tantalus und „Pelops. Dieſer ihren Beyſpielen zu folgen, werden meine Hände auf„gebothen. Sprich, wie ſoll ich das verhaßte Haupt verderben?

Der Vertraute. Ein tödlicher Stahl vergieſſe ſein feindſeliges Blut.

Atreus. Du redeſt von dem Ende der Strafe, und ich will von der Strafe ſelbſt hören. Ein ſanftmüthiger Tyrann mag umbringen laſſen. In meinem Reiche wird der Tod als eine Gnade erlangt.

Der Vertraute. So iſt alle Frömmigkeit bey dir hin?

Atreus. Fort, Frömmigkeit! wenn du anders jemals in unſerm Hauſe geweſen biſt. Das wüthende Heer der Furien, die zwiſtliebende Erynnis, und ſie, die in beyden Händen ſchreckliche Fackeln ſchüttelt, Megära, ziehe dafür ein. Ich brenne vor Wuth, und dürſte nach unerhörten unglaublichen Verbrechen. — — Der Vertraute fragt ihn, worinne dieſe Verbrechen beſtehen ſollen, und ob er ſich des Schwerds oder des Feuers zu ſeiner Rache bedienen werde. Doch beydes iſt ihm

zu geringe; Thyeſt ſelbſt ſoll das Werkzeug ſeiner Rache ſeyn. Er entdeckt hierauf ſein unmenſchliches Vorhaben, und ermuntert ſich von Zeit zu Zeit ſelbſt, den Muth darüber nicht ſinken zu laſſen, ſondern es, ſo gräßlich es auch ſey, unerſchrocken auszuführen. Auf den Einwurf, welchen ihm der Vertraute macht, daß es ſehr ſchwer halten werde, ſeinen Bruder in das Netz zu locken; antwortet er, daß er ihn ſchon durch das anzukörnen wiſſen werde, was ihm wichtig genug ſcheine, ſich der äuſſerſten Gefahr deswegen auszuſetzen. Nehmlich durch die Hofnung zu regieren. „Voll von dieſer Hofnung, wird er dem Blitze des drohenden „Jupiters entgegen zu eilen kein Bedenken tragen. Voll von dieſer Hof„nung, wird er, was er für das größte Uebel hält, ſelbſt den Bruder zu „ſehen, nicht anſtehen. — — Und dieſe Hofnung will er ihm durch ſeine eignen Söhne machen laſſen, durch den Agamemnon und Menelaus nehmlich, die er mit der Aerope noch vor ihrer Untreue erzeugt hatte. Der Vertraute räth ihm, andre Mittelsperſonen darzu zu erwehlen, damit die Kinder nicht einmal das an dem Vater thun möchten, was er ſie jetzt an dem Vetter zu thun lehre. Doch Atreus iſt von der Ruchloſigkeit ſeines Bluts ſchon ſo überzeugt, daß er zur Antwort giebt: „Wenn ſie auch niemand die Wege des Betrugs und der Verbrechen leh„ret, ſo wird ſie doch das Reich dieſelben lehren. Du fürchteſt, ſie möch„ten böſe werden? Sie werden böſe gebohren. — — Der Vertraute macht ihm noch eine Einwendung, und giebt ihm zu überlegen, ob er ſich auch wohl auf die Verſchwiegenheit ſo junger Leute verlaſſen dürfe? „Oder, ſpricht er, willſt du ſie etwa ſelbſt hintergehen, und ihnen „deine wahre Abſicht nicht entdecken? Ja, antwortet Atreus; ſie ſollen „keinen Antheil an meinem Verbrechen haben. Und was iſt es auch nöthig, „daß ich ſie zu Mitſchuldigen machen will? — — Doch den Augenblick beſinnt er ſich, daß dieſes für ihn zu gut gedacht ſey. Er ſchilt ſich ſelbſt feig, und vermuthet, daß wenn er ſeiner Kinder hierinne ſchonen wolle, er auch ſeines Bruders ſchonen werde. Agamemnon und Menelaus ſollen es wiſſen, wozu er ſie brauche, und eben daran will er es zugleich erkennen, ob ſie auch wirklich ſeine Kinder ſind. „Wenn ſie ihn nicht „verfolgen; wenn ſie ihn nicht haſſen wollen; wenn ſie ihn Vetter nennen: „ſo iſt er ihr Vater. — — Er will eben fortgehen, als er ſich gleichwohl noch plötzlich anders beſinnet. „Ein ſchüchtern Geſicht, ſagt er, „pflegt manches zu entdecken, und große Anſchläge verrathen ſich wider

„Willen. Nein; ſie ſollen es nicht wiſſen, zu welcher That ſie die Werk„zeuge werden. Und du — — (zum Vertrauten) halte unſer Vor„haben geheim! — —. Dieſer verſichert, daß er ſowohl aus Furcht, als aus Treue verſchwiegen ſeyn werde, und geht mit dem Atreus ab.

Der Chor, welcher zu dieſem Aufzuge gehöret, nimmt von der Herrſchſucht der zwey Brüder Gelegenheit, eine Menge Sittenſprüche über den falſchen Ehrgeitz anzubringen, und mehr ſpitzig als gründlich zu beſtimmen, worinne das wahre Königreich beſtehe. „Ihr wißt es nicht, „die ihr nach Schlöſſern geitzet! Nicht der Reichthum, nicht der Glanz „des Thriſchen Purpurs, nicht das ſtrahlende Diadem macht den König. „Nur der iſt König, welcher alle Furcht abgelegt, und alles Böſe aus „der wilden Bruſt vertrieben hat. Nur der, welchen nicht der ohnmäch„tige Ehrgeitz, welchen nicht die immer wankende Gunſt des Pöbels be„wegt. — — Nur der, welcher von ſeiner ſichern Höhe alles weit unter „ſich ſieht. Nur der, welcher ſeinem Schickſale willig entgegen eilt, und „ohne zu klagen ſtirbt. — — Es erſteige, wer da will, die ſchlüpfrige „Spitze des Hofes; mich ſoll die ſüſſe Ruhe ſättigen, und verborgen will „ich in ſanfter Stille dahin leben. Allen Quiriten unbekannt, ſollen meine „Jahre ſachte vorüber flieſſen. Und wenn meine Tage ohne Geräuſche „verſchwunden ſind, will ich Lebens ſatt und ohne Titel erblaſſen. Auf „den wartet ein harter Tod, der, wenn er ſterben muß, allen viel zu „bekannt iſt, ſich ſelbſt aber nicht kennet.

## Dritter Aufzug.

Dieſen eröfnet Thyeſt mit ſeinen Söhnen, und unter dieſen führet Pliſthenes das Wort. Sie langen auf die betriegeriſche Einladung des Atreus, an. Thyeſt erfreuet ſich Anfangs, daß er endlich ſeine Vaterſtadt, und die Götter ſeiner Väter, wenn anders, ſetzt er hinzu, Götter ſind, wieder ſiehet. „Bald, ſpricht er, wird mir nun das Volk aus Argos „fröhlig entgegen kommen. Doch auch Atreus wird mit kommen. O „fliehe Thyeſt, und ſuche die dunkeln Wälder wieder, wo du unter dem „Wilde ein ihm ähnliches Leben führteſt. Laß dich nicht den falſchen „Glanz des Reiches blenden. Wenn du auf das ſieheſt, was dir ange„bothen wird, ſo ſiehe auch auf den, der dir es anbietet. Unter den „härteſten Beſchwerlichkeiten bin ich bisher muthig und frölich geweſen. „Doch nun falle ich in marternde Furcht zurück; der Geiſt iſt in banger

„Erwartung, und möchte den Körper nur allzugern zurück bewegen. Jeder „Schritt ſtockt, den ich thun will. — — Pliſthenes erſtaunt über die „Unentſchloſſenheit ſeines Vaters, doch Thyeſt fährt fort: „Warum ſtehe „ich noch an? Warum quäle ich mich noch über einen ſo leichten Ent„ſchluß? Da ich niemanden trauen darf, ſoll ich meinem Bruder, ſoll „ich der Hofnung zu regieren trauen? Was fürchte ich ſchon überwundene, „von mir ſchon gebändigte Uebel? Warum fliehe ich Trübſalen, in die „ich mich bereits geſchickt? Ich will, ich will elend ſeyn. Zurück alſo, „Thyeſt, zurück, und rette dich, da es dir noch vergönnt iſt.

Pliſthenes. Was bewegt dich, o Vater, deinen Schritt von der nun wieder erblickten väterlichen Burg zurück zu wenden? Warum willſt du dich ſelbſt ſo groſſen angebothenen Gütern entziehen? Dein Bruder hat ſeinen Zorn abgelegt, und wird aufs neue dein Bruder. Er giebt dir deinen Antheil an dem Reiche zurück, ſammelt die Glieder des zerrütteten Hauſes, und ſetzt dich wieder in den Beſitz deiner ſelbſt.

Thyeſt. Du willſt die Urſache der Furcht wiſſen, die ich ſelbſt nicht weis. Ich ſehe nichts, wovor ich mich fürchten ſollte, und fürchte mich dennoch. Ich will gern gehen, aber die Knie ſinken unter mir zuſammen, und ich werde mit Gewalt von dem Orte zurück getrieben, zu dem ich doch will. — —

Pliſth. O ſchlage alles nieder, was dein Gemüth ſo unentſchlüßig macht, und betrachte, was für Belohnungen deiner warten. Du kannſt regieren, Vater — —

Thyeſt. Unſer beſtändiger Furcht des Todes.

Pliſth. Du ſollſt die höchſte Gewalt erlangen. — —

Thyeſt. Die höchſte Gewalt iſt die, nichts zu begehren.

Pliſth. Du kannſt nun deinen Kindern ein Reich laſſen.

Thyeſt. Kein Reich faſſet zwey Regenten.

Pliſth. Wer will wohl elend ſeyn, wenn er glücklich ſeyn kann?

Thyeſt. Glaube mir; das Groſſe gefällt nur durch die falſchen Namen, die wir ihm beylegen. Mit Unrecht fürchtet man ein geringes und hartes Schickſal. So lange ich auf der Spitze der Ehren ſtand, habe ich nicht einen Augenblick zu zittern aufgehört, und mich ſelbſt für mein eignes Schwerd an meinen Lenden gefürchtet. O welch ein Glück iſt es, niemanden im Wege zu ſtehen, und auf dem Boden hingeſtreckt, ſichre Speiſen zu genieſſen! Kein Verbrechen ſchleicht ſich in ſchlechte

Hütten, wo man ſich an einem geringen Tiſche ſorglos ſättigen kann. Das Gift wird aus Golde getrunken; und ich weis es aus der Erfahrung, wie weit das ſchlechte Glück dem guten vorzuziehen iſt. — — Hier verirrt ſich Thyeſt in eine poetiſche Beſchreibung der ausſchweifenden Pracht und Ueppigkeit der Groſſen. Sie iſt ſchön und paßt ſehr wohl auf die damaligen Zeiten der Römer; aber auch deswegen verliert ſie in dem Munde des Thyeſt ſehr vieles von ihrer Schönheit. Endlich ſchließt er mit den Worten: „Es iſt ein Reich über alle Reiche, das Reich entbehren „zu können.“

Pliſth. Man muß das Reich nicht ausſchlagen, wenn es Gott giebt.

Thyeſt. Noch weniger muß man darnach trachten.

Pliſth. Dein Bruder bittet dich ja, zu regieren.

Thyeſt. Er bittet und das iſt ſchrecklich. Hier muß eine Liſt verborgen liegen.

Pliſth. Die brüderliche Liebe kann ja wohl das Herz, woraus ſie vertrieben worden, wieder einnehmen, und neue Kräfte, anſtatt der verlohrnen, ſammeln.

Thyeſt. Wie? Atreus ſollte ſeinen Bruder lieben? — — Eher wird die Nacht die Erde erleuchten; eher wird das Feuer mit dem Waſſer, der Tod mit dem Leben, der Wind mit der See Bündniß und Friede ſchlieſſen.

Pliſth. Vor welchem Betruge fürchteſt du dich denn aber?

Thyeſt. Vor allem! Und was kann ich meiner Furcht für Grenzen ſetzen, da ſeine Macht ſo groß iſt, als ſein Haß?

Pliſth. Was kann er gegen dich vermögen?

Thyeſt. Für mich fürchte ich auch nichts, ſondern ihr allein, meine Kinder, macht, daß ich den Atreus fürchte.

Pliſth. Aber du biſt ſchon gefangen, und fürchteſt dich, gefangen zu werden? Mitten in der Noth iſt es zu ſpät, ſich dafür zu hüten.

Thyeſt. So kommt denn. Nur dieſes einzige will ich, euer Vater, noch bereuern: Ich folge euch, nicht ihr mir.

Pliſth. Gott wird unſere gute Abſicht gnädig anſehen. Setze den zweifelhaften Fuß nur weiter.

Hier kommt Atreus darzu und macht durch ſeine Erſcheinung die zweyte Scene dieſes Aufzuges. In den erſten Zeilen, welche er in der Entfernung vor ſich ſagt, freut er ſich, daß er ſeinen Bruder nunmehr

im Netze habe; und zwar ganz, mit allen seinen drey Söhnen. Der zweyte dieser Söhne hieß Tantalus, wie wir weiter unten hören werden; der Name des dritten aber kömmt in dem Stücke nicht vor. „Kaum, sagt „Atreus, daß ich mich mäßigen, und die ausbrechende Wuth zurücke „halten kann. So wie ein Spürhund, der an dem langen Leitbande „das Wild ausspürt, und mit gebückter Schnautze die Wege beschnaubert. „So lange er noch durch den schwachen Geruch sich weit von dem Eber „merkt, ist er folgsam, und durchirret schweigend die Spur. Doch kaum „fühlt er sich der Beute näher, so stemmt er sich, kämpfet mit dem un„bändigen Nacken, und ruft winselnd seinen säumenden Führer, bis er sich „ihm entreißt. Wenn der Zorn Blut wittert, wer kann ihn verbergen? „Und doch muß ich ihn verbergen. — — In dem Munde des Dichters würde dieses Gleichniß sehr schön seyn, aber in dem Munde der Person selbst, welche diese schwer zu zähmende Wuth fühlet, ist es ohne Zweifel zu gesucht und zu unnatürlich. — — Je näher Atreus seinem Bruder kömmt; desto mehr verändert er seine Rede. Jetzt, da er ungefehr von ihm gehört werden kann, beklagt er ihn schon, und erstaunt über seinen armseligen Aufzug. „Ich will mein Wort halten, fährt er fort. Und „wo ist er denn, mein Bruder? — — Hier geht er endlich auf ihn los: „Umarme mich, sehnlichst gewünschter Bruder! Aller Zorn sey nunmehr „zwischen uns vorbey. An diesem Tage feyre man den Sieg des Bluts „und der Liebe. Weg mit allem Hasse aus unsern Gemüthern.

Thest. Ach, Atreus, ich könnte alles rechtfertigen, wenn du dich jezt nicht so erzeigtest! Ja, Bruder, ich gestehe es; ich gestehe es, ich habe alles verbrochen, dessen du mich schuldig gehalten. Deine heutige Liebe macht meine Sache zur schlimmsten Sache. Der muß ganz schuldig seyn, den ein so guter Bruder hat für schuldig halten können. Zu den Thränen muß ich nunmehr meine Zuflucht nehmen. Siehe mich hier zu deinen Füssen! Laß diese Hände, die noch keines Knie umfaßt haben, die deinigen umfassen. Laß uns allen Zorn bey Seite legen; laß uns allen Unwillen aus den Gemüthern verbannen. Empfange diese Unschuldigen als die Unterpfänder meiner Treue.

Atreus. Verlaß diese erniedrigende Stellung, und umarme mich, mein Bruder. Und auch ihr, ihr Stützen unsers Alters, edeln Jünglinge laßt euch an meine Brust drücken. Lege das schmutzige Kleid ab; verschone meine Augen mit einem solchen Anblicke: laß dir einen Schmuck

reichen, der dem meinen gleich iſt; und tritt freudig in den Beſitz deines Antheils an dem brüderlichen Reiche. Ich will mich des gröſſern Lobes erfreuen, meinen Bruder unverletzt der väterlichen Würde wieder hergeſtellt zu haben. Ein Reich beſitzen, iſt Zufall; ein Reich ſchenken, iſt Tugend.

**Thyeſt.** Möchten dir doch, Bruder, dieſe deine Wohlthaten die Götter würdig vergelten. Meine Armſeligkeit ſchlägt er aus, die königliche Binde anzunehmen, und die unglückliche Hand ſcheuet ſich vor dem Scepter. Erlaube mir, daß ich mitten unter dem Volke verborgen leben darf.

**Atreus.** Unſer Reich leidet zwey Regenten.

**Thyeſt.** Was du haſt, ſoll mir ſo gut ſeyn, als ob ich es ſelbſt hätte.

**Atreus.** Wer wollte die freywillig zufliſſenden Güter des Glücks verſchmähen?

**Thyeſt.** Der, welcher es erfahren hat, wie ſchnell ſie wieder dahin ſind.

**Atreus.** So willſt du deinen Bruder die unſchätzbarſte Ehre nicht erlangen laſſen?

**Thyeſt.** Deine Ehre hat bereits die erhabenſte Staffel erreicht, und nun iſt es nur noch um meine zu thun. Ja, ich habe es feſt beſchloſſen, das Reich auszuſchlagen.

**Atreus.** Wenn du deinen Antheil nicht wieder nimmſt, ſo will ich meinen verlaſſen.

**Thyeſt.** Wohl ich nehme ihn. Ich will den Namen der mir aufgelegten Herrſchaft führen; dir aber allein ſollen Geſetze und Waffen mit mir dienen.

**Atreus.** So laß dir denn um die ehrwürdige Stirne das Diadem binden. Ich will gehen, und den Göttern die verſprochenen Opfer bringen.

Hiermit gehen beyde Theile ab, und der zu dieſem Aufzuge gehörende Chor erhebt die brüderliche Liebe des Atreus, dem man kaum einen Funken derſelben hätte zutrauen ſollen. Er vergleicht dieſe nach langen Verfolgungen wieder hergeſtellte Freundſchaft, einer angenehmen Meerſtille, welche auf einen ſchrecklichen Sturm folgt. Er macht dabey Schilderungen über Schilderungen, welche keinen andern Fehler haben, als daß ſie die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers zerſtreuen. Vielleicht zwar, daß ſie dieſen Fehler nicht geäuſſert haben, wenn die Alten anders die Kunſt, etwas

ſo zierlich herzuſingen, daß man kein Wort davon errathen kann, eben ſo gut verſtanden haben, als wir Neuern ſie verſtehen. — — Der Schluß dieſes Chors ſind abermals einige moraliſche Anwendungen über das veränderliche Glück, beſonders der Groſſen. „O ihr, welchen der Herrſcher „über Erd und Meer, das groſſe Recht des Lebens und des Todes anvertrauet hat, entſaget den ſtolzen aufgeblaſenen Gebehrden. Was der „Geringere von euch fürchtet, eben das drohet euch ein größrer Herr. „Jedes Reich ſtehet unter einem noch mächtigern Reiche. Oft ſahe einen, „den der anbrechende Tag im Glanze fand, der untergehende im Staube. „Niemand traue dem ihn anlachenden Glücke; niemand verzweifle, wenn „es ihm den Rücken zukehret. Clotho miſcht gutes und böſes, und treibt „unaufhörlich das Rad des Schickſals um ꝛc.

## Vierter Aufzug.

In dem Zwiſchenraum dieſes und des vorhergehenden Aufzuges, muß man ſich vorſtellen, daß Atreus ſeine Grauſamkeiten begangen habe. Sie waren zu ſchrecklich, als daß ſie der Dichter, der ſich der Regel des Horaz ohne Zweifel erinnerte:

Nec pueros coram populo Medea trucidet:
*Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.*

dem Zuſchauer hätte zeigen ſollen. Er läßt ſie alſo blos erzehlen; und giebt ſich, dieſe Erzehlung mit dem Ganzen auf eine kunſtmäßige Art zu verbinden, ſo wenig Mühe, daß er weiter nichts thut, als einen Mann, den er Nuncius nennt, herauskommen und dem Chore von dem, was er geſehen hat, Nachricht geben läßt. Der Chor wird alſo hier zu einer ſpielenden Perſon, welches in den alten Trauerſpielen nichts ungewöhnliches iſt. Gemeiniglich führte alsdann der Coryphäus das Wort, der entweder mit dem ganzen Chore, oder nur mit einem Theile deſſelben zurück blieb, nachdem es die Umſtände erforderten. Wir werden unten ſehen, warum man annehmen müße, daß er hier nur mit einem Theile zurück geblieben ſey. Seine Reden ſind ſehr kurz, und geben blos dem Erzehler Gelegenheit, ſo umſtändlich, als es nöthig iſt, zu ſeyn. Dieſer nun tritt voller Schrecken und Entſetzen hervor, und wünſcht von einem Wirbelwinde durch die Lüfte geriſſen und in eine finſtre Wolke gehüllet zu werden, damit er dem Anblicke eines ſo gräßlichen Verbrechens

entkommen möge. „O Haus, deſſen ſich ſelbſt Pelops und Tantalus „ſchämen müſſen.“

Der Chor. Was bringſt du neues?

Der Erzehler. Wo bin ich? Iſt dieſes das Land, in welchem Argos, Corinth und das durch die frommen Brüder berühmte Sparta liegt? Oder bin ich an dem Iſter unter den wilden Alanen? Oder bin ich unter dem ewigen Schnee des rauen Hircaniens? Oder unter den ſchweifenden Scythen? Was iſt es für eine Gegend, die zur Mitſchuldigen ſo abſcheulicher Verbrechen gemacht wird?

Der Chor. Welcher Verbrechen? Entdecke doch — —

Der Erzehler. Noch ſtaunet meine ganze Seele, noch iſt der vor Furcht ſtarrende Körper ſeiner Glieder nicht mächtig. Noch ſchwebt das Bild der gräßlichen That vor meinen Augen ꝛc.

Der Chor. Du marterſt uns durch die Ungewißheit noch mehr. Sage, wovor du dich entſetzeſt, und nenne den Urheber. Einer von den Brüdern muß es ſeyn, aber welcher? Rede doch — — Nunmehr wäre es ohne Zweifel billig, daß der Erzehler ſogleich zur Sache käme, und dieſe geſchwind in wenig kurzen und affectvollen Worten entdeckte, ehe er ſich mit Beſchreibung kleiner Umſtände, die vielleicht ganz und gar unnöthig ſind, beſchäftige. Allein was glaubt man wohl, daß er vorher thut? Er beſchreibet in mehr als vierzig Zeilen vor allen Dingen den heiligen Hayn, hinter der mitternächtlichen Seite des Pelopeiſchen Pallaſts, in welchem Atreus die blutigen Opfer geſchlacht hatte, ohne dieſer mit einer Sylbe zu gedenken. Er ſagt uns, aus was für Bäumen dieſer Wald beſtehe, zu welchen Handlungen ihn die Nachkommen des Tantalus geweihet; mit was für gelobten Geſchenken und Denkmählern er ausgezieret und behangen ſey. Er meldet, daß es darinne umgehe, und mahlt faſt jede Art von Erſcheinungen, die den Tag ſowohl als die Nacht darinne ſchrecklich machten. — — Ich begreife nicht, was der Dichter hierbey muß gedacht haben; noch vielweniger begreife ich, wie ſich die Zuſchauer eine ſolche Verzögerung können gefallen laſſen. Eine kleine Vorbereitung, wenn etwas ſehr wichtiges zu erzehlen iſt, wird gar wohl erlaubt; ſie reitzt die Zuhörer, ihre Aufmerkſamkeit auf das was folgen ſoll, gefaßt zu halten. Allein ſie muß dieſe Aufmerkſamkeit nicht vorweg ermüden; ſie muß das, was in einer Zeile eine ſehr gute Wirkung thun würde, nicht in vierzig ausdehnen. — — Doch damit ich auch meinen

Tadel nicht zu weit ausdehne, so will ich das Gemählde des Hayns an seinen Ort gestellt seyn lassen, und mit dem Dichter wieder weiter gehen. „Als nun, läßt er den Erzehler fortfahren, der rasende Atreus in Be„gleitung der Kinder seines Bruders in den Hayn gekommen war, wurden „die Altäre sogleich geschmückt. Aber nun, wo werde ich Worte finden? — „Die Hände werden den edlen Jünglingen auf dem Rücken gebunden, und „um ihre Stirne wird die traurige Opferbinde geschlagen. Da fehlt kein „Weihrauch, kein geheiligter Wein; das Opfer wird mit Salzmehl be„streuet, ehe es das Schlachtmesser berühren darf. Alle Ordnung wird „beybehalten, damit ja eine solche Lasterthat nicht anders als auf die beste „Weise geschehe."

Der Chor. Und wessen Hand führte das Eisen?

Der Erzehler. Er selbst ist Priester; er selbst hält das blutige Gebeth, und läßt aus schrecklichem Munde das Sterbelied tönen. Er selbst stehet am Altare, befühlt die dem Tode Geweihten, legt sie zurechte, und ergreift den Stahl. Er selbst giebt Acht, und kein einziger Opfergebrauch wird übergangen. Der Hayn erzittert; der ganze Pallast schwankt auf dem durchschütterten Boden, und drohet bald hier bald dahin zu stürzen. Oben zur Linken schießt ein Stern durch den Himmel, und ein schwarzer Schweif bemerkt seine Bahn. Der in das Feuer gespritzte Wein wird Blut; dreymal entfällt dem Haupte das Diadem; die Bildsäulen weinen, und ein jeder wird von diesen Vorbedeutungen gerührt. Nur Atreus allein bleibt unbeweglich und sich selbst gleich, und hört nicht auf die drohenden Götter zu schrecken. Länger will er nicht verweilen, er springt wieder zu dem Altare, und schielet mit grimmigen Blicken um sich. So irret ein hungriges Tiegerthier in den Gangetischen Wäldern zwischen zwey jungen Stieren. Es ist auf den einen Raub so begierig, wie auf den andern, und nur ungewiß, welchen es zuerst zerreißen solle. Jezt bleckt es den Rachen auf diesen; jezt bleckt es ihn auf jenen zurück, und hält seinen Hunger in Zweifel. Nicht anders betrachtet der ruchlose Atreus die Schlachtopfer seines verfluchten Zornes, und steht bey sich an, welches er zuerst, und welches er hernach abthun wolle. Es wäre gleichviel, aber doch sieht er bey sich an, und freuet sich, über seine verruchte That zu künsteln.

Der Chor. Aber gegen wen braucht er endlich den Stahl zuerst?

Der Erzehler. Das erste Opfer — — damit man, ohne Zweifel,

die kindliche Ehrfurcht nicht vermiſſen möge — — wird dem Großvater geweihet. Tantalus iſt dieſes erſte Opfer.

Der Chor. Mit welchem Muthe, mit welchem Geſichte duldete der Jüngling den Tod?

Der Erzehler. Unbeſorgt für ſich ſelbſt ſtand er da, und verſchwendete keine Bitte vergebens. Aber der Wütrich ſtieß und drückte ſo lange nach, bis ſich der Stahl in der Wunde verlohr, und die Hand an die Gurgel traf. Da er das Eiſen zurückzog, ſtand der Leichnam; und als er lange gezweifelt hatte, ob er auf dieſe oder auf jene Seite fallen ſollte, fiel er endlich auf den Vetter. Voller Wuth riß dieſer hierauf den Pliſthenes zum Altare, und ſchickte ihn dem Bruder nach. Er hieb ihm den Hals ab; der Rumpf fiel vor ſich nieder, und der Kopf rollte mit einem unverſtändlichen kläglichen Murmeln auf den Boden hin.

Der Chor. Nachdem er dieſen doppelten Mord vollbracht, was that er alsdann? Schonte er des Knabens? Oder häufte er Verbrechen auf Verbrechen?

Der Erzehler. So wie ein Löwe in Armeniſchen Wäldern mit ſiegender Wuth unter den Rindern tobet, und mit blutigem Rachen, auch nach geſtilltem Hunger, ſeinen Grimm nicht ableget; ſondern noch hier einen Stier und noch da einen anfällt, bis er mit müden Zähnen endlich auch den Kälbern drohet; eben ſo wüthet Atreus und ſchwellet vor Zorn. Er hält das vom doppelten Morde blutige Eiſen, vergißt was für ein ſchwaches Kind er zu durchſtoſſen habe, und hohlt weit von dem Körper aus.[1] Der Stahl drang in der Bruſt ein, und fuhr durch den Rücken heraus. Das Kind fiel, löſchte mit ſeinem Blute das Feuer auf dem Altar, und ſtarb an der zwiefachen Wunde.

[1] Die Worte heiſſen in dem Originale:

Ferrumque gemina caede perfusum tenens,
Oblitus in quem rueret, infesta manu,
Exegit ultra corpus . . .

Alle Ausleger übergehen dieſe Stelle, und gleichwohl zweifle ich, ob ſie von allen gehörig iſt verſtanden worden. Das exigere corpus iſt mir ungemein verdächtig. Ich weis wohl, was bey dem Virgil exigere ensem per corpus heißt; allein ob ſchlechtweg exigere corpus eben dieſes heiſſen könne, daran zweifle ich, und glaube nicht, daß man bey irgend einem Schriftſteller ein ähnliches Exempel finden werde. Ich erkühne mich daher, eine kleine Veränderung zu machen, und anſtatt infesta manu zu leſen infestam manum; ſo daß ultra welches man vorher adverbialiter nehmen mußte, nunmehr zur Präpoſition wird, die zu corpus gehöret. Was aber manum exigere heiſſe, und daß es gar wohl aushohlen heiſſen könne, wird man leicht einſehen. Vielleicht könnte auch die Bedeutung, da exigere verſuchen, probiren heißt, hier zu Statten kommen.

Der Chor. Abſcheuliche Laſterthat!

Der Erzehler. Ihr entſetzet euch? Wenn er hier inne gehalten hätte; ſo wäre er noch fromm.

Der Chor. Was kann noch verruchtes in der Natur gefunden werden?

Der Erzehler. Ihr glaubt, es ſey das Ende ſeines Verbrechens? Es iſt nur eine Stäffel deſſelben.

Der Chor. Aber was hat er weiter thun können? Er hat vielleicht die Leichname den wilden Thieren zu zerreiſſen vorgeworfen, und ihnen den Holzſtoß verſagt.

Der Erzehler. Wäre es doch nichts als das! — — — Nunmehr folgt eine ſehr gräßliche Beſchreibung, die aber ſo eckel iſt, daß ich meine Leſer damit verſchonen will. Man ſieht darinne, wie Atreus die todten Körper in Stücken zerhackt; wie er einen Theil derſelben an die Spieſſe geſteckt, und den andern in Keſſel geworffen, um jene zu braten und dieſe zu kochen; wie das Feuer dieſen grauſamen Dienſt verweigert, und wie traurig der fette Rauch davon in die Höhe geſtiegen. Der Erzehler fügt endlich hinzu, daß Thyeſt in der Trunkenheit wirklich von dieſen abſcheulichen Gerichten gegeſſen; daß ihm oft die Biſſen in dem Schlunde ſtecken geblieben; daß ſich die Sonne, obgleich zu ſpät, darüber zurück gezogen; daß Thyeſt ſein Unglück zwar noch nicht kenne, daß es ihm aber ſchwerlich lange verborgen bleiben werde.

Mehr hat der Erzehler nicht zu ſagen. Er geht alſo wieder fort und die vorhin abgegangene Helfte des Chors tritt herein, ihren Geſang anzuſtimmen. Er enthält lauter Verwunderung und Entſetzen über das Zurückfliehen der Sonne. Sie wiſſen gar nicht, welcher Urſache ſie daſſelbe zuſchreiben ſollen, und vermuthen nichts geringers, als daß die Rieſen einen neuen Sturm auf dem Himmel wüßten gewagt haben, oder daß gar der Untergang der Welt nahe ſey. Hieraus alſo, daß ſie nicht wiſſen, daß die Sonne aus Abſcheu über die Verbrechen des Atreus zurückgeflohen, iſt es klar, daß ſie bey der vorhergehenden Unterredung nicht können geweſen ſeyn. Da aber doch allerdings der Chor eine unterredende Perſon dabey iſt, ſo muß man entweder einen doppelten Chor annehmen, oder, wie ich gethan habe, ihn theilen. Es iſt erſtaunend, daß die Kunſtrichter ſolcher Schwierigkeiten durchaus nicht mit einem Worte gedenken, und alles gethan zu haben glauben, wenn ſie hier ein

Wörtchen und da einen Umſtand, mit Auskrahmung aller ihrer Gelehrſamkeit, erklären — — Vielleicht könte man auch ſagen, daß der einzige Coryphäus nur mit dem Erzehler geſprochen, und daß auſſer ihm der ganze Chor abgegangen ſeye. Vielleicht könnte man ſich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß der Erzehler ſelbſt ihn als eine einzelne Perſon betrachtet und in der einfachen Zahl mit ihm ſpricht; als Zeile 746.

— — — Sceleris hunc finem putas?

Kurz vorher redet er ihn zwar in der vielfachen Zahl an, wenn er ihn in der 744. Zeile fragt: exhorruistis? Allein dieſes exhorruistis wäre ſehr leicht in exhorruisti zu verwandeln, welches ohnedem der Gleichförmigkeit wegen höchſt nöthig iſt. — — Von dem Chore ſelbſt will ich nicht viel ſagen, weil er faſt aus nichts, als aus poetiſchen Blümchen beſtehet, die der befürchtete Untergang der Welt, wie man leicht vermuthen kann, reichlich genug darbiethet. Unter andern geht der Dichter den ganzen Thierkreiß durch, und betauert gleichſam ein jedes Zeichen, das nunmehr herabſtürzen und in das alte Chaos zurück fallen würde. Zum Schluſſe kömmt er wieder auf einige moraliſche Sprüche. „So ſind „wir denn, nach einer unzehligen Menge von Sterblichen, die, welche „man für würdig erkannt hat, von den Trümmern der Welt zerſchmettert „zu werden? So ſind wir es, die auf die lezten Zeiten verſpart wurden? „Ach, wie hart iſt unſer Schickſal, es ſeyn nun, daß wir die Sonne „verlohren, oder ſie vertrieben haben! Doch, weg ihr Klagen! weg Furcht! „Der iſt auf das Leben zu begierig, der nicht einmahl ſterben will, wenn „die Welt mit ihm untergeht.

## Fünfter Aufzug.

Die grauſame Mahlzeit iſt vorbey. Atreus kann ſeine ruchloſe Freude länger nicht mäßigen, ſondern kömmt heraus, ſich ſeinen abſcheuligen Frolockungen zu überlaſſen. Dieſe ſind der vornehmſte Inhalt des erſten Auftritts in dieſem Aufzuge. Aber doch iſt er noch nicht zufrieden; er will dem Thyeſt, zum Schluſſe der Mahlzeit, auch noch das Blut ſeiner Kinder zu trinken geben. Er befiehlt daher ſeinen Dienern, die Thore des Pallaſts zu eröfnen, und man ſieht in der Entfernung den Thyeſt am Tiſche liegen. Atreus hatte bey Zermezlung der Kinder, ihre Köpfe zurücke gelegt, um ſie dem Vater, bey Eröfnung ſeines

Unglücks, zu zeigen. Er freuet ſich ſchon im voraus über die Entferbung des Geſichts, mit welcher ſie Thyeſt erblicken werde. „Das, ſpricht er, „muß ich mit anſehn. Ich muß es mit anhören, welche Worte ſein „Schmerz zuerſt ausſtoſſen wird. Ich muß dabey ſeyn, wenn er ſtarr „und für Entſetzen wie entſeelt da ſtehen wird. Das iſt die Frucht meiner „That! Ich mag ihn nicht ſowohl elend ſeyn, als elend werden ſehn. — — Er wird mit Vergnügen gewahr, daß Thyeſt ſchon faſt trunken ſey, und hoft daher, daß ihm ſeine Liſt mit dem Blute welches er unter alten Wein von einer ſtarken Farbe miſchen wolle, deſto eher gelingen werde. — — „Ein ſolches Mahl muß mit einem ſolchen Trunke beſchloſſen „werden. Er, der lieber mein Blut getrunken hätte, ſoll das Blut der „Seinen trinken. Hört, ſchon ſtimmt er feſtliche Geſänge an, und iſt „ſeines Verſtandes kaum mehr mächtig.

Hier nun kömmt Thyeſt langſam hervor, und ſein Geſang iſt eine Ermunterung ſeiner ſelbſt, alle traurige Vorſtellungen fahren zu laſſen. „Heitere deine Blicke zur gegenwärtigen Freude auf, und verjage den alten „Thyeſt aus deinem Gemüthe! Aber ſo ſind die Elenden! Sie trauen „dem Glücke nie, wenn es ſie gleich wieder anlacht, und freuen ſich mit „Widerwillen. Welcher ohne Urſache erregter Schmerz verbeuth mir die„ſen feſtlichen Tag zu feyern, und befiehlt mir, zu weinen? Was iſt es, „das mir mein Haupt mit friſchen Blumen zu kränzen nicht erlauben will? „Es will nicht; es will nicht! — Unerwartete Thränen rollen die Wangen „herab, und mitten unter meine Worte miſchen ſich Seufzer — — Ach, „der ſein Unglück ahndende Geiſt verkündiget mit dieſen Zeichen ein nahes „Leiden! — — Doch mit was für traurigen Erwartungen quälſt du dich, „Unſinniger? Ueberlaß dich deinem Bruder voll leichtgläubiger Liebe! Es „ſey nun was es ſey, ſo fürchteſt du dich entweder ohne Grund, oder zu „ſpät. Gern wollt ich Unglücklicher mich nicht fürchten, aber mein Inner„ſtes bebet vor Schrecken. Schnell ſtrömet aus den Augen eine Fluth „von Zehren, und ſtrömet ohne Urſache. Iſt es Schmerz, oder iſt es „Furcht? Oder hat auch eine heftige Freude ihre Thränen?

Nunmehr redet ihn Atreus an: „Laß uns, Bruder, unſere Freude „verbinden, dieſen glücklichen Tag würdig zu begehen. Heute wird mein „Thron befeſtiget; heute wird ein Friede geſtiftet, wie er unſerer brüder„lichen Treue geziemet.

Thyeſt. Die reiche Tafel hat mich genung geſättiget; ich glühe vom

Weine. Aber wie unendlich könnte meine Freude vermehret werden, wenn ich mich mit den Meinigen freuen dürfte.

Atreus. Glaube, daß ſie ſo gut verwahrt ſind, als ob du ſie in deinen Armen hielteſt. Sie ſind hier, und werden hier bleiben. Von deinen Kindern ſoll dir nichts verlohren gehen. Ich will dich ihre Geſichter, die du ſo ſehnlich verlangſt, ſehen laſſen; ich will ſie dich alle genieſſen laſſen. Deine Begierde ſoll geſättiget werden; fürchte nichts. Sie liegen noch jetzt, mit meinen Kindern zugleich, an dem frohen Tiſche; aber man ſoll ſie gleich herhohlen. Nimm nur unterdeſſen dieſen unſern Geſchlechtsbecher, mit Bacchus Gaben erfüllet, aus meiner Hand — Thyeſt vermuthet bey dieſen zweydeutigen Reden noch nichts arges. Er greift mit Dankſagung nach dem Becher, ihn vor dem Angeſichte der väterlichen Götter auf eine ewige Liebe auszuleeren, und iſt eben in der Stellung, ihn an den Mund zu führen, als ſeine fürchterliche Ahndungen zunehmen. „Was iſt das? die Hand will nicht gehorchen? die Schwere „des Bechers wächſt und ziehet die Rechte mit nieder? Ich bringe ihn „dem Munde näher, und vergieſſe zitternd den Wein, ohne die betroge„nen Lippen zu netzen. Sieh! ſelbſt der Tiſch ſpringt von dem erſchütter„ten Boden in die Höh! Kaum leuchtet das Feuer! Die ſchwere öde „Luft erſtarret ſchrecklich zwiſchen Tag und Nacht! Das krachende Ge„wölbe des Himmels drohet zu ſtürzen! Schwarze Schatten verdicken die „Finſterniß, und die Nacht verbirgt ſich in Nacht! Alles Geſtirne flieht! „Es drohe, was uns auch drohe; nur daß es meinen Bruder, nur daß „es meine Kinder verſchone! Auf mein unwürdiges Haupt allein breche „das Wetter los. Ach, jezt, jezt gieb mir meine Kinder wieder.

Atreus. Ich will ſie dir geben, und kein Tag ſoll ſie dir jemahls wieder rauben. — — Hier muß man ſich vorſtellen, daß Atreus einen Wink giebt, und die zurück gelegten Häupter und Hände der Kinder herbey bringen läßt, unterdeſſen daß Thyeſt in dem vorigen Tone fortfährt: „Welch ein Aufruhr durchwühlet mein Eingeweide? Was zittert in meinem „Innern? Ich fühle eine ungeduldige Laſt, und aus meiner Bruſt ſteigen „Seufzer auf, die nicht meine ſind. Kommt doch, meine Söhne! Euer „unglücklicher Vater ruft euch. Kommt doch! Euer Anblick wird dieſen „Schmerz verjagen. Hörte ich ſie nicht? Wo ſprächen ſie? — — Nunmehr ſind ihre traurigen Ueberbleibſel hier, und Atreus ſiehet ſich an ſeinem erwünſchten Augenblicke.

Atreus. Halte deine väterlichen Umarmungen bereit! Hier sind sie! (indem er sie ihm zeigt.) Erkennst du deine Söhne?

Thyest. Ich erkenne den Bruder! Erde! und so eine Schandthat konntest du auf dir dulden? — — Dieses ist der Anfang von den gräßlichsten Verwünschungen seines Bruders und seiner selbst. Das ich erkenne den Bruder ist ohne Zweifel ein Meisterzug, der alles auf einmal denken läßt, was Thyest hier kann empfunden haben. Er scheinet zwar etwas von einer spitzigen Gegenrede an sich zu haben, aber gleichwohl muß seine Würkung in dem Munde des Schauspielers vortreflich gewesen seyn, wenn er das dazu gehörige starrende Erstaunen mit gnug Bitterkeit und Abscheu hat ausdrucken können. — — Es fehlt so viel, daß Atreus von den Verwünschungen seines Bruders sollte gerührt werden, daß er ihn vielmehr auf die spöttischste Art unterbricht:

Atreus. Nimm sie doch lieber hin, die so lange begehrten Kinder. Dein Bruder verwehrt es dir nicht länger. Genieſſe sie; küsse sie; theile unter alle drey die Zeichen deiner Liebe.

Thyest. War das der Bund? War das die Aussöhnung? Ist das die brüderliche Treue? So legst du deinen Haß ab? Ich kann dich nun nicht bitten, mir meine Kinder unverlezt zu lassen; aber das muß ich dich bitten, ein Bruder den Brüder, was du mir, deinem Verbrechen, deinem Hasse unbeschadet, verstatten kanst. Erlaube mir, ihnen die lezte Pflicht zu erweisen. Gieb mir ihre Körper wieder, und du sollst sie sogleich auf dem Scheiterhaufen brennen sehen. Ich bitte dich um nichts, was ich besitzen, sondern um etwas, was ich verlieren will.

Atreus. Was von deinen Söhnen übrig ist, sollst du haben; was von ihnen nicht mehr übrig ist, das hast du schon.

Thyest. Hast du sie den Vögeln zur Speise hinwerfen lassen? Oder werden sie zum Frasse für wilde Thiere gespart?

Atreus. Du selbst hast deine Söhne in ruchlosen Gerichten genossen.

Thyest. Das war es, wovor sich die Götter entsetzten! Das trieb den Tag in sein östliches Thor zurück! In welche Klagen soll ich Elender ausbrechen? Welche Worte soll mein Schmerz wählen? Hier seh ich sie, die abgehauene Köpfe und die vom zerschmetterten Arme getrennten Hände! Das war es, was dem hungrigen Vater nicht herab wollte! Wie welzet sich das Eingeweide in mir! Der verschlossene Greuel tobet und suchet einen Ausgang. Gib mir, Bruder, das von meinem Blute schon trunkene

Schwerd, um mit dem Eisen meinen Kindern den Weg zu öfnen. Man versagt mir das Schwerd? So mag denn die hohle Brust von traurigen Schlägen ertönen. Halt ein, Unglücklicher! Verschone die Schatten. Wer hat dergleichen Abscheulichkeiten gesehen? Welcher Henioche auf den rauhen Felsen des unwirthbaren Caucasus? Welcher Procrustes, das Schrecken der attischen Gegenden? Ich Vater drücke die Söhne, und die Söhne den Vater. So kannteſt du denn bey deinem Verbrechen keine Maaß?

Atreus. Maaß muß man in den Verbrechen halten, wenn man sie begehet, nicht aber wenn man sie rächet. Auch das ist mir noch zu geringe. Aus den Wunden selbst hätte ich das warme Blut in deinen Mund sollen fliessen lassen, damit es aus ihren lebendigen Leibern in deinen gekommen wäre. Mein Zorn hat mich hintergangen. Ich war zu schnell; ich that nichts, als daß ich sie mit dem Stahle am Altare niederstieß, und die Hausgötter mit diesem ihnen gelobten Opfer versöhnete. Ich trennte die Glieder von den todten Körpern und hieb sie in kleine Stücken. Diese warf ich in siedende Kessel, und jene ließ ich am langsamen Feuer braten. Ich hörte sie an dem Spiesse ziſchen; ich wartete mit eigener Hand das Feuer. Alles dieſes hätte ihr Vater weit beſſer thun können. Meine Rache ist falsch ausgeschlagen. Er hat mit ruchloſem Munde seine Kinder zermalmt; aber er wußte es nicht; aber sie wußten es nicht. — — Thyest hebt hierauf neue Verwünschungen an, und alles was er von dem Beherrscher des Himmels bittet, ist dieſes, daß er ihn mit dem Feuer seines Blitzes verzehren möge. Auf dieſe einzige Art könne seinen Kindern der letzte Dienst, sie zu verbrennen, erwiesen werden. Oder wenn keine Gottheit die Ruchloſen zerschmettern wolle, ſo wünscht er, daß wenigstens die Sonne niemals wieder zurückkehren, sondern eine ewige Nacht dieſe unmenschlichen Verbrechen bedecken möge.

Atreus. Nun preiſe ich meine Hände! Nun habe ich die Palme errungen! Meine Laster wären umsonſt, wenn es dich nicht ſo schmerzte. Nun dünket mich, werden mir Kinder gebohren. Nun dünket mich, dem keuschen Ehebette die verletzte Treue wiedergegeben zu haben.

Thyest. Was hatten aber die Kinder verbrochen?

Atreus. Daß ſie deine Kinder waren.

Thyest. Dem Vater seine Söhne — —

Atreus. Ja, und was mich freuet, seine gewiſſen Söhne.

Thyeſt. Euch ruf ich an, ihr Schutzgötter der Frommen —

Atreus. Warum nicht lieber die Schutzgötter der Ehen?

Thyeſt. Wer vergilt Verbrechen mit Verbrechen?

Atreus. Ich weiß, worüber du klagſt. Es ſchmerzt dich, daß ich dir mit dem Verbrechen zuvorgekommen bin. Nicht das geht dir nahe, daß du dieſe gräßliche Mahlzeit genoſſen, ſondern daß du ſie nicht zubereitet. Du hatteſt im Sinne, deinem unwiſſenden Bruder gleiche Gerichte vorzuſetzen, und mit Hülfe der Mutter, meine Kinder eines ähnlichen Todes ſterben zu laſſen; wenn du ſie nur nicht für deine gehalten hätteſt.

Thyeſt. Die Götter werden Rächer ſeyn, und dieſen übergeben dich meine Wünſche zur Strafe.

Atreus. Und dich zu ſtrafen, will ich deinen Kindern überlaſſen.

### Beurtheilung des Thyeſt.

So ſchließt ſich dieſes ſchreckliche Trauerſpiel, deſſen bloſſer Inhalt, wenn er auch noch ſo trocken erzehlt wird, ſchon Entſetzen erwecken muß. Die Fabel iſt einfach, und ohne alle Epiſoden, von welchen die alten tragiſchen Dichter überhaupt keine Freunde waren. Sie führten den Faden ihrer Handlung gerade aus, und verlieſſen ſich auf ihre Kunſt, ohne viele Verwicklung; fünf Acte mit nichts zu füllen, als was nothwendig zu ihrem Zwecke gehörte.

Atreus will ſich an ſeinem Bruder rächen; er macht einen Anſchlag; der Anſchlag gelingt, und Atreus rächet ſich. Das iſt es alle; aber bleibt deswegen irgendwo unſere Aufmerkſamkeit müßig? Es iſt wahr, der Alte macht wenig Scenen; allein wer hat es uns denn befohlen, derſelben in jedem Aufzuge ſo eine Menge zu machen? Wir ſtrengen das Gedächtniß unſerer Zuhörer oft auf eine übermäßige Art an; wir häufen Verwirrung auf Verwirrung, Erzehlung auf Erzehlung, und vergeſſen es, ſo zu reden mit Fleiß, daß man nicht viel denken muß, wenn man viel empfinden ſoll. Wenn der Verſtand arbeitet, ſo ruhet das Herz; und wenn ſich das Herz zu zeigen hat, ſo muß der Verſtand ruhen können. — — Die Rache des Atreus iſt ſo unmenſchlich, daß der Dichter eine Art von Vorbereitung nöthig befunden hat, ſie glaubwürdig genug zu machen. Aus dieſem Geſichtspuncte muß man den ganzen erſten Aufzug betrachten, in welchem er den Schatten des Tantalus und die Furie nur deswegen einführet, damit Atreus von etwas mehr, als von der Wuth und Rachſucht ſeines Herzens, getrieben zu werden ſcheine. Ein

Theil der Hölle und das Schickſal des Pelopeiſchen Hauſes muß ihn zu den Verbrechen gleichſam zwingen, die alle Natur auf eine ſo gewaltige Art überſchreiten. Zu der Handlung ſelbſt trägt dieſer Aufzug ſonſt gar nichts bey, und das Trauerſpiel würde eben ſo vollſtändig ſeyn, wenn es auch erſt bey dem zweyten Aufzuge ſeinen Anfang nähme. Ich werde weiter unten noch eine andere Anmerkung hierüber machen — — Die Einheit des Orts hat der Dichter glücklich beobachtet. Er läßt alles vor dem königlichen Pallaſte vor ſich gehen, und nur in dem letzten Aufzuge wird dieſer Ort gleichſam erweitert, indem ſich der Pallaſt ſelbſt öfnet, und den Thyeſt an der Tafel zeiget. Es muß dieſes ein ganz anderer Anblick geweſen ſeyn, als wenn ein jetziger Dichter in gleichen Fällen den hintern Vorhang muß aufziehen laſſen. Nur wolte ich, daß der Römer bey dieſer prächtigen Ausſicht in einen ſtark erleuchteten Speiſeſaal des Pallaſts, ein wenig mehr Kunſt angebracht hätte. Atreus iſt drauſſen vor dem Pallaſte, und giebt ſelbſt den Befehl ihn zu öfnen: (Z. 901.)

turba famularis fores
Templi relaxa; feſta patefiat domus.

Warum befiehlt er aber dieſes? Der Zuſchauer wegen, ohne Zweifel, und wenn keine Zuſchauer da wären, ſo würde er vielleicht ohne dieſe weite Eröfnung zu ſeinem Bruder hinein gegangen ſeyn. Ich würde es viel lieber ſehen, wenn der Pallaſt gleich vom Anfange des Aufzuges geöfnet wäre; Atreus könte in der Entfernung doch wohl noch ſagen, was er wollte, ohne von dem Thyeſt gehört zu werden. So gut ſich dieſes bey der letzten Helfte ſeiner Rede thun ließ, eben ſo gut hätte es auch bey der erſten geſchehen können. — — Es wäre gut, wenn ich bey der Einheit der Zeit, weiter nichts als nur eben ſo eine Kleinigkeit zu erinnern hätte. Allein hier wird man mit dem Dichter weniger zufrieden ſeyn können. Er ſetzt den Anfang ſeines Stücks noch vor den Anbruch des Tages, und mußte nothwendig einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, weil er Geiſter wollte erſcheinen laſſen, und dieſe, nach der Meinung der Heiden, am Tage nicht erſcheinen durften. Die letzten Worte, welche die Furie zu dem Schatten des Tantalus ſagt, zeigen es deutlich genug:

En ipse Titan dubitat, an jubeat sequi,
Cogatque habenis ire periturum diem.

Die Sonne alſo geht eben auf, als die Geiſter von der Bühne verſchwinden,

und die Berathſchlagungen des Atreus in dem zweyten Aufzuge fallen am früheſten Morgen vor. Alles dieſes hat ſeine Richtigkeit. Aber nunmehr kömmt ein Punct, bey welchem es mehr wird zu bedenken geben. Am Ende des zweyten Aufzuges beſchließt Atreus ſeine Söhne, den Menelaus und Agamemnon, an den Thyeſt abzuſchicken; und zu Anfange des dritten Aufzuges erſcheinet Thyeſt bereits mit ſeinen Söhnen. Was muß alſo in dem Zwiſchenraume vorgefallen ſeyn? Atreus hat ſeinen Söhnen das Geſchäfte aufgetragen; ſie haben es über ſich genommen; ſie haben den Thyeſt aufgeſucht; ſie haben ihn gefunden; ſie haben ihn überredet; er macht ſich auf den Weg; er iſt da. Und wie viel Zeit kan man auf dieſes alles rechnen? Wir wollen es gleich ſehen. Im vierten Aufzuge, nachdem Atreus den Thyeſt empfangen, nachdem er ihm alle Schmeicheleyen einer verſtellten Ausſöhnung gemacht, nachdem er ihm den königlichen Purpur umlegen laſſen, nachdem er ſein grauſames Opfer vollzogen, nachdem er das unmenſchliche Mahl zubereitet, nach allem dieſen, ſage ich, iſt es, wenn die Sonne vor Entſetzen zurücke flieht, eben Mittag. Der Dichter giebt dieſen Zeitpunct in der 777ten Zeile:

O Phoebe patiens, fugeris retro licet,
*Medioque* ruptum merseris *coelo* diem etc.

und in der 792ten

— — — quo vertis iter
Medioque diem perdis Olympo?

ſelbſt an. Iſt es nun aber da Mittag, ſo muß Thyeſt noch einige Stunden vor Mittage angekommen ſeyn. Einige Stunden nach Sonnen-Aufgang ward er gehohlt; und nun urtheile man ſelbſt, wie viel Stunden zu obigem Zwiſchen-Raume übrig bleiben. Die natürlichſte Entſchuldigung, die einem hiebey einfallen kann, iſt dieſe, daß man ſagte, Thyeſt müſſe ſich ganz in der Nähe aufgehalten haben; aber auch mit dieſer Nähe wird nicht alles gehoben ſeyn. Und wie nahe iſt er denn würklich geweſen? Ich finde in dem ganzen Stücke zwey Stellen, aus welchen ſich dieſer Umſtand einigermaaſſen beſtimmen läßt. Der erſte ſind die Worte des Atreus, Z. 297.

— — relictis exul hospitiis vagus
Regno ut miserias mutet etc.

Wenn hier hospitia einen Aufenthalt in ganz fremden Ländern, und exul einen, der ſich auſſer ſeinem Vaterlande aufhält, bedeuten ſoll, ſo wird

die vorgebrachte Schwierigkeit nicht verringert, sondern unendlich vergrössert. Nicht Argos allein; der ganze Peloponnesus gehörte dem Atreus, und hatte dem Thyest gehört, so lange er mit seinem Bruder zugleich regierte. Soll sich dieser also ausserhalb demselben befunden haben, so konnte er nicht in einigen Stunden, sondern kaum in einigen Tagen herbey geschaft werden. Doch die andere Stelle (Z. 412. u. f.) wird zeigen, daß man die erste in einem engern Verstande nehmen müsse. Thyest sagt zu sich selbst:

— — — repete sylvestres fugas,
Saltusque densos potius, et mixtam feris,
Similemque vitam. — —

Er hielt sich also nur in Wäldern verborgen, die freylich nicht allzuweit, aber auch nicht allzunahe seyn durften. Und in diesen mögen ihn die Söhne des Atreus gesucht und auch sogleich gefunden haben, so unwahrscheinlich es auch ist, daß sich ein Mann, der sich einmal verbergen muß, nicht besser verbergen werde. Dennoch wird man schwerlich die schleunige Ankunft desselben so leicht begreifen können, als man sie, ohne anstößig zu seyn, begreifen sollte. Ich will mich hierbey nicht länger aufhalten, sondern nur noch ein Wort von den Charakteren sagen. — — Sie sind ohne Zweifel so vollkommen ausgedruckt, daß man wegen keines einzigen in Ungewißheit bleiben kann. Die Abstechungen, in welche übrigens der Dichter die beyden Brüder gesetzt hat, ist unvergleichlich. In dem Atreus sieht man einen Unmenschen, der auf nichts als Rache denkt, und in dem Thyest eines von den rechtschaffenen Herzen, die sich durch den geringsten Anschein von Güte hintergehen lassen, auch wenn ihnen die Vernunft noch so viel Ursachen, nicht allzuleichtgläubig zu seyn, darbiethet. Was für zärtliche und edele Gedanken äussert er, da er sich auf einmal blos deswegen für schuldig erkennet, weil sein Bruder sich jetzt so gütig gegen ihn erzeige. Und was für eine besorgte Liebe für diesen ruchlosen Bruder verräth die einzige Wendung, da er eben sein Unglück erfahren soll, welches durch die ganze Natur ein schreckliches Entsetzen verbreitet, und noch sagt:

— — quicquid est, fratri precor
Gnatisque parcat; omnis in vile hoc caput
Abeat procella — —

Aber nun möchte ich wissen, warum der Dichter diesen vortreflichen

Charakter durch einen Zug hat ſchänden müſſen, der den Thyeſt zu nichts geringern, als zu einem Gottesleugner macht?

— — et patrios deos
(Si sunt tamen dii) cerno — —

Dieſes ſind faſt ſeine erſten Worte, und ich geſtehe es ganz gern, daß, als ich ſie zuerſt las, ich mir einen ſehr abſcheulichen Thyeſt verſprach.

### Von andern alten Trauerſpielen dieſes Inhalts.

Das Alterthum hat mehr als eine Tragödie von der abſcheulichen Rache des Atreus gehabt, ob gleich nicht mehr als dieſe einzige auf uns gekommen iſt. Unter den Griechen hatten Agathon, Nikomachus von Athen, Theognis, (nicht aber der Sittendichter,) Kleophon, und andere dieſen Stof bearbeitet; vornehmlich aber Euripides, welchen ich zuerſt hätte nennen ſollen. Wenn uns das Stück dieſes Meiſters übrig geblieben wäre, ſo würden wir vielleicht ſehen, daß ihm der Römer verſchiedenes abgeborgt habe. Doch auch in ſeiner eigenen Sprache hat es ihm hier nicht an Muſtern, wenigſtens nicht an Vorgängern gefehlet, deren vielleicht jeder einen von den Griechen nachgeahmet hatte. Nonius und Feſtus führen einen Thyeſt des Ennius an; Fulgentius, einen Thyeſt des Pacuvius; Cenſorinus einen Thyeſt des Junius Gracchus; und Quintilian einen von dem L. Varius. Wenn man dem Donat und Servius glauben darf, ſo iſt der eigentliche Verfaſſer dieſes letztern Virgil geweſen. Er ſoll mit der Frau des L. Varius ein wenig vertraut gelebt, und ihr ſein Stück gegeben haben. Von der Frau habe es der Mann bekommen, und dieſer habe es alsdann unter ſeinem eigenen Namen öffentlich abgeleſen. Virgil ſelbſt ſoll auf dieſe Begebenheit mit folgender Zeile in ſeinen Hirtengedichten zielen:

Quem mea carminibus meruisset fistula caprum.

Wenn aber die Begebenheit eben ſo ungewiß iſt, als die Anſpielung, ſo kann man ſie ganz ſicher unter diejenigen Mährchen rechnen, welche der Neid ſo gar gern auf die Rechnung großer Geiſter ſchreibet. — — Doch nicht diejenigen Stücke allein, welche den Namen Thyeſt führen, gehören hieher, ſondern auch diejenigen, welche man unter der Benennung Atreus angezogen findet, und vielleicht auch wohl die, welche die Pelopiden überſchrieben waren. Unter dem erſtern Titel hat unter andern L. Attius ein Trauerſpiel verfertiget, deſſen Nonius und Priſcian gedenken. Aus den wenigen Zeilen, die ſie daraus anführen, kann man nicht undeutlich

ſchlieſſen, daß es mit unſerm Thyeſt viel Gleichheit gehabt haben müſſe. Ueber eine Stelle aber daraus kann ich nicht unterlaſſen, hier eine Anmerkung zu machen. Sie kömmt bey dem Nonius unter dem Worte *vesci* vor, und iſt dieſe:

Ne cum Tyranno quisquam epulandi gratia
Accumbat mensam, aut eandem vescatur dapem.

Ich weiß nicht, ob ich der einzige ſeyn werde, dem es ein wenig wunderbar vorgekommen, daß Thyeſt bey einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abſcheulichen Gerichten habe eſſen können. Haben andere mit ihm zu Tiſche gelegen, und ſie ſind ihm nur allein vorgeſetzt worden, ſo hat er ja natürlicher Weiſe müſſen Verdacht faſſen. Hat ihm aber niemand an der Tafel Geſellſchaft geleiſtet, wie es in unſerm obigen Stücke zu ſeyn ſcheinet, wo nicht einmal Atreus mit ihm ſpeiſet, ſo hat ja dieſe Abſonderung nothwendig auch Gedanken erregen müſſen. Dieſe Schwierigkeit alſo hatte der alte Attius vielleicht, wer weiß durch welchen glücklichen Einfall, gehoben. Wenigſtens ſind die angeführten Worte ein ausdrücklicher Befehl, daß ſich niemand mit dem Thyeſt zu Tiſche legen, noch mit ihm von eben denſelben Gerichten eſſen ſolle. Eine Urſache dieſes Befehls wird er ohne Zweifel auch angeführet haben, und zwar eine ſolche, die allem Argwohne wegen der wahren Urſache vorzubeugen fähig war. Denn ohne dieſe wäre der bloſſe Befehl noch weit ſchlimmer, als das völlige Stillſchweigen über den bedenklichen Umſtand geweſen; wie ein jeder auch ohne mein Erinnern leicht einſehen wird.

### Wahrſcheinlicher Beweis, daß der raſende Herkules und der Thyeſt einen Verfaſſer haben.

Es iſt hier noch nicht der Ort, zu zeigen, wem eigentlich das eine und das andere dieſer zwey Trauerſpiele von alten Schriftſtellern beygelegt worden. Ich will thun als ob man gar keine Zeugniſſe hätte, und bloß aus ihren innern Kennzeichen ſo viel zu ſchlieſſen ſuchen, als in der Folge nöthig ſeyn wird, ein jedes von den zehn Stücken kenntlich genug zu machen, um es mit Einſicht dieſem oder jenem beylegen zu können. Drey Stücke ſind es, welche im Thyeſt eben denſelben Verfaſſer verrathen, den man im raſenden Herkules hat kennen lernen; die Schreibart, die Kunſt, die Fehler. Die Schreibart iſt in beyden Stücken gleich kurz, gleich ſtark, gleich kühn, gleich geſucht. Es herrſcht

durchaus einerley tragiſcher Pomp darinne; einerley Wohlklang und einerley Art der Fügung. Alles dieſes läßt ſich ohne Mühe entdecken, und will man dieſe Unterſuchung ins Kleine treiben, ſo wird man auch gar leicht gewiſſe Worte antreffen, die dem Verfaſſer ſo eigenthümlich ſind, daß man ſie ſchwerlich anderwärts wiederhohlt finden kann, ohne ſich zu überreden, daß ſie wohl das einemal wie das andere aus eben derſelben Feder könnten gefloſſen ſeyn. Ich will eine einzige Probe von ſolchen Worten anführen. Man halte den 1193ten Vers des Herkules:

Quid hoc? manus refugit: hic *errat* scelus.

gegen den 473ten des Thyeſt:

Rogat? timendum est: *errat* hic aliquis dolus.

Findet man nicht in beyden Stellen ein ſehr gewöhnliches Wort in einer ſehr ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht? Errare iſt hier beydesmal ſo viel als subesse, und ich wenigſtens kann mich nicht erinnern, es bey irgend einem andern Schriftſteller in eben dieſem Verſtande geleſen zu haben. Jedoch ich will dergleichen grammatiſche Anmerkungen denjenigen überlaſſen, welchen ſie eigentlich zugehören, und mich zu dem zweyten Puncte wenden. Ueberhaupt zwar wird man die Anmerkung ſchon oben mit mir gemacht haben, daß ſich in der Oekonomie des Thyeſt weniger Kunſt zeigt, als in dem raſenden Herkules; gleichwohl aber iſt in beyden ein gewiſſer Kunſtgrif angebracht, an welchem man die Hand ihres Meiſters erkennet. Ich finde dieſen Kunſtgrif in dem erſten Aufzuge ſowohl des einen, als des andern, und hier iſt es, wo ich die oben verſprochene Anmerkung darüber beybringen will. Die Juno, welche in dem Herkules die Bühne eröfnet, hat ungemein viel ähnliches mit dem Tantalus und der Megära, welche es im Thyeſt thun. Beyde ſind als eine Art von Prologen anzuſehen; ich ſage als eine Art, um ſie von den gewöhnlichen Prologen bey den Alten zu unterſcheiden, die zu nichts als zur Erklärung des Inhalts beſtimmt waren, und mehr den Mangel der Kunſt, als die Kunſt verrathen. Der römiſche Dichter hatte ſeine Stücke ſo eingerichtet, daß ſie aus ſich ſelbſt ſattſam verſtändlich waren, und jener einleitenden Vorerinnerungen gar wohl entbehren konnten; wie es denn offenbar iſt, daß das eine wie das andre auch ohne die erſten Aufzüge ganz ſeyn würde. Nur gewiſſe Wahrſcheinlichkeiten würden beyden ohne dieſelben fehlen, die ihnen zwey verſchiedene Schriftſteller wohl ſchwerlich auf eine und eben dieſelbe Art möchten gegeben haben. In dem

Herkules würde, wie wir ſchon geſehen, ohne die vorläufige Einführung der Juno die Einheit der Handlung gelitten haben; und im Thyeſt, ohne die Vorbereitung der Furie, die innere Wahrſcheinlichkeit der Handlung, ſo ſehr auch die Wahrheit derſelben durch die Geſchichte auſſer allem Zweifel geſetzt ſeyn konnte. Dieſe Gleichheit nun, die erſten Aufzüge zu etwas mehr als zu bloſſen trocknen hiſtoriſchen Einleitungen, welches ſie in den meiſten alten Trauerſpielen ſind, zu machen, und durch ſie einem etwanigen Tadel zuvorzukommen, beweiſet, ſollte ich meinen, ſo ziemlich einerley Denkungsart, die ſich in beſondern Vergleichungen noch deutlicher zeigen muß. Zum Exempel, in Schilderung der Charaktere iſt der Verfaſſer des Herkules vollkommen der Verfaſſer des Thyeſt. Man erinnere ſich aus jenem des Lycus und aus dieſem des Atreus. Es ſind nicht nur beydes Tyrannen, ſondern auch beydes Tyrannen von einerley Grundſätzen, welches ſie ſchwerlich ſeyn würden, wenn es nicht die wiederholten Einfälle eben deſſelben Dichters wären. Lycus ſagt:

Qui morte cunctos luere supplicium jubet,
Nescit Tyrannus esse. Diversa irroga,
Miserum veta perire, felicem jube.

Und Atreus ſagt:

De fine poenae loqueris, ego poenam volo.
Perimat tyrannus lenis: in regno meo
Mors impetratur.

Dieſe Gedanken könnten, ohne Zweifel, einander nicht gleicher ſeyn, und nur der Verfaſſer ſelbſt kann das Recht haben, ſich auf eine ſolche Art auszuſchreiben. Ein Nachahmer aber läßt ſich hier, auch um deswillen, nicht vermuthen, weil auſſerdem weder der Dichter des Herkules noch der Dichter des Thyeſt, als zwey verſchiedene Dichter betrachtet, an Sinnſprüchen und ſchönen Gedanken ſo arm ſind, daß einer dem andern ein ſolches Blümchen hätte ſtehlen dürfen — — Der dritte Punct, in welchem ich beyde Stücke ſehr ähnlich finde, ſind ihre Fehler. Als einen der größten hat man die häufigen Beſchreibungen bereits angemerkt. Man vergleiche aber nur die Beſchreibung des unterirrdiſchen Reichs und der Thaten des Herkules, in dem dritten Aufzuge dieſes Trauerſpiels, etwas umſtändlicher mit der Beſchreibung des geheiligten Hayns, im vierten Aufzuge des Thyeſt, ſo wird man ohne Schwierigkeit in beyden Schilderеyen eben denſelben Pinſel, eben dieſelben Farben entdecken. Beyde

übrigens ſtehen auch vollkommen, die eine ſo wohl als die andre, ganz an der unrechten Stelle, und die Begierde zu mahlen muß bey dem Dichter auſſerordentlich groß geweſen ſeyn, daß er ſie wenigſtens nicht bis zur gelegenen Zeit hat mäßigen können. Ein andrer Fehler in unſern zwey Trauerſpielen, iſt die öftere Auskrahmung einer zimlich geſuchten geographiſchen und aſtronomiſchen Gelehrſamkeit. An einem Orte in dem Herkules habe ich den Dichter zwar dieſerwegen gegen den P. Brumoy vertheidiget; (ſiehe oben S. 250. 251.) allein man muß nicht glauben, daß ich das, was einmal ſehr wohl zu entſchuldigen war, auch an allen andern Orten gut heiſſen wolle. Ich brauche dieſes hier nicht weitläuftiger auszuführen, weil ich mich, in einer ſo deutlichen Sache, ſicher auf die Unterſcheidungskraft der Leſer verlaſſen kann, und weil es überhaupt hier bloß auf die Gleichheit der Stellen, nicht aber auf ihren innern Werth ankömmt. Man halte alſo folgendes aus dem Herkules;

Quis Tanais, aut quis Nilus, aut quis Persica
Violentus unda Tigris, aut Rhenus ferox
Tagusve Ibera turbidus gaza fluens
Abluere dextram poterit?

gegen folgende aus dem Thyeſt:

Quaenam ista regio est, Argos et Sparte pios
Sortita fratres? et maris gemini premens
Fauces Corinthus? an feris Ister fugam
Praebens Alanis? an sub aeterna nive
Hyrcana tellus? an vagi passim Scythae?

beſonders aber den Chor des vierten Aufzuges im Thyeſt gegen den Anfang des Herkules; und man wird ſich hoffentlich, alle angeführte Umſtände zuſammen genommen, kein Bedenken machen, beyde Trauerſpiele einem Verfaſſer zuzuſchreiben.

### Von neuern Trauerſpielen, welche die Aufſchrift Thyeſt führen.

Auf dem italiäniſchen Theater ſtößt uns hier abermal Lud. Dolce auf, welcher dem lateiniſchen Thyeſt nach ſeiner Art in Verſen überſetzt hat. Delrio ſagt von ihm: italice tragoediam Thyestem non ineleganter Ludovicus Dulcis composuit; und ſcheint alſo die Arbeit des Italiäners mehr für etwas ihm eignes, als für eine Ueberſetzung zu halten. Als eine ſolche mag ſie auch wohl ſehr untreu gerathen ſeyn,

indem ihm, wie Brumoy anmerkt, so gar das oben gerühmte agnosco fratrem entwischt ist; dessen Nachdruck er entweder nicht eingesehen, oder in seine Sprache nicht überzutragen gewust hat. — — Von der französischen Bühne haben wir schon bey Gelegenheit des Herkules, auch den Thyest des Roland Brisset angeführet; er ist mit Chören, und wird also schwerlich etwas anders seyn, als eine schlechte Uebersetzung, wie sie es zu seiner Zeit alle waren. Außer diesem hat auch ein gewisser Montleon 1633 einen Thyest drucken lassen. Deßgleichen will man von einem Thyest des Pousset de Montauban wissen, der sich aber nicht in der Sammlung seiner Schauspiele (von 1654 in 12mo) befindet. Man kennt diesen Montauban als einen Freund des Racine, des Despreaux und Chapelle, und behauptet so gar, daß er mit an des erstern Lustspiele les Plaideurs arbeiten helfen. Doch alle diese drey französischen Schriftsteller haben des Ruhms verfehlt, den ein neuer Dichter aus ihrem Volke in diesen Schranken erwerben sollte. Ich würde mir daher einen grossen Fehler der Unterlassung vorzuwerfen haben, wenn ich nicht

Von dem Atreus und Thyest des ältern Hrn. von Crebillon

etwas umständlicher handelte. Dieser schöne Geist, welcher, so zureden, mit dem Hr. von Fontenelle um die Wette lebt, kann, wenn er will, auf den 29ten December dieses Jahres, sein theatralisches Jubiläum feyern. An diesem Tage nehmlich, vor funfzig Jahren, ward sein erstes Trauerspiel in Paris zum erstenmale aufgeführt. Es war dieses sein Idomeneus, mit welchem er Beyfall genug erhielt, um sich aufmuntern zu lassen, der Trägödie, die damals in einer Art von Entkräftung ganz darnieder lag, in seiner Person einen neuen würdigen Dichter zu verschaffen. Die unnachahmlichen Werke des Corneille und des Racine brachten alle, welche eben diese Bahn durchlaufen wollen, zur Bewunderung nicht minder, als zur Verzweiflung. Sie waren unfähig diesen grossen Meistern zu folgen, und gaben sich also nur mit den kleinen Theilen dieser Dichtungsart ab. Einige mehr schimmernde als natürliche Stellungen, einige ziemlich wohl ausgedrückte Verse, machten den ganzen Werth ihrer Gedichte aus. Uebrigens war weder glückliche Wahl des Stofs, noch kunstreiche Einrichtung darinnen zu spüren; die Charaktere waren entweder falsch, oder verfehlt; die Versification war hart und prosaisch. Das ist der wahre Abriß der Stücke, welche eine Mademoiselle Barbier, ein

la Grange-Chancel, ein Bellin, ein Pellegrin, ein Nadal, und andere von dieſem Schlage, lieferten. Unter dieſen war alſo Crebillon gleich Anfangs eine ſehr wichtige Erſcheinung, und man muß es ihm zugeſtehen, daß er die Erwartung, die man von ihm hatte, nicht täuſchte. Man will ſogar behaupten, daß er ſich auf dem neuen Wege, welchen er erwehlte, kühnlich zwiſchen den Corneille und Racine zu ſetzen gewußt habe. Es iſt mein Vorſatz nicht, dieſen Lobſpruch hier zu unterſuchen, wo ich mich allein mit ſeinem Atreus und Thyeſt beſchäftigen will. Dieſem Trauerſpiele hat er zum Theil dasjenige Beywort zu danken, durch welches ihn ſeine Landsleute vorzüglich zu charakteriſiren pflegen. Sie wie ihnen Corneille der groſſe, Racine der zärtliche, Voltaire der prächtige heißt: ſo heißt ihnen Crebillon der ſchreckliche. Wer ſollte alſo nicht vermuthen, daß er ein ſehr ſtarker und kühner Copiſte des lateiniſchen Thyeſt ſeyn werde? Unter ſeiner Nation wenigſtens mangelt es an Schriftſtellern nicht, (z. E. der Verfaſſer des **Dictionaire portatif des Theatres**,) welche mit ausdrücklichen Worten ſagen: **Ce cruel sujet, traité par *Seneque*, n'a pas été adouci par Mr. de *Crebillon*.** Wie ſehr ſich dieſe Herren aber betriegen, werden wir bald ſehen. Es iſt wahrſcheinlich genug, daß ſie das lateiniſche Original gar nicht mögen geleſen haben; aber auch alsdenn hätten ſie nicht nöthig gehabt, die Wahrheit ſo weit zu verfehlen, wenn ſie nur bey dem eignen Geſtändniſſe des Hrn. Crebillon geblieben wären. Er iſt mit dem ganzen Stoffe auf eine ſehr eigenmächtige Art umgegangen, und hat ſo viel Veränderungen damit vorgenommen, daß ich ſie nothwendig vorher anzeigen muß, ehe man einen kleinen Auszug aus ſeinem Stücke wird verſtehen können. Die Zeit der Handlung ſetzt er zwanzig Jahr nach dem Verbrechen des Thyeſt, welcher die Aerope ſeinem Bruder, vor dem Altare weg, muß geraubt haben. Er nimt an, Atreus habe zwar ſeine entwandte Gemahlin durch Gewalt wieder bekommen, und ſey entſchloſſen geweſen, ſie dem ohngeachtet ſeiner Liebe zu würdigen. Allein dieſe habe ſich mit dem Thyeſt ſchon zu weit eingelaſſen gehabt und einen Sohn zur Welt gebracht, den ſich jener nicht zueignen können. Der erzürnte Atreus habe ihr darauf Gift beybringen laſſen, und es ſelbſt aus einem ihrer Briefe erſehen, daß Thyeſt der Vater ihres Sohnes ſey, welchen der Dichter, nach Maßgebung der Geſchichte, Pliſthenes nennet. Gleichwohl habe Atreus dieſen Prinz als

ſein eignes Kind auferziehen laſſen, in dem feſten Vorſatze, ihn künftig zu dem Werkzeuge ſeiner Rache zu machen. Thyeſt ſey unterdeſſen nach Athen geflohen, wo er Schutz gefunden und eine andre Gemahlin genommen habe, mit welcher er eine Tochter, Namens Theodamia, gezeugt. Atreus, der nunmehr geglaubet, daß Pliſthenes, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, der ſich in verſchiedenen Feldzügen ſchon rühmlich hervor gethan, reif genug ſey, der Mörder ſeines Vaters zu werden, habe mit dem Könige von Athen heimliche Unterhandlung gepflogen, und das Verſprechen von ihm erhalten, daß er ſeinen Bruder ausgeliefert bekommen ſolle, nur müſſe er ſelbſt vor Athen kommen, und mit Gewalt darauf zu dringen ſcheinen. Atreus geht alſo ſogleich mit einer Flotte von Argos aus, die er den Lauf auf die Inſel Euböa nehmen läßt, damit Thyeſt nicht zu zeitig von ſeinem Vorhaben Nachricht bekommen, und ſich aus dem Staube machen möge. Von Euböa aus will er alsdenn plötzlich wieder zurückſegeln und vor Athen ſeyn, ehe es ſich jemand verſehen könne. Doch dieſer Vorſicht ungeachtet, erfährt Thyeſt das ihm drohende Unglück: flüchtet nebſt ſeiner Tochter auf einem Schiffe aus Athen fort, und will ſich während der Abweſenheit ſeines Bruders, wieder in Argos feſt ſetzen, um den Atreus durch dieſe Diverſion wenigſtens zu nöthigen, von der Belagerung Athens abzuſtehen. Allein das Unglück verfolgt ihn, und wirft ihn durch Sturm zu eben der Zeit gegen die Inſel Euboea, als Atreus wegen wiedrigen Windes mit ſeiner Flotte noch vor derſelben liegen muß. Hier wird er und Theodamie von dem Pliſthenes ſelbſt, unerkannter Weiſe, aus dem Waſſer gerettet; und nun müßte man die franzöſiſche Tragödie ganz und gar nicht kennen, wenn man etwas anders vermuthen könnte, als daß ſich der Bruder in ſeine Stiefſchweſter werde verliebt haben. Richtig! Unter dieſen Umſtänden fängt das Trauerſpiel an, welches, Dank ſey unter andern dem Schiffbruche, nunmehr zu Chalcis, einer Stadt in Euboea vorgehen kann, da man doch ganz gewiß vermuthen ſollte, es werde entweder in Argos, oder doch in Mycen vorgehen. Von dieſer Erzehlung, ſieht man alſo wohl, ſtimmt das allerwenigſte mit der Geſchichte überein. Doch da man dem tragiſchen Dichter nie ein Verbrechen daraus gemacht hat, dieſe zu verändern; ſo würde es mir ſehr übel ſtehen, wenn ich den Herrn Crebillon deßwegen tadeln wollte. Aber einer andern Kleinigkeit wegen könnte ich ihn vielleicht mit mehrerm

Rechte tadeln; deswegen nehmlich, daß er die geographiſche Wahrſcheinlichkeit hin und wieder gar merklich verletzt habe. Denn man darf nur die Charte von Griechenland vor ſich nehmen, ſo wird man ſich gar bald wundern, was Thyeſt, der von Athen nach Argos ſchiffen wollte, in dem Euripus zu ſuchen gehabt? und wie ihn ein Sturm bis nach Chalcis habe verſchlagen können? Man kann wohl die Geſchichte ändern; aber die Erdbeſchreibung muß man ungeändert laſſen. Zwar wie hat Herr Crebillon wohl vermuthen können, daß ein ängſtlicher Deutſcher ſeine Werke ſo genau betrachten werde? Kein Wort alſo mehr davon. Man wirft denen, die ſich an ſolche Schwierigkeiten ſtoſſen, nur allzuoft vor, daß ſie unfähig wären, weſentlichere Schönheiten zu empfinden. Dieſen Vorwurf möchte ich nicht gern zu verdienen ſcheinen. Ich komme auf den Auszug des Stückes ſelbſt:

Erſter Aufzug. Atreus giebt Befehl, daß ſich die Flotte fertig halten ſolle, wieder unter Segel zu gehen. Er bleibt hierauf mit ſeinem Vertrauten, dem Euriſthenes, allein, und entdeckt ihm ſein Vorhaben; daß Pliſthenes ſein Sohn nicht ſey, ſondern daß er ihn nur deswegen ſo lange dafür ausgegeben, um ſich an den Thyeſt, durch die eigne Frucht ſeiner laſterhaften Liebe, rächen zu können. Dieſe Scene iſt zum Theil eine Nachahmung des zweiten Acts des lateiniſchen Dichters. In der folgenden erſcheint Pliſthenes, welchen ſein vermeinter Vater vor ſich kommen laſſen, um einen Eid von ihm zu nehmen, daß er ihn nach Gefallen an ſeinem Feinde rächen wolle. Pliſthenes iſt ſo unvorſichtig, dieſen Eid zu thun, ehe er es noch weis, wer der Feind des Atreus ſey. Er hört endlich, daß es Thyeſt ſey, auf welchen dieſe ganze Zurüſtung ziele; er erſchrikt und will ſein Wort wieder zurük nehmen. Er verſpricht zwar, allenfalls der Sieger ſeines Vetters zu ſeyn; aber nicht ſein Henker. Doch Atreus hält ihn bey ſeinem Eide, und geht ab. Pliſthenes beklagt ſich gegen ſeinen Vertrauten den Theſſander, und tröſtet ſich einzig damit, daß er vor Athen ſchon den Tod wolle zu finden wiſſen. Endlich erkläret er ihm auch ſeine Liebe gegen die unglükliche Unbekannte, die er nebſt ihrem Vater aus den Wellen errettet habe. Sie iſt es ſelbſt die dieſen Auftritt unterbricht. Theodamia kömmt mit ihrer Vertrauten der Lonide, und bittet den Prinzen um ein Schif für ihren Vater, weil ſie gehört habe, daß die Flotte noch heut von Euboea abſtoſſen ſolle. Der Prinz betauert, daß er für ſich nichts thun dürfe,

und verweiſet ſie an den Atreus, von dem ſie die Erfüllung ihres Wunſches um ſo viel eher erwarten könne, da er ſie ſchon bereits den erſten Tag ſehr gnädig empfangen, und ihr allen Beyſtand verſprochen habe. Er ſpricht ihr hierauf von ſeiner Liebe, und will verzweifeln, weil er ſie vielleicht nie wieder werde zu ſehen bekommen. Er erkundiget ſich nach ihrem Vaterlande, nach der Urſache ihrer Reiſe, und fragt ſehr galant, ob ihre Reize nur das einzige ſeyn ſollten, was er von ihr kennen dürfe? Theodamie giebt ihm eine kurze Antwort; er ſieht, daß ſie ihm ein Geheimniß daraus machen wolle; verſpricht aber dennoch bey ſeinem Vater für ſie zu ſprechen, ſo nachtheilig es auch ſeiner Liebe ſeyn möge. Er geht ab und läßt die beyden Frauenzimmer allein. In dieſer Scene nun erfährt der Zuhörer wer Theodamie und ihr Vater ſind, und erfährt auch zugleich, daß die erſtere gegen die Liebe des Pliſthenes nicht eben unempfindlich ſey. Sie bittet die Götter, den Thyeſt vor dem Atreus zu verbergen, und hält es ſchon für Unglück genug, daß die Tochter des Thyeſt den Sohn des Atreus liebe, für welchen ſie ihren Prinz nicht anders als noch halten kann. Sie begiebt ſich weg, ihrem Vater von der Wirkung ihrer gethanen Bitte, Nachricht zu geben.

Zweyter Aufzug. Thyeſt und Theodamie eröfnen ihn. Der Vater dringt in ſeine Tochter, daß ſie bey dem Atreus um ein Schiff bitten ſoll, und alle ihre Einwendungen von der Gefahr, die dabey zu beſorgen ſey, ſind umſonſt. Er will auf dem Schiffe, wenn er es bekommen ſollte, nach Athen wieder zurückgehen, damit ihn die feindliche Flotte nicht verhindere, dieſem ſeinen einzigen Zufluchtsorte mit Rath und Hülfe beyzuſpringen. Er ſieht ſeinen Bruder kommen und entfernt ſich. Ehe Atreus noch die Theodamie anredet, meldet ihm Alcimedon, einer von den Officieren der Flotte, daß ein von Athen kommendes Schif die Nachricht mitgebracht, daß ſich Thyeſt ſchon ſeit einem Monate nicht mehr daſelbſt aufhalte. Er will den Patron des Schiffes ſelbſt ſprechen, und nachdem er Befehl gegeben, ihn herbey zu bringen, fragt er die Theodamie, was ihr Begehren ſey? Sie trägt ihre Bitte vor, und antwortet ihm auf verſchiedene Fragen, die er ihr wegen ihres Unglüks, wegen ihrer Reiſe, wegen ihres Vaters vorlegt. Endlich erinnert er ſich, daß er dieſen leztern noch nicht geſehen, und will wiſſen, warum er ſich vor ihm verborgen halte? Die Tochter entſchuldiget ihn, mit ſeinen kränklichen Umſtänden; doch dieſer Entſchuldigung ohngeachtet ſchikt er einen

von ſeiner Wache ab, und will den unglücklichen Fremdling mit aller Gewalt ſehen. Die Wache bringt ihn. Er thut eben die Frage an ihn, die er an ſeine Tochter gethan hatte; bekömmt aber ganz widerſprechende Antworten darauf. Endlich erkennt er den Thyeſt an der Stimme, und noch mehr, wie er ſagt, an den plötzlichen Aufwallungen ſeines Zornes. Thyeſt verleugnet ſich nicht lange, und Atreus will ihn ſogleich durch ſeine Trabanten ermorden laſſen, als er ſich noch beſinnt, daß er dem Pliſthenes dieſen Mord vorbehalten müßte. Pliſthenes erſcheint; erfährt, daß der Vater ſeiner Geliebten Thyeſt ſey, und nimmt ſich deſſelben mit ſolchem Nachdrucke an, daß Atreus genöthigt iſt, ſeinen Zorn zu verbergen, und ſich verſöhnt zu ſtellen. Auf dieſe erfreuliche Veränderung gehen alle ab; im Abgehen aber giebt Atreus dem Euriſthenes noch Befehl, diejenigen von den Soldaten bey Seite zu bringen, welche dem Pliſthenes etwa am meiſten ergeben ſeyn könnten, und ſich ſelbſt an dieſem Orte wieder bald bey ihm einzufinden. Dritter Aufzug. Atreus freuet ſich, daß er den Thyeſt nunmehr in ſeiner Gewalt habe. Er hat es gemerkt, daß Pliſthenes die Theodamie liebe, und iſt entſchloſſen beyde dieſer Liebe zu überlaſſen, von der er es faſt nur allein wußte, wie laſterhaft ſie ſey. Ja dieſe laſterhafte Liebe ſoll ihm ſo gar das Mittel werden, wodurch er den Pliſthenes deſto eher zur Ermordung des Thyeſt zu bringen denkt. Er hatte ihn durch den Euriſthenes vor ſich fordern laſſen; er führt ihm ſeinen gethanen Eid zu Gemüthe und läßt ihm die Wahl, ob er den Thyeſt ſogleich ſelbſt ermorden oder ſeine Geliebte vor ſeinen Augen ſterben ſehen wolle. Vergebens beruft ſich der Prinz auf die geſchehene Ausſöhnung, und will lieber ſelbſt ſterben, als das Werkzeug zu einer ſo unmenſchlichen That ſeyn: Atreus ſieht den Thyeſt kommen, wiederhohlt ſeinen drohenden Befehl nochmals, und läßt ihn mit ihm allein. Dieſer dankt dem Pliſthenes für ſeine ihm erwieſene Freundſchaft, und verſichert ihn einer Liebe, die ſeiner väterlichen Liebe gegen ſeine Tochter gleich komme. Pliſthenes thut desgleichen, und geſteht, gegen den Thyeſt eine Zuneigung zu fühlen, die ſein Herz mit ganz unbekannten Regungen erfülle. Er giebt ihm von weiten alle das Unglück zu verſtehen, das über ſeinem Haupte hänge, und giebt ihm eben den Rath zu fliehen, als Atreus wieder herein tritt. Er ſagt ihm mit wenig Worten, daß er ſeinen Ungehorſam ſchon zu beſtrafen wiſſen wolle, und ſchickt ihn fort. Thyeſt

erſtaunt über dieſe Drohungen, wird aber auf eine gebietheriſche Art von ſeinem Bruder erinnert, daß er ſich deswegen zufrieden ſtellen ſolle, weil ſie nichts beträffen, was ihn angehen könne. Sobald Atreus allein iſt, läßt er ſeinen Verdruß über die verzögerte Rache aus, und entſchließt ſich, den Thyeſt zwar leben zu laſſen, aber ihn ſonſt auf weit ſchrecklichere Art zu ſtrafen. Vierter Aufzug. Pliſthenes erſcheint, mit ſeinem Vertrauten, voller Wuth, nachdem er alle Anſtalten zu einer plötzlichen Flucht nehmen laſſen. Er kann weder den Thyeſt noch die Theodamie finden, und iſt beſonders wegen der letztern in der grauſamſten Unruhe, als er ſie zitternd und weinend auf ſich zukommen ſieht. Sie ſagt ihm, daß ſie wegen ihres Vaters in den äuſſerſten Sorgen ſey, welcher wie raſend in dem Pallaſte herum irre, und dem Atreus den Dolch in das Herz ſtoſſen wolle, weil er gewiß glaube, daß der Tyrann ſowohl ſeinen als des Pliſthenes Tod geſchworen habe. Der Prinz will ihn aufſuchen, aber Thyeſt erſcheint ſelbſt, und erfreut ſich, daß ſeine Furcht vergebens geweſen, in der er den Pliſthenes ſchon für ermordet gehalten. Dieſer dringt mit aller Gewalt in ihn, ſich ſogleich auf die Flucht zu machen, und will ihm ſeinen Vertrauten mitgeben, welcher ihn bis in den Hafen bringen ſolle. Doch Thyeſt hält es für ſeiner Ehre unanſtändig, ſich zu retten, und denjenigen, dem er dieſe Rettung würde zu danken haben, der größten Gefahr ſeinetwegen ausgeſetzt zu wiſſen. Während dieſem großmüthigen Weigern kömmt Atreus dazu. Er ſieht ihre Beſtürzung, und nimt von derſelben Gelegenheit, auf einmal ſich als eine ganz veränderte Perſon zu zeigen. Er ſagt, der Himmel habe ſein Herz verändert, und alle Rache daraus vertilget; und damit er ſeinen Bruder von der Aufrichtigkeit dieſes Bekenntniſſes überzeugen möge, entdeckt er, wer Pliſthenes ſey, und zu was für einer grauſamen That er ihn beſtimmt gehabt habe. Die Erkennung iſt rührend, und Pliſthenes ſieht mit Entſetzen auf die Laſter zurück, in die ihn ſein grauſames Schickſal beynahe geſtürzt hätte. Faſt wäre er ein Vatermörder und ein Blutſchänder geworden! Doch Atreus will dieſes, daß er dem Thyeſt ſeinen Sohn wiederſchenkt, nicht die einzige Verſicherung ſeiner völligen Ausſöhnung ſeyn laſſen; ſondern erbietet ſich auch, mit ſeinem Bruder aus dem väterlichen Becher zu trinken, welcher für die Söhne des Tantalus eben das ſey, was den Göttern der Schwur bey dem Styx zu ſeyn pflege. Thyeſt nimmt dieſes Erbieten

an, und es gehen alle mit einem Scheine von Zufriedenheit ab; nur Plisthenes behält Verdacht, und giebt seinem Vertrauten Befehl, die Schiffe im Hafen noch immer in Bereitschafft zu halten. Fünfter Aufzug. Auch zu Anfange dieses Aufzuges kämpfet er noch mit schrecklichen Ahndungen. Thessander will ihn beruhigen, und räth ihm, nicht zu entfliehen, weil diese Flucht den Atreus aufs neue aufbringen möchte, welcher sich jetzt gegen den Thyest ganz ausnehmend freundschaftlich bezeige, und ein prächtiges Fest ihm zu Ehren anstellen lasse. Doch dem ohngeachtet hört Plisthenes nicht auf, zu fürchten, und schickt den Thessander fort, die Theodamie abzuholen, und sich mit ihr nach dem Hafen zu begeben. Er selbst will den Thyest in gleicher Absicht aufsuchen, und eben fortgehen, als Atreus mit seiner Wache herein tritt, und ihm aus der vorgesetzten Flucht, die er erfahren habe, ein Verbrechen macht, unter dessen Vorwande er ihn zum Tode verdammt. Plisthenes entschuldiget sich nur wenig, und ist bloß für seinen Vater und seine Schwester besorgt, von welchen er versichert, daß sie keinen Antheil an seiner Veranstaltung zur Flucht gehabt hätten. Er bittet für sie; doch der Tyrann läßt ihn von der Wache fortschleppen, um ihn in der schmerzlichsten Ungewißheit von dem Schicksale dieser geliebten Personen hinrichten zu lassen. Nunmehr frohlocket Atreus vor sich selbst, und kitzelt sich im voraus mit der Rache, die er durch das Blut des Sohnes gegen den Vater ausüben wolle. Beynahe erschrickt er zwar selbst, über seinen grausamen Anschlag; doch er erinnert sich gar bald wieder, daß er Atreus sey, und den Thyest, wenn er ihn strafen wolle, nicht anders als auf eine unerhörte Art strafen müsse. Der unglückliche Bruder erscheint mit einem Gesichte, auf welchem sich Furcht und Traurigkeit zeigen. Er bittet, um wieder ruhig zu werden, daß man seine Kinder zu ihm lasse, und Atreus hält ihn so lange mit zweydeutigen Tröstungen auf, bis der väterliche Becher herbey gebracht wird. Thyest ergreift ihn, und will ihn an den Mund bringen, als er das Blut darinne gewahr wird. Er erschrickt; seine Tochter kommt dazu und meldet den Tod ihres Bruders; er merkt, daß es das Blut seines Sohnes sey, und bricht gegen den Atreus in Vorwürfe und Verwünschungen aus. Er verlangt nicht länger zu leben; doch eben darum, weil ihm das Leben nunmehr zur Last sey, will es ihm der Tyrann lassen. Doch Thyest verschmäht diese grausame Gnade, und ersticht sich selbst. Sterbend beruhiget er noch

seine Tochter, und läßt sie auf die Rache des Himmels hoffen. Atreus geht mit seiner Bosheit zufrieden ab, und das Stück schließt . . . Ich habe diesen trocknen Auszug nicht in der Absicht vorgelegt, den Werth des Dichters daraus zu bestimmen; ich würde sonst eben so thörigt seyn, als derjenige, welcher nach einem Skelet die völlige Schönheit beurtheilen wollte, welche der ganze Körper könne gehabt haben. Wie man aber doch aus dem Skelet wenigstens auf etwas schließen kann, nehmlich auf den regelmäßigen Bau der Glieder; so wird auch mein Auszug wenigstens darzu nützen können, daß man ohngefehr die Art und Weise, mit welcher ein neuer Dichter einen so alten und von den Sitten unsrer Zeit so abweichenden Stof habe bearbeiten können. Nach meinem Urtheile kann man dem Hrn. Crebillon wohl weiter nichts vorwerfen, als daß er seinen Atreus und Thyest ein wenig gar zu neumodisch gemacht; daß er die Haupthandlung mit einer unnöthigen Episode, und zwar mit einer verliebten Episode geschwächt, und das ganze durch die Einführung so vieler Vertrauten, welches immer nichts anders als sehr frostige Personen sind, die bloß die Monologen müssen vermeiden helfen, matt gemacht habe. Wie weit er aber überhaupt unter dem Schrecklichen des lateinischen Dichters geblieben sey, wird man schon von sich selbst abgenommen haben. Er hat die stärksten Züge in seinem Muster unberührt gelassen, und ausser dem so gelinderten Hauptinhalte kaum hier und da einige glänzende Gedanken von demselben erborgt. Doch auch diese hat er oft ziemlich gewässert, und die Stärke gar nicht gezeigt, mit welcher der ältere Corneille die schönsten und prächtigsten Gedanken der römischen Trauerspiele in seine überzutragen wußte. Einigemal ist es ihm so ziemlich gelungen; besonders bey dem agnosco fratrem; welches er durch folgende Zeile ausgedrückt hat:

*A.* Meconnois-tu ce sang? *Th.* Je reconnois mon frere.

Auch noch eine Stelle hat er sehr wohl anzuwenden gewußt, und zwar eine solche, welche manchem Ausleger des alten Dichters selbst nicht recht verständlich gewesen ist. Ich meine die 1052te Zeile:

Sceleri modus debetur, ubi facias scelus,
Non ubi reponas — —

welche er sehr kurz und schön so übersetzt hat:

Il faut un terme au crime, et non à la vengeance.

Ich will zum Schlusse noch das mittheilen, was Herr Crebillon selbst von diesem seinem Stücke sagt. Es ist ein Theil der Vorrede, in

welchem man verſchiedene hierher gehörige Gedanken finden wird. „Faſt „ein jeder, ſagt er, hat ſich wieder den Inhalt dieſes Trauerſpiels empört. „Ich kann weiter nichts darauf antworten, als dieſes, daß ich nicht der „Erfinder davon bin. Ich ſehe wohl, daß ich Unrecht gethan habe, mir die „Tragödie allzuſehr als eine ſchreckliche Handlung vorzuſtellen, die den Zu„ſchauern unter rührenden Bildern müſſe gezeigt werden, und die ſie zum „Mitleiden und Schrecken bewegen ſolle, doch ohne Züge, welche den Wohl„ſtand und die Zärtlichkeit beleidigen könnten. Es kömmt alſo nur darauf „an, ob ich dieſen ſo nöthigen Wohlſtand beobachtet habe. Ich glaube „mich deſſen ſchmeicheln zu dürfen. Ich habe nichts vergeſſen, was mei„nen Stof lindern und unſern Sitten gemäß einrichten könne. Um den „Atreus unter keiner unangenehmen Geſtalt zu zeigen, laſſe ich die „Aerope von dem Altare ſelbſt entführet werden, und ſetze dieſen Prinz, „(wenn ich hier dieſe Vergleichung brauchen darf,) gerade in eben den „Fall des bezauberten Bechers bey dem la Fontaine.

L'etoit-il? ne l'etoit-il point?

„Ich habe durchaus die Fabel verändert, um ſeine Rache weniger ſchreck„lich zu machen, und mein Atreus iſt bey weiten nicht ſo grauſam, als „der Atreus des Seneca. Ich habe mich begnügt, für den Thyeſt alle „den Greuel des von ſeinem Bruder ihm beſtimmten Bechers, fürchten „zu laſſen, und er bringt nicht einmal ſeine Lippen daran. Ich geſtehe „es zwar, daß mir dieſe Scene ſelbſt ſchrecklich ſchien. Es überfiel mich „ein Schauder; aber nichts deſto weniger glaubte ich, daß ſie ſich in ein „Trauerſpiel ſehr wohl ſchicke. Ich ſehe nicht, warum man ſie mehr da„von ausſchlieſſen ſolle, als die Scene in der Rodogune, wo Cleo„patra, nachdem ſie einen von ihren Söhnen ſchon ermordet, den andern „vor den Augen der Zuſchauer vergiften will. So unwillig man auch „gegen die Grauſamkeit des Atreus geweſen, ſo glaube ich doch nicht, „daß man ein vollkommener Bild auf die tragiſche Scene bringen könne, „als das Bild von der Stellung des unglücklichen Thyeſt, welcher ſich „ohne Hülfe der Wuth des barbariſchſten unter allen Menſchen ausgeſetzt „ſieht. Ob man ſich nun aber ſchon von ſeinen Thränen und ſeinem „Jammer erweichen ließ; ſo blieb man mir dennoch deswegen aufſätzig. „Man hatte die Güte, mir alle Abſcheulichkeit der Erfindung zu laſſen, „und rechnete mir alle die Laſterthaten des Atreus an. An einigen „Orten betrachtet man mich auch noch als einen fürchterlichen Menſchen,

„bey welchem man nicht recht ſicher ſey; gleich als ob alles, was der „Witz erdenket, ſeine Quelle in dem Herzen haben müſſe. Eine ſchöne „Lection für die Schriftſteller, welche ſie nicht nachdrücklich genug wird „lehren können, mit wie vieler Behutſamkeit ſie vor dem Publico er„ſcheinen müſſen. Ein artiges Frauenzimmer, welches ſich in Geſellſchaft „mit ehrbaren Scheinſpröden befindet, darf ſich lange nicht mit ſo vieler „Sorgfalt beobachten. Und endlich hätte ich mir es nimmermehr vor„geſtellt, daß in einem Lande, in welchem es ſo viel gemißhandelte „Ehemänner giebt, Atreus ſo wenig Vertheidiger finden ſollte. Was „die doppelte Ausſöhnung, die man mir vorwirft, anbelangt, ſo erkläre „ich gleich voraus, daß ich mich in dieſem Puncte niemals für ſchuldig „erkennen werde. Atreus erziehet den Pliſthenes, um einmal den „Thyeſt durch die Hände ſeines eigenen Sohnes umbringen zu laſſen; „er erſchleicht von dieſem jungen Prinzen einen Eid, welcher aber gleich„wohl bey Erblickung des Thyeſt nicht gehorchet. Atreus kann alſo „zu nichts andern ſeine Zuflucht nehmen, als zur Verſtellung; er erdichtet „ein Mitleiden, welches er nicht fähig iſt, zu empfinden; er bedient ſich „hierauf der allergewaltſamſten Mittel, den Pliſthenes zur Vollziehung „ſeines Eides zu vermögen, von welcher dieſer aber durchaus nichts wiſſen „will. Atreus, welcher ſich an dem Thyeſt auf eine ſeiner würdige „Art rächen will, muß alſo nothwendig zu einer zweyten Verſöhnung „ſchreiten. Ich getraue mir zu ſagen, daß dieſer grauſame Prinz alle „Geſchicklichkeit anwendet, die ein Betrieger nur immer anwenden kann. „Es iſt unmöglich, daß Thyeſt dieſer Falle entgehen ſollte, wenn er „auch ſchon ſelbſt ein eben ſo gröſſer Betrieger wäre, als ſein Bruder. „Man darf das Stück nur ohne Vorurtheil leſen, ſo wird man finden, daß „ich nicht Unrecht habe. Je betriegeriſcher aber Atreus iſt, deſto beſſer „habe ich ſeinen Charakter ausgedrückt; weil Verrätherey und Verſtellung „faſt immer von der Grauſamkeit unzertrennlich ſind ꝛc.".

Von den übrigen lateiniſchen Trauerſpielen in den folgenden Stücken.

## VIII.

# Des Hrn. Ludewig Riccoboni Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne.

### Nachricht von dem Verfaſſer.

Ludewig Riccoboni war ein Modeneſer von Geburt, welche ohngefehr in die Jahre 1682 oder 83 fällt. Er mochte aus einer ganz guten Familie ſeyn, weil er ſelbſt, an einem Orte ſeiner Schriften, den Antonius Riccoboni, einen Profeſſor zu Padua, aus der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, für einen ſeiner Vorfahren wahrſcheinlicher Weiſe hält. Er müßte aber ſehr jung diejenige Lebensart ergriffen haben, in welcher er ſich hernach auf eine doppelte Art ſehr rühmlich hervorthat. Denn ſchon in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre, wie man es weiter unten aus ſeinem eignen Munde hören wird, war er das Haupt einer Geſellſchaft von Schauſpielern, die in den Städten der Lombardey und beſonders zu Venedig mit vielem Beyfalle ſpielte. Er gab ſich ganzer zehn Jahr lang in ſeinem Vaterlande ſehr viel Mühe, die Bühne aus ihrem damaligen Verfalle wieder in die Höhe zu bringen, und ſie beſonders von dem unregelmäßigen Wuſte zu reinigen, welcher damals auf derſelben herrſchte. Doch weil ihm dieſe Bemühungen ſo glücklich nicht ausſchlagen wollten, als ſie es wohl verdient hätten, ward er es überdrüßig, unter einem Volke nur Undank damit zu verdienen, deſſen Hauptgeſchmack auf nichts als Poſſen ging. Er nahm alſo den Vorſchlag an, den man ihm damals that; nehmlich eine Geſellſchaft italiäniſcher Schauſpieler für den König von Frankreich zuſammen zu bringen, und mit derſelben nach Paris zu gehen. Er langte daſelbſt im May 1716 an. Sein Theatername, unter welchem er ſich bekannt machte, war Lelio. Als Acteur fällte man das Urtheil von ihm, daß ihm zwar das Anmuthige und Reitzende fehle, daß ſich aber ſein finſtres Anſehen vollkommen wohl ſchicke, traurige und übertriebene Leidenſchaften auszudrücken, die auch in der That niemand beſſer und wahrſcheinlicher vorgeſtellt habe, als er. Er blieb auf dem italiäniſchen Theater zu Paris bis 1729, in welchem Jahre er daſſelbe mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne, verließ, und eine Haushofmeiſtersſtelle bey dem Herzoge von Parma annahm. Nach dem Tode

dieſes Herzogs kam er zwar wieder nach Paris, nicht aber wieder auf das Theater, von welchem er für ſich und ſeine Frau eine doppelte Penſion, jede von 1000 Livres, beybehalten hatte. Er ſtarb den 6ten December 1753. Als einen Theatraliſchen Schriftſteller hatte er ſich ſchon bekannt gemacht, ehe er aus ſeinem Vaterlande ging; doch hat er ſeine vornehmſten Werke in Frankreich, und zwar auch franzöſiſch, geſchrieben. Unter die erſtern, die er italiäniſch abgefaßt, gehören verſchiedne Luſtſpiele, und ein Gedicht über die Kunſt zu declamiren, welches den Titel l'Arte representativa führet. Auch hat er eine Sammlung alter italiäniſcher Stücke beſorgt, welche er für geſchickt hielt, den Ausländern eine beſſere Meinung von der eigentlichen dramatiſchen Poeſie ſeiner Landsleute beyzubringen. Diejenigen Luſtſpiele, welche er in Paris für das italiäniſche Theater machte, ſind weder ganz welſch, noch ganz franzöſiſch, ſondern die Scenen ſind aus beyden Sprachen vermengt. Dergleichen ſind ſein Père partial, ſeine Diana et Endymion und ſein Italien marié à Paris, welche Stücke er ganz allein, ſo wie folgende, la Désolation des deux Comedies, le Procès des Theatres, und la Foire renaissante, in Geſellſchaft mit dem Hrn. Dominique verfertiget hat. Diejenigen Werke aber, die er ganz franzöſiſch geſchrieben hat, und die man ohne Zweifel für ſeine beträchtlichſten halten muß, ſind ſeine Histoire du Theatre Italien, und ſeine Reflexions historiques et critiques sur les differens Theatres de l'Europe. Die erſtere beſtehet aus zwey Theilen in groß Octav, deren erſter 1727, und der zweyte 1731 zu Paris an das Licht getreten ſind. Jener enthält die Geſchichte des italiäniſchen Theaters, wovon nachſtehendes eine Ueberſetzung iſt; ein Verzeichniß aller welſchen Komödien und Tragödien, und eine Abhandlung über das Trauerſpiel der Neuern. Dieſer beſtehet aus Auszügen aus fünf der beſten italiäniſchen Tragödien, und eben ſo vielen Komödien, welchen noch ein Brief des Rouſſeau an den Verfaſſer, nebſt der Antwort vorgeſetzet, und die in Kupfer geſtochenen Charaktere der welſchen Bühne, nebſt einer Erklärung, beygefügt worden. Die Reflexions des Hrn. Riccoboni kamen das erſtemal 1738 heraus, und betreffen die italiäniſche, die ſpaniſche, die franzöſiſche, die engliſche, die holländiſche und die deutſche Bühne. Am Ende hat der Verfaſſer noch Penſées sur la Declamation hinzugethan, welche man aber nicht mit dem oben angeführten Gedichte vermengen muß.

Ich verſpare es auf ein andermal von dieſem oder jenem genannter Aufſätze nähere Nachricht zu geben, wie man denn auch ſeiner Frau und ſeines Sohnes, welche beyde noch leben, bey einer andern Gelegenheit ſoll gedacht finden.[1]

## IX.

## Auszug aus der Sophonisba des Trißino und der Roſemonda des Ruccelai.

In dem vierten Hauptſtücke der vorhergehenden Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne, wird man angemerkt haben, daß die Sophonisba des Trißino und die Roſemonda des Ruccelai für die erſten italiäniſchen Trauerſpiele anzuſehen ſind, welche nach den Regeln und in dem Geſchmacke der Alten in dieſer Sprache verfertiget worden. Ich vermuthe daher, daß man begierig ſeyn wird, ſie näher kennen zu lernen, und in dieſer Vermuthung will ich die Auszüge mittheilen, welche eben der Herr Riccoboni, in dem zweyten Theile ſeiner Geſchichte, davon geliefert hat. Sie werden in dieſer Bibliothek ſchwerlich einen beſſern Platz finden können.

### Sophonisba.

Ein Trauerſpiel des Gio. Giorgio Trißino.

Die Perſonen ſind: Sophonisba, Herminia, ein Chor Weiber, ein Bothe, Maſſiniſſa, Lälius, ein anderer Bothe, Cato, Scipio, Syphax, ein Bedienter der Sophonisbe und eine von ihren Kammerfrauen. Die Scene iſt in dem königlichen Pallaſt zu Cirta einer Stadt in Numidien.

Das Stücke eröfnen Sophonisbe und Herminia. Nachdem Sophonisbe des Urſprungs der Stadt Karthago, der verſchiedenen Kriege

[1] Zu einer Stelle der hier folgenden Ueberſetzung, „Als ich im Jahre 1690, in einem Alter von dreyzehn Jahren, die Bühne zu beſuchen anfing," bemerkt Leſſing folgendes. „Hier wird eben der rechte Orte ſeyn, einen Fehler wieder gut zu machen, den ich, oben auf der 135. Seite, in meiner Handſchrift zu verbeſſern vergeſſen hatte. Es erhellt nehmlich aus den Datis, welche Herr Riccoboni hier einfliessen laſſen, daß er 1677. und nicht 1682. oder 83. wie ich aus einem andern Umſtande geſchloſſen habe, müſſe ſeyn gebohren worden. Ueberſ."

zwiſchen den Karthäginenſern und Römern und der Urſachen ihrer Verheyrathung mit dem Syphax, ohngeachtet ihrer vorhergehenden Verſprechungen mit dem Maßiniſſa, erwähnt; bezeigt ſie ihre Furcht wegen des Ausganges der Schlacht, die vor den Mauern der Stadt Cirta gehalten wird. Sie iſt durch einen Traum erſchreckt worden; Herminia ſpricht ihr Muth ein und begiebt ſich weg, um ein Opfer anordnen zu laſſen.

Es kömmt ein Bothe, welcher die Niederlage der karthaginenſiſchen Armee meldet. Er ſagt, daß Syphax von den Römern gefangen genommen worden, daß Maßiniſſa in die Stadt eingedrungen und ſich dem Pallaſte nahe. Sophonisbe will ihn ſehen.

Maßiniſſa kömmt. Sobald ihn Sophonisbe ſieht, wirft ſie ſich zu ſeinen Füſſen, und bittet ihn um die Gnade, ſie von der Knechtſchaft der Römer zu erretten, welche für ſie, in Anſehung ihrer Würde und des Haſſes, den ſie wider dieſe Republik mit der Milch eingeſogen, das alleräuſſerſte Unglück ſeyn würde. Maßiniſſa, der eine Königin, die er ehedem geliebt, weinend zu ſeinen Füſſen ſieht, wird gerührt, und verſpricht ihr alle Hülfe, die in ſeinen Kräften ſtehen werde. Sophonisbe wiederholt ihre Bitte, und wirft ſich aufs neue zu ſeinen Füſſen. Maßiniſſa endlich faſſet den Entſchluß, ſie zu vertheidigen, giebt ihr ſein Wort und ſchwöret darauf, daß die Römer, ſo lange er noch lebe, niemals Herren über ihre Freyheit werden ſollten. Hierauf gehen ſie zuſammen in den Pallaſt. Der Chor beweinet das vergangene Unglück und wünſchet glücklichere Tage.

Lälius tritt auf, und nachdem er die Pracht der Stadt bewundert, fragt er den Chor, wo Maßiniſſa ſein möge. Ein Bothe kömmt aus dem Pallaſte heraus, und meldet, daß Maßiniſſa die Sophonisbe geheyrathet habe; daß dieſe Prinzeßin zwar Anfangs wegen ihrer Pflicht, die ſie an den Syphax, ihren Gemahl, verbinde, Schwierigkeiten gemacht und durch die Erinnerung des Kindes, welches ſie von ihm habe, ſey zurück gehalten worden; daß ſie aber endlich doch darein gewilliget, weil ſie Maßiniſſa verſichert, daß ſie durch kein ander Mittel von der Knechtſchaft der Römer errettet werden könne. Lälius erſtaunet über dieſe Nachricht, und wird den Maßiniſſa gewahr. Er thut nicht, als ob er ſeine Heyrath erfahren habe, ſondern ſagt ihm bloß, daß alle Gefangene, und beſonders die Königin Sophonisbe nach Rom geſchickt werden müßten. Maßiniſſa bringt einige Gründe vor, um die Königin davon

auszunehmen; doch weil sie dem Lälius keine Genüge thun, so gesteht er es endlich, daß er die Prinzeßin geheyrathet habe. Lälius verweiset ihm seine Kühnheit, und läßt ihm das Unglück, dem er sich durch diese Verbindung aussetze, aus demjenigen schliessen, in welches diese Prinzeßin ihren ersten Gemahl den Syphax gestürzt habe. Maßiniſſa zeiget ihm, was er für ein Recht auf die Sophonisbe habe und stützet sich auf die Dienste, die er der Republik geleistet. Er sagt, daß bey dem Bunde, den er mit den Römern geschlossen, diese sich anheischig gemacht, ihn in seine Staaten und in alle seine Rechte wieder einzusetzen, von welchem Versprechen sie gleich denjenigen Punct unerfüllet lassen würden, der ihm am meisten am Herzen liege, wenn sie ihm seine Gemahlin entziehen wollten. Lälius findet auch diese Gründe noch nicht zureichend, und der Wortwechsel wird lebhafter.

Cato kömmt darzwischen, welcher alles mit angehört und den Rath giebt, es auf die Entscheidung des Scipio ankommen zu lassen. Sie sind es zufrieden und gehen ab. Der Chor schmeichelt sich, daß Scipio der Königin geneigt seyn werde.

Man sieht den Scipio, von den Häuptern seiner Armee und den Gefangenen beleitet, auftreten, unter welchen letztern sich Syphax befindet. Dieser gestehet dem Scipio, daß ihn seine Heyrath mit der Sophonisbe von den Römern abspänstig gemacht habe, und hofft seinen Trost und seine Rache in den Ursachen seines Unglücks zu finden; denn da Sophonisbe den Maßiniſſa geheyrathet, so ist er schon ganz gewiß davon überzeugt, daß sie ihn in eben diesen Abgrund mit sich hinein ziehen werde. Nachdem ihm Scipio seine Hochachtung zu erkennen gegeben, befiehlt er, daß man ihm die Ketten abnehmen und ihn in sein Zelt führen solle. Scipio sagt zu dem Cato, man müsse sich in Acht nehmen, daß die Königin aus dem Maßiniſſa nicht einen neuen Feind der Römer mache. Cato hinterbringt ihm die Verbündung des Maßiniſſa mit dieser Prinzeßin, desgleichen die Vorwürfe, die ihm Lelius deswegen gemacht, und den Schluß, den sie gefaßt, es auf seine Entscheidung dieser Sache ankommen zu lassen.

Maßiniſſa kömmt darzu, und Scipio läßt sein ganzes Gefolge abtreten. Er empfängt ihn sehr gütig, er rühmt seinen Muth und die Dienste, die er der Republik erwiesen, und verspricht ihm wirkliche Proben von der Danckbarkeit des Senats. Zugleich aber räth er ihm auch, weil

doch die Königin Sophonisbe als eine Gefangene nach Rom geführet werden müſſe, ſeine Leidenſchaften zu überwinden, und ſo viel Tugend durch die Schwachheit ſeiner Liebe nicht zu vernichten. Nachdem Maſſiniſſa allen möglichen Widerſtand gethan, weicht er endlich dem Anſehen des Senats und den Vorſtellungen des Scipio. Nur bittet er noch um einige Friſt, um ſich zu entſchlieſſen, auf was für Art und Weiſe er der Königin Sophonisbe ſein ihr gegebenes Wort halten könne, daß ſie, ſo lange ſie lebe, den Römern nicht ausgeliefert werden ſolle. Scipio verwilliget ihm dieſe Friſt, und Maſſiniſſa begiebt ſich weg, um darüber nachzudenken.

Der Chor von Weibern tritt wieder auf, und nachdem er ſeine Unruhe über das Schickſal der Sophonisbe bezeigt, erſcheint eine von den Kammerfrauen dieſer Prinzeſſin, und meldet, daß weil Maſſiniſſa ſie von der Knechtſchaft der Römer nicht habe erretten können, er ihr Gift zugeſchickt habe, um ſeinem Verſprechen ein Genüge zu thun, ſie nicht lebendig in die Hände der Römer zu liefern. Die Königin habe geantwortet, daß ſie dieſes erſte Unterpfand der Zärtlichkeit ihres Gemahls mit Vergnügen annähme; ſie habe hierauf die Juno um ihren Schutz für ihr Vaterland und ihren Sohn angeruffen und endlich das Gift verſchlungen. Herminia ihre Anverwandte habe nichts davon gewußt; ſondern weil ſie mit Anordnung des Opfers beſchäfftiget geweſen, ſo habe ſie es allzuſpät erfahren.

Die Königin erſcheint mit ihrem Sohne an der Hand, und ihr folgt die weinende Herminia. Das Gift fängt an zu wircken; die Königin tröſtet die Herminia wegen ihres Todes und vertraut ihr ihren Sohn. Sie befiehlt ihr, dann und wann mit ihm von ſeiner Mutter zu reden, und ihm zu ſagen, auf was für Art ſie geſtorben und wie ſie den Tod der Knechtſchaft vorgezogen habe. Sie ſtirbt und man ſchaft ſie weg.

Maſſiniſſa kömmt in aller Eil und will die Königin noch verhindern, das Gift zu ſich zu nehmen, weil er Hofnung habe, ſie des Nachts ohne Vorbewußt des Scipio nach Karthago ſchicken zu können. Er erfährt ihren Tod, verlangt ſie noch zu ſehen, ſieht ſie, wird gerührt und verſpricht der Herminia ſeinen Beyſtand.

### Beurtheilung der Sophonisbe.

Die Gelehrten in Italien wollen von keinen andern Tragödien vor dieſer wiſſen, und geben ſie für die erſte aus. In der That müßte man

auch in Anſehung der innern Einrichtung und der Beſchaffenheit der Verſe, von dem zärtlichſten Geſchmacke nicht ſeyn, wenn man ältere Tragödien anführen wollte, als dieſe. Weil dieſes alſo ausgemacht iſt, ſo muß man ſich billig nach der allgemeinen Meinung richten.

Sophonisbe ward im Jahr 1524 gedruckt, ſie war aber wenigſtens zehn Jahr vor ihrem Abdrucke ſchon aufgeführt worden. Ich kann den Zeitpunct auf das genaueſte nicht angeben, ſondern weiß nur, daß ſie das erſtemal zu Vicenz, auf dem groſſen Saale des Rathhauſes, mit prächtigen Verzierungen des Theaters und der Sitze der Zuſchauer, aufgeführt worden, und zwar alles auf Koſten des Senats dieſer Stadt. Die Roſemonda des Rucellai, welches die zweyte Tragödie war, die in Italien gemacht wurde, ſo wie wir hernach ſehen werden, ward 1516. zu Florenz in Gegenwart Leo des zehnten aufgeführet. Sophonisbe muß alſo noch vor dieſer Zeit ſeyn aufgeführt worden.

Es ſind folglich an die drittehalbhundert Jahr, als dieſe Tragödie in Italien zuerſt erſchien. Was die Einrichtung, den Ausdruck und alle die übrigen Theile ſeines Werks anbelangt, ſo muß man geſtehen, daß ſich Trißino von den Muſtern der griechiſchen Tragödien nicht entfernt habe. Der Tod der Sophonisbe iſt faſt eine Ueberſetzung von der Scene der ſterbenden Alceſte, in der Tragödie des Euripides dieſes Namens.

Während der Zeit, als ich (Riccoboni) den italiäniſchen Zuſchauern einen Geſchmack an den Trauerſpielen beygebracht und ſie gewöhnt hatte, die Stücke des Corneille und des Racine vorſtellen zu ſehen, habe ich die Sophonisbe des Trißino aufgeführt, ohne daß ſich jemand beklagt hätte, ſie ſchmecke nach dem Alterthume. Unſer Verfaſſer denkt edel, und drückt ſich angenehm aus; die Peripetie iſt in ſeinem Stücke vollkommen. Nichts kann trauriger ſeyn, als die Stellung der Sophonisbe, da ſie ſich am Schluſſe des zweyten Aufzuges zu einer Sklavin der Römer gemacht ſieht; nichts kann tröſtlicher für ſie ſeyn, als die Verſprechungen des Maßiniſſa und ihre Vermählung mit ihm, welche alle ihr Furcht und ihr Schrecken vor der gedrohten Knechtſchaft vertreibet; nichts kann endlich ſchrecklicher ſeyn, als daß ſie genöthiget wird das Gift zu nehmen, welches ihr ihr neuer Gemahl ſchickt. Livius hat die ganze Handlung dazu hergegeben, und der Dichter iſt ihm ſehr genau gefolgt. Ich wenigſtens halte dieſe Tragödie für vollkommen, und wenn unſre tragiſchen Dichter aus dem ſechzehnten Jahrhunderte in dem

Geſchmacke des Trißino geſchrieben hätten, ſo würden wir jetzt weiter keine Mühe haben, als die Auftritte und Aufzüge zu bemerken, ſo wie ich es that, als ich das Stück aufführte, und Italien würde Griechenland glücklich gefolgt ſeyn.

Diejenigen, die dieſe Tragödie kennen und ſie als ein Werk, das ganz neulich oder nur vor fünfzig Jahren gemacht worden, beurtheilen wollen, werden ſelbſt in den Schönheiten derſelben Fehler finden. Sie werden den Ort der Handlung nicht billigen, welches ein Platz vor dem Thore des königlichen Pallaſts iſt, und werden wünſchen, daß es lieber ein Saal in dem Pallaſte ſelbſt ſein möchte. Sophonisbe, werden ſie ſagen, würde alsdenn nicht genöthiget ſeyn, ihren Pallaſt und ihr Zimmer zu verlaſſen, um auf dem öffentlichen Platze zu ſterben, und man würde die Schönheiten dieſer Scene beſſer empfinden, weil mehr Anſtändigkeit dabey ſeyn würde. Sie werden verlangen, daß die Bothen ihre gewiſſe Namen haben ſollten, ſo wie ihnen andre Dichter dergleichen gegeben haben; und obgleich dieſe beſondern Namen ihnen kein ander Amt geben könnten, als das Amt, Nachrichten zu bringen, welches die gewöhnlichen Bothen in der Tragödie thun, ſo würde man doch wenigſtens den königlichen Perſonen ſich keine andre Leute, als Leute vom Stande, nähern ſehen. Kurz, ſie werden noch eine Menge andre Anmerkungen machen, die ich nicht tadeln würde, wenn ich nicht ganz anders dächte. Ich habe es geſehen, was für ein Unterſchied zwiſchen einem beſondern und einem öffentlichen Platze, zwiſchen der Einfalt der Handlung und dem Reichthum der Epiſoden, zwiſchen bloſſen Bothen und ähnlichen Perſonen iſt, die man prächtig ausgekleidet und mit einem groſſen Namen verſehen hat.

Ob nun gleich die Sophonisbe vor drittehalb Jahrhunderten erſchienen iſt, ſo bin ich doch überzeugt, daß die Griechen zu den Zeiten des Sophocles und Euripides ſie ohne Befremdung würden haben können aufführen ſehen; und ich bin ein Augenzeuge, daß auch Zuſchauer aus den jetzigen Zeiten einen Gefallen daran gefunden haben, ohne etwas ſehr anſtößiges darinne zu bemerken.

# Rosemonda.

Ein Trauerspiel des Ruccelai.

Die Personen dieses Trauerspiels sind Rosemonde, die Pflegemutter, der Chor, Falisco, der König Alboinus, Bothen, Almachilde, eine Bediente.

## Erster Aufzug.

Rosemonde eröfnet die Bühne mit ihrer Pflegemutter. Ihr Vater Kunamundus, König der Gepiden, ist vor drey Tagen in einem Treffen geblieben, das er mit dem Alboinus, Könige der Longobarden gehalten. Diese beyden vereinten Völker hatten sich unter den Römern Italiens bemächtiget; nachdem aber die beyden Könige wegen Theilung der Provinzen uneins geworden, war es zu einem Kriege zwischen den Gepiden und Longobarden gekommen. Rosamonda, die Tochter des Kunamundus, war nach dem Treffen mit ihrem Gefolge von Frauenzimmern in die Wälder geflüchtet, aus welchen sie alle Nächte hervor kam, um den Körper ihres Vaters zu suchen und ihn zur Erde zu bestatten.

Das Stücke fängt in der Nacht an, und diese Nacht ist die vierte, welche Rosemonda mit diesem Aufsuchen zubringt. Ihre Pflegemutter stellt ihr die Gefahr vor, der sie sich in Ansehung ihres Alters und ihres Ranges aussetze, und Rosemonde sagt es selbst, daß sie nicht älter als 16 Jahr sey. Ihre Pflegemutter ermahnt sie, sich zu den Gepiden an die Donau zu begeben und Anstalt zu machen, daß sie ihren Vater rächen könne.

Rosemonda kann sich nicht entschliessen den Körper ihres Vaters unbegraben zu lassen; sie erzehlt einen Traum, in welchem ihr Vater mit ihr gesprochen habe, und sagt, daß sie sich entschliessen müsse, zu sterben. Denn weil der tapfre Almachilde, den sie liebe, nicht in dem Lager der Longobarden sey, und sie ganz allein mit ihrem Gefolge von Frauenzimmern nichts unternehmen könne, so sey nur der Tod für sie noch übrig; vorher aber wolle sie durchaus ihrem Vater noch die letzte Pflicht erweisen, und mit diesem Vorsatze geht sie ab.

Ein Chor Gepidiſcher Mädchens, die ſich in dem Gefolge der Roſemonda befinden, erfüllen nunmehr die Bühne, und ſtellen Betrachtungen über die Gröſſe ihres Unglücks an, welches ſie dahin bringe, den Tod als etwas gutes zu begehren.

## Zweyter Aufzug.

Die Pflegemutter tritt mit der Roſemonde auf, welche ihre Oberkleider abgelegt hat, um ihren Vater zu begraben.

Der Tag fängt an zu erſcheinen und die Pflegemutter fürchtet ſich, von den Leuten des Alboinus entdeckt zu werden.

Die Frauenzimmer des Chors kommen und melden der Roſemonda, daß der Wald mit Soldaten angefüllt ſei, und dieſe Prinzeßin ermahnt ihre Geſpielinnen, ſich zum Tode gefaßt zu machen.

Faliſco, einer von den Longobardiſchen Generalen, tritt in Begleitung ſeiner Soldaten auf und fragt die Frauenzimmer, welche von ihnen ſich unterſtanden habe, den Befehlen des Alboinus zuwider zu handeln und einen von ſeinen Feinden zu begraben. Er giebt einigen von ſeinen Soldaten den Befehl, den Kunamundus wieder aufzugraben, und das Haupt in einer Schale herzubringen. Roſemonda erinnert den Faliſco, um ihn zu rühren, an die Dienſte, die ſie und ihre Mutter ihm erzeigt hätte, als er ein Gefangener der Gepiden geweſen wäre. Faliſco antwortet, daß er dieſe Dienſte nicht vergeſſen habe, daß er aber den Befehlen des Königs nothwendig folgen müſſe, wenn er weiter im Stande ſeyn wolle, ſie bey ihrem Ueberwinder zu vertreten, und ihr ſeine Danckbarkeit zu beweiſen.

Die Soldaten kommen mit dem Kopfe des Kunamundus wieder, und Faliſco führet Roſemonden mit ſich ab.

Die Frauenzimmer des Chors beweinen ihr Unglück, flehen den Himmel um Schutz und um die Erhaltung ihrer Ehre, wenn ſie auch mit dem Verluſte ihres Lebens verknüpft ſeyn ſollte.

## Dritter Aufzug.

Der Reſt von der Handlung geht vor dem Zelte des Alboinus vor.

Alboinus tritt auf und iſt unruhig, keine Nachricht von dem Faliſco zu haben.

Ein Bothe kömmt mit dem Kopfe des Kunamundus. Alboinus

befiehlt, daß man aus der Hirnſchaale ein Trinkgeſchirr machen ſolle, welches an groſſen Feſttägen zum Denkmahle ſeines Sieges dienen könne.

Faliſco kömmt mit der Roſemonde. Alboinus erzürnet ſich über ſie, und ſie antwortet ihm mit einem edeln Trotze. Alboinus drohet ihr, ſie ihrem Vater nachzuſchicken, und läßt ſie mit der Pflegemutter in einem von den nähen Zelten bewachen.

Faliſco bleibt mit dem Könige allein, und durch ſtaatskluge Betrachtungen bringt er den Alboinus zu mindern wilden Geſinnungen. Alboinus verdenkt es ſich ſelbſt, ein hülfloſes Frauenzimmer gemißhandelt zu haben. Faliſco ſtellt ihm auf eine geſchickte Art vor, wie viel Vortheile für ihn daraus entſtehen würden, wenn er mit den Rechten des Sieges auch diejenigen verbände, die ihm über die Gepiden eine Vermählung mit ihres Königes Tochter geben könnte. Alboinus ſcheinet Anfangs weit davon entfernt zu ſeyn, endlich aber entſchließt er ſich dazu und trägt dem Faliſco auf, die Prinzeßin darauf vorzubereiten und begiebt ſich weg.

Faliſco läßt die Roſemonde rufen und ſchlägt ihr vor, den König zu heyrathen. Roſemonda ſchlägt es mit Schauder aus. Faliſco ſtellt ihr verſchiedne Urſachen vor, die ſie dazu bewegen könnten und geht endlich fort, um zu hören, ob man von der Rückkunft des Almachilde keine Nachricht habe. Er will wiederkommen und den endlichen Entſchluß der Prinzeßin erwarten.

Die Pflegemutter überredet die Roſemonda in die Heyrath mit dem Alboinus zu willigen, und bittet ſie unter andern Urſachen auch deswegen darum, damit ſie die Frauenzimmer von ihrem Gefolge retten könne. Roſemonda, die es beſtändig ausgeſchlagen, wird gerührt, und als Faliſco wieder zurück kömmt, ſagt ihn die Pflegemutter, daß Roſemonde darein willige. Er verläßt ſie, um dem Könige die Nachricht davon zu bringen, und Roſemonde geht mit ihrer Pflegemutter ab.

## Vierter Aufzug.

Almachilde tritt auf und erkundiget ſich bey dem Chore nach der Prinzeßin. Er will ſich bey ihr melden laſſen. Der Chor meldet ihm, daß ſie den Alboinus heyrathen ſolle, und erzehlt ihm alles, was vorgegangen iſt. Almachilde überläßt ſich ſeinem Schmerze, und da er ſich eben ums Leben bringen will, kömmt eine von den Kammerfrauen

aus dem Zelte des Königs. Voller Entsetzen erzehlt sie, daß Alboinus am Ende der Mahlzeit das aus der Hirnschale des Königs der Gepiden verfertigte Trinkgeschirr herbey bringen lassen, und die Königin genöthiget habe, daraus zu trincken. Sie fügt hinzu, daß Alboinus und Rosemonde von der Tafel aufgestanden wären, und daß man sie zu dem Brautbette begleitet habe.

Rosemonde kömmt mit ihrer Pflegemutter dazu. Die Prinzeßin wird den Almachilde vor tiefer Traurigkeit nicht gewahr, und beschäftiget sich bloß mit dem, was bey der Tafel vorgegangen. Sie sagt zu ihrer Pflegemutter, daß sie sich dem Tode nahe fühle, und befiehlt ihr, ihre Asche aufzubewahren, und sie dem Almachilde mit der Bitte zu überbringen, daß er sie in das Begräbniß der Könige der Gepiden stellen möge. Indem sie diese Worte sagt, fällt sie in Ohnmacht, und wird von den Frauenzimmern des Chors gehalten. Almachilde nähert sich, und da er einen solchen Anblick nicht aushalten kann, geräth er in Wuth und will den Alboinus zu erstechen gehen. Die Pflegemutter hält ihn zurück, und ermahnet ihn, während der Ohnmacht der Rosemonde, die Klugheit mit seinem Muthe zu verbinden, damit er sie desto sichrer rächen könne. Sie schickt ihn in das Zelt der Frauenzimmer der Rosemonde und folgt ihm dahin nach.

Der Chor bleibt mit der in Ohnmacht liegenden Rosemonde zurück, beweint das Unglück dieser Prinzeßin, und bittet den Himmel, das Unternehmen wider den Alboinus wohl ausschlagen zu lassen.

## Fünfter Aufzug.

Die Kammerfrau, welche im Vorhergehenden schon erschienen, kömmt eilig auf die Bühne, und da sie Rosemonden wieder aus ihrer Ohnmacht zu sich selbst gekommen zu seyn findet, meldet sie ihr, daß sie gerochen sey. Sie sagt ihr, daß die Pflegemutter den Almachilde Weibskleider anziehen lassen und ihn unter dieser Verkleidung in das Zelt des Alboinus geführt habe. Almachilde habe ihm das Leben genommen, und werde ihr den Kopf des Tyrannen bringen. Rosemonde danket dem Himmel für den verliehenen Schutz, begiebt sich in ihr Zelt zurück, den Almachilde daselbst zu treffen, und die Tragödie hat ein Ende.

## Beurtheilung der Roſemonde.

Der Verfaſſer dieſes Trauerſpiels iſt wegen ſeiner vornehmen Geburth, wegen ſeiner Bedienungen und wegen ſeiner Gelehrſamkeit berühmt. In dem erſten Theile der auserleſenen Verſuche italiäniſcher Tragödien des ſechzehnten, ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welcher zu Verona 1723. gedruckt iſt, findet man einen Oreſt, welches das zweyte Trauerſpiel des Ruccelai iſt. Es ward zwey hundert Jahr nach dem Tode des Verfaſſers zuerſt gedruckt, und aus dem Vorberichte an den Leſer wird man die Vortreflichkeit des Dichters kennen lernen.

Ob nun gleich der Oreſt für vollkommner als die Roſemonde gehalten wird, ſo habe ich doch lieber aus dieſer, als aus jener einen Auszug mittheilen wollen, weil ſie unmittelbar auf die Sophoniſbe des Trißino gefolgt, und alſo die zweyte italiäniſche Tragödie iſt. Ich habe auch deswegen lieber einen Auszug aus der Roſemonde geben wollen, weil die ganze Einrichtung der Fabel, aus dem Genie des Verfaſſers gefloſſen iſt; Oreſt hingegen iſt nichts als eine Ueberſetzung von des Euripides Iphigenia in Tauris.

Ruccelai iſt ein groſſer Freund des Trißino geweſen. Als dieſer letztere ſeine Sophoniſbe ans Licht treten ließ, ſo erſchien auch faſt zu eben der Zeit die Roſemonde des erſtern. Ruccelai hatte ſie gleichſam zur Nacheiferung ſeines Freundes verfertiget; allein dieſe Nacheiferung ſchadete dem guten Verſtändniſſe dieſer zwey Freunde ſo wenig, daß ſie daſſelbe vielmehr befeſtigte.

Ammiratio il Vechio ſagt in dem zweyten Theile ſeiner kleinen Werke, daß ſich Trißino und Ruccelai oft in zahlreicher und vornehmer Geſellſchaft mit einander befunden und zum Spaſſe Stücken aus ihren Trauerſpielen hergeſagt hätten, um die Zuhörer urtheilen zu laſſen, welcher von ihnen den Vorzug verdiene. Dieſer Beweis von der Freundſchaft dieſer zwey groſſen Männer könnte noch zweydeutig ſeyn, allein der folgende wird es ganz und gar nicht ſeyn.

Ruccelai ſtarb zu Rom in der erhabnen Bedienung, welche ihm der Pabſt ſein Oheim anvertrauet hatte. Vor ſeinem Tode befahl er noch ſeinem Bruder, ſeinem guten Freunde, dem Trißino, wenn er von Venedig, wohin er als Geſandter gegangen war, wieder zurückkommen würde, ſein Trauerſpiel Oreſt anzuvertrauen, welches der ganzen Welt damals noch unbekannt war, und ihn in ſeinem Namen zu bitten, daß

er es verbessern und herausgeben wolle, wenn er es für würdig hielte, in der gewissen Zuversicht, daß sein Freund so damit umgehen werde, als ob es sein eigen Werk wäre.

Die Rosemonde ward das erstemal zu Florenz im Jahr 1516, in Gegenwart Leo des zehnten, aufgeführt. Gedruckt ward sie zu Siena 1525, zu Venedig 1550 und 1582. und zu Florenz 1593. Diese letzte Ausgabe ist die richtigste unter allen. In den drey letztern ist das Trauerspiel nach den Aufzügen abgetheilt, allein die Auftritte sind nicht angemerkt, so daß es scheinet, als ob jeder Aufzug nur einen einzigen Auftritt enthalte, ob gleich die spielenden Personen von dem Theater abgehen, und andre dazu kommen. In der Ausgabe aber von 1525, die ich ehedem gehabt, sind, wo ich mich nicht irre, die Aufzüge nicht angemerkt, und es ist auch ganz natürlich zu glauben, daß der erste Abdruck der Rosemonde in einem fort gegangen, ohne von den Aufzügen und Auftritten unterbrochen zu sein, so wie die Sophonisbe des Trißino, und die griechischen Tragödien, welche ihnen zu Mustern gedienet. Es ist ohne Zweifel eine Erfindung der Buchdrucker, welche dreyßig Jahr darauf es für nöthig werden gehalten haben, wenigstens die Aufzüge von einander zu unterscheiden.

Obgleich der historische Inhalt der Rosemonde aus der neuern Geschichte ist, so hat doch der Verfasser die Griechen in Einrichtung der Handlung sehr streng nachgeahmt. In den damaligen Zeiten konnte man es auch wohl nicht anders thun, wenn man sich nicht den bittersten Critiken aussetzen wollte. Die griechische Tragödie war die einzige bekannte Tragödie, und da man aus ihr allein sich einen Begrif von dergleichen Werken machen konnte, so mußte man ihr auch folgen. Die italiänischen Poeten haben in den nachfolgenden Zeiten es nur allzuwohl gewiesen, daß sie Einbildungskraft genug besessen, die Grenzen zu überschreiten.

Die Handlung der Rosemonde ist mit aller gehörigen tragischen Anständigkeit bearbeitet, und ich glaube so gar, daß man, mit ganz kleinen Vermehrungen nach dem heutigen Geschmacke, aus diesem Stücke, so wie es ist, eine vortrefliche Tragödie für unser Jahrhundert machen könne. Die Stellung der Rosemunde ist ungemein rührend, und die Peripetie ist vollkommen. Nur wird man dem Verfasser vielleicht vorwerfen, daß er die Sitten der Longobarden allzugenau beobachtet, und den Kopf des Runamundus auf die Scene gebracht habe. Es ist wahr

die Longobarden, welche aus dem Innerſten von Deutſchland hervorkamen, waren noch weit barbariſcher als die durch einen langen Umgang mit den Römern geſitteter gewordenen Franzoſen, die allezeit derſelben Nachbarn geweſen waren. Und gleichwohl ſieht man aus den Geſetzen der Franzoſen, daß es ein gemeiner Gebrauch unter dieſen Völkern geweſen, nicht allein den Feinden, welche ſie im Treffen getödtet, den Kopf abzuhauen, ſondern auch dieſe Köpfe aufzubewahren, um die Auſſenſeiten ihrer Häuſer damit zu verzieren. Das Saliſche Geſetz hat ſogar einen ausdrücklichen Artickel wider diejenigen, welche dergleichen Köpfe von den Pfoſten wegnehmen würden, auf welche ſie von dem Eigenthümer der Häuſer geſetzt worden.

Der Umſtand mit dem Kopfe des Runamundus, aus welchem ein Trinkgeſchirr gemacht worden, iſt in der Hiſtorie gegründet, und den wilden Sitten dieſer barbariſchen Jahrhunderte gemäß.

Wenn man ſich einen Stof zu einem Trauerſpiele wehlt, ſo muß man überhaupt nicht die wahren Sitten der Geſchichte verſtellen, um ſich nach den Sitten ſeiner Zeit zu richten; man muß vielmehr das ganze Unternehmen fahren laſſen und ſich einen bequemern Stof ausſuchen.

Seit einem Jahrhunderte haben nicht alle Nationen ſo gedacht als ich, und man wird mich ganz gewiß für einen Ausſchweifenden halten. Ich glaube aber, daß es doch wenigſtens erlaubt ſeyn wird ſeine Meinung zu ſagen, beſonders wenn man eben nicht Willens iſt Regeln zu geben, ſondern ſich vielmehr der Entſcheidung andrer unterwirft.

Man iſt ſchon ſeit langer Zeit gewohnt, die Helden der Fabel in dem Trauerſpiele zu verſchönern, und wider die Geſetze und wilden Sitten der Nationen, entweder geſittete Hofleute oder irrende Ritter aus ihnen zu machen. Es iſt dieſes ein vortreflicher Kunſtgrif, allen denen zu gefallen, welche weder von der Geſchichte, noch von der Fabel, noch von dem Theater etwas wiſſen, und nichts älters kennen, als ihre Großältern. Dergleichen Werke ſind daher nicht nur allen denen anſtößig, welche Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit beſitzen, ſondern ſie ſind auch der Ehre ihrer zeitverwandten Schriftſteller nachtheilig, und es wäre zu wünſchen, daß ſie durch den Druck ganz und gar nicht bekannt gemacht würden, und ſich ihre Dichter mit dem Beyfalle der Vorſtellung begnügten.

Wenn die Italiäner drey Viertheile von ihren Tragödien aus den

vergangenen Jahrhunderten weniger hätten drucken laſſen, ſo würden ſie zwar in Betrachtung der Anzahl ärmer, an Ehren aber deſto reicher ſeyn.

Um wieder auf die Roſemonde zurück zu kommen, ſo finde ich ſo wenig daran auszuſetzen, daß ich, wenn ich ſie während meines Aufenthalts in Italien auf das Theater gebracht hätte, nicht mehr als zehn Zeilen darinne würde verändert haben, in welchen ich von dem Kopfe des Runamundus bloß geſprochen hätte, ohne ihn ſelbſt auf die Scene zu bringen. Und auf dieſe Art hätte ich mich nicht fürchten dürfen, zärtlichen Zuſchauern eckel zu werden.

Zu Ende des vierten Aufzuges fällt Roſemonde ohnmächtig in die Arme der Frauenzimmer vom Chore, und bleibt in dieſer Stellung bis zu Anfange des fünften Aufzuges. Heut zu Tage würde es lächerlich ſeyn eine Perſon von einem Aufzuge zum andern, unterdeſſen daß die Muſik im Orcheſter gehet, ohnmächtig liegen zu laſſen.

Wenn wir aber überlegen, daß, wie ich ſchon geſagt, die Tragödie Roſemonde durch nichts anders in Aufzügen unterſchieden iſt, als durch die Unterbrechung des Chors, daß alſo, nach dem Muſter der griechiſchen Tragödien, die Handlung in einem Stücke darinne fortgehet, und der Schauſpieler mit dem letzten Worte des Chors wieder auftritt: ſo wird man leicht einſehen, daß Roſemonde gar wohl ohnmächtig auf der Scene liegen bleiben kann.

Der Verfaſſer hat hierinne dem Euripides nachgeahmet. Dieſer Grieche läßt nehmlich in ſeiner Hecuba dieſe unglückliche Königin, welche den Tod der Polyxene beweint, dem Schmerze ſo unterliegen, daß ſie ſich in ihr Kleid eingehüllet auf die Erde wirft, und weinend auf der Bühne liegen bleibt, bis der Chor zu Ende iſt, und durch ſeine Betrachtungen den Schluß des Aufzuges bemerkt: Talthybius kömmt darzu, und ſagt den Weibern des Chors, daß er mit der Hecuba ſprechen wolle. Sie zeigen ſie ihm auf der Erde liegend und in ihre Kleidung eingehüllt, in welcher Stellung ſie die ganze Zeit über geblieben, da der Chor ſich hören laſſen, das iſt, nach unſrer Art zu reden, von einem Aufzuge bis zum andern.

Was den Ausdruck des Trauerſpiels Roſemonde anbelangt, ſo muß man geſtehen, daß er vollkommen ſchön iſt.

Man könnte ihm, nach dem heutigen Geſchmacke, vorwerfen, daß einige allzugemeine oder allzunatürliche Ausdrücke darinne vorkommen;

denn jetziger Zeit koſtet es auf allen Theatern von Europa ſehr viel Mühe, mit dem Natürlichen glücklich zu ſeyn. Unterdeſſen kann man aber doch nicht ſagen, daß ſich der Verfaſſer niedriger und unanſtändiger Ausdrücke bedient habe; er ſpricht allezeit edel, und wenn ich ſeine Sache hierinne vertheidigen wollte, ſo könnte ich, glaub ich, ſagen, daß wenn ein König nur groß denke, und nicht gantz und gar unedle Ausdrücke brauche, der Ausdruck der königlichen Würde nicht unanſtändig ſeyn und ſich ſo vielmehr derjenigen Natur und derjenigen Wahrheit nähern werde, mit welcher heut zu Tage ſo viele verunglücken. Ich will nicht behaupten, daß man die prächtigen Ausdrücke gänzlich vermeiden müſſe, um der ſimpeln Natur Platz zu machen; man muß vielmehr der Gewohnheit folgen, welche ſeit langer Zeit unſre Ohren gewöhnt hat, groſſe Worte und rauſchende Gedanken zu hören. Vor zwey hundert Jahren aber war unſer Gehör beſcheidner, und Ruccelai hat Ueberlegung genug gehabt, das Edle der Geſinnungen mit dem Emphatiſchen des Ausdruckes nicht zu verbinden, ſondern hierinne vielmehr den Griechen, als Lateinern zu folgen.

Hundert Jahr nach ihm haben die Italiäner auf dieſer Seite nur allzuſehr verſtoſſen, und nach und nach ſind ſie zu dem gekommen, was die benachbarten Völker unter dem Namen Concetti an ihnen verlachen, und ihre Landsleute ſelbſt am allererſten.

Es ſcheint mir, als ob zum Schluſſe des Trauerſpiels Roſemonde noch etwas fehle. Almachilde tödtet den Alboinus, und die Prinzeßin iſt gerächet. Dieſes iſt unſtreitig das Ende der Handlung, welches ſich der Dichter vorgeſetzt hat, und über welches er hinaus zu gehen nicht verbunden, ja auch nicht einmal befugt iſt. Gleichwohl aber ſcheinen mir die Ungewißheit, in welcher der Zuſchauer wegen der Roſemonde bleibt, die Folgen von der Ermordung des Alboinus, und die Geſinnungen der Häupter der Armee in Anſehung der Wahl eines neuen Königs, Dinge zu ſeyn, die man dem Zuſchauer in acht oder zehn Zeilen ſollte voraus ſehn laſſen; und dieſe Zeilen hätte Almachilde, oder die Pflegemutter oder ein Bothe, ganz am Ende der Tragödie, ſagen können. Kenner, welche weiter ſehen als ich, mögen dieſen Punct unterſuchen und ihr Urtheil darüber fällen.

Ich glaube, daß dieſe zwey erſten italiäniſchen Tragödien in der That von der Beſchaffenheit ſind, daß Italien darauf ſtolz ſeyn kann, und es

wäre ſehr gut, wenn ſich unter den nachfolgenden Stücken viele von der gleichen Beſchaffenheit fänden.

## X.

## Auszug aus der Calandra des Kardinal Bernardo da Bibiena.

Auch aus dieſem Stücke, welches man in dem vierten Hauptſtücke der obigen Geſchichte, als das erſte regelmäßige italiäniſche Luſtſpiel hat kennen lernen, wird man hoffentlich einen Auszug nicht ungern finden. Er iſt gleichfals von dem Herrn Riccoboni.

### Inhalt.

Demetrius, ein Edler von Modon, hatte zwey Zwillinge, Lidio und Santilla, die einander ſo ähnlich waren, daß ſie ihre Eltern ſelbſt, ohne die Verſchiedenheit der männlichen und weiblichen Kleidung, nicht von einander würden haben unterſcheiden können. Lidio und Santilla verlieren im ſechzehnten Jahre ihres Alters ihren Vater und ihre Mutter. Die Türcken nehmen Modon ein, ſtecken die Stadt in Brand, und ermorden faſt alle Einwohner. Der Knabe rettet ſich mit ſeinem Hofmeiſter und ſeinem Bedienten. Das Mädchen wird von ihrer Pflegemutter als ein Knabe verkleidet, und beyde werden, nebſt einem Bedienten, vom Hauſe zu Sklaven gemacht, und nach Conſtantinopel geführet.

Perillo, ein Florentiniſcher Handelsmann, kauft ſie alle drey los, führt ſie mit ſich nach Rom, wo ſie während eines Aufenthalts von zehn bis eilf Jahren, die Sprache und die Sitten des Landes lernen. An eben dem Tage, da die Handlung der vorzuſtellenden Fabel ihren Anfang nimt, will Perillo ſeine einzige Tochter mit der Santilla verheyrathen, die er für einen Knaben hält, und als einen ſolchen auch auferzogen hat. Sie heißt Lidio, nach dem Namen ihres Bruders, und Perillo liebt ſie ungemein. Der wahre Lidio aber, der Bruder der Santilla, der ſich in das Toscaniſche gerettet hatte, kommt in dem achtzehnten Jahre ſeines Alters nach Rom, wo er die Römerin Fulvia, eine Frau vom Stande, liebt, die er verſchiednemal in der Kleidung eines Frauenzimmer beſucht hat.

Die Perſonen, welche in dem Stücke vorkommen, ſind alſo: Teſſenio, ein Bedienter; der Hofmeiſter Polinicio, Lidio, Calandro, Samia eine Bediente, ein Zauberer Ruffo, Santilla, Cannio ein Bedienter, Fulvia, die Frau des Calandro, eine Buhlerin, ein Packträger, Schergen vom Zollhauſe.

## Erſter Aufzug.

### Erſter Auftritt.

Teſſenio allein.

Indem er über die Schickſale der Menſchen und über den Eigenſinn des Glücks, ſeine Betrachtungen angeſtellt, erinnert er ſich an die Begebenheiten ſeines Herrn, des Lidio und der Santilla, dieſer ſo ähnlichen Zwillinge, daß ſie niemand von einander unterſcheiden konnte. Er ſagt, ſein Herr habe ſich, nachdem die Türken die Stadt Modon, eingenommen, nach Bologna begeben; weil er aber einige Nachricht bekommen, daß ſeine Schweſter noch am Leben ſey, ſo habe er ſich vorgeſetzt, ſie durch ganz Italien zu ſuchen. Seit einem Monat befinde er ſich in Rom, wo er ſich eine Gebieterin zugelegt, Namens Fulvia. Er habe ihn bey dem Calandro, dem Manne der Fulvia, in Dienſte treten laſſen, um jemanden zu haben, die ihm bey ihr gute Dienſte thun könne. Er ſagt, daß er ſeinen Herr auch ſo wohl gedient habe, daß Fulvia außerordentlich in ihn verliebt worden, und Lelio verſchiednemal in Frauenzimmerkleidern, unter dem Namen ſeiner Schweſter, Santilla, bey ihr geweſen ſey. Weil aber ſein Herr befürchte, daß dieſer Handel endlich heraus kommen dürfte, ſo vernachläßige er ſeit einigen Tagen die Fulvia, und thue, als ob er von Rom weggehen wolle. Fulvia habe daher in der Raſerey ihrer Liebe ihre Zuflucht zu ihm, den Teſſenio, und zu ihrer Magd der Samia, welche um das Geheimniß wiſſe, genommen, um ihr ihren Liebhaber wieder zurück zu bringen. Uebrigens ſuchen ſie auch von allen Seiten Hexenmeiſter und Schwarzkünſtler zuſammen, um den Lelio mit Gewalt wieder an ſich zu ziehen, dem ſie außerdem verſichern laſſen, daß ſie ihren einzigen Sohne ſeine Schweſter wolle heyrathen laſſen, wenn er ſo glücklich wäre, ſie wieder zu finden.

Er fügt noch hinzu, die arme Frau thue alles dieſes auf eine ſolche Art, daß es ihr Mann ſchon tauſendmal müſſe gemerkt haben, wenn er

nicht der albernſte und dümmſte Mann von der Welt wäre. Er übertreibt die Verwirrungen, in die ihn dieſer Liebeshandel ſeines Herrn ſetze, und ſagt, daß ein andrer im Werke ſey, von welchem er gern dem Lidio je eher je lieber Nachricht geben möchte. Er ſieht ihn kommen, weil er aber von ſeinem Hofmeiſter begleitet wird, tritt er bey Seite.

## Zweyter Auftritt.

Polinicio der Hofmeiſter, Lidio und Teſſenio.

Der Hofmeiſter giebt dem Lidio Verweiſe, und ſagt ihm, daß er alle ſeine Liebeshändel wiſſe, und auch den, welchen er mit einer von den vornehmſten Damen in Rom habe. Er giebt ihm zu bedenken, was für Gefahr er lauffen müſſe, wenn es herauskommen ſollte. Lelio entſchuldiget ſich mit der Heftigkeit der Liebe, mit dem Feuer der Jugend und mit tauſend andern ſolchen Ausflüchten. Der Hofmeiſter greift endlich den Teſſenio an, und wirft ihm vor, daß er an den Ausſchweifungen ſeines Herrn einzig und allein Urſache ſey. Der Bediente mengt ſich mit darein, und es fällt ein ſehr luſtiger Auftritt zwiſchen ihnen vor.

## Dritter Auftritt.

Lidio. Teſſenio.

Teſſenio ſagt ſeinem Herrn, daß, als er das letztemal in Weibskleidern zu der Fulvia gegangen, der arme Calandro, ihr Mann, ihn für ein wirkliches Mädchen gehalten, und ſich ſterblich in ihn verliebt habe. Er habe ihn erſucht, ihm in ſeiner Liebe behülflich zu ſeyn, und er ſeines Theils habe ihm die beſten Verſprechungen von der Welt gemacht, und ihm geſchmeichelt, daß er mit ſeiner Liebe willkommen ſeyn werde. Lidio lacht über dieſes Abentheuer, und bittet ihn, fortzufahren. Teſſenio ſagt, daß die Dummheit des Calandro ihnen reichen Stof, ſich luſtig zu machen, geben könne; er ſieht ihn aber kommen, und läßt ſeinen Herrn bey Seite gehen.

## Vierter Auftritt.

Calandro. Teſſenio.

Es fällt eine ſehr komiſche Scene zwiſchen ihnen vor. Teſſenio beredet ihm, daß er mit der Santilla ſeinetwegen geſprochen habe und zwar mit ſo gutem Erfolge, daß ſie vor Liebe gegen ihn faſt ſterbe. Er

verſpricht ihm, daß er ihn bald zu ihr führen wolle, und Calandro geht vergnügt ab.

## Fünfter Auftritt.

Teſſenio. Samia.

Der Bediente ſagt dem Teſſenio in größter Bewegung, daß ſich ihre Gebietherin ſehr übel befinde, daß ſie den Lidio zu ſehen verlange, und daß ſie auf ihren Befehl zu einem Schwarzkünſtler gehe, welcher ihn durch ſeine Zaubereyen mit Gewalt wieder zu ihr bringen ſolle. Teſſenio geht ab.

## Sechſter Auftritt.

Samia. Ruffo.

Weil Samia den Ruffo von weiten ſieht, ſo ruft ſie ihn, und heißt ihn zu ihrer Gebietherin gehen, welche mit ihn ſprechen wolle. Ruffo ſagt, ſie ſolle nur voran gehen, er wolle ihr von weiten folgen. Ruffo bleibt allein und ſagt, er glaube, daß ihn ohne Zweifel dieſe Dame in der Meinung zu ſich ruffen laſſe, er ſey ein Schwarzkünſtler, ſo wie es die ganze Welt von ihm meine; ſie werde ſich ſeiner Hülfe vielleicht bedienen wollen, und er hoffe nichts dabey zu verlieren. Weil er jemanden kommen ſieht, ſo folgt er der Samia.

## Siebender Auftritt.

Teſſenio. Calandro.

Teſſenio kömmt allein auf die Bühne und Calandro kömmt nach, und fragt ihn ſehr eifrig, ob er die Santilla wieder geſehen habe. Teſſenio ſagt ja. Sie ſprechen von der Art, wie er ſie bey der erſten Unterredung gegen ſie bezeigen wolle, und nach einer ſehr lächerlichen Scene, bringt Calandro darauf, daß Teſſenio ſeine Sache ja bald zu Stande bringen ſolle, und gehen ab.

## Achter Auftritt.

Ruffo allein.

Er ſagt Fulvia habe ihn gebeten, durch ſeinen dienſtbaren Geiſt ihren Liebhaber mit Gewalt wieder zu ihr zu bringen. Er ſpricht, daß er glücklicher Weiſe dieſen Liebhaber kenne, daß er ein Grieche von

Geburth ſey, Namens Lidio, und daß er auch ſeinen Bedienten, den Tannio, kenne. Er habe der Fulvia zwar nichts gewiſſes verſprochen, er wolle aber zu dem Florentiniſchen Kaufmann Perillo gehen, bey welchem Lidio wohne, und wolle ihn bereden, die Dame zu beſuchen.

## Zweyter Aufzug.

### Erſter Auftritt.

**Der weibliche Lidio, Tannio und die Pflegemutter.**

Dieſes in einen Knaben verkleidete Mädchen kömmt, und ſpricht mit ihrer Pflegemutter und ihrem Bedienten, von den Vorzügen welche die Mannsperſonen vor dem Frauenzimmer genieſſen. Sie wiederhohlt in wenig Worten ihre Modonſche Begebenheit, und ſagt, daß ſie ſo glücklich nicht würde geweſen ſeyn, wenn man gewußt hätte, daß ſie ein Mädchen wäre; die Türcken würden ſie nicht verkauft, und Perillo würde ſie vielleicht nicht gekauft haben. Sie beklagt ſich über ihr Unglück, denn wenn ſie ein Knabe wäre, ſo würde Perillo ſein und ihr Glück machen. Der gute Mann ſey, in der Meinung, daß ſie einer wäre, ſo wohl mit ihr zufrieden, daß er ihr ſeine einzige Tochter und die Erbin ſeines ganzen Vermögens zur Ehe geben wolle. Die Heyrath ſolle in einigen Tagen vor ſich gehen, und eben deswegen habe ſie ihren Bedienten und ihre Pflegemutter aus dem Hauſe geführet, um mit ihnen zu überlegen, was bey dem Unglücke, das ihnen drohe, zu thun ſey. Sie will fortfahren, Tannio aber heißt ſie ſchweigen, weil er eine Magd auf ſie zukommen ſieht.

### Zweyter Auftritt.

**Samia und die Vorigen.**

Samia kommt ganz athemlos aus dem Hauſe, und beklagt ihre arme Gebietherin, welche ihren Geliebten durch das Fenſter auf der Gaſſe geſehen habe, und ſie ihm nachſchicke. Sie nimmt die Santilla für ihren Bruder Lidio, und redet ihr von der Fulvia vor. Sie verſtehen einander nicht, und Lidio will ihre Gebietherin weder ſehen noch ſprechen. Samia erzürnt ſich, und ſagt, daß ſie ſogleich zu einem Schwarzkünſtler gehen wolle, der ſie ſchon mit Gewalt zu ihr zu bringen wiſſen werde. Tannio tadelt ſeine Gebietherin, die Santilla, daß ſie die Magd

nicht genau ausgefragt, damit ſie es hätten erfahren können, für wen ſich denn eigentlich die Fulvia ſo öffentlich erkläre. Santilla iſt ſelbſt darüber verdrießlich, und ſagt, daß ſie ein andermal geduldiger zuhören wolle.

## Dritter Auftritt.

**Ruffo. Das Mädchen Lidio. Tannio.**

Ruffo tritt auf, und indem er ſie gewahr wird, ſagt er zu dem Lidio, daß er ihn ſchon eine lange Weile ſuche. Lidio ſagt ihrer Pflegemutter, daß ſie nur wieder zu dem Perillo ihrem Herrn hinein gehen, und ihn durch den Tannio, wenn er nach Hauſe gekommen ſeyn würde, von dem, was vorgehe, Nachricht geben ſolle; ſie für ſich ſey entſchloſſen, den ganzen Tag nicht wieder nach Hauſe zu kommen, damit ſie ihr Unglück ſo lange als möglich vermeiden könne. Ruffo ſagt ihr, daß ihn eine von den vornehmſten Damen in Rom, die ihn für einen Schwarzkünſtler halten, gebeten habe, den Lidio mit Gewalt zu ihr zu bringen, weil ſie ganz närriſch in ihm verliebt ſey. Lidio und Tannio erzehlen ihm, was mit der Magd vorgefallen. Ruffo billiget die Abfertigung derſelben, er räth ihnen aber auch zugleich, das erſtemal anders zu verfahren. Lidio verſpricht es ihm, und fragt, wenn er zu der Fulvia gehen ſolle. Ruffo ſagt ihm, ſie habe ihn gebeten, daß er ihren Liebhaber noch heute, durch die Macht ſeines dienſtbaren Geiſtes, zu ihr bringen wolle, und zwar in der Geſtalt eines Frauenzimmers. Er fügt hinzu, er bilde ſich ein, Fulvia habe damit ſagen wollen, in der Verkleidung eines Frauenzimmers. Lidio verſpricht ihm, bald Antwort zu geben, und Ruffo geht ab.

## Vierter Auftritt.

**Tannio. Der weibliche Lidio.**

Der Bediente überredt ſeine Gebieterin, den Vorſchlag des Ruffo auszuführen, wenn es auch in keiner weitern Abſicht geſchehen ſollte, als ſich eine Luſt zu machen. Lidio iſt es zufrieden, und befiehlt ihm nach Hauſe zu gehen, um ihm von dem, was daſelbſt vorgehe, Nachricht zu bringen und ein Frauenzimmerkleid für ihn zu ſuchen. Er beſtellt ihn an einen gewiſſen Ort, wo ſie den Ruffo wiederſehen und ſich mit ihm entſchlieſſen wollen. Weil ſie Leute kommen ſehen, ſo gehen ſie ab.

## Fünfter Auftritt.

Teſſenio. Fulvia.

Teſſenio tritt auf, und weil er die Fulvia an der Thüre ihres Hauſes gewahr wird, ſo nähert er ſich ihr und will ſie bereden, daß Libio bald abreiſen müſſe, um zu ſehen, wie ſie dieſe Nachricht aufnehmen werde. Fulvia ſpricht mit ihm vom Libio, und Teſſenio ſagt ihr, daß er weiter reiſen wolle, um ſeine Schweſter aufzuſuchen. Fulvia bittet ihn, den Libio zurück zu halten und verſpricht ſeine Schweſter in ganz Italien ſuchen zu laſſen, mit der Verſichrung, wenn man ſie fände, ſie mit ihrem einzigen Sohne, dem Flaminio, zu verheyrathen. Teſſenio verſpricht ſein beſtes zu thun, und Fulvia begiebt ſich wieder hinein.

## Sechſter Auftritt.

Calandro. Teſſenio.

Calandro kommt und Teſſenio wünſcht ihm Glück, weil, wie er ſagt, Santilla ihn ſo gütig angehört habe, daß ſie ſich weit mehr nach ihm, als er ſich nach ihr ſehne. Calandro will ſogleich zu ihr gehen; Teſſenio aber ſagt ihm, daß ſich dieſes nicht thun laſſe, daß man gewiſſe Maaßregeln dabey beobachten müſſe und er nicht anders, als im Verborgnen zu ihr kommen könne. Er ſagt, ſie haben ihm den Vorſchlag gethan, ihn in einen Koffer einzuſchlieſſen und auf dieſe Weiſe in ihr Zimmer zu bringen, weil ſie ihn anders nicht wohl herein laſſen könne. Calandro ſagt, man werde nimmermehr einen ſo groſſen Koffer finden, daß er der Länge nach darinne liegen könne. Teſſenio antwortet, daß jeder Koffer hierzu gut ſey, denn wenn er ſchon nicht ganz hinein gehe, ſo könnte man ihn doch Stückweiſe hinein legen. Hier wird die Scene ungemein komiſch, indem Teſſenio ihn überredet, daß er ihm alle Glieder ausrencken, und ſie hernach, wenn er aus dem Koffer hervor wollte, wieder in ihre Stelle einſetzen könne. Nachdem er einen Verſuch von dieſem ſeinem Geheimniſſe gemacht, bey welchem es, wie er ſagt, auf gewiſſe Worte aus der ſchwarzen Kunſt ankomme, thut er, als ob Calandro alles verdorben habe, und man nothwendig einen groſſen Koffer ſuchen müſſe, in welchem er ganz und gar Raum habe. Calandro beſtellt ihn an einen gewiſſen Ort und begiebt ſich weg. Teſſenio ſieht die Samia kommen und geht ab.

## Siebender Auftritt.

Samia. Fulvia.

Samia kömmt allein und redet von der Unhöflichkeit des Lidio gegen ihre Gebieterin; ſie fürchtet die Fulvia möchte endlich damit herausplatzen, und die Brüder des Calandro möchten es merken, wenn ſie ſie alle Augenblicke von dem Lidio reden hörten. Fulvia ruft in dem Hauſe die Samia, und dieſe begiebt ſich hinein, weil ſie ohnedem jemand kommen ſieht.

## Achter Auftritt.

Der weibliche Lidio. Tannio.

Das Mädchen Lidio erfährt von ihrem Bedienten, daß in dem Hauſe des Perillo ihres Herrn alles zu ihrer Verheyrathung mit ſeiner Tochter zurechte gemacht werde, daß die Braut ſehr vergnügt ſey, und daß man glaube, der Bräutigam werde es nicht weniger ſeyn. Santilla will verzweifeln und wünſcht ſich den Tod, welchen ſie ohnedem nicht entfliehen könne, weil der Vater und die Mutter ſeiner Braut, wenn ſie die Wahrheit erfahren ſollten, ihn gewiß würden tödten laſſen. Tannio tröſtet ſie, und beſtärkt ſie zugleich in dem Vorſatze, ſich den ganzen Tag über in dem Hauſe nicht ſehn zu laſſen. Er fügt hinzu, der Liebeshandel mit der Dame, zu welcher ſie in Frauenzimmerkleidern gehen ſolle, komme gleich zu gelegener Zeit, ſie den Tag über zu verbergen. Er hat die Kleider bereits zurechte gelegt; Santilla billiget alles und ſie begeben ſich weg, um den Ruffo aufzuſuchen, und den Herbeykommenden aus dem Wege zu gehen, weil ſie immer befürchten, es möchte jemand aus dem Hauſe des Perillo ihres Herren ſeyn.

## Neunter Auftritt.

Teſſenio. Calandro.

Teſſenio kömmt ganz allein und ſagt, daß er ſeinen Herrn den Lidio als ein Frauenzimmer verkleidet habe. Er habe ihm eben die Kleider angelegt, die er zu tragen gewohnt geweſen, wenn er die Fulvia beſucht, und habe ihn in ein Zimmer des unterſten Stockwerks gebracht. Da nun ſolle er den Calandro empfangen, und es ſey bereits alles ſchon ſo eingerichtet, daß er, wenn die Fenſter zugemacht würden, ſich

davon machen und an ſeiner Statt ein Weibsbild hineinlaſſen könne, die er ſchon dazu bereit halte. Calandro ſey ſo albern, daß er den Betrug gewiß nicht merken werde. Calandro kömmt dazu und fragt, ob er einen Koffer gefunden habe; Teſſenio ſagt ja, und verſichert ihn, daß er ſo groß ſey, daß er vollkommen Raum darinne habe, ohne ſich die Glieder ausrenken zu laſſen. Calandro fragt ihn, ob er in dem Koffre wache bleiben müſſe, oder ob er ſchlafen könne. Teſſenio, um ſich mit ſeiner Dummheit eine Luſt zu machen, ſagt ihm, daß man wachen müſſe, wenn man zu Pferde ſey, daß man auf den Gaſſen gehe, am Tiſche eſſe, auf den Stühlen ſitze, in dem Bette ſchlafe, und in den Koffern ſterbe. Calandro fragt ihn, wie dieſes zugehe, und Teſſenio zeigt ihm auf eine komiſche Art, wie man es machen müſſe, wenn man ſterben und wieder lebendig werden wolle. Calandro macht einen Verſuch damit und findet es auſſerordentlich ſchön. Teſſenio giebt ihm den Rath bey ſeiner Frau vorzugeben, er reiſete auf einen Tag auf das Land, damit ſie ihn nicht erwarte, und geht ab.

### Zehnter Auftritt.

**Calandro. Fulvia.**

Calandro ruft ſeine Frau, und ſagt ihr, daß er aufs Land zu ſeinem Sohne reiſen wolle, und noch den Abend vielleicht wieder kommen werde. Fulvia wünſcht ihm glückliche Reiſe, bey Seite aber wünſcht ſie ihm alles nur erdenkliche Unglück, und der Aufzug ſchließt ſich.

## Dritter Aufzug.

### Erſter Auftritt.

**Teſſenio allein.**

Teſſenio kömmt mit den Kleidern des Calandro, den er, wie er ſagt, in einem weiten Oberkleide in den Koffer geſchloſſen habe. Er ſagt, Lidio ſey auch ſchon als Frauenzimmer verkleidet, und eben wird er den Pakträger mit dem Koffer von ferne gewahr und zugleich das Weibsbild, welche des Lidio Stelle vertreten ſoll.

## Zweyter Auftritt.

**Teſſenio. Ein Weibsbild. Ein Pakträger. Calandro. Die Schergen vom Zollhauſe.**

Das Weibesbild zeigt ſich dem Teſſenio, der ihr ihre Lection lernt. Indem aber der Pakträger mit dem Koffer anlangt, halten ihn die Schergen vom Zollhauſe an, und fragen, was darinne ſey. Nach einigem Wortwechſel ſagt der Pakträger, man habe ihm geſagt, es wären ſeidene Waaren darinn. Man fragt ihn, ob ſie in dem Zollhauſe frey gemacht wären, und endlich wollen die Schergen den Koffer viſitiren. Teſſenio will über dieſen Querſtrich raſend werden, und um den Handel wieder gut zu machen, bittet er das Weibsbild, recht ſtark zu weinen. Weil die Schergen ſehen, daß der Koffer mit keinem Schlüſſel verſchloſſen iſt, ſo machen ſie ihn auf, und glauben, es ſey ein todter Menſch. Teſſenio miſcht ſich in das Geſpräch, und fragt ſie, was ſie machen. Die Schergen ſagen, ſie hätten einen Koffer mit Waaren zu viſitiren geglaubt, und einen todten Menſchen darinne gefunden. Teſſenio ſagt, es ſey der Mann dieſes Weibsbildes, welches ſo ſehr weine. Die Schergen fragen ſie, warum man den Todten auf dieſe Art in einem Koffer fortſchaffe, und Teſſenio antwortet, es geſchehe aus Vorſicht, der gute Mann ſey an der Peſt geſtorben, er habe ihn alſo in den Koffer legen laſſen, und wolle ihn, ſo wie er iſt, in den Fluß werfen. Calandro macht die gelernte Ceremonie des Auferſtehens, und ſpringt aus dem Koffer. Die Schergen, der Pakträger und das Weibesbild laufen erſchrocken davon. Calandro zankt mit dem Teſſenio, weil er ihn in den Fluß werfen wollen, und ſchlägt ihn mit der Fauſt. Teſſenio entſchuldiget ſich auf eine komiſche Art, und überredt ihn, daß er es zu ſeinem Beſten gethan habe. Er ſagt ihm zugleich, daß dieſer Queerſtrich ihn verhindern werde, die Santilla heute noch zu ſehen, und Calandro verſichert, daß er in allem Ernſte ſterben werde, wenn er nicht bald zu ihr kommen könne. Teſſenio ſchlägt ihm alſo vor, an die Stelle des Pakträgers zu treten, den Koffer auf den Buckel zu nehmen, und ihn in das Haus der Santilla zu tragen; er wolle mit ihm gehen, und ihn vor den Kiſtenmacher ausgeben, welcher den Koffer gemacht habe, und unter dieſem Vorwande könne er in das Zimmer der Jungfer kommen. Calandro nimmt den Koffer auf den Rücken und Teſſenio ſagt ihm, er

ſolle nur vorangehen, und ihn an der Haußthüre der Santilla erwarten. Calandro geht fort, und weil Teſſenio die Samia kommen ſieht, ſo will er einen Augenblick mit ihr ſchwatzen, um ſich über den Calandro mit ihr aufzuhalten, welchen er lange mit dem Koffer auf den Buckel, warten laſſen wolle.

## Dritter Auftritt.

Samia. Teſſenio.

Samia ſagt dem Teſſenio, ſie komme von dem Schwarzkünſtler, welcher ihr nichts gutes geſagt habe. Endlich geht Teſſenio ab, und ſagt er wolle den Lidio aufſuchen, um das zu thun was ihm ihre Gebieterin die Fulvia befohlen habe.

## Vierter Auftritt.

Samia. Fulvia.

Samia erſtattet ihr von dem Bericht, was ihr der Schwarzkünſtler geſagt habe, welcher keine gewiſſe Antwort habe geben wollen. Sie fügt hinzu, ſie habe dem Lidio geſehen, und ſey ſehr übel von ihm empfangen worden; er habe Uebels von der Fulvia geſprochen; und gethan, als ob er ſie niemals geſehen hätte und ganz und gar nicht kenne. Fulvia will verzweifeln, und nach verſchiednen ſtürmiſchen Ueberlegungen, faßt ſie endlich den Entſchluß, nach Hauſe zu gehen, Mannskleider anzulegen und verkleidet den Lidio in ſeinem eigenen Hauſe aufzuſuchen.

## Fünfter Auftritt.

Samia.

Samia bleibt zurück, und mittlerweile, daß ſie ihre Frau erwartet, ſtellt ſie über den Entſchluß, den ſie genommen, Betrachtungen an.

## Sechſter Auftritt.

Fulvia. Samia.

Fulvia kömmt in Mannskleidern aus dem Hauſe, giebt der Samia ihre Befehle und geht nach dem Hauſe des Lidio.

## Siebenter Auftritt.

Samia, allein.

Nachdem sie die Sache hin und wieder überlegt, billiget sie endlich den Entschluß ihrer Frau, ihren Liebhaber selbst aufzusuchen, geht in das Haus, und schließt die Thüre nach sich zu.

## Achter Auftritt.

Tessenio.

Er sagt er habe den Calandro zu seinem Herrn dem Lidio gebracht, und das Weibsbild, das davon gelaufen, gefunden. Er habe sie mit sich hineingeführt und komme nunmehr der Fulvia davon Nachricht zu geben, um mit ihr darüber zu lachen. Er klopft an.

## Neunter Auftritt.

Samia. Tessenio.

Nach einer komischen Scene, und noch verschiednen Lazzi, welche Tessenio ausserhalb, und Samia innerhalb dem Hause machen, geht endlich die Thüre auf. Samia sagt ihm, daß ihre Frau in Mannskleidern zu dem Lidio gegangen sey. Tessenio wird über diese Nachricht ganz verwirrt, und stellt sich geschwind, als ob er etwas zu thun habe, und noch nicht hinein kommen könne. Samia geht wieder hinein und schließt die Thüre nach sich zu, so wie es ihr ihre Frau befohlen.

## Zehnter Auftritt.

Tessenio, allein.

Er weiß nicht, was er thun soll, und befürchtet die Frau und der Mann möchten sich beyde einander treffen; der Mann möchte wegen der Verkleidung der Frau argwöhnisch werden, und sie zu ihren Freunden führen, um sie dafür abstrafen zu lassen. Mittlerweile aber sieht er die Fulvia kommen, welche den Calandro, als einen Gefangenen hinter sich herschleppt. Er tritt bey Seite, um sie zu beobachten.

## Eilfter Auftritt.

Fulvia. Calandro.

Fulvia kömmt und reißt den Calandro mit Gewalt mit sich fort.

Sie macht ihn tausend Vorwürfe, und rühmt ihre so übel belohnte Tugend. Sie sagt, sie wisse alles, und habe bloß deswegen Mannskleider angezogen, um ihn mit seiner artigen Gebieterinn zu ertappen, so wie es auch geschehen sey. Nach mancherley Betheurungen schwöret sie, sich an allen beyden zu rächen. Calandro entschuldiget sich auf eine sehr komische Art, doch sagt er auch zugleich, sie solle es sich ja nicht einkommen lassen, diesem Mädchen übel zu begegnen. Fulvia läßt die Thüre aufmachen, und zieht ihren Mann hinein.

## Zwölfter Auftritt.

Tessenio.

Er bewundert die Verschlagenheit der Fulvia, und weil er sie wieder herauskommen sieht, bleibt er da.

## Dreyzehnter Auftritt.

Fulvia. Tessenio. Samia.

Fulvia beklagt sich, daß sie, anstatt ihres Liebhabers, ihren Mann gefunden habe. Tessenio sagt ihr, daß Libio nunmehr nicht abreisen werde, und daß er sein möglichstes thun wolle, ihn wieder zu ihr zu bringen. Fulvia befiehlt der Samia, nochmals zu den Schwarzkünstler zu gehen. Tessenio geht fort, den Libio aufzusuchen, und Fulvia geht wieder ins Haus.

## Vierzehnter Auftritt.

Samia. Ruffo.

Ruffo sagt der Samia, er habe eine neue Zauberey versucht, und hoffe, Libio werde gelehriger seyn. Man sieht ihn kommen und Ruffo tritt bey Seite.

## Funfzehnter Auftritt.

Der weibliche Libio. Tannio. Samia.

Samia unterredt sich mit dem Libio, der sie höflich empfängt, und ihre Frau zu besuchen verspricht. Samia geht in das Haus, um der Fulvia eine so gute Nachricht zu bringen.

## Sechzehnter Auftritt.

Ruffo. Der weibliche Libio. Tannio.

Tannio ſagt zu dem Ruffo, daß ſich dieſe Dame ohne Zweifel betriege, und ſeinen Herrn für einen andern halte. Er giebt daher dem Schwarzkünſtler den Rath, der Fulvia im Namen ſeines dienſtbaren Geiſtes zu ſagen, daß ſie gegen den Libio durchaus nicht an das gedenken ſolle, was ehedem zwiſchen ihnen vorgegangen, damit die Betriegerey nicht an den Tag komme. Ruffo billigt es und Libio geht ab, um ſich als Frauenzimmer zu kleiden. Tannio bleibt einen Augenblick mit dem Ruffo allein, und ſagt ihm in Vertrauen etwas von dem Zuſtande ſeines Herrn. Sie ſtellen ihre Betrachtungen darüber dem Befehle gemäß an, den ihm Fulvia gegeben, daß er nehmlich durch die Gewalt ſeines Geiſtes den Libio nöthigen ſolle, in Geſtalt eines Frauenzimmers zu erſcheinen. Dieſes nun, hoffen ſie, werde ihnen Gelegenheit geben, wieder vom neuen anzufangen, und ihren Nutzen daraus zu ziehen.

## Siebzehnter Auftritt.

Samia. Ruffo.

Samia heißt den Ruffo hineingehen; ihre Frau, ſagt ſie, ſey in dem Zimmer gleich an der Thüre, nachdem ſie ihren Mann in einem andern gelaſſen.

## Achtzehnter Auftritt.

Samia. Teſſenio.

Teſſenio will ins Haus gehen, um mit der Fulvia zu ſprechen. Samia hindert ihn daran, weil der Schwarzkünſtler bey ihr ſey, und geht wieder hinein. Teſſenio ſagt, Libio habe plötzlich Luſt bekommen, die Fulvia zu beſuchen, er wolle ihr daher gern zuerſt Nachricht davon bringen. Er ſieht den Ruffo herauskommen und geht hinein.

## Neunzehnter Auftritt.

Ruffo, allein.

Er geht vergnügt über die Unterredung, die er mit der Fulvia gehabt, fort. Er ſieht ein Weibsbild, die auf ihn zukömmt und ihm winkt.

## Zwanzigſter Auftritt.

Tannio, als ein Frauenzimmer verkleidet. Ruffo.

Tannio, nach einer ſehr komiſchen Scene, giebt ſich zu erkennen, und ſagt ihm, daß ſich auch Lidio als ein Frauenzimmer gekleidet habe, und gleich kommen werde. Sie werden die Fulvia an der Hausthüre gewahr, und verbergen ſich.

## Ein und zwanzigſter Auftritt.

Fulvia. Teſſenio.

Fulvia ſagt zu dem Teſſenio, daß ſie wieder herein gehen und ihren Mann aus dem Hauſe ſchaffen wollte, damit ſie mit ihrem Liebhaber deſto freyer ſeyn könne. Teſſenio bleibt einen Augenblick allein, und freuet ſich über das Glück ſeines Herrn, beſonders wegen ſeiner Schweſter, wenn er ſie einmal wieder finden und dem Verſprechen der Fulvia gemäß, mit ihrem Sohne verheyrathen könnte. Er ſieht den Calandro zum Hauſe herauskommen, und weil er aufgehalten zu werden befürchtet, begiebt er ſich weg, ſeinem Herrn Nachricht zu bringen.

## Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Calandro. Der weibliche Lidio. Der wahre Lidio. Beyde als Frauenzimmer gekleidet.

Indem Calandro aus dem Hauſe gehet, wird er gleich Anfangs einen von den zwey Lidios gewahr, und glaubt es ſey ſeine Gebieterin. (Hier iſt ein Theaterſpiel angebracht, welches ſich auf dem Papiere nicht erklären läßt.) Die beyden Lidios ſtehen, der eine auf dieſer und der andere auf der andern Seite des Theaters. Calandro ſtehet in der Mitte und ſpielt die Scene und wenn er mit dem einen von ihnen redet, ſo geſchieht es oft, daß er den andern ins Geſicht bekömmt. Er glaubt ſich zu betriegen und gehet bald zu dem einen, bald zu dem andern, ohne daß ſich die beyden Lidios einmal zu ſehen bekommen. Endlich ergreift der wahre Lidio, welchen die Gegenwart des Calandro ſtutzig macht, den Entſchluß, wieder nach Hauſe zu gehen, ſich wieder auszuziehen, und die Fulvia ein andermal zu beſuchen. Calandro wird durch ſeine Ungewißheit unruhig gemacht und glaubt endlich, ſeine Gebieterin ſey diejenige, welche eben abgegangen iſt, und folgt

ihr nach. Der weibliche Lidio sieht sich nunmehr allein und geht in das Haus der Fulvia, welche wie er sagt, innerhalb der Thüre stehe und ihm winke. Ende des Aufzuges.

## Vierter Aufzug.

### Erster Auftritt.

Fulvia. Samia.

Fulvia kömmt zum Hause heraus und ruft die Samia in größter Eilfertigkeit. Samia erscheinet und bekömmt Befehl sogleich zu dem Schwarzkünstler Ruffo zu gehen, und ihn herzuhohlen. Sie begiebt sich eiligst fort, und Fulvia bleibt allein, und beklagt sich heftig über das ihr zugestossene Unglück. Nach vielen Ausrufungen sieht sie endlich den Ruffo kommen.

### Zweyter Auftritt.

Ruffo. Fulvia.

Fulvia redet ihn weinend an, und sagt, sie wisse nicht, über wen sie sich eigentlich beklagen solle, ob über ihre eigene Unwissenheit, oder über ihn, weil sie sein Geist betrogen und zu Grunde gerichtet habe. Sie sagt ihm, sie habe während der Unterredung mit dem Lidio wahrgenommen, daß er eben so starcke Brüste habe, als sie, und endlich habe er es ihr selbst gestanden, daß er ein Mädchen geworden sey. Ruffo tröstet sie und verspricht ihr den Lidio, wenn ihn der Geist ganz und gar in ein Frauenzimmer sollte verwandelt haben, wieder in seinen ersten Zustand zu setzen. Fulvia verspricht ihm eine grosse Belohnung, wenn er ihr sein Wort halte. Sie erklärt sich deutlich, daß sie verlange, Lidio solle sie in Frauenzimmerkleidern, nicht aber als ein Frauenzimmer, besuchen. Ruffo stellt sie aufs neue zufrieden, und sie geht wieder in das Haus. Ruffo bleibt allein und lacht über die Leichtgläubigkeit der Fulvia, indem er den weiblichen Lidio und den Tannio kommen sieht.

### Dritter Auftritt.

Ruffo. Der weibliche Lidio. Tannio.

Indem sie Ruffo sieht, beklagt er sich, daß sie nicht als Frauenzimmer gekleidet sind, und erzehlt ihnen alles, was sich mit der Fulvia

zugetragen. Er dringt in den Lidio, wieder zu ihr zu gehen; Lidio verſpricht es ihm ganz kaltſinnig; Tannio aber verſichert ihn, daß ſie ſich bald wieder bey ihr einfinden würden. Ruffo geht ab, die andern zwey bleiben, und weil ſie die Samia kommen ſehen, ſo verſtecken ſie ſich, um ſie zu behorchen.

## Vierter Auftritt.

Samia. Tannio. Der weibliche Lidio.

Samia kömmt zum Hauſe heraus, und redet von dem Zufalle, der dem Lidio begegnet ſey. Sie ſagt, ihre Frau ſchicke ſie zu dem Schwarzkünſtler, und habe ein groſſes Geſchenck an Silber und Edelgeſteinen bereit geleget, welcher ſie dem Lidio geben wolle; wenn der Geiſt die Sache wieder gut mache. Hiermit geht ſie ab. Tannio aber ſagt zu dem Frauenzimmer, ſie ſolle nur wieder hingehen, und ſchlägt ihr ein Mittel vor, welches ſie beruhiget. Santilla billiget es, und verſpricht wieder zur Fulvia zurück zu kehren. Sie befiehlt unterdeſſen dem Tannio, nach Hauſe zu gehen, und ihr von dem, was daſelbſt vorfalle, Nachricht zu bringen. Weil Tannio und Santilla jemand kommen ſehen, ſo gehen ſie ab.

## Fünfter Auftritt.

Teſſenio. Samia.

Es fället eine ſehr komiſche Scene über die Verwandlung des Lidio zwiſchen ihnen vor. Samia zeigt ihm, was der Schwarzkünſtler ihrer Frau ſchreibe, und daß er ihr verſpreche, ihn in ſeinen erſten Stand wieder zu ſetzen. Sie geht hierauf in das Haus, der Fulvia eine ſo gute Nachricht zu bringen. Teſſenio macht ſeine Betrachtungen über das was er gehört, und weil er es gar nicht glauben kann, ſo will er ſeinen Herrn ſuchen, um davon gewiß zu ſeyn. Der Aufzug ſchließt ſich.

# Fünfter Aufzug.

## Erſter Auftritt.

Samia. Der weibliche Lidio. Der wahre Lidio.

Samia kömmt mit einem Beutel voll Geld aus dem Hauſe, den ſie auf Befehl der Fulvia dem Lidio geben ſolle. Sie ſieht ihn, und

geht auf ihn los, ihm denſelben zu geben; weil ſie ſich aber auf einmal zwiſchen beyden ſieht, ſo wird ſie durch die vollkommne Gleichheit ganz verwirrt gemacht, und begiebt ſich nach einer komiſchen Scene wieder in das Haus, ohne den Beutel weder dem einen noch dem andern zu geben. Der wahre Lidio erſtaunt über die Gleichheit ſeiner ſelbſt, die er an dem andern bemerkt; weil er aber die Gelegenheit, bey der Fulvia zu ſeyn, nicht verlieren will, verſchiebt er es auf ein ander mal, mit ihm zu reden, und ſich nach ſeinem Stande zu erkundigen, und geht ab, um ſich als Frauenzimmer anzukleiden. Der weibliche Lidio ſagt, daß dieſes der Liebhaber der Fulvia ſeyn müſſe, für den man ſie, wegen der groſſen Aehnlichkeit, angeſehen habe. Sie wird wegen des langen Auſſenbleibens des Tannio ungeduldig, weil ſie gern wieder zur Fulvia gehen möchte.

## Zweyter Auftritt.

**Teſſenio. Der weibliche Lidio.** Und hernach **Tannio.**

Teſſenio kömmt und ſucht ſeinen Herrn. Er ſieht die Santilla, die er für den Lidio hält, und bemerkt, daß er gedankenvoll auf und nieder gehe. Er macht verſchiedne Betrachtungen, die ihm das, was ihm Samia geſagt hat, glaublich machen. Endlich hört er, daß Lidio ſagt, ſie ſey ein Mädchen und fürchte ſich, erkannt zu werden. Teſſenio iſt darüber ganz erſtaunt, zeigt ſich und hat eine Scene mit ihm, der ihn für ſeinen Bedienten gar nicht erkennen will. Endlich ſagt ihm Teſſenio, er wiſſe wohl, daß er ein Frauenzimmer ſey. Lidio leugnet es, und Tannio kömmt dazu, mit welchem er eine ſehr zweydeutige Scene hat. Weil Lidio den Teſſenio nicht für ſeinen Bedienten erkennen will, ſo wird dieſer zornig, und erwehnt alles deſſen, was ſich mit ſeiner Familie zu Modon zugetragen. Der weibliche Lidio und Tannio machen bey Seite ihre Anmerkungen darüber.

## Dritter Auftritt.

**Der wahre Lidio** in Frauenzimmerkleidern, und **die Vorigen.**

Der wahre Lidio ruft den Teſſenio, welcher zu ihm kömmt und ihn erkennt; und endlich geht jener mit ihm zu der Fulvia hinein. Der weibliche Lidio und Tannio ſprechen mit einander von dem, was ſie

gehört haben; Teſſenio kömmt wieder zu ihnen, und in der Scene, die ſie mit einander haben, geht die Erkennung vor ſich.

## Vierter Auftritt.

Samia, und die Vorigen.

Samia kömmt weinend aus dem Hauſe; Teſſenio redet ſie an, und ſie ſagt ihm, daß die Brüder des Calandro die Fulvia mit dem Libio getroffen, und beyde in ein Zimmer des unterſten Stockwerks verſchloſſen hätten. Sie wären hierauf fortgegangen, den Calandro zu ſuchen, ihm ſeine Beſchimpfung zu entdecken und den Libio vielleicht zu tödten. Fulvia um ihre Ehre zu retten, habe ihr befohlen zu dem Schwarzkünſtler zu gehen, welcher den Libio ſogleich noch einmal in ein Frauenzimmer verwandeln ſolle, damit man ſie, wenn ihr Mann mit den Brüdern zurück käme, unſchuldig finden möchte. Samia geht ab, und Teſſenio verſpricht dem Handel abzuhelffen. Er ſchlägt dem weiblichen Libio vor, mit dem Tannio die Kleider zu verwechſeln, und mit ihm zu gehen, um ſeinem Bruder das Leben zu retten. Libio iſt dazu bereit, verwechſelt die Kleider mit dem Tannio und Teſſenio führt ihn in größter Eil zur Fulvia. Tannio bleibt allein, und iſt über die Gefahr, in der ſich Bruder und Schweſter befinden, ganz erſchrocken. Er höret Lermen und verbirgt ſich, um zu ſehen, was es giebt.

## Fünfter Auftritt.

Der wahre Libio in den Kleidern des Tannio.

Libio kömmt in den Kleidern des Tannio aus dem Hauſe. Er ſagt, Teſſenio habe ein Fenſter in dem Zimmer, in welchem er mit der Fulvia eingeſchloſſen geweſen, eröfnet, und einen jungen Menſchen durch das Fenſter hinein ſpringen laſſen. Er habe dieſen jungen Menſchen ausgezogen, und ihn die Weibskleider, die er angehabt, anziehen laſſen, er ſelbſt aber, Libio, habe die Kleider des jungen Menſchen anziehen müſſen. Nach dieſer Vertauſchung ſey er zu dem Fenſter hinausgeſprungen, und, wie es ihm Teſſenio geheiſſen habe, zum Hauſe hinausgegangen. Der junge Menſch ſey in der Stube geblieben, und Teſſenio rede noch mit der Fulvia am Fenſter. Er ſey ſehr begierig zu ſehen, wo dieſes alles hinaus wolle; und weil er ſieht, daß Fulvia an der Hausthüre erſcheint, tritt er zurück.

## Sechſter Auftritt.

Fulvia allein.

Sie kömmt an die Hausthüre und wünſcht ſich Glück aus einer ſo groſſen Verwirrung geriſſen zu ſeyn.

## Siebender Auftritt.

Fulvia. Calandro. Die Brüder der Fulvia.

Calandro lermt wieder ſeine Frau, und befiehlt ſeinen Brüdern hinein zu gehen, und zu ſehen, was an der Sache ſey. Sie bittet ſie ſelbſt herein zu kommen, und Augenzeugen zu ſeyn, was für Geduld ſie bis auf den heutigen Tag mit ihrem Manne müſſe gehabt haben. Sie gehn alle hinein.

## Achter Auftritt.

Der wahre Lidio allein.

Er weis noch nicht was daraus werden wird, und hält ſich gefaßt, ſo gleich wieder in das Haus hinein zu gehen und ſeiner Gebieterin auf das geringſte Lermen, das er hören werde, beyzuſtehen.

## Neunter Auftritt.

Tannio. Der wahre Lidio.

Tannio, welcher den Lidio für die Santilla anſieht, nähert ſich ihm, kleidet ſich aus, und verlangt ſeine Kleider wieder. Lidio verſteht ihn nicht, und unter ihren zweydeutigen Reden kömmt Teſſenio.

## Zehnter Auftritt.

Teſſenio allein.

Er kömmt luſtig und lachend aus dem Hauſe und ſagt, daß man den Lidio für ein Frauenzimmer erkannt habe, daß Calandro wacker ausgelacht worden, und die Fulvia die tugendhafteſte Frau von der Welt zu ſeyn ſcheine. Er ſieht den weiblichen Lidio aus dem Hauſe kommen, welche gleichfalls ganz zufrieden iſt und ſich von der Geſellſchaft darinnen beurlaubet hat. Zugleich wird er auf der andern Seite den wahren Lidio gewahr.

## Eilfter Auftritt.

Santilla. Teſſenio. Libio. Tannio.

Santilla fragt den Teſſenio wegen ihres Bruders, und dieſer zeigt ihr den Libio. Die Erkennung geht mit auſſerordentlichen Freudensbezeugungen vor ſich. Teſſenio erzehlt ihnen, daß er, nachdem er ſie zu dem Fenſter heraus und herein ſteigen, und die Kleider verwechſeln laſſen, der Fulvia heimlich geſagt habe, der junge Menſch, den er zu ihr bringe, ſey die ſo lange geſuchte Schweſter, Santilla, und daß ihm die Fulvia geantwortet habe, es ſey ihr ſehr angenehm, und ſie bleibe dabey, daß ſie ihren Sohn mit ihr verheyrathen wolle. Santilla ſpricht, nunmehr verſtehe ſie erſt die Rede der Fulvia, die ſie zärtlich umarmt und zu ihr geſagt habe; Libio hat eine Schweſter, ich habe eine Tochter und du haſt einen Mann gefunden. Libio hält die Sache für ſchon ſo gut als richtig. Tannio ſetzt hinzu, daß eine andre gleichfalls ſo gut als richtig ſeyn könne, und erklärt ſich dahin, daß man, wegen der vollkommnen Aehnlichkeit beyder Geſchwiſter noch eine Heyrath mit einem einzigen Worte ſchlieſſen könne. Santilla verſpricht ihrem Bruder mehr Licht davon zu geben, damit er bey dem Perillo an ſeine Stelle treten, und deſſelben für ſie beſtimmte Tochter heyrathen könne. Sie begeben ſich weg, um dieſe Anſchläge auszuführen; Teſſenio beurlaubet die Zuſchauer, und die Komödie hat ein Ende.

### Beurtheilung der Calandra.

Der Verfaſſer dieſer Komödie, wie man ſchon weis, iſt Bernardo da Bibiena, welcher hernachmahls Kardinal ward. Von ihr rechnet man die Epoche der erſten italiäniſchen Komödie, und meinen Anmerkungen zufolge, muß ſie gegen das Jahr 1480 geſchrieben ſeyn. Die Ariſtipia, die Floriana, Timon, und alle übrigen, welche noch vor der Calandra hergegangen ſind, werden in die Klaſſe der Poſſenſpiele geſetzt und man beehrt ſie mit dem Namen der Komödien nicht. Unſre Italiäner haben hierinne ſehr richtig gedacht, und wir ſind ſehr glücklich, daß wir eine ſo rühmliche Epoche mit einem Werke, als die Calandra iſt, anfangen können.

Ich meines Theils glaube, daß weder die griechiſchen komiſchen Dichter, welche wir weiter nicht als aus den hinterlaſſenen Stücken des Ariſtophanes und aus den Luſtſpielen kennen, welche Terenz von ihnen

geborgt hat, daß, ſag ich, weder die Griechen, noch die Lateiner, noch die Neuern, die Italiäner vor und nach dem Bibiena ſelbſt nicht ausgenommen, eine ſo vollkommne Komödie, als die Calandra iſt, weder gemacht haben, noch vielleicht jemals machen werden. Kurz nach meiner Einſicht iſt die Calandra das Muſter einer guten Komödie.

Die Einrichtung der Fabel iſt zum Erſtaunen ſchön, und das Komiſche, welches überall vielmehr in der Sache, als in den Worten liegt, herrſcht ſo ſtark darinn, daß man ſich nicht genug darüber verwundern kann. Die Sprache iſt vollkommen, die Charaktere ſind vortreflich. Aus der Erfindung leuchtet ein groſſes Genie, und aus der Oekonomie eine groſſe Klugheit.

Ich erſuche alle Gelehrte und alle, die an dem Theater einen Geſchmack haben, dieſes Stück zu leſen und genau zu unterſuchen. Ich ſchmeichle mir, daß ſie gewiß meiner Meinung ſeyn werden.

Aus der Calandra werden es die Dichter erkennen lernen, wie weit die Einbildungskraft in Aufſuchung des Komiſchen gehen könne. Bibiena findet es überall.

Aus der Calandra werden ſie lernen können, wie man eine Begebenheit verwickeln, und mit der gehörigen Genauigkeit ſo wieder aufwickeln ſolle, daß überall das Wunderbare, das Intereſſante, das Komiſche beybehalten werde, welches ſich bey den Entwicklungen aller Stücke finden ſollte. In der Calandra werden ſie ſehen, was das heiſſe, das Auftreten und Abgehen der Perſonen mit aller möglichen Ueberlegung und geſunden Vernunft anordnen. In der Calandra werden ſie finden, wie man die verſchiednen Arten zu denken und zu reden beobachten, und weder bey den Alten noch bey den Weibsperſonen, weder bey den jungen Leuten noch bey den Bedienten, ihren Charakter aus den Augen laſſen müſſe.

Kurz, wenn man eine komiſche Dichtkunſt ſchreiben wollte, welche uns bey allen den Muſter, die wir darinne haben, noch fehlt, ſo bin ich gewiß überzeugt, daß man die Calandra alle Augenblick anführen könne, ſo wie Ariſtoteles, wenn er von der Tragödie Regeln giebt, bey jedem Schritte den Oedip des Sophocles anführt.

Diejenigen, welche dieſe Komödie kennen, oder wenigſtens kennen wollen, werden vielleicht ſagen, daß wenn ſie ſchon unvergleichliche Schönheiten hat, ſie auch einen ſehr groſſen Fehler habe. Ich weis es, allein dieſer Fehler kann das Verdienſt des Poeten um nichts verringern, und

um die Sprache einmal zu verändern, will ich einen Augenblick auf ſeine Seite treten.

Man muß über die Frechheit der Sitten, welche in den erſten Komödien herrſcht, nothwendig erſtaunen. Ich weis nicht, ob die vergangenen Jahrhunderte einfältiger oder verderbter waren, als das unſrige; das aber weiß ich nicht, daß man die Calandra an dem Hofe zu Urbino in Gegenwart verſchiedener tugendhafften Prinzeßinnen aufgeführet hat.

Aus dieſem Grunde könnte man mir alſo einwenden, daß, wenn ein Dichter ſich nicht zwingen, ſondern die ganze Natur brauchen dürfe, das Komiſche ſehr leicht zu finden ſeyn. Allein man kann, glaube ich, antworten, daß man in dergleichem Falle das ſittlich anſtößige bey Seite ſetzen, und von den Werken nach dem wahren Werthe der Erfindung, der Ausführung und des Witzes urtheilen müſſe; und in dieſem Verſtande rede ich jetzt von der Calandra. Man bemerke die Stärke des Genies und alle die übrigen Vollkommenheiten, welche der Dichter gezeigt hat, ohne ſich bey der Frechheit der Sitten aufzuhalten; und in dieſer Geſinnung unterſuche ich die Komödie des Bibiena, und finde, daß ſie unvergleichlich iſt.

Unterdeſſen will ich doch nicht unterlaſſen, einige Fehler in dieſem Wercke anzumercken und einige Stellen darinn zu critiſiren.

In dem erſten Auftritte des fünften Aufzuges kommen der weibliche Lidio, und der wahre Lidio, beyde als Mannsperſonen gekleidet, auf das Theater, wo ſie von der Magd mit dem Geldbeutel, den ſie dem Lidio geben ſoll, angetroffen werden. Sie ſtehet zwiſchen beyden, und alle drey zuſammen ſpielen eine Scene, in welcher die zwey junge Leute Dinge ſagen, welche bey dem weiblichen Lidio Gedanken erregen und ſogleich zur Erkennung Gelegenheit geben ſollten. Daß der wahre Lidio über die groſſe Gleichheit welche er an dem andern findet, ſeine Betrachtungen nicht anſtellet, noch darauf fället, daß es wohl ſeine Schweſter ſeyn könne, iſt nicht zu verwundern, weil er ein Mädchen ſucht und gar keine Urſache zu vermuthen hat, daß er ſie in Mannskleidern finden werde. Allein der weibliche Lidio, weil ſie ſich der groſſen Gleichheit, die ſie mit ihrem Bruder gehabt, noch ſehr wohl erinnert, ſollte einige Ueberlegung machen, da ſie einen jungen Menſchen ſieht, der ihr ſo ähnlich iſt. Es iſt zwar wahr, um ſie nicht daran denken zu laſſen, hat der Verfaſſer den ſcharfſinnigen Kunſtgrif gebraucht, daß er den weiblichen

Lidio durch das ganze Stück von ihrem Bruder nicht anders, als von einem Verſtorbenen reden läßt, und ihr alſo der Gedanke, es könne wohl ihr Bruder ſeyn, nicht ſo plötzlich einfallen kann. Sie bildet ſich bloß ein, daß es der wahre Liebhaber der Fulvia ſey, mit dem man ſie wegen der groſſen Gleichheit verwechſelt habe. Der Verfaſſer thut auch noch das, daß er den weiblichen Lidio ihre Neubegierde verrathen läßt, es näher zu wiſſen, wer eigentlich dieſer ihr ſo ähnliche junge Menſch ſey; nur fügt er hinzu, daß er es bis auf ein andermal verſchieben wolle, weil er ſich jetzt geſchwind als Frauenzimmer kleiden und zu der Fulvia gehen müſſe.

Nach dieſen critiſchen Anmerkungen, dürfte ich nun wohl zu behaupten wagen, daß das, was der Verfaſſer gethan hat, zu ſeiner Vertheidigung hinlänglich ſey, und daß er der Gefahr, in die er ſeine zwey Perſonen wegen einer zu frühzeitigen Erkennung geſetzt hat, ſehr wohl ausgewichen iſt. Ich will es unterdeſſen doch auf das Urtheil der Leſer ankommen laſſen; und wenn das, was der Dichter zu ſeiner Rettung gethan hat, dennoch nicht zureichen ſollte, ſo wird man ihn wenigſtens nicht als einen dummen Idioten verdammen, welcher den Fehler begangen habe, ohne ihn zu merken. Er hat alle die Gefahr, die dabey iſt, geſehen, und alle mögliche Mittel, ihr zu entgehen, angewendet.

Was die andre Scene zwiſchen dem Calandro und den beyden als Frauenzimmer gekleideten Geſchwiſtern, anbelangt, kann man dem Verfaſſer nichts vorwerfen, weil die Geſchwiſter eines von dem andern weit genug entfernt ſind, und Calandro bald zu dem einen, bald zu dem andern geht, ſo daß ſie alle beyde vom Theater abtreten, ohne daß ſie einander ins Geſicht geſehen, oder ein Wort zuſammen geſprochen hätten. Wenn die Stelle, die ich critiſirt habe, auch ſchon mit andern tüchtigen Gründen, auſſer den angeführten, zu retten wäre, ſo wird man doch folgende weit weniger zu entſchuldigen finden.

In der Mitte des fünften Aufzugs erzehlt die Magd, daß die Brüder des Calandro ihre Frau bey einem jungen Menſchen getroffen und ſie beyde in ein Zimmer eingeſchloſſen hätten; daß ſie hierauf weggegangen wären, um ihren Bruder zu hohlen, und ihm ſeine Frau mit ihrem Liebhaber zu zeigen. Auf dieſe Nachricht bringt Teſſenio das als eine Mannsperſon gekleidete Mädchen durch das Fenſter in das Zimmer der Fulvia, läßt die Kleider wechſeln, und ſagt der Fulvia, daß ſie nunmehr ihren Mann erwarten und zu Schanden machen könne.

Dieſer Urſachen und der von dem Teſſenio erſonnene Betriegerey wegen, ſollte Fulvia, wenn ſie ſchon aus dem Zimmer kommen könnte, dennoch darinn bleiben, weil ihre Ehre in Sicherheit iſt, und ſie ruhig die Ankunft ihres Mannes erwarten kann. Einen Augenblick zuvor aber, ehe Calandro mit ſeinen Brüdern kömmt, erſcheinet Fulvia an der Hausthüre, empfängt ihren Mann, und führt, unter Klagen über ihn, die Brüder deſſelben hinein, um ihnen zu zeigen, von welcher Art ihr Liebhaber ſey.

Ich glaube, Fulvia ſollte gar nicht aus dem Zimmer herauskommen, um nicht argwohnen zu laſſen, daß ſie eben ſo leicht, als ſie ſelbſt herausgekommen, auch ihren Liebhaber hätte heraus, und ein Mädchen an ſeine Stelle hinein ſchaffen können. Teſſenio hätte, ohne daß ſie herauskommen dürfen, von allem, was vorgegangen ſey, Rechenſchaft geben können, ſo wie er es auch in der That thut. Die Erſcheinung der Fulvia verurſacht daher nicht bloß die gedachte Unbequemlichkeit, ſondern iſt auch ganz und gar unnütze.

Ob ich nun aber gleich überzeugt bin, daß der Fehler von welchen ich jezt geſprochen habe, ein wirklicher Fehler iſt, ſo iſt er doch keiner von den Hauptfehlern, den man nicht anders als mit Umwerfung des ganzen Stücks verbeſſern könne, ſondern man braucht weiter nichts, als die wenigen Zeilen, welche Fulvia unter der Hausthüre ſagt, und die kleine Scene, die ſie auf der Straſſe mit dem Calandro hat, wegzuſtreichen, wenn alles ohne weitere Aenderung ſeine Richtigkeit haben ſoll.

Man könnte wider die Calandra einwenden, daß ſie allzuverwickelt ſey, und daß bey gewiſſen Gelegenheiten die Fruchtbarkeit der Einbildungskraft ein Fehler werde. Ich gebe dieſes zu; allein wenn eine Komödie aus allzuvielen Begebenheiten zuſammengeſetzt iſt, ſo muß man unterſuchen, ob die häufigen Zufälle die Aufmerkſamkeit nicht allzuſehr ermüden, und ob alles mit der gehörigen Genauigkeit und Wahrſcheinlichkeit angeordnet iſt. Wenn eine Sache auf die andre leicht und deutlich folgt, wenn jede von den Perſonen für ihr Theil nicht mehr thut, als ſie thun ſoll, und wenn man alles verſtanden hat, ohne daß man ſich lange auf alles vorhergehende beſinnen muß; alsdenn muß man zugeben, daß das Stück vollkommen ſey. Man darf die Calandra nur leſen, um zu ſehen, daß ſich dieſe Vollkommenheiten darinn finden. Sonſt iſt es freylich wahr, daß die erhizte Einbildungskraft der Italiäner, und die

allzugroſſe Fruchtbarkeit des Witzes, wegen des allzureichen Stofs, den ſie ohne Klugheit angewendet, nicht ſelten ſehr ſchlechte Stücke hat hervorbringen müſſen; allein Bibiena hatte das Ebenmaaß allzuwol inne, als daß er in einem dergleichen Fehler hätte fallen können.

Einen einzigen Punct will ich noch ausnehmen; ich glaube nehmlich nicht, daß die von den Regeln vorgeſchriebene Zeit der zwölf Stunden, weil keine Nacht darinn vorkömmt, zu allen den Verrichtungen, die bey der Handlung der Calandra vorkommen, hinlänglich ſey; was aber die andern Regeln der Kunſt anbelangt, dieſe ſind gewiß insgeſamt vortreflich beobachtet worden.

---

## Drittes Stück. 1755.[1]

### XI.

## Des Abts du Bos Ausſchweifung von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten.

### Vorbericht.

Der Abt du Bos war einer von den Vierzigern, und beſtändiger Sekretär der franzöſiſchen Akademie. Der Herr von Voltaire hat ihn mit unter die Schriftſteller gezehlet, welche das Jahrhundert Ludewigs des XIV. erleuchtet haben. Er hat ſich der Welt als ein Geſchichtſchreiber und als ein Kunſtrichter gezeigt. Als jener in ſeiner Histoire de la ligue de Cambrai, welcher der Herr von Voltaire das Lob zugeſtehet, daß ſie ein Muſter in ihrer Art ſey. Als dieſer, in ſeinen critiſchen Betrachtungen über die Dichtkunſt und Mahlerey, (Reflexions critiques sur la Poesie et sur la Peinture) von welchen ich hier etwas mehrers melden muß. Ich kann es jetzt nicht gleich wiſſen, in welchem Jahre ſie zu erſt ans Licht traten. Ich habe blos die fünfte Ausgabe vor mir, welche von 1746 iſt. Es iſt die letzte, meines Wiſſens, und auf dem Titel wird geſagt, daß ſie von dem Verfaſſer ſelbſt durchgeſehen, verbeſſert und vermehrt worden. Sie iſt in Paris in groß Duodez

[1] Mit dem Bildniſſe des Philipp Nericault-Destouches.

gedruckt, und beſtehet aus drey Theilen, deren ſtärkſter ein Alphabet hat. Der Inhalt, wie ihn der Verfaſſer ſelbſt entwirft, iſt kurz dieſer. In dem erſten Theile erklärt er, worinn die Schönheit eines Gemähldes und die Schönheit eines Gedichts vornehmlich beſtehe; was für Vorzüge ſo wohl das eine, als das andere, durch die Beobachtungen der Regeln erlange, und endlich was für Beyſtand ſowohl die Werke der Dichtkunſt, als der Mahlerey, von andern Künſten erborgen können, um ſich mit deſto gröſſern Vortheile zu zeigen. In dem zweyten Theile handelt er von den Theils natürlichen, Theils erworbenen Eigenſchaften, welche ſowohl groſſe Mahler, als groſſe Dichter, haben müſſen, und forſcht den Urſachen nach, warum einige Jahrhunderte ſo viele, und einige faſt gar keine berühmte Künſtler geſehen haben. Hierauf unterſucht er, auf welche Weiſe die Künſtler zu ihrem Ruhme gelangen; an welchen Kennzeichen man es vorausſehen könne, ob der Ruhm, in welchem ſie zu ihren Zeiten ſtehen, ein wahrer Ruhm ſey, oder ob ſie nur ein flüchtiges Aufſehen machen; und endlich aus welchen Merkmalen man es zuverläßig ſchlieſſen dürfe, daß der Name eines von ſeinen Zeitgenoſſen gerühmten Dichters oder Mahlers, immer mehr und mehr wachſen, und in den folgenden Zeiten noch gröſſer ſeyn werde, als er ſelbſt zu ſeiner Zeit geweſen iſt. In dem dritten Theile endlich trägt unſer Abt verſchiedene Entdeckungen vor, die er in Anſehung der theatraliſchen Vorſtellungen der Alten gemacht zu haben glaubet. In den erſten Ausgaben ſeines Wercks, war dieſe Materie dem erſten Theile mit eingeſchaltet. Weil ſie aber doch nichts anders als eine Ausſchweifung war, durch die man die Hauptſache allzulange aus den Augen verlohr, ſo folgte er dem Rathe einiger Freunde, und machte einen beſondern Theil daraus. Dieſer beſondre Theil nun, oder dieſe Ausſchweifung iſt es, welche ich hier meiner theatraliſchen Bibliothek einverleiben will.[1] Ich werde aber dabey für dieſesmal nichts, als die Pflichten eines getreuen Ueberſetzers beobachten; und meine Gedanken über verſchiedene beſondere Meinungen des Verfaſſers auf eine andere Gelegenheit verſparen.

[1] Die Ueberſetzung nimmt das ganze dritte Stück ein.

# Viertes Stück. 1758.[1]

## XIII.

## Von Johann Dryden und dessen dramatischen Werken.

Dieser grosse Dichter ward gebohren den 6ten August 1631 zu Aldwincle, bey Oundle, in der Grafschaft Northampton, aus einer ganz ansehnlichen Familie. Seine erste Unterweisung bekam er in der Schule zu Westmünster, unter dem berühmten D. Busby. Von da kam er 1650 in das Dreyfaltigkeitscollegium zu Cambrigde.

Man findet eben nicht, daß er sein grosses poetisches Genie sehr frühzeitig gezeigt habe. Er war bereits über dreyßig Jahr, als er sein erstes Lustspiel verfertigte. Ehe ich aber von diesem ein mehrers sage, erlaube man mir von seinem

Versuch über die dramatische Poesie

(Essay of Dramatick Poesie) zu reden. Wenn ein Schriftsteller in seiner Gattung beydes Regeln und Beispiele gegeben, so erfordert es die Natur der Sache, sich jene zu erst bekannt zu machen.

Der gedachte Versuch ward 1668 zum erstenmale gedruckt; ich bediene mich aber eines neuen Abdrucks von 1693, zu London auf sieben Quartbogen. Dryden hat ihn Carln, Grafen von Dorset und Middlesex zugeeignet, und sagt in der Zuschrift, daß er ihn zu der Zeit geschrieben, als ihn die Wuth der Pest aus der Stadt getrieben. Dieses war das Jahr 1665. Die Theater waren während dieser Landplage in London alle geschlossen, und Dryden konnte sich mit nichts als den Gedanken davon auf dem Lande unterhalten, und that dieses, wie er sagt, mit eben dem Vergnügen, mit welchem ein Liebhaber an seine abwesende Gebieterin denket.

Es hat aber Dryden seinen Versuch in eine Unterredung zwischen vier Freunden, Namens Eugenius, Crites, Lisidejus und Neander, eingekleidet, und der Tag dieser Unterredung ist der merkwürdige Tag, an welchem der damalige Herzog von York (nachher Jacob II.) über die holländische Flotte unter dem Admiral Obdam den grossen Sieg

[1] XII. Geschichte der englischen Schaubühne. Ist von Friedrich Nicolai, nach seiner eigenen Erklärung

erhielt. Die vier Freunde befanden ſich auf einem Boote, auf welchem ſie nach Greenwich zufuhren, um das Kanonenfeuer zwiſchen den ſtreitenden Flotten von weitem mit anzuhören. Als ſich nun der Schall immer nach und nach von den engliſchen Küſten entfernte, und Eugenius dieſes für ein günſtiges Omen des für ſeine Nation ausgefallenen Siegs hielt, fielen ihm zwar alle bey, Crites aber, ein Mann von einer ſehr ſcharfen Beurtheilungskraft, und einem etwas allzueckeln Geſchmacke, der ihn oft in den Verdacht eines bösartigen Gemüths brachte, ſagte lächelnd: Wenn auf dieſes Seegefecht nicht ſo gar viel ankäme, ſo würde er den Sieg kaum gewünſcht haben, da er ſchon im voraus wiſſe, wie theuer er ihm werde zu ſtehen kommen, und wie viel elende Verſe er darauf werde hören und leſen müſſen. Er ſetzte hinzu, daß dieſen ewigen Reimern keine Gelegenheit entwiſchen könne, und daß ſie auf ein Treffen mit eben ſo heißhungriger Begierde, als Raben und andere Raubvögel lauerten. — Einige von ihnen, fuhr Liſidejus fort, haben ſich bereits, wie ich weis, auf jeden Fall ſo gefaßt gemacht, daß ſie nicht allein mit einem Lobgeſange auf den Sieg, ſondern wenn es nöthig wäre, auch wohl mit einer Trauerode auf den Tod des Herzogs, ſogleich bey der Hand ſeyn können ꝛc. — Die Unterredung kömmt allmälig auf einige ſchlechte Dichter ins beſondere und Crites ſchließt, daß es überhaupt itzt wenig gute Schriftſteller gebe, die man mit den Alten vergleichen könne, oder ſich auch nur zu der Würde des letzt vergangenen Weltalters erhieben. — (Er verſtehet unter dieſem letzt vergangenen Weltalter, die kurz vor dem bürgerlichen Kriege vorhergegangenen Jahre, die Regierung der Königin Eliſabeth und Jacobs des erſten, unter welcher Shakeſpear, Johnſon und andere groſſe Genies lebten.)

„Wenn ſich ihr Unwille gegen die itzigen ſchlechten Scribenten, erwiderte Eugenius dem Crites, bloß auf ihre Verehrungen des Alterthums gründet, ſo kann niemand williger ſeyn, jene groſſen Griechen und Römer zu bewundern, als ich. Dem ohngeachtet aber kann ich doch auch von dem Zeitalter, in welchem ich lebe, und von meinem Lande unmöglich ſo verächtlich denken, daß ich nicht glauben ſollte, wir kämen in den meiſten Gattungen der Poeſie den Alten gleich, und überträfen ſie ſogar in einigen. Und warum ſollte ich auch nicht für die Ehre meines Weltalters eben ſo eifrig ſeyn, als ich finde, daß die Alten für die Ehre des ihrigen geweſen ſind? Denn auch Horaz ſagt:

Indignor quidquam reprehendi, non quia crasse
Compositum, illepideve putetur, sed quia nuper,

„und darauf:

Si meliora dies, ut vina, poemata reddit,
Scire velim pretium chartis quotus arroget annus?

„Doch ich ſehe, daß ich in ein allzuweites Feld gerathe; die Poeſie „iſt von allzu groſſem Umfange; es haben ſich in jeder Gattung derſelben „ſo manche Alte und Neue ſo ſehr hervorgethan, daß es nöthig ſeyn wird „unſern Streit auf eine einzelne Gattung einzuſchränken.“ Eugenius fragt alſo den Crites, auf welche? Crites wehlt das Drama, und von dieſem will er beweiſen, daß ſowohl die Alten die Neuern, als das vergangene Weltalter das itzige darinn übertroffen.

Nachdem ſie für gut befunden, eine etwanige Erklärung, oder vielmehr Beſchreibung, von dem Schauſpiele überhaupt voraus zu ſetzen; nehmlich, ein Schauſpiel ſey eine wahre und lebhafte Abſchilderung der menſchlichen Natur, welche die Leidenſchaften und Launen derſelben, (Humours) nebſt den Abwechſelungen des Glückes, denen ſie ausgeſetzt iſt, zum Vergnügen und Unterricht, vorſtelle: fängt Crites zum Behuf der Alten folgender-Geſtalt an zu reden.

* * *

Hierauf folgt die Beurtheilung des gedachten Stücks vom Johnſon, die ich mir bey einer andern Gelegenheit zu Nutze machen werde. Vor itzo will ich nur die Erklärung mitnehmen, welche Dryden von dem, was die Engländer Humor nennen, giebt. Ich erinnere zugleich, daß ich Humor, wo ich das Wort überſetzen will, durch Laune gebe, weil ich nicht glaube, daß man ein bequemeres in der ganzen deutſchen Sprache finden wird.

* * *

Zu Ende des Verſuchs wird die Unterredung auf den Gebrauch der Reime in den Schauſpielen gelenkt, wider welchen ſich Crites mit ſehr guten Gründen erklärt.

* * *

Neander iſt Dryden ſelbſt, wie er nicht undeutlich zu verſtehen giebt. Er hatte die wenigen Stücke, die er damals noch für die Bühne gemacht hatte, alle gereimt, und er vertheidiget alſo ſeine eigene Sache,

indem er dem Reime das Wort ſpricht. Sobald er aber mehr und geſchwinder zu ſchreiben, durch äuſſerliche Umſtände gezwungen ward, ſetzte er ſeine Theorie bey Seite, und opferte, wie wir in der Folge ſehen werden, den widerſpänſtigen Reim reellen Vortheilen auf.

Die Fortſetzung in dem nächſten Stücke.

---

## XIV.

## Entwürfe ungedruckter Luſtſpiele des italiäniſchen Theaters.

Es iſt bekannt, daß die Italiäner den größten Theil ihrer Komödien aus dem Stegreife ſpielen; und ſich dabey bloß nach kurzen geſchriebenen Entwürfen richten, in welchen ohngefehr die Intrigue überhaupt, die Anzahl der ſpielenden Perſonen, die Folge der Scenen, einige der ſcherzhafteſten Einfälle, und hier und da ein Theaterſpiel bemerkt ſind; die Ausführung der Rollen wird eines jeden Schauſpielers eigener Geſchicklichkeit überlaſſen. Viele von dieſen Entwürfen ſind ſehr alt, und haben ſich ſeit undenklichen Zeiten von einer Bühne auf die andere, von einem Acteur auf den andern fortgepflanzt. Und je älter ſie ſind, deſto vortrefflicher ſind ſie oft; ja ſie ſcheinen nicht ſelten Ueberbleibſel alter verlorner römiſchen Luſtſpiele eines plautiniſchen Kopfes, wenigſtens von der geringern Art der Mimen, zu ſeyn; verunſtaltete Ueberbleibſel zwar, aber doch Ueberbleibſel. Neuere Komödienſchreiber haben ſich ihrer auch ſehr wohl zu bedienen gewuſt, und beſonders will man von Molieren wiſſen, daß er ſich ungemein aus ihnen bereichert, und daß er, wenn man ihn zur Wiedererſtattung dieſes gelehrten Raubes zwingen könnte, der große komiſche Kopf vielleicht nicht mehr ſcheinen dürfte, für den er itzt durchgängig gehalten wird. Es iſt dieſe Beſchuldigung nicht ganz ohne Grund; nur muß man nicht glauben, daß ſie dem Manne, dem man ſie macht, ſchimpflich ſey. Ein komiſcher Dichter von Molieres Gattung kann ohnmöglich alles aus ſeinem Kopfe nehmen; andere Dichter können es weit eher; auch vielleicht andere komiſche Dichter, deren Perſonen man es aber auch anſiehet, daß ſie alle in einem Gehirne erzeugt worden. Und was bekümmert ſich endlich das Publicum darum, wo ein Moliere

den Stof, es zu beluſtigen, hernimt? Wenn das ſtehlen heißt, ſagt das Publicum, ſo wollten wir wohl alle komiſche Dichter höflich erſucht haben — gleichfalls zu ſtehlen.

Dieſes nun, und die Betrachtung, daß wir Deutſche, ohne Widerrede, unter allen geſitteten Völkern, in dieſer Art von Poeſie, die meiſten Hülfsmittel bedürfen, haben mich bewogen, die beſten Entwürfe ungedruckter italiäniſcher Luſtſpiele zu ſammeln, und gleichſam ein Magazin für unſere komiſche Dichter anzulegen, aus welchem ſie ſich ſicherer und zugleich unſchuldiger verſorgen können, als aus ganzen gedruckten Stücken, die leicht ſelbſt in einer Ueberſetzung auf unſerer Bühne erſcheinen, und ſie alſo der Gefahr, verglichen zu werden, ausſetzen möchten.

Ich werde mich zwar bloß auf das italiäniſche Theater zu Paris einſchränken müſſen; doch da auf dieſem ſo viel berühmte Schauſpieler ohne Zweifel den ganzen Reichthum aller italiäniſchen Bühnen zuſammen gebracht und ausgeleget haben: ſo wird meine Sammlung dadurch zwar leichter, aber hoffentlich nicht unvollſtändiger werden. Ich muß noch erinnern, daß die wenigſten dieſer Entwürfe alt ſeyn werden; — (Ich komme zu ſpät; die alten ſind verbraucht) — auch daß nicht alle, Entwürfe in italiäniſcher Sprache geſpielter, ſondern nur in dem italiäniſchen Geſchmacke abgefaßter Komödien ſeyn werden. Dieſes letztere zwar hätte ich kaum erinnern dürfen; denn wem iſt es unbekannt, daß ſich die italiäniſchen Schauſpieler in Paris gleichſam nationaliſiret haben, und eben ſo wohl in der franzöſiſchen, als in ihrer eignen Sprache ſpielen? Genug, daß es Entwürfe von lauter ungedruckten Stücken ſeyn werden, welche den oben angezeigten Nutzen für unſere theatraliſchen Dichter haben können.

Die Entwürfe ſelbſt ſind Theils zu Paris auf einzeln Blättern, den Zuſchauern zur Nachricht, gedruckt worden; Theils hat man ſie periodiſchen Schriften, und beſonders dem bekannten Merkur einverleibet. Ein neues Werk aber, welches im Jahr 1756. unter dem Titel: Histoire des Theatres de Paris etc. in ſieben nicht kleinen Duodezbänden zu Paris herausgekommen, hat ſeinen vornehmſten Werth von dieſen geſammelten Entwürfen erhalten.

Nachdem ich alſo auch meine Quellen angezeigt, will ich nun die Entwürfe ſelbſt vorlegen, und ſie ſo viel als möglich unter die verſchiednen Verfaſſer zuſammen bringen. Der erſte von dieſen Verfaſſern ſey der

ältere Riccoboni.[1] Ihm mögen die übrigen, doch ohne alle Ordnung der Zeit, wie sie mir vorkommen, folgen.

1) Le Joueur, in drey Aufzügen. Nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 6ten December 1718. zu erstenmale aufgeführt.

Der Beyfall, welchen dieses Stück erhielt, war ein hinlänglicher Beweis, daß dieser Charakter, welchen Regnard bereits so glücklich auf das Theater gebracht hatte, auch noch von einer andern Seite, mit nicht geringerm Glücke, vorgestellt werden können. Der neue Spieler war in allen seinen Handlungen Spieler und der Zuschauer erkannte ihn durchgängig darinn. Sein Bedienter war der einzige, dem die herrschende Leidenschaft seines Herrn für das Spiel bekannt war; seine Gebieterin selbst wußte von dieser seiner Schwachheit nichts; sie bildete sich vielmehr ein, daß er sein einziges Vergnügen an der Weltweisheit und an den schönen Wissenschaften habe, und daß er es nur aus Bescheidenheit und Wohlstand nicht eingestehen wolle. Dahin deutete sie denn auch alle Handlungen, die etwa seine wahre Meynung hätten verrathen können. Die Verwicklung des Stücks war einfach und voller Handlung, deren Feuer sich bis an das Ende vermehrte. Die Fabel war folgende.

In dem ersten Aufzuge ist der Spieler auf dem Puncte sich zu verheyrathen, und der Oheim seiner Braut kömmt mit dem Notarius, ihn den Heyrathscontract unterzeichnen zu lassen. Der Notarius verlangt seine Bezahlung von ihm, da er aber alles die vorhergehende Nacht verloren hat, so weis er ihn in der Geschwindigkeit nicht besser los zu werden, als daß er ihm eine goldene Tabatiere verspricht, und ihn also sehr zufrieden fortschickt. Kaum ist der Notarius weg, so kömmt ein Schuldner, der ihn um fünf und zwanzig Pistolen mahnet, die er ihm ehedem geliehen. Eine neue Verwirrung, und neue Complimente; doch der Schuldner bleibt hartnäckig und läßt sich nicht abweisen; was ist also zu thun? Der Spieler giebt ihm seinen Heyrathscontract zum Unterpfande, und verspricht ihm, daß er ihn vor allen andern von der Mitgift bezahlen wolle. Kurz darauf meldet man seine Gebieterin bey ihm an; und weil er von ihr für keinen Spieler angesehen seyn will, so steckt er geschwind ein Spiel Karten, welches auf dem Tische lieget, zu sich in die Tasche. Indem er aber das Schnupftuch herauszieht, reißt er zum Unglücke einen Theil

[1] Von seinem Leben sehe man das zweyte Stück der Theatralischen Bibliothek S. 301 und 306 in der Note.

derſelben mit heraus, welche ſeiner Gebieterin vor die Füſſe fallen, die doch im geringſten keine üble Auslegung davon macht, ſondern ihn mit dem Gebrauche, den Gelehrte gemeiniglich von den Karten machen, auf eine verbindliche Weiſe entſchuldiget. Und für einen Gelehrten hält ſie ihn in allem Ernſte.

In dem zweyten Aufzuge giebt er ſeiner Gebieterin ein Feſtin, und eben als der Ball ſeinen Anfang nehmen ſoll, kömmt ein Seeofficier von ſeinen Freunden dazu. Dieſer Menſch hat ganz und gar keinen Geſchmack am Tanzen, und beredet den Spieler unvermerkt, in ein Seitenzimmer mit ihm zu gehen, um eine Viertelſtunde mit einander da zu doppeln. Unſer Spieler, der jetzt ziemlich bey Gelde iſt, und das Spiel weit mehr, als ſeine Gebieterin liebt, bittet ſie, den Ball unterdeſſen immer zu eröfnen, mit der Verſicherung, daß er den Augenblick bey ihr ſeyn wolle. Er hält ihr auch wirklich Wort, kömmt aber in einer ſolchen Verwirrung und mit ſo wilden Augen wieder zurück, daß man leicht errathen kann, er müſſe alles verloren haben. Seine Gebieterin, die nichts weniger, als die wahre Urſache ſeiner Verwirrung und Unruhe vermuthet, zwingt ihn, in dieſem peinlichen Zuſtande eine Menuet mit ihr zu tanzen. Er weigert ſich vergebens; ſie führt ihm zur Urſache an, daß ihm das Tanzen am allererſten den philoſophiſchen Streit wieder aus dem Kopf bringen werde, den er ohne Zweifel eben itzt mit ſeinem Freunde, dem Seeofficier, gehabt habe. Der Spieler, um die wahre Urſache ſeiner Verwirrung zu verbergen, giebt ſeiner Gebieterin alſo die Hand; da aber ſeine Zerſtreuung gar zu ſtark iſt, ſo unterbricht er nicht ſelten den Tanz und iſt bloß mit ſeinem Verluſte beſchäftiget. Bald ſagt er ſeinem Bedienten, dem Harlequin, etwas ins Ohr, welches denn nicht ſelten Verwünſchungen ſeiner ſelbſt ſind; bald ſucht er überall in ſeinen Taſchen, ob er gar nichts übrig behalten: und endlich überläßt er ſich dem Unglücke, das ihm zugeſtoſſen, ſo ſehr, daß er zum Schluſſe der Menuet ganz allein auf dem vorderſten Theile des Theaters tanzet, indem ſeine Gebieterin ganz hinten gleichfalls allein tanzet, welches zu einem ſehr lächerlichen Theaterſpiele wird. Kaum aber hat ſich der Spieler aus dieſer Verwirrung herausgeriſſen, als er in eine andere verfällt. Harlequin, den er vor ſeinem Verluſte zu dem Tracteur geſchickt hatte, um ein groſſes Abendeſſen, nach dem Balle zu beſtellen, bringt ihm die traurige Nachricht, daß der verdammte Tracteur eher durchaus nichts hergeben

will, bis ſeine alten Rechnungen bezahlt wären; alles was er habe ausrichten können, wäre dieſes, daß er den Tracteur mit hergebracht, um ſelbſt mit ihm zu ſprechen. Der Tracteur kömmt: der Herr und der Bediente bitten ihn leiſe und thun ihm alle mögliche Verſprechungen; er bleibt unerbittlich. Seine Gebieterin wird unterdeſſen ungeduldig, ſiehet nach ihrer Uhr und findet, daß ſie ſtehen geblieben iſt; ſie giebt ſie dem Spieler, um von ihm zu erfahren, ob ſie wirklich nicht gehe. Der Spieler nimt ſie und wendet ſich wieder zu dem Tracteur, um ihn, wo möglich, noch zu bewegen; dieſer aber, als er die Uhr ſieht, fragt ihn geſchwind, ob er ſie ihm zum Unterpfande geben wolle? Der Spieler hält dieſen Einfall für eine Eingebung, und ſieht ſich auf einmal aus ſeiner Verwirrung. Er giebt ihm die Uhr ſogleich, wendet ſich zu ſeiner Gebieterin, und ſagt ihr, daß ihre Uhr wirklich ſtehen geblieben ſey; wenn ſie es aber für gut befände, ſo wolle er ſie dieſem Manne (indem er auf den Tracteur zeiget) mit geben, welcher ohne Zweifel der geſchickteſte Uhrmacher in dem ganzen Reiche ſey. Das junge Frauenzimmer iſt es zufrieden, und der Spieler läßt die Uhr dem Tracteur mit den Worten, daß er ſie morgen früh nur wieder bringen und ſeine Bezahlung ſogleich dafür erhalten ſolle.

In dem erſten Auftritte des dritten Aufzuges ſieht man den Spieler voller Verzweiflung; nachdem er ſich ſo lange zwingen müſſen, und ſich nun allein befindet, fängt er ſein übles Glück, nach aller Bequemlichkeit, an, zu verwünſchen und zu verfluchen. Harlequin, als ein redlicher Diener, nimt ſich die Freyheit, ihm wegen ſeiner Aufführung Vorſtellungen zu machen; allein er fällt ihm ſo gleich ins Wort, und verſichert auf das theureſte, daß er nunmehr feſt beſchloſſen habe, niemals wieder zu ſpielen; nach dieſem Entſchluſſe fühle er ſich auch wieder in der vollkommenſten Ruhe; in eben dem Augenblicke aber verrathen ſeine Gebehrden und ſeine Augen eine innere Verzweiflung, die ſeinem Vorgeben widerſpricht. Unterdeſſen nimt er ſich doch vor, um die müßige Zeit, die er ſonſt auf das Spiel verwandt, anderwerts anzuwenden, ſich auf die Poeſie zu legen. Nachdem er die verſchiedenen Gattungen derſelben erwogen, ſo wählt er die dramatiſch komiſche, weil ihm ſowohl die Vortheile, als das Vergnügen in die Augen ſtechen, die ein Verfaſſer nothwendig genieſſen müſſe, deſſen Werke öffentlich aufgeführet werden, und den Beyfall des Publicums erhalten. Um ſeinen Geiſt nun immer darauf vorzubereiten, ſo befiehlt er

dem Harlequin, ihm ein poetiſches Werk zu hohlen. Harlequin bringt ihm eines, welches den Titel führt: der Spieler, ein Luſtſpiel des Herrn Regnard. Kaum aber hat Lelio, ſo heißt unſer Spieler, die Augen auf dieſen Titel fallen laſſen, als er es zornig wegwirft, und die Unverſchämtheit der Schriftſteller verwünſcht, die ſich, einen ſo wackern Mann, als ein Spieler ſey, auf die Bühne zu bringen, unterſtehen dürfen. In eben dem Augenblicke kömmt der Bruder ſeiner Gebieterin zu ihm und fragt, ob er ihm nicht die Zahlung eines Wechſelbriefes von vier tauſend Livres vorſtrecken könne. Lelio bekömmt die Gedanken, daß er ſich mit dieſem Wechſelbriefe vielleicht um ſo viel eher wieder helfen könne, da ſich eben neue Spieler bey ihm eingefunden haben; er macht ſich alſo kein Bedenken dem Mario, dem Bruder ſeiner Braut, zu verſprechen, daß er es mit Vergnügen thun wolle, und indem er den Wechſel vor ſich hat, läßt er ſich auch ſogleich in das Spiel ein. Der Gläubiger, der in dem erſten Aufzuge vorgekommen, und dem er ſeinen Heyrathscontract zum Unterpfande gegeben, kömmt zu dem Mädchen der Flaminia, und fragt ſie, ob ihre Gebieterin wirklich den Lelio heyrathe. Er läßt ſich übrigens nicht lange bitten, ihr zu ſagen, daß ihm Lelio, zur Verſicherung einer beträchtlichen Summe, den Heyrathscontract eingehändiget habe. Violette giebt ſogleich ihrer Gebieterin davon Nachricht; dieſe aber, die noch immer für den Lelio eingenommen iſt, will es nicht glauben, und kömmt auch eher nicht aus ihrem Irthume, als bis ſich der Tracteur wieder einſtellt, ſich entdeckt, ihr die Geſchichte des Lelio erzehlt, und ihn für den entſchloſſenſten Spieler erklärt. Endlich wird ſie völlig davon überzeugt, als ſie zwey Spieler aus dem Hauſe des Lelio kommen ſieht, die das Silberzeug und die Stoffe, welche ſie ihrem Bräutigam geſchenkt, mit ſich wegtragen. Sie entſchließt ſich den Tracteur zu bezahlen, um ihre Uhr wieder zu haben, und verſpricht den beyden Spielern, das Silberzeug und die Stoffe einzulöſen. Lelio kömmt dazu, voller Verzweiflung wegen ſeines neuen Unglücks, und findet ſich zwiſchen ſeiner Gebieterin, dem Oheim und dem Mario, den er um den Wechſel ſo ſchändlich gebracht hat. Jeder nimmt von ihm auf die empfindlichſte Art ſo wie es ſein unordentliches Leben verdienet, Abſchied; und er bleibt ſtumm und ohne Verantwortung da ſtehen. Zu ſeinem Glücke kömmt noch ein Freund dazu, der ihn aus dieſer Verwirrung reißt; er ſey, ſagt dieſer Freund, im Begriffe ſich einzuſchiffen und nach Peru zu gehen, und komme alſo,

von ihm Abſchied zu nehmen. Lelio antwortet ihm kein Wort, ſondern hohlet ſeinen Degen, ſeinen Mantel und ſeinen Hut, und bietet ſich ihm zum Reiſegefährten an. Der Freund iſt es ſehr wohl zufrieden; ſie gehen alſo mit einander ab, nachdem Lelio vorher von dem Harlequin, dem er das Wenige, das ihm noch übrig geblieben, läßt, Abſchied genommen, und ihn gebeten, ſeine Gläubiger zu verſichern, daß er ſie in Peru nicht vergeſſen wolle.

2) **L'Italien françisé**; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern **Riccoboni**, den 30 Junius 1717 zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. **Pantalon. Lelio**, deſſen Sohn. **Harlequin**, Bedienter des Lelio. Der **Doctor. Silvia**, die Tochter des Doctors. **Flaminia**, des Doctors Nichte. **Scapin** der Flaminia Bedienter. Ein zweyter **Bedienter** der Flaminia, in ein Frauenzimmer verkleidet. **Mario** und deſſen Bedienter **Scaramouche**. Die Scene iſt in Mayland, vor und in dem Hauſe des Pantalon.

Lelio, ein junger, reicher von Adel, hatte zu Mayland Gelegenheit gehabt, mit Franzoſen öfters umzugehen, und dadurch an allen franzöſiſchen Manieren einen auſſerordentlichen Geſchmack bekommen. Dieſe Neigung iſt mit der Zeit ſo ſtark geworden, daß das, was Anfangs nur ein leichtes Vergnügen war, zu einer herrſchenden Leidenſchaft angewachſen. Er hat keine andre Ergetzung in der Welt, als daß er dieſer galanten Nation nachzuahmen ſucht, deren beſtändiger Anbeter er iſt; er ſchätzet alles, was ſich nicht aus Frankreich herſchreibt, für gering, und verachtet ohne Unterſchied was Italien ſchönes und vortrefliches aufzuweiſen hat.

Pantalon, des Lelio Vater, iſt geſonnen ihn zu verheyrathen, und beſtimmt ihm ein junges ſehr ſchönes Frauenzimmer, von gutem Stande, Namens Silvia, zur Gemahlin; weil er aber wider die Italiänerinnen eingenommen iſt, und glaubt, daß ſie voller Fehler, und an Annehmlichkeit mit den franzöſiſchen Damen gar nicht zu vergleichen wären, ſo will er von dieſer Heyrath durchaus nichts hören, blos aus der Urſache, weil Silvia keine Franzöſin iſt.

Eben da dieſes vorgeht, kömmt Flaminia, bey ihrem Oheim dem Doctor, zu Mayland an, und erfährt die wenige Achtung welche Lelio gegen das italiäniſche Frauenzimmer hat, und wie ſehr er hingegen für das franzöſiſche eingenommen ſey. Sie findet ſich ungemein dadurch

beleidiget, und in der Absicht die Sache ihres Geschlechts und ihres Vaterlands zu vertheidigen, läßt sie sich dem Lelio, unter dem Namen einer Französin, die sich einige Zeit bey dem Doctor aufhalten werde, vorstellen. Dieses giebt dem Lelio, der sich sogleich in sie verliebt, Gelegenheit seine übertriebene Achtung der Französinnen durch neue Entzückungen an den Tag zu legen, und ihre Vorzüge vor den Italiänerinnen unendlich zu erheben. Da Harlequin, der schon seit langer Zeit Violetten liebt, seinen Herrn alle Augenblicke von französischen Damen reden und sie so ausserordentlich loben höret; so fängt es ihm an zu gereuen, daß er diesem Mädchen sein Wort gegeben, und entschließt sich, so wie sein Herr, gleichfalls keine andere, als eine Französin zu heyrathen. Violette, die über diese Untreue in Verzweiflung geräth, ersucht die Flaminia um ihren Beystand, die sogleich einen von ihren Bedienten als ein Frauenzimmer verkleiden läßt, und ihn mit zu dem Lelio nimt, wo Harlequin, der ihn für eine Französin hält, tausend Ausschweifungen mit ihm begeht. Und dieser doppelte Betrug ist der Inhalt dieser Komödie, deren Verwickelung und Auflösung darinn besteht und die sich endlich mit der Verheyrathung der Flaminia und des Lelio endet.

3) Il Marito vitioso; in fünf Aufzügen, nach dem italiänischen Entwurfe des ältern Riccoboni, den 29 Junius 1716 zum erstenmale aufgeführt.

Personen. Pantalon, ein venetianischer Kaufmann, der sich zu Neapolis niedergelassen, Vater der Flaminia, des Mario und des Silvio. Harlequin, und Violette, Bediente des Pantalon. Lelio, Liebhaber der Flaminia. Der Doctor. Scaramouche. Scapin.

Das Stück ist den Sitten von Venedig gemäß abgefaßt; und die Scene liegt in, und vor dem Hause des Pantalon.

Pantalon, ein venetianischer Kaufmann, der sich zu Neapolis niedergelassen, überläßt sich dem Trunke, und geräth unter lüderliche Leute, die ihn zu einem vollkommenen Trunkenbolde machen. Er verfagt seine Tochter Flaminia dem Lelio, der sie heftig liebt, weil er ihn nicht für reich genug hält. Von den zwey Söhnen, welche er hat, Namens Mario und Silvio, nimt sich der eine der Handlung sehr eifrig an, und der andre will durchaus reisen, wozu aber der Vater seine Einwilligung zu geben sich weigert.

Das lüderliche Leben des Pantalons macht, daß er seine Angelegenheiten gänzlich vernachläßiget, und in der Trunkenheit hat er den Doctor

und den Scaramouche beleidiget, die ſich deswegen zu rächen ſuchen. Harlequin liebt Violetten, welche eben ſo wie er bey dem Pantalon in Dienſten iſt; er wird aber von ihr abgewieſen, weil ſie den Scapin liebt. Gleichwohl verführt ihn die Liebe, die er zu ihr trägt, daß er ihr, ſeinen Herrn zu beſtehlen, verſpricht, weil er ſich Hoffnung macht, nach geſchehenem Diebſtahle mit ihr davon zu fliehen, und ſie zu heyrathen. Scapin macht ſich die Trunkenheit des Pantalon zu Nutze, und ſchiebt ihm, anſtatt einer Quittung, die er unterſchreiben ſoll, eine Handſchrift unter, in welcher er zu der Verbindung des Lelio mit der Flaminia ſeine Einwilligung giebt. Als der Alte wieder nüchtern wird, und gleichwohl ſeine Unterſchrift nicht leugnen kann, geräth er in auſſerordentliches Erſtaunen darüber. Der Doctor, dem Pantalon ſchuldig iſt, um ſich wegen des ihm angethanen Schimpfes zu rächen, läßt alle Waaren aus ſeinem Lager wegnehmen. Den Augenblick darauf bringt man ihm den Lelio geführt, den Scaramouche in einem Zweykampfe verwundet hat, um die ihm gleichfalls von dem Vater erwieſene Beleidigung an dem Sohne zu rächen.

Sein zweyter Sohn Silvio nimt ihm, als er ſchläft, den beſten Theil ſeiner Kaſſe, und flieht damit fort, die Welt zu durchſtreichen. Und damit das Unglück endlich vollkommen werde, ſtiehlt ihm auch Harlequin, den er allezeit für einen ſehr getreuen Diener gehalten, auf Anſtiften der Violette, eine ſehr beträchtliche Summe, und giebt ſie dieſem Mädchen, die ihn aber zum beſten hat, und mit dem Scapin davon geht. Pantalon erkennt nunmehr, daß ſein lüderliches Leben die Quelle aller dieſer Unglücksfälle iſt, verſichert vom Trinken gänzlich abzulaſſen, und endiget das Stück durch die Einwilligung, die er zu der Heyrath der Flaminia mit dem Lelio ertheilet.

4) l'Impoſteur malgré lui; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 4. Julius 1714. zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. Lelio Lindori ein edler Genueſer. Harlequin, deſſen Bedienter. Capandro Ardenti, ein Alter. Flaminia, deſſen Tochter. Mario, deſſen Sohn. Silvia, Schweſter des Lelio. Scaramouche, Liebhaber der Flaminia.

Die Scene iſt zu Mayland, und dieſer Entwurf ſelbſt iſt eigentlich aus einem ſpaniſchen Luſtſpiele des Moreto gezogen.

Lelio hatte in Genua, ſeinem Vaterlande, einen unbekannten Cavalier

in einer vertrauten Unterredung mit ſeiner Schweſter Silvia betroffen, ſich mit ihm geſchlagen und ihn verwundet. Weil er die Folgen dieſes Zweykampfs fürchtet, welcher ſeinen Feinden Gelegenheit giebt, ihn in einen ſchlimmen Handel zu verwickeln, ſo flieht er nach Mayland. Als er in dieſer Stadt iſt, wird er in die Flaminia verliebt, von deren Familie er nichts weiß, und die er auch nicht anders als auf Spatziergängen ſehen kann. Unterdeſſen, (und hier fängt ſich die Komödie an,) trift Scaramouche, ein vertrauter Freund eines alten Bürgers von Mayland, des Capandro Arbenti, deſſen Tochter, die eben gedachte Flaminia, er heyrathen ſoll, den Lelio an. Er wird durch die groſſe Gleichheit, die er an ihm mit einem Portrait des Mario, des Sohnes des Capandro, findet, betrogen, und nimt ihn für eben dieſen Mario, den man alle Augenblicke von Liſſabon erwartet, wo er ſich ſeit einigen Jahren aufgehalten. Lelio verſichert den Scaramouche, daß er ſich irre, und bemüht ſich vergebens, ihn aus ſeinem Irrthum zu bringen. Dieſer beſteht darauf, daß er nothwendig Mario ſeyn müſſe, und überredet es auch dem alten Capandro, der ſich durch die nehmliche Aehnlichkeit hintergehen läßt und ihn zwingen will, ſein Sohn zu ſeyn, und ſeine Wohnung bey ihm zu nehmen.

Harlequin, des Lelio Bedienter, iſt voller Unwille, daß ſich ſein Herr dieſen Irrthum nicht zu Nutze machen will, der ihm um ſo viel nützlicher ſeyn könnte, da ihnen das Geld zu mangeln anfängt, weil ſie allzuplötzlich abgereiſet und die erwarteten Wechſelbriefe auſſenbleiben. Er entſchließt ſich alſo die Weigerung ſeines Herrn durch eine in der Geſchwindigkeit erſonnene Fabel wieder gut zu machen. Er erzehlt dem Scaramouche und dem Capandro, daß ſein Herr durch eine ſehr gefährliche Krankheit das Gedächtniß gänzlich verloren habe, ſo, daß man ihm alles, was er vorher gewußt, wieder von neuem beybringen müſſe. Und gleich diejenigen Dinge, die ihm vorher am geläufigſten geweſen, würden ihm itzt am ſchwerſten zu behalten; zum Exempel, ſein eigener Name, und der Name ſeiner Familie. Dabey habe er ſich denn in den Kopf geſetzt, daß er nicht Mario Arbenti, ſondern ein gewiſſer Lelio Lindori ſey, der Genua, wegen eines gehabten Zweykampfs, verlaſſen habe. Uebrigens ſpreche er von allen Dingen ſehr vernünftig, daß man leicht mit ihm betrogen werden könne, wenn man nicht die wahren Umſtände wiſſe. Capandro und Scaramouche glauben dieſe Fabel; und je mehr

Mühe ſich Lelio alſo giebt, ſie aus dem Irrthum zu bringen, deſto hartnäckiger beſtehen ſie darauf, daß er Mario ſey.

Endlich ſieht ſich Lelio gezwungen, nachzugeben, zwar nicht ſowohl wegen des Mangels, in welchem er ſich befindet, ſondern vielmehr aus Gefälligkeit gegen den Alten, deſſen Irrthum ihn zum Mitleiden bewegt, und den er ſonſt zur Verzweiflung zu bringen beſorgen muß. Er folgt ihm alſo in ſein Haus, aus bloſſer Höflichkeit; als er aber ſieht, daß Flaminia des Alten Tochter iſt, ſo verführet ihn die Liebe, in die Erdichtung des Harlequins mit einzuſtimmen. Da es ihm ſehr ſchwer wird, ſeine Leidenſchaft zu verbergen, ſo ſpielt er nicht ſowohl die Rolle eines Bruders, als vielmehr eines Verliebten mit der Flaminia. Er widerſetzt ſich ihrer Verheyrathung mit dem Scaramouche, und verlangt ſie für ſich ſelbſt. Die Ausſchweifungen, zu welchen ihn ſeine Liebe bringt, werden auf die Rechnung ſeines verlornen Gedächtniſſes geſchrieben. Harlequin weis ſich dieſer Erdichtung auch ſo wohl zu bedienen, daß nicht allein Capandro aus ſeinem Irrthum nicht kömmt, ſondern auch Flaminia ſelbſt nicht weis, was ſie glauben, und ob ſie ihn für ihren Bruder oder für ihren Liebhaber halten ſoll.

Unterdeſſen kömmt Mario, welches eben der Cavalier iſt, mit welchem ſich Lelio geſchlagen, nach Mayland, ſtellt ſich ſeinem Vater vor, wird aber nicht erkannt, und als ein Betrieger abgewieſen. Auf der andern Seite getraut ſich auch Silvia, nach ihrem Abentheuer, nicht länger in Genua zu bleiben; und da ſie erfährt, daß ihr Geliebter nach Mayland gereiſet iſt, ſo kömmt ſie, ihn daſelbſt aufzuſuchen, und erhält ihren Aufenthalt bey der Flaminia, bey welcher ſie Nachricht von ihrem Geliebten einzuziehen hoffet. — Dieſes iſt nun der ganze Knoten dieſes Luſtſpiels, welches ſich endlich mit einer doppelten Heyrath zwiſchen dem Lelio und der Flaminia, und dem Mario und der Silvia beſchließt.

5) **La Metempsicose d'Arlequin**, in einem Aufzuge. Nach dem Entwurf des ältern Riccoboni zum erſtenmale aufgeführt den 19. Jenner 1718.

Flaminia will durchaus den Mario nicht heyrathen, den ihr ihr Vater Pantalon vorſchlägt, weil ihr, wie ſie ſagt, das Andenken des Adonis, deſſen Geſchichte ſie geleſen, viel zu koſtbar ſey, als daß ſie einen andern lieben ſollte. Sie fügt hinzu, ob Adonis gleich todt ſey, ſo zweifle ſie doch im geringſten nicht, daß ſeine Seele, nach der Lehre des

Pythagoras, von der ſie völlig überzeugt iſt, nicht in einen andern Körper übergegangen ſeyn ſollte, und zwar aller Wahrſcheinlichkeit nach, in den Körper eines Jägers, weil er an der Jagd ehedem ſo viel Vergnügen gefunden. Nach dem Exempel dieſes ihres Liebhabers, wolle ſie ſich auch gänzlich der Jagd widmen, um endlich einmal den liebenswürdigen Jäger, in welchen die Seele des Adonis gefahren, zu finden, und ihn zu ihrem Gemahle zu machen. Pantalon iſt hierüber in eben ſo groſſer Verzweiflung als Mario, der die Flaminia auf das zärtlichſte liebt, und beyde ſuchen bey dem Scapin Rath und Hülfe, der ſich die Unwiſſenheit des Harlequins zu Nutze macht und ihn ohne Mühe überredet, daß die Seele des Adonis in ſeinen Körper gefahren ſey. Er ſtellt ihn alſo der Flaminia in der Verkleidung eines Jägers vor, und glaubet zuverſichtlich, daß ſein häßliches Geſicht ſie von ihrer ſeltſamen Grille abbringen werde. Doch weit gefehlt, daß dieſer Betrug dieſe Wirkung haben ſollte, ſo unterhält er vielmehr die Flaminia in ihrem Wahne, und ſie beſchließt den Harlequin, ſeiner Häßlichkeit ungeachtet, zu lieben, weil ſie es aufrichtig glaubt, daß die Seele des Adonis in dieſen Jäger gefahren ſey. Doch endlich nimmt Scapin auch daher Gelegenheit, ſich der Grillen der Flaminia und der Leichtgläubigkeit des Harlequins noch weiter zu bedienen, und verſichert, daß Mars, auf die inſtändige Bitte des Mario, den Harlequin verwandelt habe; daß dieſer Gott die Verheyrathung der Flaminia mit dem Mario durchaus verlange, dabey aber verſpreche, daß die Seele des Adonis in den Körper des erſten Kindes, welches aus dieſer Heyrath entſpringen werde, fahren ſolle. Flaminia heyrathet alſo den Mario. Das Theater öfnet ſich; es erſcheinen Bauern und Bäuerinnen, welche die Verwandlungen des Narciſſus, des Hyacinthus, der Daphne und Clitia vorſtellen; und das Stück wird mit Singen und Tanzen beſchloſſen.

6) **Le Pere partial**, in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 29. May 1718 zum erſtenmale aufgeführt.

Lelio, ein Edelmann von Ferrara, hatte ſich, nach dem Tode ſeiner Frau, zu Venedig niedergelaſſen, und ſeinen Sohn und ſeine Tochter, Mario und Flaminia, mit dahin gebracht. Die letzte iſt der einzige Gegenſtand ſeiner väterlichen Zuneigung; er hat ſeine Augen nur für ſie, und in allen Stücken iſt er, ihren Wünſchen zuvorzukommen bemüht. Der Sohn hingegen iſt der Gegenſtand ſeiner Gleichgültigkeit, ja gar ſeines Unwillens; er kann ihn nicht ausſtehen. Das Vorurtheil, welches

er noch über dieſes für die Sitten Frankreichs hat, wo er ſich einige Zeit aufgehalten, wird gleichfalls ein Anlaß zur Uneinigkeit zwiſchen ihm und ſeinem Sohne. Denn weil dieſer bloß die italiäniſchen Sitten kennet, ſo iſt er oft ganz anderer Meinung, als ſein Vater; da ihn hingegen Flaminia, welche ihre Rechnung bey der franzöſiſchen Freyheit findet, in der Meinung beſtärkt, daß dieſes die einzige wahre und gute Lebensart ſey. Durch dieſe Liſt hat ſie die völlige Freyheit erhalten, die Bälle, Schauſpiele und Spaziergänge zu beſuchen; und iſt alſo von der Einſamkeit, in welcher das Frauenzimmer ſonſt gemeiniglich in Italien lebt, weit entfernt.

Ein junger Menſch, Namens Silvio, der in franzöſiſchen Dienſten ſtehet, und nach Bologna gehet, um ſeinen Oheim da zu beſuchen, den er lange nicht geſehen, ſiehet, auf ſeiner Durchreiſe durch Venedig, die Flaminia auf einem Balle; ihr Witz, ihre Manieren bezaubern ihn, und er wird auf das heftigſte in ſie verliebt. Er hatte nicht erfahren können, wer ſie ſey, denn da ſie Franzöſiſch ſprechen konnte, und dieſer Cavalier der Geſellſchaft als ein Franzoſe vorgeſtellet war, ſo hatte ſie ſich, um deſtomehr verborgen zu bleiben, dieſer Sprache bedienet. Unterdeſſen war er doch ſo glücklich geweſen, ihre Wohnung zu entdecken, und ſuchte ſeit dem Tage alle mögliche Gelegenheit ſie wieder zu ſehen, als er einſt von ohngefehr die Violette, das Mädchen der Flaminia, die auf dem Balle um ſie geweſen war, antraf. Er macht ſich dieſen glücklichen Augenblick zu Nutze, erkundiget ſich nach ihrer Gebieterinn, und bemerkt mit unendlichem Vergnügen, daß ſie ſeiner Begierde, ſie wieder zu ſehen, und ſelbſt ſeiner Liebe, nichts weniger als zuwider iſt. Allein Mario, der dieſen Cavalier ſo oft um ſein Haus hatte ſchleichen ſehen, kömmt in eben dem Augenblicke mit dem Harlequin, ſeinem Bedienten dazu, und bezeigt ſeinen Unwillen gegen die Violette und den Silvio ſo laut, daß Lelio aus dem Hauſe heraus kömmt, um die Urſache dieſes Lerms zu erfahren. Violette entſchuldiget ſich, und Silvio weis ſeine Sachen ſo gut zu machen, daß Lelio, als er von ihm erfährt, daß er ein Franzoſe ſey, ſeinem Sohne Verweiſe giebt, und dem jungen Fremden zugleich ungemein viel Höflichkeiten erweiſet, ja ſich ſogar erbietet ihn ſeiner Tochter vorzuſtellen, ob ſie ſich gleich noch vor ihrem Nachttiſch befände. Silvio, der eine ſolche Gunſt nie hätte hoffen dürffen, nimt das Anerbieten an. Mario will ſich dagegen ſetzen, Lelio aber, den ſeine Verwegenheit erzürnt, jagt ihn

von ſich, und verbietet ihm, den Fuß wieder in ſein Haus zu ſetzen. Der vermeintliche Franzoſe hat alſo das Vergnügen, ſeine geliebte Flaminia zu ſehen, und ſich an ihrem Nachttiſche zu befinden; allein ſein Glück wird durch die Ankunft des Pantalon, welches der Schwager des Lelio und der Oheim der Flaminia iſt, unterbrochen. Dieſer Mann, ein Italiäner von altem Schlage, hatte von ſeinem Neffen Mario erfahren, was bey deſſen Vater eben itzt vorgegangen, und kömmt alſo ſogleich, ſich näher darnach zu erkundigen, und weil er es ſelbſt ſieht, daß man ihm keine Unwahrheit geſagt, ſo wird er gegen ſeinen Schwager ungemein aufgebracht. Silvio will ſich wegbegeben, und die liſtige Flaminia, die ſich fürchtet, ihr Vater möchte endlich dem Pantalon Recht geben, läßt ein Paar erpreßte Thränen fallen, und ſagt zu ihrem Vater, damit ſie ihm den Verdruß, den er täglich mit ihrem Oheim und ihrem Bruder ihretwegen habe, erſparen möge, ſo ſey ſie entſchloſſen, ſich ins Kloſter zu begeben, und bitte um ſeine Einwilligung dazu. Lelio wird durch die Thränen ſeiner Tochter erweicht, und ſagt ſeinem Schwager, daß er allein Herr in ſeinem Hauſe ſeyn wolle; und ihm dieſes zu beweiſen, wolle er nicht allein, daß der fremde Cavalier ſeine Tochter beſuchen, ſondern ſogar zu ihm in das Haus ziehen ſolle; und wem dieſes nicht anſtehe, der dürfte nur von ihm weg bleiben. Dieſes Compliment ſetzet den Pantalon und Mario in die größte Verwirrung; das hieß, nach ihrer Meinung, den Wolf in die Horden laſſen. Sie mußten alſo auf ein Mittel wider dieſes Uebel bedacht ſeyn; allein ihr aufgebrachtes Gemüth verhinderte ſie, auf ein gutes zu fallen. Sie beſchloſſen unter ſich, Harlequin ſolle bey dem Lelio um Verzeihung bitten, damit er ihn wieder in ſein Haus aufnehme, und Harlequin auf alle Handlungen und Reden des jungen Franzoſen und der Flaminia Acht haben könne; allein ſie hatten nicht vorher geſehen, daß die zwey Verliebten franzöſiſch mit einander ſprechen würden, und Harlequin alſo eben ſo wenig ausrichten könnte, als ob er bey ihrem Umgange ganz und gar nicht zugegen wäre.

Unſre zwey Verliebte genoſſen das Vergnügen, ſich zu lieben, und es einander zu ſagen, in Ruhe; ſie hatten ſich eine ewige Treue geſchworen, als ein unvermutheter Zufall ſie bald auf ewig getrennt hätte. Der Doctor, des Silvio Oheim, hatte vernommen, daß man ſeinen Neffen zu Venedig geſehen habe, und war alſo von Bologna dahin abgereiſet. Weil er den Pantalon kannte, ſo wandte er ſich zu allererſt an ihn, um

nähere Nachricht einzuziehen; doch da ihm dieſer keine geben konnte, ſo hatte der Doctor beynahe die Hoffnung, ſeinen Vetter zu finden, aufgegeben, als ihm endlich ein bloſſer Zufall, was er mit aller ſeiner Mühe nicht hatte erfahren können, entdeckte; er ſahe nehmlich den Silvio in das Haus des Lelio gehen, und erkannte ihn. Er giebt ſogleich ſeinem Freunde, dem Pantalon, davon Nachricht, und bittet ihn, ihm eine Unterredung mit dem Silvio zu verſchaffen. Pantalon, der nichts eifriger wünſcht, als dieſen jungen Menſchen von ſeiner Muhme zu entfernen, bewilliget ihm dieſe Bitte ſehr gern; wie ſehr aber erſtaunte der Doctor, als er ſeinen Neffen bey Erblickung ſeiner in der größten Verlegenheit ſahe! Der junge Menſch ſahe, daß Lelio zugegen war und auf alle ſeine Handlungen Acht hatte, und ſchloß bey ſich, wenn er ſeinen Oheim erkennte, ſo würde man ihn für einen Betrüger halten, und von ſeiner geliebten Flaminia trennen. Unterdeſſen drang der Oheim in ihn, er ſolle antworten, und bald hätte ihn ſein Stillſchweigen für ſchuldig erklärt, als ihn Scapin, ſein Bedienter, aus dieſer Verwirrung reißt. Er nimt nehmlich den Lelio bey Seite, und ſagt ihm, daß dieſer ehrliche Mann der Oheim des Silvio nicht ſey, ſich es aber zu ſeyn einbilde; er ſey über den Tod eines Neffen, der in franzöſiſchen Dienſten geſtanden, ganz vom Verſtande gekommen; und hielte ſeitdem alle junge Leute, welche Franzöſiſch ſprächen, für dieſen geliebten Neffen; weil nun Silvio bereits zu Bologna einmal dieſer ſeiner Thorheit ausgeſetzt geweſen, ſo komme ſeine Verwirrung nur daher, weil er ſich ſeinen Verfolgungen aufs neue bloß geſtellet ſehen müßte. Lelio läßt ſich dieſes Mährchen einreden, und findet in der Phyſiognomie dieſes ehrlichen Mannes wirklich etwas Wahnwitziges; endlich aber ſpricht dieſer ſo gar vernünftig, daß er den Lilio überzeugt, man wolle ihn betriegen, er der Doctor ſey wirklich der Oheim des Silvio, und dieſer junge Menſch ein Italiäner, und ganz und gar kein Franzoſe. Um ſich noch mehr davon zu überzeugen, ſchlägt Pantalon vor, den Oheim mit dem Neffen allein zu laſſen, und ihres Theils aus einem nahen Zimmer auf das Betragen zwiſchen ihnen Acht zu haben. In dieſen Fallſtrick nun fiel Silvio, nicht mehr wie billig. Lelio und ſein Schwager überraſchen ihn, indem er eben mit ſeinem Oheim italiäniſch ſpricht, und machen ihn durch ihre Gegenwart ganz verwirrt. Flaminia, die dieſen Betrug erfährt, erzürnt ſich gleichfalls darüber, allein Silvio weis ſich ſo wohl zu entſchuldigen, und ſagt ihr ſo viel zärtliche Dinge, daß ſie ihm ohne viele Mühe

vergiebt. Da aber gleichwohl die beyden Oheime und Harlequin dabey zugegen ſind, ſo fällt Flaminia auf eine Liſt. Sie ſagt zum Silvio, ob ſie gleich eine fremde Sprache redeten, ſo würden ſie doch ihre Gebehrden, und ihr Ton verrathen, wenn ſie nicht verdrießliche Gebehrden und einen erzürnten Ton annähmen, um die Anweſenden dadurch zu hintergehen. Dieſe ſcheinen auch wirklich ſehr vergnügt darüber zu ſeyn, ſo erzürnte Gebehrden zu ſehen, und einen ſo erbitterten Ton zu hören, eben da ſich unſre zwey Verliebte eine ewige Liebe darinn ſchwören, und beyde, niemals eines andern zu ſeyn, ſich wechſelsweiſe verſprechen. Doch Verliebte denken ſelten weiter, als auf das Gegenwärtige; und ſo war es auch mit den unſrigen. Der Doctor drang in ſeinen Neffen, mit ihm abzureiſen, und Flaminia ſahe ſich nunmehr auf dem Puncte, den Grafen Antonio wider Willen zu heyrathen, dem ſie ihr Vater beſtimmt hatte. Sie mußten ſich alſo noch einmal ſehen, um einander aus der Verwirrung, in der ſie ſich beyder Seits befanden, zu reiſſen. Es würde aber faſt unmöglich geweſen ſeyn, wenn der Witz der Flaminia ihr nicht eine neue Liſt an die Hand gegeben hätte. Sie verlangt den Silvio noch einmal zu ſehen, und unter dem Vorwande ihm die Briefe wieder zuzuſtellen, die ſie von ihm erhalten zu haben vorgiebt, händiget ſie ihm einen ein, worinn ſie ihm alles vorſchreibt, was er nunmehr thun müſſe; und dieſes zwar in Gegenwart ihres Vaters, ihres Oheims, und des Oheims ihres Silvio. Der entzückte junge Menſch geht ſogleich ab, um den Anſchlag der Flaminia auszuführen, die ſich ihres Theils gleichfalls an den Ort begiebt, den ſie dem Silvio benennt hat. Bis hierher war jedermann zufrieden; allein es ändert ſich nun gar bald. Harlequin, welcher die Flaminia auf Befehl des Lelio begleitet hatte, kömmt kurz darauf wieder, und meldet ihm, daß ſich ſeine Tochter habe entführen laſſen, und zwar von dem vermeinten franzöſiſchen Cavalier. Was für ein Donnerſchlag für ihn, und was für Gedanken fallen ihm nicht zugleich wegen ſeiner Partheylichkeit bey! Er beweinet eben ſein Unglück, als ſein Schwager ihm zu melden kömmt, daß er auf dem Wege nach ſeinem Landgute, ſeine Nichte mit ihrem Liebhaber in einer Gondel angetroffen, und ſie ſogleich angehalten habe; den Entführer habe er auf der Stelle ins Gefängniß bringen laſſen, die Nichte aber unterdeſſen in ſeinem Hauſe verſchloſſen, bis ſie ein weiteres deswegen mit einander verabredet hätten. Lelio bezeiget ſeinem Schwager ſeine Dankbarkeit, und geſteht ihm ſeine

Ungerechtigkeit gegen seinen Sohn, der eben dazu kömmt, und von ihm mit aller ersinnlichen Zärtlichkeit empfangen wird. Er bittet für seine Schwester um Gnade; der erbitterte Lelio aber schlägt sie ihm ab, und erklärt; daß er sie durchaus auf Zeit ihres Lebens wolle einschliessen lassen; weil es sonst, wie er sich ausdrückt, vielmehr eine Belohnung als eine Strafe für sie seyn würde, wenn er sie ihren Liebhaber heyrathen liesse.

Es ist etwas ausserordentliches, daß sich eine Komödie ohne Heyrath und ohne Freude schliessen sollte. Harlequin hält daher auch in dieser den Acteur, welcher abdanken will, auf, und fragt ihn, ob die Komödie schon aus sey, und ob er nicht wisse, daß nach den Regeln des Aristoteles, ein Lustspiel sich nicht wie ein Trauerspiel mit Traurigkeit und Moral enden müsse; wenigstens hätte der Verfasser den Entführer wieder auf das Theater bringen müssen, damit er, oder zum mindesten sein Bedienter, ihren verdienten Lohn erhalten könnten. In eben dem Augenblicke bringen die Sbirren den Scapin, des Silvio Bedienten, geführt, und Harlequin ergreift diese Gelegenheit, die Komödie lustig zu beschliessen, fällt über den armen Scapin und über die Sbirren her, prügelt sie alle tüchtig herum, und kömmt endlich wieder vor, dem Parterre zu sagen, daß sich nunmehr die Komödie nach den Regeln schliesse.

7) **L'Italien marié à Paris**, in fünf Aufzügen, von dem ältern Riccoboni zum erstenmale aufgeführt den 29 November 1729.

Es ist dieses das erste Stück, welches der ältere Riccoboni in Paris verfertigte. Anfangs wurde es nur in drey Aufzügen und in italiänischer Sprache gespielet, und zwar bereits im Jahr 1716. Weil es aber vielen Beyfall fand, so brachte es der Verfasser selbst ins Französische, und erweiterte es zu fünf Aufzügen. De la Grange hat es hernach wieder in drey Aufzüge gebracht, und in freye Verse übersetzt, nach welcher Uebersetzung es auch den 15 Junius 1737. abermals gespielt, und in eben demselben Jahre gedruckt worden. Weil aber diese letztere Uebersetzung von dem Originale, welches nie ganz bekannt geworden, in vielen Stücken abgeht, so verdient folgender Auszug aus diesem allhier eine Stelle.

Lelio öfnet die Scene mit Colombinen, dem Mädchen der Clarice. Diese letztere ist eine Tochter des Pantalons, und Lelio hat sie zu Paris geheyrathet, wo sie von ihrer zartesten Kindheit an erzogen worden. Lelio, der zwar das Land, aber nicht seine Sitten verändert hat, verlangt, daß seine neue Gattin in Frankreich eben so leben solle, als ob sie in Italien

wäre. Claricen will dieſe Art von Sklaverey, der ſie nicht gewohnt iſt, gar wenig gefallen, und Lelio verlangt durchaus, daß ſie der ſüſſen Freyheit, in deren Beſitz das ſchöne Geſchlecht bey uns iſt, entſagen ſoll. Er macht eine ſehr ſatyriſche Abſchilderung gegen die Colombine davon, und giebt ihr zum Schluſſe eine Liſte von allen denjenigen-Perſonen, die er, nach ſeiner neuen Einrichtung, aus ſeinem Hauſe verbannet wiſſen will. Singemeiſter, Tanzmeiſter, Claviermeiſter, und beſonders Putzmacherinnen und Modenhändlerinnen, alle dieſe ſollen nun und nimmermehr zu Claricen gelaſſen werden. Vergebens bittet ihn Colombine um Gnade, vergebens macht ſie ihm wegen dieſes und jenes Artickels Schwierigkeiten; dem Eiferſüchtigen ſcheinet alles verdächtig, der damit noch nicht einmal zufrieden iſt, daß er ſeiner Gattin dieſe kleinen Ergetzlichkeiten entziehet, ſondern ihr gar ihr Zimmer zu einem undurchdringlichen Gefängniſſe, und ſich ſelbſt zu dem unerbittlichen Kerkermeiſter deſſelben machen will. Indeß, daß er noch mit dieſen gefährlichen Anſchlägen beſchäftiget iſt, kömmt ein Bedienter und ſagt, daß der Gräf, ſein Herr, in Geſellſchaft eines Barons und Ritters, ihn ſchicke, um ſich zu erkundigen, ob er (Lelio) zu Hauſe ſey? Lelio, der ihm ſchon, noch ehe er in den Saal getreten, entgegen geruffen, daß er nicht zu Hauſe ſey, nennt ihn einen Unverſchämten, daß er ihm nicht auf ſein Wort habe glauben wollen; doch findet er noch für gut, ihm ein Trinkgeld zu geben, damit er denen, die ihn geſchickt, ſagen ſolle, daß er ihn nicht zu Hauſe getroffen. Der Bediente nimt das Geld, geht ab, und wird von dem Lelio bis auf die Gaſſe begleitet. Während der Zeit hat Harlequin, der Bediente der Gräfin, Mittel gefunden, ſich bey dem Lelio, mit einem Briefe von ſeiner Gebieterin, den er der Clarice in ihre eigene Hände geben ſoll, einzuſchleichen. Lelio, der den Augenblick dazu kömmt, reißt dem Harlequin dieſen Brief aus den Händen, und eröfnet ihn ohne Umſtände. Alle die gewöhnlichen Ausdrücke der Freundſchaft, deren ſich ein Frauenzimmer gegen das andre bedient, ſcheinen ihm die zärtlichſten Erklärungen eines Liebhabers an ſeine Geliebte zu ſeyn; und damit ſein Verdruß vollkommen werde, ſo meldet man ihm noch, daß die Frau Gräfin, der Graf, der Baron und der Ritter an ſeiner Thüre hielten. Er will ſagen laſſen, daß niemand zu Hauſe ſey; zum Unglücke aber hat ſich Clarice ſchon von dieſer ungeſtümen Geſellſchaft am Fenſter ſehen laſſen; er bindet ihr alſo nur ein, den Beſuch abzukürzen. Doch er hätte es nicht nöthig gehabt, Claricen dieſe

Sorge aufzutragen; ſeine Eiferſucht richtet es weit beſſer aus. Jeder Kuß, den man ſeiner Frau giebt, durchſticht ihm das Herz; er begeht tauſend Ausſchweifungen, und nachdem er der ganzen Geſellſchaft, ſie mag wollen oder nicht, ihren Abſchied gegeben, bringt er Claricen wieder in ihr Zimmer, und betheuert hoch, daß ſie nie mehr heraus kommen ſolle. Dieſes, was bisher angeführt worden, iſt ungefehr der Inhalt des erſten Aufzuges. Die übrigen enthalten kürzlich folgendes.

Lelio erfährt, daß ſein Schwiegervater Pantalon mit ehſtem eintreffen ſoll, und beſorgt, daß ſich Clarice wegen ſeiner Eiferſucht beklagen möge. Er entſchließt ſich alſo, ihr mit der Wiedererlangung ihrer Freyheit zu ſchmeicheln; ſie aber macht ihm wegen ſeiner auſſerordentlichen Härte Vorwürffe, und verſichert, daß ſie, ihrem Elende ein Ende zu machen, feſt entſchloſſen ſey zu ſterben. Lelio, der über dieſen Entſchluß erſchrickt, verſpricht ihr, ſich in Zukunft gütiger gegen ſie zu bezeigen, und bittet ſie, um ihr Beweiſe davon zu geben, von ihm alles, was ſie nur wünſche, zu verlangen. Clarice läßt ſich beſänftigen, und ſchlägt ihm einen Spatziergang in die Thuilleries vor, deßgleichen die Oper und die franzöſiſche und italiäniſche Komödie zu beſuchen. Alles das ſcheint dem Lelio allzugefährlich; ſie bittet ihn alſo, ſie wenigſtens auf einen Ball gehen zu laſſen, der noch an eben demſelben Tage in einem benachbarten Hauſe gegeben werde. Weil ſie in der Maske da erſcheinen muß, und ſie es gern ſehen würde, wenn er ſie ſelbſt maskiert dahin begleitete, ſo iſt er es endlich zufrieden. Der Graf, der Baron und der Ritter finden ſich gleichfalls auf dieſem Balle ein. Clarice tanzt, und Lelio ſelbſt kann ſich nicht zu tanzen weigern. Unter dem Tumulte des Balls wird Clarice weggeführt; ihr eiferſüchtiger Ehemann ſuchet ſie vergebens, ruft ſie überall, und hält ſie auf immer verloren. Endlich bringt man ſie ihm wieder; er empfängt ſie als ein grober Eiferſüchtiger, und ſchließt ſie aufs neue ein, um einem ſolchen Unglücke nicht ferner ausgeſetzt zu ſeyn. Kurz darauf trift Pantalon ein, und ſtellt ihm eine vermeintliche Nichte vor. Lelio hat eine Unterredung mit ihr, und findet daß ihre Sitten von den Sitten der franzöſiſchen Damen ſo weit entfernt ſind, daß er ſie vor Vergnügen, ſie den italiäniſchen Sitten ſo ergeben zu wiſſen, umarmen will; ſie aber beweiſet ihm die Strenge ihrer Tugend mit einer Ohrfeige, worüber er vollends für Freude ganz auſſer ſich kömmt. Er ſteht nicht einen Augenblick länger an, ihr die Aufſicht über Claricen anzuvertrauen, und verſpricht dieſer

letztern eine völlige Freyheit, nur mit dem Beding, daß sie sich nie aus den Augen der tugendhaften Nichte entferne. Er befiehlt Claricen, sie zu umarmen, und sie aus Liebe für ihn, zu küssen. Was aber geschieht? Pantalon entdeckt dem Lelio daß diese Nichte nichts anders als ein verkleideter Neffe ist, um vor den Verfolgungen seiner Feinde und der Gerechtigkeit sicher zu seyn; er fügt hinzu, daß er zu dieser Verkleidung gezwungen worden, weil er zu Venedig einen Nebenbuhler bey einer gewissen Dame, die er geliebt, erstochen. Plötzlich verläßt Lelio seinen Schwiegervater, und eilet seine Frau von diesem Cavaliere wieder zu trennen; er jagt den letztern schimpflich aus seinem Hause, und verbietet ihm, den Fuß jemals wieder hinein zu setzen. Unterdessen kann Clarice die Verfolgung ihres Mannes nicht länger ausstehen, und findet Gelegenheit zu entfliehen. Sie begiebt sich mit der Gräfin, ihrer Freundin, nach einem Hause zu Chaillot, welches dieser letztern gehört; und hier ist es, wo sich das Stück schließt. Clarice befindet sich da in guter und lustiger Gesellschaft; man singt, man tanzt; ehe sie sichs aber versehen, wird ihre Lustbarkeit durch die Ankunft des Eifersüchtigen unterbrochen, der mit grossem Geschrey seine Frau, als ein Gut, daß man ihm geraubet, wieder verlangt. Clarice aber erklärt sich rund und frey, daß sie den Rest ihres Lebens lieber in einem Kloster zubringen, als wieder in ihr Gefängniß zurückkehren wolle. Lelio schwört, daß er ihr alle Freyheit, die sie nur wünschen könne, lassen wolle; sie ist zu verständig, als daß sie dieses Anerbieten mißbrauchen sollte; sie verspricht, nie anders als in seiner Gesellschaft auszugehen, und bey keiner Lustbarkeit ohne ihm sich einzufinden. Die Aussöhnung kömmt also, vermittelst der Gräfin und der übrigen gemeinschaftlichen Freunde zu Stande; und das Stück schließt sich vollends mit Tanzen und Singen.

8) **La Moglie gelosa**, in drey Aufzügen nach dem Entwurf des ältern Riccoboni.

Dieses ist das Stück, dessen Riccoboni, in seiner Geschichte der italiänischen Schaubühne selbst gedenket. Er hatte es bereits 1704 in Italien verfertiget; zu Paris aber ward es den 4 Junius 1716 znm erstenmale aufgeführt.

Die Personen sind: **Lelio** der Gemahl der **Flaminia**, **Violette** und **Harlequin**, Bediente des Lelio. **Mario**, ein Freund des Lelio und Liebhaber der Silvia. **Silvia** ein Frauenzimmer von Stande aus

Genua, die ſich von dem Mario entführen laſſen. Scapin, Bedienter der Silvia. Pantalon, Vater der Flaminia. Scaramouche, Liebhaber der Silvia und Nebenbuhler des Mario.

Die Handlung der Komödie geht zu Mayland vor, zwiſchen dem Lelio und der Flaminia, dem Mario und der Silvia; und die Scene iſt in und vor dem Hauſe des Lelio. Die beyden erſtern ſind ſeit einiger Zeit mit einander verheyrathet; und ob Lelio gleich es niemals weder an Achtung noch an Zärtlichkeit gegen ſeine Frau fehlen laſſen, die ihn auf das allerheftigſte liebt, und von Natur einen ſehr argwöhniſchen Charakter hat, ſo kann ſie doch nichts beruhigen, ſondern die Eiferſucht bemächtiget ſich bald ihres ganzen Herzens; ſie glaubt, daß ihr Mann ſie verrathe, und daß die Sorgfalt, mit der er ihr ſeit einigen Tagen alles was er thut verbirgt, ein ungezweifelter Beweis ſeiner Untreue ſey. Verſchiedene Zwiſchenfälle, die ſich während dem Stücke ereignen, und auch wohl eine Perſon unruhig machen könnten, die der Eiferſucht am wenigſten fähig iſt, beſtärken die Flaminia vollends in ihrem Verdachte.

Mario iſt ein alter und vertrauter Freund des Lelio. Er hat zu Genua ein Frauenzimmer von Stande, Namens Silvia, die ihn liebte und von ihren Anverwandten dem Scaramouche, einem Manne von vielem Anſehen, verſprochen war, entführt. Nachdem Mario ſeine Gebieterin eine Zeitlang in einem Kloſter verborgen, ſahe er ſich endlich genöthiget, einen ſichern Zufluchtsort gegen die Verfolgungen der Anverwandten ſeiner Silvia und ſeines Nebenbuhlers, zu ſuchen. In dieſer Verlegenheit flüchtet er nach Mayland zu dem Lelio, der ihn in ſeinem Hauſe verbirgt und in einem Kabinette ſeines Zimmers verſchloſſen hält, ohne jemanden in der Welt, auch nicht einmal ſeiner Frau etwas davon zu ſagen. Er fürchtet, das Geheimniß möchte von ungefehr auskommen, wenn mehrere darum wüßten, und die Anverwandten der Silvia, denen es zu Mayland nicht an mächtigen Freunden fehlt, möchten den Mario in ſeinem Hauſe ſelbſt in Verhaft nehmen laſſen, wenn ſie erführen, daß er ſich da verborgen hielte.

So ſtehen die Sachen, als ſich das Stück anfängt. Flaminia, welche über die Veränderung, die ſie ſeit einigen Tagen in dem Bezeigen ihres Mannes bemerkt, und über die Sorgfalt, mit der er ein Kabinet in ſeinem Zimmer verſchloſſen hält, unruhig geworden, beſchuldigt ihn, daß er eine Maitreſſe darinn verborgen halte. Lelio ſucht ſie durch

Versicherungen seiner Treue zu beruhigen, doch ohne ihren Argwohn auf Unkosten seines Freundes und mit Gefahr, ihn zu verrathen, heben zu wollen. Flaminia erfährt, daß sich ihr Mann alle Tage in sein Zimmer zu essen bringen läßt, welches sie noch mehr in ihrer Meinung bestärkt. Nichts aber scheint sie mehr von der Untreue ihres Mannes zu überzeugen, als daß sie zu zwey verschiedenen malen die Silvia in dem Zimmer des Lelio antrift, wohin sie unter zweyerley Kleidung gekommen war, um Nachricht von ihrem Manne einzuziehen. Unterdessen kömmt Scaramouche in Mayland an, und bringt Empfehlungsschreiben an den Lelio mit. Er findet in dem Zimmer des Lelio ein Kleid der Silvia, welches ihr Mario ablegen heissen, weil sie es sonst in Genua getragen. Scaramouche erkennt es für das Kleid seiner Geliebten, und Flaminia, welche die Silvia darinn gesehen hat, steht länger nicht an, sie für ihre Nebenbuhlerin zu halten. Sie trift noch dazu den Lelio und Mario auf eine Art verkleidet und maskirt an, die sie in ihrem Verdachte zu bestärken vermag, und die Dazwischenkunft des Scaramouche verhindert auch den Lelio, ihren Argwohn durch die endliche Entdeckung des ganzen Geheimnisses zu heben. Endlich aber, da sie sich alle in der größten Verwirrung befinden, und Flaminia die ganze Welt von der Untreue ihres Mannes überzeugen zu können glaubt, wird sie selbst von dem schlechten Grunde ihrer Eyfersucht überführt. Sie erfährt das Geheimniß, dessen Unwissenheit ihren Argwohn verursacht, und bittet ihren Mann, den sie mit Unrecht beschuldiget, um Verzeihung. Scaramouche ist genöthiget seine Ansprüche auf die Silvia fahren zu lassen. Mario heyrathet seine Geliebte, und alles gewinnt einen glücklichen Ausgang.

9) Le Sincere à contretems, in einem Aufzuge von dem ältern Riccoboni; zum ersten male aufgeführt den 21 October 1717.

Personen. Pantalon, Vater der Flaminia; Lelio, Sohn des Pantalon; Flaminia, Tochter des Pantalon; Mario, Liebhaber der Flaminia; Albert, des Pantalon Freund; Hortense, des Albert Tochter, an den Lelio versprochen; Scaramouche, des Lelio Freund; Harlequin, Bedienter des Pantalon. Die Scene ist in dem Hause des Pantalon.

Pantalon eröfnet die Scene, indem er den Harlequin aus dem Hause jagt, weil er ihn wegen seiner Dummheit, und seiner übrigen bösen Eigenschaften, die er ihm vorwirft, unmöglich länger im Dienste behalten könne. Lelio kömmt dazu, tröstet den Harlequin und verspricht ihn bey seinem

Freunde, dem Scaramouche, unterzubringen. Er ſchreibt ihm daher ein Empfehlungsſchreiben, welches Harlequin mit vielem Vergnügen hintragen will. Lelio, der ſich einer auſſerordentlichen Aufrichtigkeit überall befleißiget, rühmt anfangs in ſeinem Briefe die guten Eigenſchaften dieſes neuen Bedienten, kann ſich aber doch nicht enthalten hinzuzuſetzen, daß Harlequin ein dummer Teufel, ein Säufer, ein Taugenichts ſey ꝛc. Harlequin händiget den Brief dem Scaramouche ein, der ihn, nachdem er den Brief geleſen, geſchwind wieder abweiſet, und ſich wegbegiebt. Pantalon tritt mit ſeinem Sohne Lelio auf; er ſagt ihm gleich anfangs, daß er ſeine Heyrath mit Hortenſen, der Tochter des Herrn Albert, richtig gemacht, und nun auch die Verbindung der Flaminia mit dem Mario zu Stande bringen wolle.

Pantalon ſagt ſeinem Sohne im Vertrauen, daß er ſehr wichtige Urſachen habe, dieſe beyden Heyrathen zu gleicher Zeit vollziehen zu laſſen; und zwar ſey dieſes die vornehmſte, weil er wegen des wichtigen Proceſſes, den er itzt habe, dem Mario die fünfzig tauſend Thaler nicht geben könne, die er ihm als die Ausſteuer der Flaminia verſprochen, und daß alſo, um doch ſein Wort zu halten, Lelio die Hortenſe auf das eheſte heyrathen müſſe, damit das Heyrathsgut, welches er mit ihr bekomme, unterdeſſen dem Mario, als die Mitgift der Flaminia gegeben werden könne. Dieſes nun, was Pantalon hier ſeinem Sohne vertrauet, will ſich durchaus nicht zu der Aufrichtigkeit ſchicken, deren ſich der letztere befleißiget; unterdeſſen verſpricht er doch, nichts davon zu ſagen, und Pantalon geht ab. Flaminia kömmt hierauf und findet ihren Bruder; der ihr ſagt, er habe eben itzt gehört, daß ſie den Mario heyrathen ſolle, er könne ſich daher nicht enthalten, ihr als ein ehrlicher Bruder zu entdecken, daß Mario allen Arten des Vergnügens ſehr ergeben ſey, und beſonders gern allen Frauenzimmern, die ihm vorkommen, Schmeicheleyen ſage. Flaminia iſt zwar über das, was ſie von dem Charakter des Mario erfährt, verdrüßlich, gleichwohl aber iſt es ihr auch lieb, davon Nachricht zu haben, und begiebt ſich weg. Nun findet Mario den Lelio; dieſer wünſcht ihm zu ſeiner Verheyrathung mit der Flaminia Glück, und bezeigt, wie viel Vergnügen und Ehre ihm dieſe Verbindung bringen werde; doch ſagt er ihm auch zugleich, daß er, als ſein Freund und künftiger Schwager, ihm unmöglich den Charakter ſeiner Schweſter verbergen könne, die von einer ſo ſtolzen und gebiethe[illegible]ſchen Gemüthsart ſey, daß niemand

mit ihr leben könne. Mario dankt seinem Freunde für die ertheilte Nachricht und geht ab. Albert kömmt mit seiner Tochter Hortense, und stellt sie ihm als seine versprochene Braut vor. Nach einigen Höflichkeiten von beyden Theilen, bemerkt Albert eine gewisse Verwirrung und fragt ihn um die Ursache. Lelio erwiedert, daß es seine Aufrichtigkeit nicht erlaube, ihm etwas zu verbergen, und gesteht ihm gerade zu, daß die Aussteuer, die er seiner Tochter mitgeben wolle, aus seinen Händen in die Hände des Mario, als die Mitgift für seine Schwester Flaminia, welche Mario heyrathe, kommen solle. Pantalon, der dazu kömmt, ist nicht wenig erstaunt, seinen schönen Anschlag durch die allzugroße Aufrichtigkeit seines Sohnes vernichtet zu sehen. Mario und Flaminia werffen sich ihre beyderseitigen Fehler vor, und Albert sagt dem Pantalon, daß er seiner Tochter keine Aussteuer gebe, damit eine andere damit ausgesteuert werden könne; ein jeder geht also höchst mißvergnügt ab, und besonders flucht Pantalon auf seinen Sohn und dessen unzeitige Aufrichtigkeit. Dieser bleibt ganz allein und beschließt das Stück damit, daß er sagt, er könne unmöglich länger in einer Stadt bleiben, wo er die Aufrichtigkeit, deren er sich befleisse, nicht ausüben dürfe; er wolle sich daher an den Hof begeben, und da die Kunst sich zu verstellen lernen, um in Zukunft wenig aufrichtig zu seyn.

10) Le Soupçonneux, in drey Aufzügen von dem ältern Riccoboni, den 29 Jenner 1721 zum erstenmale aufgeführt.

Personen. Lelio; Silvia, dessen Schwester; Harlequin, dessen Bedienter; Pantalon; Flaminia, dessen Tochter; Violette, ihr Mädchen; der Doctor; Mario, dessen Sohn; verschiedene Bediente. Die Scene ist in Neapolis.

Erster Aufzug; das Theater stellt das Zimmer des Lelio vor. Lelio eröfnet die Scene; er ist allein und scheinet unruhig. Er hat zwey Briefe in der Hand, einen von dem Mario, der sich auf dem Lande befindet, und den andern von der Flaminia, seiner versprochenen Braut. Der ein dringt in ihn, seine Heyrath mit der Silvia, der Schwester des Lelio, zum Schlusse zu bringen; der andre Brief ist voller Zärtlichkeiten, die dem Lelio ein eitles Romanengeschwätze dünken, und seine natürliche Unruhe nicht stillen können. Er sucht das Mittel, in das Herz seiner Geliebten sehen zu können, in sich selbst, schmeichelt sich, es gefunden zu haben, bezeigt, daß er den Mario mit Ungeduld erwarte, auf dessen Beystand er sich bey dieser Gelegenheit Hoffnung macht, und

ruft seinen Bedienten, Harlequin. Weil dieser noch nicht lange bey ihm in Diensten ist, so fragt er ihn nach seiner Familie, nach seiner vorigen Aufführung, und dieses alles mit so augenscheinlichen Merkmalen des Argwohns, daß Harlequin verdrüßlich und unruhig wird und durch seine Unruhe das Mißtrauen des Lelio vermehrt. Er fragt hierauf den Harlequin, wie es um sein Liebesverständniß mit Violetten stehe; Harlequin antwortet, daß er sich glücklich schätze, und sein Herr hält sich über seine dumme Beruhigung auf; doch Harlequin erwiedert, daß er sich wohl hüten werde, der Violette einigen Argwohn spüren zu lassen, denn entweder sie liebe ihn nicht, und alsdenn wäre sein Argwohn umsonst, oder sie liebe ihn wirklich, und alsdenn könnte ihr ein unverdienter Argwohn leicht Gelegenheit geben, ihre Gesinnung zu ändern. Lelio findet sich durch die Anmerkung seines Bedienten einen Augenblick betroffen, er fällt aber bald wieder in seinen Charakter und sagt, daß er wenigstens kein Glück zu schmecken wisse, ohne es ganz zu kennen, und daß er daher durchaus seine Gebieterin auf die Probe stellen wolle. Man klopft an die Thüre; Harlequin meldet den Mario an, der vom Lande zurück kömmt; nachdem Mario hereingetreten, läßt Lelio den Bedienten abgehen, und schlägt jenem vor, der Flaminia einen Liebesantrag zu thun, um ihm hernach hinterbringen zu können, wie er aufgenommen worden, weil er bey seiner angebohrnen Aufrichtigkeit unmöglich eher ruhig seyn könne, als bis er von der Aufrichtigkeit derjenigen, mit denen er zu thun habe, völlig überzeugt worden. Mario entschuldiget sich mit seiner Liebe gegen die Silvia, mit der ihn diese Verstellung leicht veruneinigen könnte; Lelio aber antwortet, daß er nach der verlangten Probe die Flaminia entweder heyrathen, oder ihr auf ewig entsagen, und den Mario schon wieder mit seiner Schwester aussöhnen und ihre Heyrath sogleich zu Stande bringen wolle; da er hingegen seine Einwilligung niemals geben werde, wenn seinem Verlangen kein Genüge geschehe, oder ihn Mario gegen die Silvia oder sonst jemanden in der Welt verriethe. Mario muß sich alles gefallen lassen und Lelio geht ab, nachdem er ihm vorher gesagt, daß er der Flaminia antworten wolle, und daß sie seinen Brief durch ihn, den Mario, noch vor Mittage, erhalten müsse; er wolle ihr melden, daß er sich unbaß befinde, damit er einen Vorwand habe, sie den ganzen Tag nicht sehen zu dürfen, und Mario seine Erklärung desto ungehinderter anbringen könne. Harlequin kömmt wieder auf die Scene und bittet den Mario, ihm einen

Herren zu verſchaffen; ſeiner ſey allzu argwöhniſch, als daß man mit ihm leben könne. Mario geſteht es bey Seite zu, ermahnt aber den Harlequin, den Lelio nicht zu verlaſſen, der übrigens ein guter Herr und mit ihm zufrieden ſey. Harlequin ſagt ihm hierauf, daß ihn Silvia mit ihrem Bruder habe reden ſehen, und ihn, ehe er weggehe, ſprechen wolle. Mario antwortet, Lelio ſey itzt in ſeinem Kabinet und ſchreibe, dieſen Augenblick müſſe man ſich alſo zu Nutze machen, und er wolle erwarten, was Silvia zu befehlen habe. Harlequin verläßt ihn, und Mario bleibt wegen deſſen, was ihm Lelio aufgetragen, in größter Beſorgniß. Silvia kömmt, und fragt ihren Liebhaber, ob er die Einwilligung ihres Bruders erhalten habe; Mario erwiedert, daß Lelio, bey dem er eben itzt aufs neue angehalten, den Tag zu ihrer Vermählung noch nicht feſt geſetzt, ſondern ihm nur verſichert habe, daß ſie mit ſeiner Vermählung an einem Tage zu Stande kommen ſolle. Lelio kömmt dazu, ſieht ſie mit einander reden, und ſchöpft Verdacht. Harlequin, der mit ihm hereintritt, ſagt, ohne Zweifel werde Mario ſeiner Schweſter die öfentlichen Neuigkeiten des Krieges erzehlen. Lelio antwortet ihm mit einem gezwungnen Lächeln, daß er ſehr daran zweifle; er ziehet den Mario darauf bey Seite, und dieſer verſichert ihm daß er wegen des Bewußten alle Verſchwiegenheit beobachtet. Lelio, ohne ſehr beruhiget zu ſeyn, giebt ihm den eben itzt geſchriebenen Brief. Mario geht mit einem Complimente gegen die Silvia ab, und bittet ſie leiſe, wegen ihrer Heyrath in den Bruder zu dringen. Lelio, der ſie beobachtet, ſagt zu dem Harlequin, daß Mario ohne Zweifel ſeine Schweſter bitte, ihm von ihrer gehabten Unterredung nichts zu ſagen. Harlequin iſt aus Gefälligkeit ſeiner Meinung, und Lelio dringt hierauf in ſeine Schweſter ihm nichts von dem zu verhehlen, was ihr Mario geſagt habe. Sie erröthet, und gehorcht; Lelio wird dadurch noch unruhiger, will noch mehr wiſſen, und droht ihr, ihre Heyrath mit dem Mario zu verhindern, wenn ſie nicht alles aufrichtig bekenne. Harlequin iſt auf ſeines Herrn Seite, und Silvia, die nichts weiter zu ſagen weis, geht mit Thränen ab. Doch hat Lelio ſeinen Verdacht noch nicht verloren, ſondern ruft vielmehr, indem er hitzig auf und abgeht: Mir! mir einen ſolchen Streich zu ſpielen! Uns! ſagt Harlequin, ihn nachäffend. Ich dachte es wohl! ſetzt Lelio hinzu. O wahrhaftig, ſagt Harlequin, wir können ſo gut betriegen wie ſie, und uns ſoll man ſo leicht nichts weiß machen! Indem wird an die Thüre geklopft; Pantalon und der

Doctor treten herein und ſagen dem Lelio, daß ſie den Augenblick, ſich mit ihm näher zu verbinden, ungeduldig erwarteten; Pantalon nehmlich ſoll ſein Schwiegervater, und der Doctor der Schwiegervater ſeiner Schweſter werden. Lelio dankt ihnen, und da ſie hinzuſetzen, daß ihre Kinder ihm wegen ſeiner Uneigennützigkeit verbunden ſeyn müßten, weil ſo wohl er als ſeine Schweſter reichere Gatten leicht hätten finden können, ſo giebt Lelio zu verſtehen, daß ihm alle dieſe Complimente verdächtig vorkommen; ja da die zwey Alten noch weiter in ihn dringen, einen gewiſſen Tag feſt zu ſetzen, ſo antwortet er ihnen gar nicht, fordert von dem Harlequin ſeinen Hut und Degen, und geht fort. Pantalon und der Doctor erſtaunen darüber, und da ſie den Harlequin um die Urſache dieſes kaltſinnigen Bezeigens fragen, ſpielt er die Rolle ſeines Herrn nach, nimt ſeinen Hut, ſeinen Gürtel, und was er ſonſt braucht, vom Tiſche, und verläßt ſie ohne alle Umſtände. Sie lauffen ihm nach, und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug; das Theater ſtellt die Gaſſe vor, in welcher Pantalon wohnet. Mario tritt auf, und iſt in der größten Verlegenheit, daß er etwas thun ſoll, was mit allen ſeinen Neigungen ſtreitet, klopft aber doch an die Thüre des Pantalon an. Flaminia kömmt heraus, mit ihm zu ſprechen; Violette iſt bey ihr, die Mario wieder hinein zu ſchicken bittet. Hierauf, nachdem er ihr den Brief des Lelio übergeben, fängt er an, ſich in ſie verliebt zu ſtellen, und thut dieſes auf eine ſehr ungeſchickte Weiſe. Endlich ſagt er bey Seite, daß er unmöglich länger eine falſche Perſon ſpielen könne; er wirft ſich der Flaminia zu Füſſen und bittet ſie das, was er ihr entdecken wolle, verſchwiegen zu halten. Sie verſpricht es, und er erzehlt ihr die Thorheit ſeines Freundes, die er ſeiner Zärtlichkeit beymißt, und die ſie ihm um ſo vielmehr verzeihen müſſe, da Lelio ihre und ſeiner Schweſter Heyrath ohne Anſtand vollziehen wolle, ſobald ihm in dieſem Stücke ein Genüge geſchehen. Flaminia hört ihm ruhig zu, indem ſie ihm aber antwortet, geräth ſie in ſolche Hitze, daß ihm wegen ſeines Geheimniſſes bange wird, und er ſie, ſein Unglück nicht zu machen, beſchwören muß. Sie beſänftiget ſich, und ſagt ihm, ſie beſorge es nicht heute zum erſtenmale, daß ſie die Gemüthsart des Lelio unglücklich machen werde; ſie wolle daher ihre Maaßregeln nehmen, ohne daß ihm Lelio etwas vorwerffen könne; er ſolle ihm nur unterdeſſen ſagen, daß ſeine Liebeserklärung übel

aufgenommen worden, und ſich ſelbſt eine Antwort, wie er glaube, daß ſie ſich am beſten ſchicke, erdenken. Mario dankt ihr, und geht den Lelio aufzuſuchen. Flaminia iſt noch voller Unwillen und ruft Violetten. Sie erzehlt ihr alles, denket auf Mittel ſich zu rächen, und bittet ſie, gleichfalls darauf bedacht zu ſeyn. Harlequin kömmt, Violetten zu beſuchen, und erzehlt ihr, daß ihn Lelio argwöhniſch gegen ſie machen wollen; Violette geräth darüber in Zorn, und ihre Gebieterin ſagt ihr ins Ohr, daß ihr ein Mittel, ſich zu rächen, beyfalle; ſie ſetzt hinzu, ſie wolle dem Mario ſchreiben, daß ſie ihn gern die folgende Nacht ſprechen möchte, Violette ſolle unterdeſſen ſich des Harlequins verſichern, damit man von allen Tritten und Schritten ſeines Herren Nachricht haben könne. Nachdem Violette wider den Lelio genug losgezogen, ſchlägt ſie dem Harlequin vor, ſie wenn es Nacht geworden zu beſuchen, doch mit der Vorſicht, ſich zu verkleiden; ſie wolle ihn, ſagt ſie, nahe an dem Zimmer verbergen, wo ſich ihre Gebieterin mit dem Mario unterhalten werde; wenn Mario alsdenn weg ſey, würden ſie Zeit genug haben, mit einander zu plaudern. Harlequin findet dieſe Einrichtung ſehr vernünftig, nur befürchtet er, ſein Herr werde ihm nicht auszugehen erlauben; unterdeſſen verſpricht er doch, ſein Beſtes zu thun. Violette wünſcht ſich, bey Seite, einen glücklichen Fortgang dieſer Intrigue, blos um das Vergnügen zu haben, den Lelio eiferſüchtig zu machen, und ſich dadurch an ihm zu rächen. Harlequin, der ſeinen Herren mit dem Mario kommen ſieht, gehet ab, ſich zu verkleiden. Mario ſtattet dem Lelio von dem, was er ihm aufgetragen, Bericht ab, erzehlt wie ſtrenge ſich Flaminia gegen ihn erzeigt habe, und wünſchet ſeinem Freunde von Herzen Glück. Lelio glaubt ihm bald, und bald iſt er wieder mißtrauiſch, endlich hält er es für völlig ausgemacht, daß die vorgegebene Liebe des Mario der Flaminia nicht mißfallen habe, und verläßt ihn alſo voller Unruhe. Mario iſt in der größten Verwirrung, und eben kömmt Violette und bringt ihm den Brief ihrer Gebieterin, mit Bitte, dem Lelio davon Wind zu geben. Sie verſichert ihm, daß der Dienſt, welchen er der Flaminia hierdurch erweiſe, ihm auf keine Weiſe nachtheilig ſeyn ſolle; er verſpricht zu gehorchen, gehet ab, und Violette begiebt ſich gleichfalls ſehr vergnügt weg. Das Theater verändert ſich, und ſtellt das Zimmer des Lelio vor. Man ſieht, wie Harlequin daſelbſt unter verſchiednen Verkleidungen wählet, wie er ſich entſchlieſſet, zwey auf einmal zu nehmen, um deſto unerkenntlicher zu

ſeyn, und ſich wirklich in dieſer Abſicht auszukleiden anfängt. Lelio überraſcht ihn in dieſer Beſchäftigung, und fragt ihn, was er machen will. Harlequin bekennt ihm, daß Violette ihn zu ſich beſtellt habe, und bittet ihn bald mit Weinen, bald mit Lachen, ſein gutes Glück nicht zu verhindern. Lelio verſpricht es ihm, ſagt aber, daß es noch nicht Nacht ſey, und er alſo noch Zeit genug habe, ſich zu verkleiden. Harlequin umarmet ſeinen Herrn und macht verſchiedne freudige Lazzis. Indem tritt ein Bedienter herein, der dem Lelio einen Brief vom Mario bringt, in welchem ihm dieſer meldet, daß Flaminia ihn (den Mario) zu einer nächtlichen Unterredung gebeten habe, daß er gehindert worden, ihm mündlich davon Nachricht zu geben, und daß er ohne ſeine Einwilligung nichts unternehmen wolle. Lelio ſchließt hieraus, daß er die Flaminia mit Recht in dem Verdacht gehabt habe, daß ihr die Liebe des Mario nicht mißfalle, und er folglich nicht ſo ſehr geliebt werde, als man es ihm bereden wolle. (Der Schauſpieler muß hier wohl Acht haben, daß er Unruhe, aber nicht Eiferſucht verrathe; und eben dieſen Unterſchied zwiſchen beyden ſoll der Verfaſſer dieſes Stücks, welcher die Rolle des Lelio ſelbſt ſpielte, unnachahmlich beobachtet haben.) Lelio faſſet den Entſchluß, dem Mario zu ſchreiben, daß er die Einladung der Flaminia annehmen, und ihm morgen davon Nachricht geben ſolle. Er ruft, fordert von dem Harlequin die nöthigen Dinge zum Schreiben, und unter andern auch Licht. Licht? ſagt Harlequin ganz freudig; alſo iſt es Nacht? Nein, antwortet Lelio; ſondern ich brauche nur Licht. Harlequin bringt ihm alles, was er gefordert hat; ſein Herr ſchreibt, verſiegelt den Brief, giebt ihn dem Bedienten des Mario, fertiget ihn ab, ſteckt den Brief des Mario zu ſich, und ſagt, daß ihm eben eine gute Liſt beygefallen ſey. Harlequin findet, daß die Nacht dieſesmal länger auſſenbleibe, als gewöhnlich. Lelio ſieht ihn mit einem kaltſinnigen Blicke an, und wirft ihm vor, daß er ihm nicht die Art und Weiſe vertrauet habe, wie ihn Violette in das Haus hineinbringen wolle. Harlequin antwortet ihm, daß ſie ihn an der Thüre erwarten werde, und wiederhohlt alles, was man in der vorigen Scene zwiſchen ihm und der Violette vorgehen ſehen. Alle Augenblicke aber unterbricht er ſeine Rede, indem er ſagt, es ſey Nacht, er müſſe fort. Lelio hält ihn jedesmal auf; endlich kehrt ſich Harlequin um, macht eine Verbeugung und ſpricht: Ha! ſeyn ſie willkommen, gnädige Frau Nacht! Ich wünſche Ihro Gnaden

eine gute Nacht! Und hierauf will er mit Gewalt fort; Lelio aber hält ihn nochmals zurück, und ſagt, weil er ſelbſt dieſe Nacht ausgehen wolle, ſo müſſe er (Harlequin) zu Hauſe bleiben. Er läßt ſich auch durch die Bitten des Harlequins im geringſten nicht bewegen, ſondern ſagt, daß er ihn ſogar, um ſich ſeines Gehorſams zu verſichern, verſchlieſſen werde; weil es aber noch Tag iſt, ſo geht er, ſeiner Schweſter zu ſagen, daß ſie ihn nicht erwarten dürfe, und läßt ſich in der Abſicht den Mantel umgeben, den Harlequin ſich zu verkleiden zurecht gelegt hatte. Er geht ab, Harlequin, voller Verzweiflung macht ſich den Augenblick zu Nutze, Violetten von dieſer Verhinderung Nachricht zu geben. Das Theater verändert ſich und ſtellt eine Straſſe vor. Flaminia erſcheint, und ſagt Violetten, daß Lelio, bey einer ſo gegründeten Urſache zum Verdacht, ſie ganz gewiß ausſpioniren werde. Harlequin kömmt dazu, und Flaminia geht bey Seite, damit ihn Violette deſto ungehinderter ausfragen kann. Sie empfängt ihn mit vielen Liebkoſungen; anfangs will er ſich tröſten, und fängt an mit ihr zu lachen, bald aber erzehlt er ihr ſein Unglück weinend, und macht ſich geſchwind davon, weil er ſieht, daß es Nacht wird. Flaminia kömmt wieder zu Violetten, und ſagt, daß ſie alles hinter der Thüre gehört habe, und daß ihr ein Mittel beygefallen ſey, wie ſie ſich an dem argwöhniſchen Lelio rächen könne. Sie ſehen Licht kommen, und begeben ſich weg. Der Doctor und Pantalon erſcheinen; dieſer hat eine Laterne in der Hand, und ſagt jenem, daß er wohl bey ihm zu Abend ſpeiſen wolle, nur müſſe er es vorher in ſeinem Hauſe melden. Er ruft Violetten, ſagt, daß ſie mit dem Abendeſſen nicht auf ihn warten ſollen, und geht mit ſeinem Freunde fort. Lelio erſcheint in einen Mantel eingehüllet; er verbirgt ſich in einen Winkel, ſiehet die beyden Alten in das Haus des Doctors hineingehen, nähert ſich dem Hauſe des Pantalons, und ruft Violetten, die ſich ſtellt, als ob ſie ihn für den Harlequin halte. Nach verſchiednen Lazzis von beyden Seiten, empfiehlt er ihr mit leiſer Stimme, ja wohl Acht zu haben, daß ſie nicht durch irgend ein Licht verrathen würden. Indem kömmt gleich Flaminia, die ein Licht in der Hand hat; ſie will ſich nach dem Fortgange ihres Anſchlages erkundigen; Violette läuft ihr voller Zorn entgegen, und ſchmält, daß ſie ſo ungeduldig und unvorſichtig iſt, ſie zu ſo unrechter Zeit zu beleuchten. Flaminia begiebt ſich weg. Violette ſagt zu dem Lelio, daß ſie das Licht aus dem Zimmer genommen habe, in welches

ſie ihn führen wolle; ſie nennt ihn beſtändig Harlequin, läßt ihn zu der Thüre hinein, die mitten auf dem Theater iſt, und ſchließt nach ihm zu. Flaminia kömmt abermals wieder, mit einem Wachslichte in der Hand, ruft Violetten und ſchilt, daß ſie itzt allein und ohne Licht in dem Zimmer ſey, da ſie vielmehr den Mario an der Thüre erwarten ſollte. Sie befiehlt ihr um ſo vielmehr zu eilen, weil ſie von dem Balcon einen vorbeygehen ſehen, von dem ſie glaube, daß er es geweſen ſey. Inzwiſchen aber geben ſie einander mit Zeichen zu verſtehen, daß Lelio dort eingeſchloſſen ſey, und ſie alſo leiſe reden müßten. Violette geht, den Mario zu erwarten, und Flaminia bleibt allein und wünſchet ſich heimlich zu ihrer bevorſtehenden Rache Glück. Mario kömmt; Flaminia begegnet ihm ſehr hart, und ſagt, daß ſie ihn nur deswegen habe ruffen laſſen, um ihm zu verbieten, jemals wieder vor ihre Augen zu kommen. Er geht, dem Anſehen nach, in der größten Beſtürzung fort, und Flaminia fährt, nach ſeinem Abtritte, fort, vor ſich theuer zu verſichern, daß ſie nie einen andern als den Lelio lieben werde. Dieſer hört es, macht ein Geräuſch und will ſich vor Freuden zu den Füſſen der Flaminia werffen; Flaminia aber thut, als ob ſie furchtſam wäre, und einen Dieb zu hören glaubte, und ruft um Hülfe. Alle Bediente aus dem Hauſe kommen bewaffnet herzu; ſie befiehlt ihnen ganz laut, ſich eines Diebes zu verſichern, der in dem nächſten Zimmer verſchloſſen ſey, leiſe aber ſagt ſie, daß ſie alles, was ſie ihnen befohlen habe, ja wohl beobachten und es genug ſeyn laſſen ſollten, ihm Furcht einzujagen. Man öfnet die Thüre; Lelio dringt heraus, reunt die Bedienten übern Haufen, einer von ihnen thut einen Piſtolenſchuß in die Luft, der vermeinte Dieb verliert Hut und Perücke, und macht ſich davon.

Dritter Aufzug. Die Bühne ſtellt das Zimmer des Lelio vor. Harlequin liegt auf einem Tiſche, und iſt eingeſchlaffen. Er träumt, und glaubt mit Violetten zu ſprechen. Er bewegt ſich und fällt herunter; er erwacht darüber, ſucht Violetten, und da er ſie nicht findet, merkt er endlich, daß er geträumt und der Tag ihn aufgeweckt habe. Lelio tritt herein. Harlequin erkennt ihn nicht ſo gleich, und fürchtet ſich vor ihm; nach einer Menge Lazzis erkennt er ihn endlich und fragt, was er mit ſeinem Hute, und ſeiner Perücke gemacht habe. Lelio giebt ſeinen Verluſt einem heftigen Winde ſchuld, der ſie ihm weggenommen. Indem wird an die Thüre geklopft, und Harlequin bringt einen Bedienten der

Flaminia hereingeführt, der dem Lelio einen Brief giebt, in welchem ſie ihm meldet, daß ihr ein groſſer Verdruß zugeſtoſſen, und daß, wenn ihre Heyrath nicht noch dieſen Tag zu Stande käme, ſie ſich morgen auf Zeitlebens in ein Kloſter einſchlieſſen wolle. Lelio ſchmeichelt ſich, daß die Liebe des Mario ohne Zweifel dieſer groſſe Verdruß ſey, und ſagt zu dem Bedienten, daß er ihr ſogleich ſelbſt die Antwort bringen wolle, und ſie unterdeſſen verſichern laſſe, daß er alle Augenblicke bereit ſey, ihr zu gehorchen. Er erkundiget ſich bey dem Bedienten nach der Geſundheit ſeiner Gebieterin; dieſer antwortet, daß ſie ſich nicht allzuwohl befinde, weil ſie ſich von dem Schrecken noch nicht erhohlt, den ſie vergangene Nacht gehabt habe, indem man einen Dieb bey ihr eingeſchloſſen gefunden, der ſeinen Hut und ſeine Perücke in Stiche gelaſſen. Das muß alſo, ſagt Harlequin, eine ſehr unglückliche Nacht für die Hüte und Perücken geweſen ſeyn. Sein Herr befiehlet ihm zu ſchweigen, und fertiget den Bedienten der Flaminia ab. Harlequin fängt wieder an, von den Hüten und Perücken zu reden; Lelio wird ungeduldig; indem wird angeklopft und der Doctor tritt mit dem Pantalon herein. Die zwey Alten liegen dem Lelio aufs neue an, den Tag zu ſeiner und der Silvia Verheirathung, feſt zu ſetzen; er antwortet, er ſey bereit zu ſchlieſſen, und wolle ihnen mit ſeiner Schweſter zu dem Pantalon folgen, wo ſie den Notarius könnten hinkommen laſſen. Silvia kömmt hierauf, und ſagt ihm, daß ſie ihn im Traume in groſſer Noth, unter wilden Thieren geſehen habe, die ihn zerreiſſen wollen. Lelio geſtehet vor ſich, daß es dieſem Traume nicht ganz an Wahrheit fehle, Mario kömmt dazu; grüſſet die Silvia und ziehet den Lelio bey Seite, und erzehlt ihm, daß er ſeinetwegen ſehr gemißhandelt worden. Lelio unterbricht ihn, und ſagt, er wiſſe bereits alles und werde ihm die Ruhe ſeines künftigen Lebens zu danken haben. Mario und Silvia bringen wegen ihrer Verbindung in ihn; er ſagt ihnen, was er eben itzt mit dem Pantalon und dem Doctor abgeredet habe, und ſie fallen ihm beyde um den Hals. Auch ich? ſagt Harlequin, auch ich werde Violetten-heyrathen dürfen? Ohne Zweifel; antwortet Lelio; und Harlequin fällt ihm gleichfalls um den Hals. Die Umarmungen fangen von neuem an, und ſo gehen ſie endlich mit einander ab. Das Theater verändert ſich, und ſtellt die Straſſe vor, wo Pantalons Haus iſt. Man erblickt den Doctor, den Pantalon und den Notarius, die auf das Haus zueilen, damit ſie

Lelio finden und keinen Verdacht zu irgend einem Argwohne haben möge. Doch Lelio, Silvia und Mario hohlen sie noch ein, und sie gehen alle zusammen hinein. Das Theater verändert sich abermals, und stellt das Zimmer der Flaminia vor, wo sie zu Violetten sagt, daß sie noch gar nicht wisse, wie sie mit dem Lelio, ohne Nachtheil des Mario, werde brechen können. Violette giebt ihr den Brief des Mario an den Lelio, den dieser, als er sich davon machen müssen, verloren hatte. Flaminia lieset ihn mit grosser Freude, und sagt, daß sie ihn sehr gut werde brauchen können. Indem kommen die Väter und die Liebhaber dazu. Man unterzeichnet die beyden Contracte. Flaminia bemächtiget sich derselben, giebt dem Mario den, der ihn angehet, wirft dem Lelio seinen Argwohn und sein beschimpfendes Verfahren vor, welches sie durch den Brief, den er bey seiner Flucht verloren, erfahren habe, und zerreißt den Contract, den sie kurz zuvor unterzeichnet hatte. Pantalon billiget das Verfahren seiner Tochter und begiebt sich mit ihr weg. Lelio bleibt ganz verwirrt; Silvia tröstet ihn, und giebt ihm den Rath, in Zukunft nicht mehr so argwöhnisch zu seyn. Lelio aber nimmt sich im Zorne vor, es mehr als jemals zu seyn; denn, sagt er, dieser Brief enthält eine Verrätherey, gegen die ich nicht genug auf der Hut gewesen bin. In Zukunft will ich mich auch vor dem Hunde und der Katze in dem Hause in Acht nehmen, und auch meinem Hemde nicht mehr trauen. Er gehet voller Wuth ab. Mario und Silvia folgen ihm in der Absicht, ihn mit Flaminien wieder auszusöhnen; und Harlequin sagt, er wolle gehen und sehen, ob die Thorheit seines Herren auch nicht seiner Heyrath Unglück gebracht habe; womit die Komödie sich endet.

11) **Les Erreurs de l'Amour, ou Arlequin Notaire maltraité**; in drey Aufzügen nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, zum erstenmale aufgeführt den 23. May 1717.

Lelio liebt die Silvia und wird wieder von ihr geliebt, und Flaminia liebt den Lelio, der sie aber nicht liebt. Sie verfolgt ihn also überall, wo sie ihn mit der Silvia zusammen findet, und dieses unter verschiedenen Verkleidungen; kurz sie thut alles, was die Eifersucht einem Frauenzimmer eingeben kann. Harlequin, der als ein Notarius verkleidet erscheinet, wird ausgeprügelt, und lacht als ob er toll wäre, weil sich die, die ihn prügeln, wie er sagt, in der Person irreten. — Das Stück war nach den Sitten von Venedig eingerichtet.

## Coypel.[1]

1) **L'Education perdue**; in einem Aufzuge. Von dem Herrn Coypel entworffen, und den 23. October 1717 zum erſtenmale aufgeführt.

Ein italiäniſcher Herr, Namens Lelio, hat aus ſeiner Ehe nicht mehr als ein einziges Kind, welches ein Sohn iſt, den er bey einer Müllerin auf dem Lande in die Koſt gegeben. Als er nach der Zeit Wittwer wird, will er dieſen ſeinen Sohn, den er Mario nennen laſſen, wieder zu ſich nehmen, und da er eine Kette und das Portrait ſeiner Mutter, welches beydes er ihm um den Hals gehangen, als er ihn in die Koſt gethan, nicht bey ihm findet, ſo fragt er die Müllerin nach der Urſache, die ihm denn ſagt, daß ſie das eine wie das andre verloren habe. Lelio glaubt ihr und nimt den Sohn, den ſie ihm vorgeſtellt, und er für den ſeinen hält, mit. Auf ſeinem Rückwege findet er ein Kind an dem Ufer des Fluſſes, von dem Alter ſeines Sohnes, und das viel Artigkeit zeiget; er erbarmt ſich über dieſes Kind, nimt es mit und läßt es mit ſeinem Sohne, unter dem Namen Lindori, zugleich erziehen. Bey dem Lindori ſchlägt die Erziehung ſehr wohl an, und ſeine Aufführung iſt ungemein ſittſam; da hingegen Mario ein lüderlicher Wildfang wird. Lindori macht mit der Silvia, der Tochter des Pantalons, der ſie mit dem Mario verheyrathen will, weil ihn Lelio darum angeſprochen, Bekanntſchaft. Ehe aber Pantalon ſeine Tochter den Mario zu heyrathen zwingen will, erkündiget er ſich vorher bey dem Harlequin, dem Bedienten des Mario, wegen der Aufführung ſeines Herrn. Harlequin, in einer Kleidung mit Bändern, ein ſpaniſches Rohr unter dem Arme, und ein Reibeiſen und Tabak in den Händen, ſpielt einen lächerlichen Petitmaiter, und erklärt dem Pantalon, daß ſein Herr der glücklichſte und zugleich der freyeſte und luſtigſte junge Menſch von der Welt ſey, der ſich alle Tage neue Ergötzlichkeiten, in der Oper, in der Komödie, vor dem Spieltiſche, im Weinhauſe, bey Frauenzimmern, zu machen wiſſe. Da Pantalon dieſes hört, ſagt er dem Lelio den Handel auf, und will ſeine Tochter dem

[1] Charles Antoine Coypel war erſter Mahler des Königs und Director der königlichen Akademie der Mahlerey und Bildhauerkunſt zu Paris. Er ſtarb an dieſem Orte den 14 Junius 1752. in einem Alter von 58 Jahren. Er hat ſo wohl für die franzöſiſche als italiäniſche Bühne gearbeit. Seine Stücke für die letztere aber, waren weiter nichts als Entwürffe, dergleichen dieſer und der folgende iſt, und die von den Schauſpielern aus dem Stegreiſe ausgeführt, und daher niemals gedruckt worden.

Mario nicht geben. Unterdeſſen führt dieſer den Lindori nebſt zwey Frauenzimmern in die Oper, und wie ſie wieder herauskommen, zwingt Mario den Lindori, den Degen zu ziehen. Mario wird von ihm entwaffnet, und Lindori ſchenkt ihm aus Grosmuth und aus Dankbarkeit das Leben, worauf aber Mario angehalten und in das Gefängniß gebracht wird. Unterdeſſen kömmt der Bruder von der Amme an, und bringt einen Brief an den Lelio, in welchem ſie ihm meldet, daß ſie bey Annäherung ihres Todes ihr Gewiſſen zwinge, ihm zu entdecken, wie Mario ihr eigner Sohn ſey, und daß der ſeinige in dem Fluſſe bey der Mühle umgekommen, weßwegen ſie denn vorgegeben, daß die Halsſchnur und das Portkait verloren gegangen wären. Da Lindori von der Halsſchnur und dem Portrait reden höret, ſo zeigt er beydes vor, wird dadurch für den Sohn des Lelio erkannt und heyrathet die Silvia. Lelio will hierauf den Mario von ſich ſtoſſen, Lindori aber bewegt ſeinen Vater, daß er ihn auf eben denſelben Fuſſe, auf welchem Lindori vorher geweſen, bey ſich behält.

2) **Le Defiant**; in drey Aufzügen von Th. An. Coypel, den 10 Julius 1718. zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen des Stücks. **Lelio**, der Mißtrauiſche. **Flaminia**, des Lelio Tochter. **Pantalon**, des Lelio Bruder. **Mario**, Liebhaber der Flaminia und Freund des Pantalon. **Violette**, der Flaminia Mädchen. **Arlequin**, des Lelio Bedienter. **Scapin**, ein andrer vertrauter Bedienter des Lelio. **Pierrot**, ein Anverwandter des Scapin.

Lelio hat nur eine Tochter, (Flaminia) die er gern an einen Mann von Stande verheyrathen wollte. Pantalon, ſein Bruder, kömmt und will für den Mario um ſie werben, welches ein junger Menſch von Familie iſt, und den Flaminia liebt. Allein Lelio will ſie ihm nicht geben, weil man ihm geſagt hat, daß Mario ein wenig frey lebe, und ſein Vermögen eher als ein andrer durchbringen werde. Dieſer abſchläglichen Antwort wegen iſt Mario ziemlich verlegen, und weis nicht wie er mit ſeiner Gebieterin zu ſprechen kommen ſoll, weil Lelio ſo mißtrauiſch iſt, daß ſich niemand ſeinem Hauſe nähern darf, von dem er nicht glaube, daß er ihn beſtehlen wolle. Gleichwohl findet Mario ein Mittel hineinzukommen und die Flaminia zu ſehen, die ihm verſpricht, daß ſie niemals eines andern, als die ſeinige ſeyn wolle. Sie verlaſſen einander eben da Lelio dazukömmt, und aus vollem Halſe, als ein Beſeſſener, ſchreyt:

Dieb! Dieb! man bestiehlt mich! Er hält einen Menschen am Kragen, der einen Sack mit tausend Livres trägt, und den er aus seinem Cabinete herauskommen sehen, das er nach sich zuzuschliessen vergessen hatte. Lelio bildet sich ein, daß ihm dieser Mensch das Geld gestohlen habe; es ist aber gleich das Gegentheil. Denn dieser Mensch ist ein Bedienter eines Freundes von Lelio, dem er hundert Pistolen geliehen hatte, und der Freund schickt sie ihm itzt durch seinen Diener wieder, welchem Lelio bis itzt weder Zeit noch Freyheit gelassen, seine Commißion auszurichten. Nachdem er es nun gethan, läßt ihn Lelio zwar wieder gehen, befiehlt aber dem Harlequin, ihn bis auf die Strasse zu begleiten, damit er nicht noch etwas bey dem Herausgehen mitnehmen möge. Lelio fragt den Scapin, welches sein vornehmster Bedienter und sein Vertrauter ist, wegen der Heyrath seiner Tochter um Rath, und läßt sich verlauten, daß er sie dem Mario nicht geben wolle. Scapin sagt, er kenne einen sehr reichen Marquis, der sich wohl für seine Tochter schicken möchte; da ihm aber seine Aeltern sehr früh gestorben wären, und er auf dem Lande erzogen worden, so könne es leicht seyn, daß er nicht alle die Artigkeiten einer in der Stadt und in der grossen Welt erzogenen Person besitze. Lelio aber erwiedert, daß dieses nichts zu bedeuten habe, und daß er ihn nur solle kommen lassen. Dieser Marquis ist Pierrot, der Sohn eines reichen Bauers, des Bruders von Scapin, der diesen seinen Vetter gern mit der Flaminia verheyrathen wollte. Er läßt ihn sehr prächtig auskleiden, und stellt ihn dem Lelio und der Flaminia unter dem Namen des Marquis de la Pierre vor, und Lelio sagt seiner Tochter, daß dieses der Gemahl sey, den er ihr bestimme. Der Marquis sagt tausend abgeschmackte Dinge; er nennt den Scapin seinen Vetter, ob es ihm dieser gleich ausdrücklich verbothen. Und nun kömmt auch Harlequin dazu, der vollends alles zu nichte zu machen drohet; denn da er den Pierrot auf dem Dorfe gekannt hat, wo er sein Spielgeselle sonst gewesen war, so läuft er auf ihn zu, umfaßt ihn und sagt ihm tausenderley närrisches Zeug. Scapin macht dieses alles, so viel ihm möglich, bey dem Lelio wieder gut.

Unterdessen ist Mario wegen der Ankunft dieses Marquis und wegen der Hartnäckigkeit des Lelio, ihm seine Tochter, nicht zu geben, sehr verlegen. Er wendet sich an Violetten, welches Scapins Liebste ist, und bittet sie, die Heyrath hintertreiben zu helfen. Violette, die sonst bey

dem Scapin alles vermag, thut ihm den Vorſchlag, und verſpricht ihn zu heyrathen, wenn er den Lelio dahin bringen wolle, daß er dem Marquis de la Pierre ſeinen Abſchied ertheile ꝛc. Scapin aber, der gleich, da ihm Violette dieſen Vorſchlag thut, ſeinen Herrn kommen ſieht, ſagt ganz laut, daß er ſich wohl hüten werde, ſeinen Herrn zu verrathen, und daß Flaminia nichts beſſers thun könne, als den Marquis de la Pierre zu heyrathen ꝛc. In dieſem Augenblicke kömmt Harlequin dazu, und ſagt, daß in dem Hauſe, und zwar in Scapins Kammer, Feuer ausgekommen ſey. Lelio läuft ſogleich hin, läßt das Feuer löſchen, und ſteckt eine Briefta ſche, die dem Scapin gehört, und die er auf dem Tiſche gefunden, zu ſich. Ehe er ſie ihm aber wieder giebt, ſucht er ſie vorher durch, um zu ſehen, ob Scapin nicht irgend eine Rechnung für ihn bezahlt bekommen. Da findet er nun unter ſeinen Papieren einen Brief von Pierrots Vater, der dem Scapin ſchreibt, daß es ſehr viel gewagt ſey, den Pierrot für einen Marquis ausgeben zu wollen, weil er viel zu ungeſchliffen wäre, dieſen Charakter lange zu behaupten. Ehe Lelio aber durch dieſen Brief, den er in der Briefta ſche gefunden, Licht erhält, hat ſein Bruder Pantalon eine ſehr luſtige Scene mit ihm. Pantalon will mit dem Lelio wegen der lächerlichen vorhabenden Verheyrathung ſprechen; dieſer aber, nach ſeiner mißtrauiſchen Gemüthsart, glaubt, daß er ihm Wagen und Pferde abborgen wolle, und bringt daher, ohne ihm Zeit zu laſſen, ſich zu erklären, eine lange Reihe von Entſchuldigungen vor, warum er ſie ihm nicht leihen könne. Und als er hört, daß itzt von ganz etwas andern die Rede ſey, bildet er ſich ein, daß er Geld von ihm borgen wolle, und läßt ſich daher weitläuftig über die elenden geldklemmen Zeiten aus ꝛc. Endlich wird Lelio, durch die Gründe ſeines Bruders, und durch den gefundenen Brief von der Untreue des Scapins überzeugt, jagt ihn mit ſamt dem Pierrot fort, ruft ſeine Tochter und verſpricht ſie dem Mario ꝛc.

Die Kunſtrichter ſetzten an dieſem Stücke aus, daß der Charakter des Mißtrauiſchen nur ſehr oben hin behandelt ſey, und mit dem Geitzigen des Moliere zu viel ähnliches habe ꝛc. Deßgleichen ſchien es ihnen ſehr ſeltſam zu ſeyn, daß ein ſo mißtrauiſcher Menſch, als Lelio iſt, gleichwohl gegen den Scapin, der ihn bey der Naſe herumführt, nicht das geringſte Mißtrauen bezeige.

Noch hatte Harlequin eine ſehr luſtige, epiſodiſche Scene darinn;

als er nehmlich aus dem Hauſe ſeines Herrn herauskam, und ſein Nänzel mit ſich brachte, damit es nicht etwa mit verbrennen möge. Er ſucht es durch, und da er ſein beſtes Hemde nicht darinn findet, ſo geht er wieder hinein, um dieſes noch zu hohlen. Er bringt es auch wirklich, ſieht aber, als er zurück kömmt, daß ein Dieb mit ſeinem Nänzel davon geht. Er betrachtet ihn, ſieht ihm nach, und der Dieb läßt ſich auch, auf eine komiſche Weiſe, auf allen Seiten und in mancherley Stellungen von ihm betrachten, ſo daß dieſe ſtumme Scene, nach vielfältigem hin und wiedergehen, ſehr lächerlich ausfällt. Der Dieb kömmt endlich mit dem Nänzel davon und Harlequin kömmt allein wieder vor auf das Theater, und ſpottet über den Dieb, daß er gleichwohl ſein beſtes Hemde nicht bekommen habe, welches er den Zuſchauern in einem ſehr elenden Zuſtande weiſet.

3) L'Impatient, in einem Aufzuge, nach dem Entwurfe des Herrn Coppel, den 10 November 1717. zum erſtenmale aufgeführt.

Lelio, welches der Charakter eines ſehr ungeduldigen Menſchen iſt, der ſich in beſtändiger Bewegung befindet, wird Knall und Fall in die Flaminia, die Tochter des Doctors, verliebt, und wird wegen der Heyrathspunkte ſo geſchwind einig, als ob es die größte Kleinigkeit beträffe. Flaminia, die dieſen ihren künftigen Gemahl nicht liebt, fällt auf eine Liſt, ihm die Verbindung mit Ihr zuwider zu machen. Sie redet nehmlich, in der erſten Zuſammenkunft, die ſie mit ihm hat, mit einer ſo merklichen Langſamkeit, daß ſie jedes Wort zu articuliren, eine geraume Zeit nöthig hat. Lelio verräth alle Augenblicke ſeine Ungeduld, und da er es endlich nicht länger aushalten kann, verläßt er die Flaminia auf einmal, begiebt ſich zum Doctor und erſucht ihn, ihn ſeines gegebenen Wortes, deſſen Tochter zu heyrathen, zu erlaſſen. Marid, der Liebhaber der Flaminia, macht ſich dieſen Bruch zu Nutze, hält bey dem Doctor um ſie an, und bekömmt ſie.

De Lisle.[1]

1) Arlequin Astrologue; in drey Aufzügen von dem Herrn de Lisle, auf dem italiäniſchen Theater in Paris den 13 May 1727. zum erſtenmale aufgeführt.

[1] Dieſer dramatiſche Schriftſteller lebt, ſo viel mir bekannt iſt, noch. Er hat nur für das italiäniſche Theater gearbeitet. Sein Timon der Menſchenfeind, ſein Falke ꝛc. ſind ſeit geraumer Zeit auch auf dem deutſchen Theater. Die Stücke aber, deren Entwürfe hier vorkommen, ſind nie gedruckt worden.

1. Aufzug. Harlequin eröfnet die Scene. Er ſucht ſeinen Herrn den Eraſt, der ihm ſeit einigen Tagen aus den Augen gekommen iſt. Er findet ihn endlich als Gärtner verkleidet, in Dienſten der Dorimene, unter dem Namen Lucas. Anfangs erkennt er ihn unter dieſer Verkleidung nicht, welches den Eraſt hoffen läßt, daß ihn auch weder Dorimene noch Julia darunter erkennen werde. Mit dieſer Vorſicht hat der Verfaſſer ohne Zweifel den Einwürfen, die ihm die Kunſtrichter etwa darüber machen könnten, im Voraus begegnen wollen. Wir wollen nicht unterſuchen, in wie weit dergleichen Einwürfe gegründet ſeyn möchten, genug daß man über Facta nicht ſtreiten muß; und das iſt eines, daß Eraſt von ſeinem eigenen Bedienten nicht erkannt worden. Wo die Erfahrung ſpricht, giebt uns der Verfaſſer zu verſtehen, da muß die Vernunft ſchweigen. Eraſt entdeckt dem Harlequin die Urſachen, die ihn bewogen, ſich als Gärtner bey der Dorimene in Dienſte zu begeben. Dorimene will die Julia an den Oronte verheyrathen, und eben um dieſer Heyrath zu hintertreiben, hat ſich Eraſt verkleidet. Er ſchlägt dem Harlequin vor, ſich ſelbſt als einen Sternſeher zu verkleiden, um Dorimenen zu hintergehen, die aus den Wahrſagern ſehr viel macht. Und um den Harlequin deſto leichter zu bewegen, ihm unter dieſer Verkleidung zu dienen, faßt er ihn bey ſeiner Schwäche. Harlequin liebt die Colombine, welche er in dem Verdachte hat, daß ſie dem Tribelin, den Bedienten des Oronte, den Dorimene ihrer Tochter Julia beſtimmet, liebe. Eraſt führet den Harlequin mit ſich fort, damit er ſich niemanden zeigen ſoll. Sie begeben ſich in ein Weinhaus, um ihre Maaßregeln, wegen der Liſt, die Eraſt erdacht hat, mit einander zu nehmen. Dorimene kömmt mit der Julia, eben da Eraſt und Harlequin abgehen. Sie macht ſich die unverſtellte Aufrichtigkeit ihrer Tochter zu Nutze, um zu erfahren, was in ihrem Herzen vorgeht. Julia geſteht ihr gerade zu, daß ſie den Oronte zu ihrem Manne nicht haben möge, weil ſie ſich ſchon einen andern Liebhaber, der mehr nach ihrem Geſchmacke ſey, ausgeſucht habe. Dorimene, welche in den Eraſt eben ſo verliebt iſt, als ihre Tochter, und die ihm nur deswegen den Zutritt in ihr Haus verſagt hat, weil Julia in ſeinem Herzen die Oberhand über ſie erhalten, verbietet ihr durchaus an den Eraſt weiter zu gedenken, und befiehlt ihr, ſich fertig zu halten, die Hand des Oronte anzunehmen, deſſen Reichthümer ſie glücklich machen könnten. Oronte kömmt, Dorimene läßt ihre Tochter abtreten, Julia gehorcht,

giebt aber durch ein Beyſeite zu verſtehen, daß ſie ſich an einem Ort verſtecken wolle, wo ſie die Unterredung ihrer Mutter und des alten Liebhabers, der ihr Gemahl werden ſolle, mit anhören könne. Dorimene ſagt dem Oronte, daß ſie in dem Herzen der Julia wegen der ihr vorgeſchlagenen Heyrath, ſehr viel Widerſtand antreffe. Oronte ſchmeichelt ſich, durch Hülfe ſeiner Reichthümer alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Dorimene verläßt ihn, um wegen verſchiedener Dinge Anſtalt zu machen. Den Augenblick darauf kömmt Julia; ſie ſagt dem Oronte, daß ſie ſeine ganze Unterredung, mit ihrer Mutter, mit angehört habe, und daß ſich dieſe ſehr betriege. Oronte glaubt, daß ihm dieſe Reden günſtig wären, und daß er der Julia ſo unangenehm nicht ſey, als ihre Mutter es glaube. Doch Julia läßt ihn nicht länger in ſeinem Irrthume, und erklärt ihm ohne die geringſte Zweydeutigkeit, daß ſie ihn nicht liebe, und auch niemals lieben werde. Nach dieſem aufrichtigen Geſtändniſſe begiebt ſie ſich weg; und Oronte geräth darüber ein wenig in Verwirrung, doch verlieret er noch nicht alle Hofnung.

2. Aufzug. Harlequin, ob es ihm gleich Eraſt ausdrücklich verbothen, ſich vor ſeiner Verkleidung in den Sternſeher, jemanden zu zeigen, kann dennoch ſeiner Begierde mit Colombinen zu reden nicht widerſtehen, um von ihr zu erfahren, ob ſie ihm wirklich den Trivelin vorziehe. Colombine kömmt, und iſt eben nicht ſehr erfreut, ihn zu ſehen, weil ſie ſeinen Nebenbuhler liebt. Allein ſie verſtellt ihr Mißvergnügen; ſie fragt ihn nach dem Eraſt und ſagt, daß er ſeiner Abweſenheit ungeachtet, der Julia in ihren Gedanken beſtändig gegenwärtig ſey, und auf das zärtlichſte von ihr geliebt werde. Harlequin antwortet ihr, daß er bey dem Eraſt nicht mehr diene, und einen unendlich beſſern Herrn gefunden habe. Er ſey nehmlich vor itzt bey dem großen Sternſeher Beniscraque, der eine unumſchränkte Gewalt beſitze, in Dienſten. Er giebt ihr zugleich zu verſtehen, daß er den Trivelin, wenn er ſich unterſtehen ſollte, ihm ihr Herz ſtreitig zu machen, durch Hülfe gewiſſer Geiſter, die ihm ſein Herr leihen werde, ein wenig in der Luft wolle herumtanzen laſſen. Colombine, die hierüber ſehr erſchrickt, verſtellt ſich noch weiter, und ſchwört ihm, daß ſie den Trivelin durchaus nicht leiden könne, ſondern ihren Harlequin einzig und allein liebe. Hier kömmt nun Eraſt dazu, der noch immer als Gärtner verkleidet iſt; er geräth wider den Harlequin in Zorn, und droht ihm leiſe, ihn wegen ſeines Ungehorſams zu ſtrafen. Harlequin

thut, als ob er ihn nicht kenne, und nimmt einen Ton gegen ihn an, der ſich für den Diener des groſſen Beniscraque, wenn er mit einem ſchlechten Gärtner ſpricht, ſchicket. Harlequin geht ab, um ſich zu verkleiden; und der verſtellte Gärtner erfährt von der Colombine, daß Julia die Hand des Oronte ausgeſchlagen, weil ſie ihr Herz bereits an einen andern jungen Liebhaber, Namens Eraſt, verſchenkt habe. Der vermeinte Gärtner ſagt ihr, daß er der Julia in dieſer Liebe, ſo weit es in ſeinem Vermögen ſtehe, dienen wolle. Julia kömmt, und bezeigt eine große Begierde, ſich mit dem Sternſeher eher, als ihre Mutter, zu unterhalten. Sie bittet zugleich den Lucas, bey ihr zu bleiben, weil ſie ſich vor dergleichen Leute, die mit Geiſtern Umgang haben, fürchte. Eraſt bringt ſie mit einer guten Art auf das Kapitel von ihrer geheimen Liebe, und hat das Vergnügen zu hören, daß er heftiger, als er immer hoffen dürffen, von ihr geliebt werde. Er giebt ihr die Hand, ſie zu dem Beniscraque zu führen, auf deſſen Ankunft Dorimene mit Ungeduld wartet.

3. Aufzug. Der erſte Auftritt dieſes letzten Aufzuges iſt zwiſchen Trivelin und dem in Sternſeher verkleideten Harlequin. Harlequin macht dem Trivelin ſo viel Angſt, daß er ihm das Verſprechen abzwingt, der Colombine zu entſagen. Der Vorwand, unter welchem der verſtellte Beniscraque dem Trivelin dieſe Entſagung abnöthiget, iſt dieſer, weil er den Harlequin, der bey ihm in Dienſten ſtehe, unter ſeinen Schutz genommen habe. Trivelin macht ſich zitternd davon, und ſchwört, ſich niemals einer ſolchen Gefahr wieder auszuſetzen. Dorimene und Oronte kommen, den Sternſeher um Rath zu fragen; Oronte aber iſt bey weitem nicht ſo leichtgläubig, als Dorimene. Beniscraque läßt ſie beyde abtreten, und will mit der Colombine den Anfang machen, die ihn gleichfalls zu Rathe zu ziehen verlangt. Sie giebt ihm zu erkennen, daß ſie zwey Liebhaber habe, aber nur einen davon liebe; ſie ſetzt hinzu, daß ſie gezwungen ſey, das Geheimniß ihres Herzens zu verbergen, weil der Herr desjenigen, den ſie nicht liebe, in dieſem Hauſe gegenwärtig ſey. Sie verſteht unter dieſem Herrn den Beniscraque, weil ihr Harlequin in dem erſten Aufzuge geſagt hat, daß er bey dieſem berühmten Manne in Dienſte getreten ſey. Harlequin aber betriegt ſich, und glaubt, daß ſie den Trivelin, der bey dem Oronte in Dienſten ſtehe, meine. Dieſe Zweydeutigkeit verurſacht dem Harlequin eine große Freude; er kömmt aber gar bald aus ſeinem Irrthume. Colombine ſagt ihm, daß es Trivelin ſey,

den ſie liebe. Hierbey nun kan ſich Harlequin nicht halten, er wirft ſeinen Rock und ſeinen Bart auf die Erde, und läßt der Colombine den Liebhaber in ihm erkennen, dem ſie den Trivelin vorzuziehen, die Ungerechtigkeit habe. Auf das Geſchrey und die Scheltworte, die er der Colombine ſagt, kommen ſowohl Dorimene und Oronte, als auch der vermeinte Lucas herzu; und jene erſtaunen nicht wenig, anſtatt des Beniscraque den Harlequin zu finden. Anfangs ſcheinet dieſer unbeſonnene Streich die ganze Liſt des Eraſt zu vernichten; doch es wird gar bald alles beygelegt. Da Oronte höret, daß Julia den Eraſt liebet, und dieſen Liebhaber bey ſeiner künftigen Gattin verkleidet antrift, ſo entſagt er einer für ihn ſo gefährlichen Heyrath; und Dorimene faßt, nach einem ſo öffentlichen Ausbruche, den weiſen Entſchluß, in die Verbindung ihrer Tochter mit dem Eraſt zu willigen, dem ſie noch dazu ihre Freundſchaft verſpricht. Der einzige Harlequin ſieht ſich unglücklich; er kann aber niemand andern, als ſich ſelbſt die Schuld geben.

2) Arlequin Grand Mogul, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Hrn. de Lisle zum erſtenmal aufgeführt den 14 Jenner 1734.

Aſouf, General der Trüppen des Cha-Jean, Kayſers von Mogol, empört ſich gegen dieſen Monarchen, weil er ſeine Tochter verſtoſſen hat, und die Roxane, eine Enkelin des Sultan Amajou, heyrathen will. Um ſeiner Parthey ein Gewichte zu geben, bedient ſich Aſouf des Harlequins, eines einfältigen Schäfers, welchen er den Rebellen unter dem Namen des Prinzen Boulakis, älteſten Bruder des Cha-Jean, der bereits ſeit einigen Jahren todt iſt, vorſtellet. Man kann ſich leicht einbilden, wie ſchlecht der vorgegebene Prinz die Perſon, die man ihm zu ſpielen gegeben, behauptet. Er hat ſich noch dazu in eine junge Schäferin, Namens Zaide, verliebet, die ſich über ſeine Unbeſtändigkeit beklagt, und es ihn endlich bereuen läßt, daß er die Stelle, die ihm Aſouf aufgetragen, angenommen habe. Endlich ſchlägt Cha-Jean die Rebellen, Aſouf bleibet in der Schlacht und Harlequin heyrathet die Zaide. — Dieſes Stück fand wenig Beyfall, ob es gleich verſchiedene Scenen hatte, welche die Naivetek des Harlequin und der Zaide ſehr intereſſant machten.

3) Les Caprices du Coeur et de l'Esprit, in drey Aufzügen von dem Hrn. de Lisle; zum erſtenmale aufgeführt den 25 Junius 1739.

Perſonen. Dorimon, der Angelique Vater; Dorante, Liebhaber der Angelique; Valere, gleichfalls der Angelique Liebhaber; Angelique,

dem Dorante verſprochen; Iſabelle, Nichte des Dorimon, dem Valere verſprochen; Liſette, Mädchen der Angelique; Frontin, Bedienter des Dorante. Die Scene iſt auf dem Lande bey dem Dorimon.

Dorimon eröfnet die Scene und fragt Liſetten, was ſie von dem Dorante, den er ſeiner Tochter beſtimme, und von dem Valere, dem er ſeine Nichte verſprochen, ſage? Liſette antwortet: ſie wären beyde liebenswürdig; Valere ſey ſehr lebhaft, und wiſſe ſich hervor zu thun; Dorante aber gefalle ihr deswegen unendlich, weil man einen vernünftigen Mann in ihm bemerke, von der gefälligſten Gemüthsart, obgleich ſein Aeußerliches ſehr ernſthaft ſey. Dorimon ſchmeichelt ſich, in der Wahl dieſer Ehemänner für ſeine Tochter und ſeine Nichte, ſehr glücklich geweſen zu ſeyn; indem Angelique, welche er dem Dorante beſtimmt, ſo wie er, philoſophiſch, und Iſabelle, ſo wie Valere, lebhaft und aufgeräumt ſey. Sie kommen beyde dazu, und Dorimon ſagt, daß er mit ihnen von einer ernſthaften Sache reden wolle. Er erklärt ſich, daß es ihre Verheyrathung betreffe; Iſabella findet nicht, daß dieſes eben eine ſehr ernſthafte Sache ſey, allein Angelique denket ganz anders. Dorimon gehet ab, um ſich zu den zwey Liebhabern zu begeben, und ſie hernach zu ſeinen Töchtern zu führen. Iſabella bezeiget ihrer Muhme ihre Freude, daß man ſie nun bald verheyrathen werde; Angelique aber iſt ganz traurig, weil, wie ſie ſagt, die Heyrath uns mit einem Manne verbindet, deſſen Verſtand man oft eben ſo wenig kennet, als die Gemüthsart. Hierauf ſchildert ſie die Liebhaber, die ihre Fehler in liebenswürdige Eigenſchaften zu verwandeln wiſſen; und ſich den Augen ihrer Gebieterinnen ganz anders darſtellen, als ſie wirklich ſind. Iſabelle antwortet, daß das Frauenzimmer den Mannsperſonen, wie ſie glaube, in dem Stücke der Verſtellung nichts ſchuldig bleibe. Die Unterredung wird durch die Ankunft des Dorimon und der zwey Liebhaber unterbrochen. Bey dieſer Zuſammenkunft fallen nichts als Höflichkeiten vor, und Dorimon, unter dem Vorwande, verſchiednes anzuordnen, läßt ſie alle viere beyſammen. Bey dieſer Gelegenheit nun verrathen Angelique und Iſabelle ihre Neigungen; Angelique findet den Dorante allzuverdrießlich, und Iſabelle ſiehet in dem Valere nichts als einen unbeſonnenen Flattergeiſt. Jene ſchließt aus den ſatyriſchen Zügen, welche dem Dorante entwiſchen; und dieſe aus dem leichtſinnigen Tone des Valere, der unter andern ſagt, daß ſich

Dorante, über alles, was ihm zu wieder ſey, ärgere, und daß hingegen er, über alles, was ihn ärgere, lache. Dorimon kömmt wieder zu ihnen; Iſabelle erhebt gegen ihren Oheim den Verſtand und Charakter des Dorante, und Angelique lobt ungemein den Valere, ſo daß Dorimon ſagt: das iſt ja recht luſtig; jede rühmt den Liebhaber ihrer Muhme, unterſteht ſich aber, aus Schamhaftigkeit, nicht, ihren eignen zu loben. Liſette meldet, daß man angerichtet habe, und die Geſellſchaft begiebt ſich weg. Liſette hält den Dorimon zurück, um ihn zu fragen, ob die Verliebten an einander Geſchmack finden. Dorimon iſt voller Freuden und ſagt, daß das Schickſal ſeine Wahl deutlich zu billigen ſcheine, und daß man auf der ganzen Welt keine ſympathetiſchere Gemüther finden könne; doch empfiehlt er ihr, bey dem Abgehn, nochmals die Herzen der beyden Frauenzimmer gegen ihre Liebhaber zu erforſchen. Frontin kömmt und wird von der Schönheit der Liſette ungemein gerührt. Er hält ſie anfangs für eine von den Gebieterinnen des Hauſes, nachdem ihn aber Liſette aus dem Irrthume gezogen, wird er freyer und ſagt: Du wirſt nichts dabey verlieren, daß Frontin ſeine Ehrfurcht gegen dich zu verlieren anfängt. Liſette fragt ihn, was er ſuche? Frontin antwortet: ich ſuchte einen Herrn, und finde eine Gebieterin. Sie unterhalten ſich hierauf von ihrer Herrſchaft, und jeder mahlet die ſeinige mit ſehr komiſchen Zügen vollkommen nach dem Leben.

Angelique und Liſette fangen den zweyten Aufzug an. Dieſes vernünftige und einſichtsvolle Frauenzimmer ſagt, je mehr ſie den Dorante unterſuche, deſto weniger könne ſie Geſchmack an ihm finden, und ſie möge ihn durchaus nicht haben; er ſcheine ihr zu viel Verſtand zu beſitzen, und ſie fürchte, daß er für ſeine Einſichten allzuſehr eingenommen ſey. Sie geſteht, daß ſie eben die Fehler habe, welche ſie Doranten vorwirft. Und eben dieſe Uebereinſtimmung in unſerer Art zu denken, ſagt ſie, würde unſerm Umgange nothwendig ſehr gefährlich ſeyn. Dorante, ſetzt ſie hinzu, muß eine gelehrige Frau, ſo wie ich, einen Mann haben, der mehr Biegſamkeit des Geiſtes beſitzet. Sie trägt Liſetten auf, zum Dorimon zu gehn, und ihm die Neigungen ihres Herzens zu entdecken. Valere kommt dazu, weil er aber in tiefem Nachdenken iſt, wird er Angeliquen nicht gewahr, ob ſie gleich eben die Perſon iſt, von der ſeine ganze Seele eingenommen. Sie zeiget

ſich ihm, welches ihn anfangs ein wenig verwirrt macht; doch faßt er ſich bald wieder, und geſteht ihr, daß ſeine Gedanken eben mit ihr beſchäftiget geweſen. Angelique wird durch dieſes Geſtändniß ſehr betroffen, und giebt ihm zu bedenken, daß er ihrer Muhme beſtimmt ſey; doch Valere fährt fort, ſie zu verſichern, daß er zwar Iſabellens Verdienſte wohl einſehe, daß aber Angelique über ſein Herz triumphirt habe. Endlich bekennt ihm Angelique, daß ſie eben ſo ausſchweifend ſey als er, und nicht die geringſte Neigung gegen Doranten habe. Valere wird darüber entzückt, fällt ihr zu Füſſen, und bittet ſie um Erlaubniß, hoffen zu dürfen, weil er ſie nunmehr lieben könne, ohne die Freundſchaft, die er für Doranten habe, zu verrathen. Angelique hebt ihn auf, und ſagt: Geben Sie mir die Hand; ich will Sie von ihrem Irrthume zurückbringen, und meiner Muhme wieder ſchenken. Dorante kömmt dazu, und weil er Angeliquen fliehen ſieht, ſo zweifelt er an ihrer Gleichgültigkeit gegen ihn nicht länger, und iſt ſehr wohl damit zufrieden. Er fügt hinzu: ein Frauenzimmer iſt von Natur gebieteriſch; alsdenn aber hat ihr Stolz keine Grenzen, wenn ſie gröſſere Talente zu beſitzen glaubt, als ihrem Geſchlechte ſonſt zukommen. Er ruft den Frontin, und befiehlt ihm, die Pferde zu ſatteln, damit er ſogleich abreiſen könne. Dem Frontin iſt dieſes ganz und gar nicht gelegen, und er thut alles was er kann, ſeinen Herrn zu bereden, daß er ſich nicht entbrechen könne, Angeliquen zu heyrathen, weil bereits alle Anſtalten dazu vorgekehret werden; er ſetzt hinzu, daß noch über dieſes er ſich ſelbſt in Liſetten verliebt habe. Frontin geht endlich in gröſtem Verdruſſe ab. Dorante bleibt einen Augenblick allein; Iſabelle kömmt in Gedanken vertieft dazu, und Dorante ſieht ſich verbunden, ſie nach der Urſache ihrer Traurigkeit zu fragen. Sie geſteht ihm, daß ſie Valern nicht liebe, und daß er für ſie allzu jung und allzu zerſtreut ſey. Dorante nimmt Valerens Parthey und beweiſet Iſabellen, daß er alle Verdienſte habe, die man nur haben könne. Doch dieſes alles verringert Iſabellens Beſorgniſſe wegen der Jugend des Valere nicht im geringſten; ſie läßt ſich vielmehr darüber aus, daß ſie ſchwer zu überſtehen ſeyn werde. Erzeigen Sie mir alſo die Gefälligkeit, fährt ſie fort, und bringen ihm auf eine gute Art bey, daß er nicht mehr an mich denken ſolle. Dorante nimmt die Commißion an, obgleich ungern, über ſich, und verſpricht, ihr Antwort zu bringen. Iſabelle geht ab,

nachdem ſie ſich dieſen Stein vom Herzen geſchaft. Dorante, der anfangs allein abzureiſen glaubte, freuet ſich, daß ihm Valere werde Geſellſchaft leiſten müſſen. Valere kömmt herbey, ohne den Dorante zu ſehen, und iſt wegen der Art ſehr verlegen, mit welcher er ihm das Vorgefallene beybringen will. Wenn er Angelinen liebt, ſagt er, und erfährt, daß ich ſie auch liebe, ſo wird er es für einen ſchlechten Streich halten. Hier iſt er; ich muß das, was mir Angelique an ihn aufgetragen, ausrichten. Sie bringen alſo nunmehr einer dem andern bey, daß ſie von den Perſonen, für welche ſie beſtimmt worden, nicht geliebt werden. Als aber Dorante dem Valere abzureiſen vorſchlägt, ſtutzet er nicht wenig, daß ihm dieſer antwortet: ich kann nicht. Er geſtehet ihm endlich, daß er Angelinen anbete, daß er von ihr geliebt werde, und daß ihr ſeine Philoſophie beſſer gefalle, als Dorantens. Dorante umarmt ihn, und wünſchet ihm Glück. Leben Sie wohl, mein Freund, ſagt er; ich will noch zu Iſabellen gehen; ihr von meiner Unterhandlung Bericht abzuſtatten, und Abſchied von ihr zu nehmen.

Iſabelle eröfnet den dritten Aufzug mit einer Monologue, in der ſie die Unruhe ihres Herzens zu erkennen giebt; ſie fürchtet ihren Vater zu kränken, wenn ſie die angetragene Heyrath ausſchlägt, und iſt zugleich bange, was Dorante werde ausgerichtet haben, den ſie eben wahrnimmt. Er entdeckt ihr, daß es Valeren ſehr angenehm ſey, daß ſie ihn nicht liebe, daß er hingegen ihre Muhme liebe und von ihr wieder geliebet werde. Iſabelle erſtaunet nicht wenig, daß ihre Muhme ihrem Verſtande ſo zu nahe trete und den Dorante nicht liebe, der es doch ſo wohl verdiene; ſie ſcheinet wider das Betragen der Angelique ganz aufgebracht zu ſeyn. Hier fängt ſich die Liebe des Dorantes an zu entdecken. Er kann ſich nicht enthalten, ihr ihren Sieg über ſein Herz zu geſtehen. Sie empfängt ſeine Erklärung mit einem freudigen Erſtaunen; glaubt aber noch immer, daß ſie Dorante hintergehen wolle. Dorante braucht alle Mittel, ſie zu überreden und endlich läßt ſie ſich überreden. Frontin, der das Ende dieſer Scene mit angehöret hat, ſchließt, daß die Abreiſe nunmehr verſchoben ſey; und er Liſetten wieder ſehen könne. Unterdeſſen faſſet er doch den Anſchlag, ſich auf Unkoſten ſeines Herrn zu beluſtigen, und ſagt ihm, daß die Pferde fertig ſtehen. Dorante antwortet ihm, daß er nicht abreiſe, denn er ſey verliebt. Frontin kann nicht anders glauben,

als daß er es in Angeliquen ſey; und da Dorante abgeht und Frontin den Dorimon kommen ſieht, ſo macht er ſich gefaßt, dieſem davon Nachricht zu geben. Dorimon ſagt im Hereintreten: ich fürchte, alle meine Vorſicht wird vergebens ſeyn; denn wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo haben die jungen Leute, von welchen ich mir eine ſo groſſe Uebereinſtimmung verſprach, wenig Neigung gegen einander. Frontin ſucht ihm dieſen Irrthum zu benehmen, und der erfreute Dorimon giebt ihm für dieſe gute Nachricht eine Belohnung. Liſette kömmt und ſagt gleich das Gegentheil von dem, was Frontin vorgegeben. Angelique, ſagt ſie, kann den Dorante nicht ausſtehen; er iſt ihr zu philoſophiſch; Dorante ſeines Theils iſt nichts zärtlichers; und was Iſabellen anbelangt, ſo findet ſie den Valere für ſie allzu jung und allzu lebhaft. Kurz, die Sympathie hat alles verdorben. Dorimon beruft ſich auf den Frontin, daß allerdings eine wechſelsweiſe Liebe unter ihnen zu herrſchen anfange, und Liſette beſtehet auf ihrer Rede. Dorimon geht ab, um beſſer hinter die Wahrheit zu kommen. Liſette iſt auf den Frontin erzürnt, daß er den Dorimon betrogen; Frontin verſichert, daß er nichts als die lautere Wahrheit geſagt, und daher auch kein Bedenken getragen habe, Geld dafür zu nehmen, welches ihm ſeine Aufrichtigkeit gewiß nicht erlaubt hätte, wenn er ſeiner Sache nicht ganz gewiß wäre. Ihr es zu beweiſen, macht er eine ausſchweifende Erzehlung. Da ich ſahe, ſagt er, daß mein Herr, Valere, Angelique, und Iſabelle, und ſie, Jungfer Liſette, der Liebe ſich nicht unterwerfen wollten, ſo bin ich auf der Poſt zu ihr gereiſet, um euch alle zu Paaren zu treiben. Ich habe den kleinen Schalk von einem Liebesgotte mit mir gebracht, und kaum hat er den Fuß hier auf die Erde geſetzt, ſo iſt es auch ſchon richtig; die Verliebten ſind in einander wie vernarrt. Liſette will von dieſem allen nichts glauben, und er läßt ſie mit Angeliquen allein, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen. Liſette will alſo Angeliquen überreden, daß ſie den Dorante liebe, und Angelique verſichert ſie, daß nichts daran ſey, daß er ihr unerträglich falle, und daß, bey Gelegenheit da ſie den Valere ihrer Muhme wieder zuführen wollen, ſie in dieſem ein ſo liebenswürdiges Betragen, ſo ſchöne Geſinnungen entdeckt habe, daß ſie ſich nicht enthalten können, ihn ſelbſt zu lieben. Liſette

antwortet hierauf, daß ſie nunmehr vollends nicht wiſſe, woran ſie ſey. Angelique hat Iſabellen rufen laſſen, und ſie kömmt; und nun entdecken beyde einander ihre Geſinnungen auf eine feine Art. Dorimon, der ſie behorcht und gehört hat, daß beyde von ſich geſtanden, ſie liebten, glaubt daß ſie die lieben, die er ihnen beſtimmt hat, und freuet ſich ungemein, daß ſeine Wahl nach ihrem Geſchmacke ſey. Liſette ſagt bey Seite: die Freude wird nicht lange dauern. Angelique und Iſabelle bringen ihn aus ſeinem Irrthume, und bekennen ihm, daß weder Angelique zu dem Dorante, noch Iſabelle zu dem Valere einige Neigung fühle, worüber Dorimon ganz beſtürzt wird. Die Liebhaber kommen dazu, und Dorimon verlangt, daß ſie ſich erklären ſollen. Dorante geſteht, daß er Iſabellen liebe, und Valere, daß er ſeine ganze Liebe Angeliquen gewidmet habe. Da ſie Dorimon beyde gleich hoch ſchätzt, ſo iſt es ihm gleich viel, welchem von ihnen er ſeine Tochter oder ſeine Nichte giebt. Er verſpricht, daß er die Einwilligung ihrer Aeltern zu dieſen Heyrathen auswirken wolle, und erklärt ſie für ſo gut als geſchloſſen. Die Verliebten bezeigen darüber ihre Freude, und Frontin erhält zugleich das Jawort von Liſetten, worauf das Stück mit einer Luſtbarkeit, die Frontin beſorgen müſſen, beſchloſſen wird.[1]

## Saint-Foix.[2]

1) Le Contraste de l'Hymen et de l'Amour, in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix; auf dem italiäniſchen Theater zum erſtenmal aufgeführt, den 7ten März 1725.

Perſonen. Horatius, Oheim des Pamphilus. Pamphilus, Neffe des Horaz. Julia, mit dem Pamphilus vermählt. Hortenſe. Alceſte, Liebhaber der Hortenſe. Harlequin, Bedienter des Pamphilus. Trivelin, Bedienter der Alceſte. Mademoiſ. Amila, Sängerin und Frau des Trivelin. Mademoiſ. Beccarre, Sängerin und Frau des Harlequin. Die Scene iſt in dem Hauſe des Horatius.

[1] Die Fabel dieſes Stückes hat mit der Fabel meines Freygeiſtes ſo viel Gleichheit, daß es mir die Leſer ſchwerlich glauben werden, daß ich den gegenwärtigen Auszug nicht dabey ſollte genutzt haben. Ich will mich alſo ganz in der Stille verwundern, in der Hofnung, daß ſie mir wenigſtens eine fremde Erfindung auf eine eigene Art genutzt zu haben, zugeſtehen werden.

[2] Der Herr von Saint-Foix iſt noch am Leben. Wir haben eine gute Ueberſetzung von ſeinen dramatiſchen Werken. Folgende Auszüge aus zwey Stücken, die er nie drucken laſſen, werden dem Leſer alſo hoffentlich um ſo viel angenehmer ſeyn.

Erſter Aufzug. Gleich vom Anfange des Stücks läßt der Verfaſſer zu verſtehen geben, daß man bey dem Oheim des Pamphilus einen Ball geben werde. Zwey Sängerinnen ſind eingeladen, ſich dabey hören zu laſſen. Pamphilus hat das, was ſie ſingen ſollen, ſelbſt componirt. Die eine von dieſen Sängerinnen iſt die Frau des Harlequins, und die andere iſt mit dem Trivelin verheyrathet; ſie wiſſen aber beyde nicht, daß ihre Männer, von welchen ſie weggelauffen ſind, der eine bey dem Pamphilus und der andere bey dem Alceſte in Dienſten ſtehen. Der erſte iſt mit der Julia vermählet, und der andere ſoll ſich mit Hortenſen verbinden. Harlequin hat ſich in die Frau des Trivelins, und Trivelin in die Frau des Harlequins verliebt. Harlequin öffnet die Scene. Er empfiehlt ſich der Mademoiſelle Amila, die er eben verläßt, Pamphilus, ſein Herr, heißt ihm, einen Brief wegtragen; Horatius, des Pamphilus Oheim, kömmt in dem Augenblicke dazu, da ſein Neffe dem Harlequin den Brief giebt, bemächtiget ſich deſſelben und fragt in einem zornigen Tone, an wen dieſe verliebte Geſandtſchaft gehen ſolle? Pamphilus antwortet ihm ganz ruhig, er dürfe, um es zu wiſſen, nur die Aufſchrift leſen. Horatius erſtaunt nicht wenig, da er ſieht, daß Pamphilus an ſeine Frau ſchreibt, und von ihr zu wiſſen verlangt, um welche Stunde er das Vergnügen haben könne, ihr aufzuwarten. Er fragt ſeinen Neffen, ob das die Art ſey, wie zwey verehelichte Perſonen mit einander umgehen ſollten? Pamphilus erklärt ihm die Feinheit dieſes Betragens in Ausdrücken, die den Horaz erbittern und zu der Drohung bringen, daß er ihn enterben wolle, wenn er nicht klüger werde. Alceſte kömmt und bezeigt dem Pamphilus, den er für ſeinen Freund hält, wie ſehr er ſich freue, daß er nun bald mit Hortenſen ſolle verbunden werden. Pamphilus ſpottet über alles, was er ihm ſagt. Alceſte redet von Juwelen, die er für ſeine Braut einkaufen will; Pamphilus bietet ihm die Juwelen ſeiner Frau an, und giebt ihm den Rath, ſie gleichfalls, fünf oder ſechs Monate nach der Hochzeit, wieder zu verkauffen. Alceſte aber findet den Antrag der Annehmung eines ehrlichen Mannes unwürdig. Hortenſe kömmt dazu und giebt durch ein Seitab zu verſtehen, daß ſie den Pamphilus eben ſo ſehr haſſe, als ſie den Alceſte liebe. Pamphilus, um den Alceſte eiferſüchtig zu machen, ſpricht mit Hortenſen in dem vertraulichen Tone eines beglückten Liebhabers; Alceſte weis nicht, was er denken ſoll, und Hortenſe mag ſich über die Unverſchämtheit des Pamphilus noch ſo

ſehr erbittern, ſo drehet dieſer doch noch immer alles was ſie ihm hartes ſagt, zu ſeinem Vortheile. Sie verläßt ihn endlich, und giebt ihrem geliebten Alceſte die Hand. Zu Ende dieſes Aufzuges erkennet Harlequin, unter dem Namen der Mademoiſell. Beccarre, ſeine Frau; die er längſt todt geglaubt; ſie überhäuffen einander mit Scheltworten und verlaſſen ſich mit einem: Adieu! hohl dich der Teufel!

Zweyter Aufzug. In der Zwiſchenzeit hat Pamphilus einen Brief an Hortenſen geſchrieben, in welchem er ihr meldet, daß er ſeiner Frau durch eine falſche Nachricht beybringen laſſen, als ob eine von ihren Anverwandten zu Verſailles gefährlich krank geworden, welches ſie ohne Zweifel bewegen werde, ſogleich dahin abzureiſen. Er ſetzt in dieſem Briefe hinzu, daß er ſie, vermittelſt dieſer Liſt, unter dem Namen und den Kleidern der Julia, auf dem Balle werde unterhalten können. Hortenſe wird über dieſen Anſchlag, an dem ſie durchaus keinen Theil haben will, und den ſie höchſt ausſchweifend und unverſchämt findet, ungemein aufgebracht, und ſchicket den Brief an Julien. Dieſe aber verlieret ihn und er fällt dem Alceſte in die Hände, der bereits den Argwohn gefaßt, daß Hortenſe gegen die Liebe des Pamphilus ſo unempfindlich vielleicht nicht ſey, als ſie ſich in dem erſten Aufzuge geſtellt. Er giebt es zu Anfange des zweyten Aufzuges dem Horaz zu verſtehen, und zeiget ihm den unglücklichen Brief, den er gefunden. Horaz vergißt nichts, ihn wegen ſeines Neffens zu beruhigen, deſſen Charakter es ſey, leere Einbildungen für Wirklichkeiten zu nehmen. Alceſte ſcheinet auch von ſeinem eiferſüchtigen Argwohne wieder geheilet. Es ſind noch verſchiedene andere Scenen in dieſem Aufzuge, deren Ordnung vielleicht, aus Mangel des Gedächtniſſes, ein wenig verrückt worden, deren Inhalt aber ohngefähr dieſer iſt: In einer von dieſen Scenen hat Pamphilus eine Unterredung mit ſeiner Ehegattin, der Julia, welche, nachdem ſie ihres Mannes Anſchlag aus dem Briefe, den ihr Hortenſe zugeſchickt und ſie nachhero verloren, erſehen, Liſt gegen Liſt ſetzet, und ihren Mann beredet, daß ſie nicht auf den Ball gehen werde, weil die Pflicht ſie zu ihrer kranken Anverwandtin nach Verſailles rufe. Pamphilus ſpottet über dieſer Pflicht, die ſie an ihrem Vergnügen hindere. Er hat dem Harlequin aufgefragen, der Julia eine Trennung vorzuſchlagen, und erinnert ihn itzt ganz leiſe daran. Harlequin gehorcht, und ſagt zur Julia, daß die Gleichgültigkeit, die ihr Gemahl gegen ſie habe, ohne Zweifel daher komme, weil ſie

einander beſtändig vor Augen hätten, und daß ſie ſich ſeltener ſehen müßten, wenn ſie ſich lange mit Vergnügen ſehen wollten. Pamphilus giebt dieſer neuen Entdeckung des Harlequins ſeinen Beyfall; Julia aber erzürnt ſich wider ihren unwürdigen Gemahl, der ſich zu der Trennung ſo bereit finden läßt. Pamphilus antwortet, daß es eigentlich keine Trennung, ſondern vielmehr ein Mittel ſey, ſich deſto feſter zu vereinigen. In einer andern Scene iſt Hortenſe ungemein betrübt, weil ſie ihren Alceſt verdrießlich ſieht; da ſie aber von Julien hört, daß ſie den Brief des Pamphilus, den ſie ihr zukommen laſſen, verloren habe, ſo zweifelt ſie eben ſo wenig als ihre Freundin, daß Alceſte ihn müſſe gefunden und Argwohn daraus geſchöpft haben. Es ſchließt ſich der zweyte Aufzug mit einer Scene in dem italieniſchen Geſchmacke, welche ſehr vielen Beyfall fand. Sie iſt folgende: Da der Ball nunmehro bald angehen ſoll, ſo kömmt Trivelin als ein Cavalier verkleidet, um ſeiner geliebten Mademoiſelle Beccarre unter dieſer Verkleidung Liebkoſungen vorzuſagen; Harlequin erſcheinet gleichfalls ſeiner lieben Amila wegen, und hat die Kleider ſeines Herrn, des Pamphilus angezogen. Von dieſen Bedienten alſo, die beyde auf gutes Glück ausgegangen, will gern keiner einen überläſtigen Zeugen um ſich leiden, und es bittet daher einer den andern, geſchwind abzutreten, wozu ſich aber weder dieſer noch jener verſtehen will. Sie vertrauen ſich wechſelsweiſe die Urſache, warum ſie hieher gekommen, und dieſes auf eine ſo unbeſonnene Art, daß ſie beyde gar bald ſehen, daß einer in des andern Frau verliebt iſt, und keiner unerhört geblieben. Jeder ſagt vor ſeinem Nebenbuhler, was er nur ſchlimmes von ihm weis, und ſie machen eine ſo wahre Abſchilderung von einander, daß ſie ſich unmöglich verkennen können. Sie gerathen beyde darüber in Wuth, und wollen ſich beyde rächen; der eine fordert ſeinen Degen, und der andere ſeine Piſtolen. Weil dieſe Scene zur Nachtzeit vorgehet, ſo verirren ſich ihre Weiber, die unter dem Namen Amila und Beccarre dazu kommen, und jede von ihnen wendet ſich an ihren Mann, indem ſie mit ihrem Liebhaber zu ſprechen glaubt. Die Männer fangen an zu zanken, allein die Weiber nehmen noch einen weit trotzigern Ton an, und es kömmt zu Schlägen. Sie prügeln ihre Männer wacker durch, und laſſen ſie trefflich zerzauſet ſtehen. Die beyden Männer ſehen einander eine Zeitlang an, ohne ein Wort zu ſprechen; hierauf hebt einer dem andern Parücke und Hut auf, machen ſich wechſelsweiſe

wieder zurecht, und umarmen ſich ſehr zärtlich, womit ſich der zweyte Aufzug endet.

Dritter Aufzug. Die Anſchläge, die in den vorigen Aufzügen gemacht worden, werden in dieſem nun ausgeführt. Die Scene iſt in dem Saale, wo der Ball gegeben wird. Pamphilus begiebt ſich in den Kleidern ſeiner Julia, dahin, ſo wie er es ſich in dem Briefe an Hortenſen vorgenommen; und Julia, die er in Verſailles zu ſeyn glaubt, erſcheint als ein Cavalier verkleidet, und thut, als ob er der vermeinten Julia Schmeicheleyen vorſagen wolle. Vergebens verſichert ihm Pamphilus, daß er nicht Julia ſey; der vorgegebene Cavalier dringt nur um ſo viel ſtärker in ihn. Endlich räumt es Pamphilus, um ihn los zu werden, ein, daß er Julia ſey, und bittet ihn nur, ihr einen Augenblick Ruhe zu laſſen. Ihre Unterredung wird durch die Ankunft der Sängerinnen Amila und Beccarre unterbrochen, und Pamphilus macht ſich davon. Als Julia den Oheim des Pamphilus kommen ſieht, ſagt ſie zu den Sängerinnen, daß es Pamphilus ſelbſt ſey; und dieſes zwar in der Abſicht, weil ſie voraus ſieht, daß ſich Horaz durch das, was ſie ihm in der Meynung, daß er Pamphilus ſey, ſagen werden, vollends gegen ſeinen Neffen werde aufbringen laſſen. Es geſchieht auch wirklich; Horaz erfährt von den beyden Sängerinnen, daß die ganze Luſtbarkeit, von welcher ſie die Hauptperſonen ſind, von ſeinem Neffen in dem Vorſatze angeſtellt worden, Uneinigkeit zwiſchen Alceſten und Hortenſen zu ſtiften. Zum zweytenmale verkleidet ſich Julia als Hortenſe, der ſich Pamphilus unter der Kleidung ſeiner Frau zu zeigen verſprochen. Die vorgegebene Hortenſe ſpielet ihre neue Perſon vortrefflich, und macht ſie ſich verſchiedentlich zu Nutze. Einmal in ſo weit, daß ſie ihren Mann, der ſie für Hortenſen hält, nöthiget, dreyßig Piſtolen, die ſie einem Gaſconier ſchuldig iſt, welcher ſie itzt auf dem Balle ſehr dringend darum mahnet, für ſie zu bezahlen, damit er in ſeiner Unterredung mit der vermeinten Hortenſe nicht länger geſtört werde. Und der zweyte Vortheil, den ſie aus ihrer Verkleidung unter dem Namen Hortenſe zieht, beſtehet darinn, daß ſie ſich ihre Juwelen wiedergeben läßt, die er Alceſten verkaufen wollen. Nach dieſer doppelten Verrichtung kömmt Alceſte mit dem Horatius dazu. Alceſte irret ſich eben ſowohl wie Pamphilus, und glaubet Hortenſen in einer geheimen Zuſammenkunft mit dem Pamphilus zu treffen. Doch die wahre Hortenſe erſcheinet in eben dem Augenblicke, und macht ihm wegen

ſeines ungerechten Argwohns Vorwürfe. Julia macht den Pamphilus vollends verwirret, indem ſie ſich zu erkennen giebt; und dieſer Streich, den ihm ſeine Frau geſpielt, beſtärkt ihn in dem Vorſatze, den er ſchon vorher geäuſſert, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen. Julie iſt es zufrieden, Horatius findet, daß ſie Recht hat und ſagt zu ſeinem unwürdigen Neffen, daß er auf ſeine Erbſchaft weiter keine Rechnung machen dürfe. Das Stück ſchließt ſich alſo auf der einen Seite mit einer Eheſcheidung und auf der andern mit der feſtgeſetzten Vermählung des Alceſte und der Hortenſe.

2) La Veuve à la Mode; in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix, zum erſtenmal aufgeführt den 26. März 1726.

Perſonen. Dorante, Präſident und Oheim des Damon, und der Eliante. Damon, Liebhaber der Eliante. Eliante, eine junge Wittwe und Liebhaberin des Damon. Pasquin, Bedienter des Damon. Dorimene. Martha, Mädchen der Eliante. Liſette, Mädchen der Dorimene.

Damon und Eliante, ob ſie gleich in einander verliebet ſind, lieben ihre Freyheit doch weit mehr, als ſelbſt das leichte Band, welches ſie itzo noch vereiniget. Sie ſind beyde gleich geneigt, eine ernſthaftere Verbindung, dergleichen die Heyrath ſeyn würde, zu fliehen. Dorante, des Damons Oheim, hat ſich vorgenommen, ihn mit Elianten zu verheyrathen, die gleichfalls ſeine Nichte iſt. Beyde aber ſetzen ſich gleich ſehr darwider und geben ihre Geſinnungen, indem ſie mit ihrem Oheim ſprechen, auf folgende Art zu verſtehen.

„Eliante. Uns mit einander zu verheyrathen? So ſind ſie es über„drüßig, uns als gute Freunde zu ſehen?

„Pasquin. Es iſt auch wahr! Warum wollen Sie nun unter „Anverwandten Uneinigkeit ſtiften?

„Dorante. Wie? Euch mit einander verheyrathen, heißt Uneinig„keit unter euch ſtiften? Liebt ihr euch denn nicht?

„Damon. Madame gefällt mir. Meine Gedanken beſchäftigen ſich „mit ihrem Bilde lieber, als mit dem Bilde einer andern. Aber da alle „artige Frauenzimmer einander gewiſſermaſſen ähnlich ſind, ſo unterhalte „ich die Zärtlichkeit, die ich gegen ſie habe, ohne Unterſchied mit allem, „was ich liebenswürdiges finde.

„Dorante. Nun wohl! Das iſt ein guter Anfang zur Liebe; die „Heyrath wird das Band derſelben ſchon feſter knüpfen.

„Eliante. Nichts weniger; ſie würde vielmehr alles verderben. „Wir lieben uns itzo, ohne daß wir uns ſehr zu lieben glauben; wir „ſuchen einander, ohne faſt daran zu denken, ohne es vielleicht jemals „überlegt zu haben; wir haben einerley Freunde, einerley Ergetzungen, „einerley Beſuche. Aber ach! ſo bald wir verheyrathet ſeyn ſollten, würden „wir gar bald dieſe beyderſeitige Aehnlichkeit, die ſich bey allen unſern „Handlungen findet, bemerken; ſie würde uns nach und nach zur Laſt „werden; jeder von uns würde ſie für Eiferſucht, für Mißtrauen zu „halten anfangen; wir würden uns Zwang anthun; die Ungleichheiten, „die Unbeſtändigkeiten, die unter Liebhabern nichts zu bedeuten haben, „weil ſie denſelben nicht weiter ausgeſetzt ſeyn dürfen, als ſie es ſeyn „ſollen, würden ihren Namen verändern; ſie würden zu übler Laune, „zu Eckel, zu Abneigungen unter Mann und Frau werden, die ein un„glückliches Band beſtändig um einander zu ſeyn nöthigte.

„Damon. O meine allerliebſte Muhme, wie vortrefflich iſt das geſagt! „Ich liebe Sie; ich bete Sie an! Nein; ich will Sie niemals heyrathen."

Dorante wird durch den Widerſtand, den ihm ſein Neffe und ſeine Nichte thun, aufs Aeuſſerſte gebracht, und ſagt in einem gebietenden Tone, daß ſie einander durchaus heyrathen ſollen, und zwar noch heute, oder daß er ihnen ſonſt ſeine Erbſchaft entziehen, und ſelbſt eine junge Perſon, Namens Dorimene, heyrathen, und dieſer alle ſein Vermögen verſchreiben wolle. Er fügt hinzu, daß dieſe Dorimene ſeine Hand gewiß nicht ausſchlagen werde, weil ihr alles Vermögen, das ſie zu hoffen habe, von einer ihrer Anverwandtinnen nur mit dem Bedinge vermacht worden, daß ſie nicht anders als mit ſeiner Genehmhaltung heyrathen, ja ihren Gemahl ſelbſt von ſeiner Hand blindlings annehmen ſolle. Dieſe Drohung ſcheinet der Eliante und dem Damon gleich ſchrecklich; ſie beſitzen nichts, als was ſie von ihm zu hoffen haben, und zu ſeiner Erbſchaft ſollen ſie ſich bloß durch ihre Verbindung berechtigen können; gleichwohl bleiben ſie feſt auf dem Entſchluſſe, einander niemals zu heyrathen. Sie ſinnen beyde auf Mittel, wie ſie ihren Oheim an der Verſchenkung ſeines Vermögens, womit er ihnen gedrohet, hindern wollen. Damon ſchmeichelt ſich, daß ihn Dorimene genugſam liebe, um ſie zu bewegen, die Hand des Dorante nicht anzunehmen; er verſpricht ſich, ſie durch neue Aufwartungen, die er ihr machen wolle, noch mehr für ſich einzunehmen. Eliante findet dieſes Mittel allzu gefährlich, und wird ſo gar ein wenig

eiferſüchtig darüber; ſie verbietet dem Damon, bey Dorimenen durchaus nichts zu verſuchen, und nimmt alles über ſich. Sie fängt es folgender maaſſen an. Sobald ſie Damon verlaſſen hat, ſo theilt ſie ihrem Mädchen der Marthon einen Anſchlag mit, auf den ſie eben gefallen; ſie ſagt ihr, daß ſie Dorimenen erſt geſtern zum erſtenmal auf dem Balle geſehen, daß ſie ihr unter der Kleidung eines Cavaliers zärtliche Dinge vorgeſagt, und in kurzer Zeit einen ziemlich ſtarken Eindruck auf ihr Herz gemacht habe. Sie ſetzt hinzu, daß ſie unter eben derſelben Kleidung, die ihr ſo vortheilhaft geweſen, Dorimenen in ihrem Hauſe beſuchen wolle, und verlangt, daß Marthon gleichfalls, unter dem Namen Eliante, einen Beſuch bey ihr ablegen ſoll. Das Mädchen iſt es zufrieden, ſich für die Gebieterin auszugeben, und damit endet ſich der erſte Aufzug. In der Zwiſchenzeit reden ſie noch alles mit einander ab, was zu dem glücklichen Ausgange ihrer Liſt etwas beytragen kann.

Den zweyten Aufzug eröffnet Dorimene mit ihrem Mädchen, Liſette. Dorimene thut Liſetten zu wiſſen, daß ſie Dorante heyrathen werde, wenn Damon und Eliante ſich nicht noch heut einander zu ehelichen entſchlöſſen. Liſette fragt ſie, ob ſie ſich, des zärtlichen Verſprechens ungeachtet, das ſie dem Valere gethan, keines andern, als die ſeinige zu ſeyn, den Dorante zu heyrathen, werde entſchlieſſen können. Dorimene antwortet ihr ſo, daß ſie an ihrer Beſtändigkeit zu zweifeln anfängt, und endlich geſtehet ſie ihr offenherzig, daß ein junger Unbekannter, den ſie vorgeſtern Abends auf dem Balle geſehen, und der ihr von Liebe vorgeredt, die ſchwerſte Hinderniß ſey, die Dorante in ihrem Herzen zu überſteigen habe. Durch dieſe Scene erfährt man nicht allein das Vergangene, ſondern ſie dienet auch zur Vorbereitung auf das Folgende. Marthon wird unter dem Namen Eliante, angemeldet. Dorimene befiehlt, ſie hereinzuführen. Nach einigen Complimenten, ſo wie ſie bey einem erſten Beſuche vorzufallen pflegen, bittet die vermeinte Eliante Dorimenen um Erlaubniß, einem von den Bedienten ins geheim etwas befehlen zu dürfen. Dorimene vergönnt es, worauf ſie ſich beyde niederſetzen und Eliante ſogleich ihr Herz folgender Geſtalt ausſchüttet.

„Marthon, oder die vermeinte Eliante. Nicht in dem Gerüm„ſche der Welt, wo uns tauſend Ergetzungen zerſtreuen, haben wir die „Ueberraſchungen der Liebe am meiſten zu fürchten. Das Jahr der Stille „und Eingezogenheit, welches ich dem Andenken meines verſtorbenen

„Gemahls gewidmet hatte, war noch nicht ganz verflossen, als eine von „meinen Freundinnen einen ihrer Anverwandten zu mir brachte. Wie „liebenswürdig war er! Welcher Anblick für ein Herz, das der Wohl„stand seit zehn Monaten nöthigte, sich nur mit traurigen Ideen zu be„schäftigen, und dessen Begierden sich durch die wenige Thätigkeit, die ich „ihnen erlauben durfte, nur vermehrten. Dieser junge Mensch legte ver„schiedene Besuche bey mir ab; und endlich gestand er mir, daß er mich liebe. „Ich antwortete ihm, ich sey entzückt darüber, und liebe ihn auch recht sehr.

„Dorimene. Dieser Anfang verspricht viel.

„Marthon. Er ward über meine Antwort unwillig.

„Dorimene. Nun? Und was wollte er denn?

„Marthon. Er wollte, ich hätte mir bey dem Bekenntnisse seiner „Leidenschaft ein strenges Ansehen geben sollen; ich hätte ihn mißhandeln „sollen. Kurz, er wollte, daß ich mich grausam gegen ihn bezeigte; ich „aber war viel zu fein, ihm hierinn seinen Willen zu thun.

„Dorimene. Zu fein? Von dieser Feinheit verstehe ich nichts.

„Marthon. Und gleichwohl ist sie höchst vernünftig. Darf ein „Frauenzimmer, das sich von ihrem Liebhaber am Nachttische gesehen zu „werden fürchten muß, das ihm nur durch erborgte Reitze Liebe einzuflössen „weis, darf so ein Frauenzimmer auf ihre Eroberung wohl stolz seyn?

„Dorimene. Gewiß nicht.

„Marthon. Was sind aber die kleinen Weigerungen, die Hinder„nisse, die Schwierigkeiten, wodurch wir die Leidenschaft eines Liebhabers „reitzen? Sie sind unserer Person eben so wenig eigen, eben sowohl „erborgt als Bleyweiß und Schminke; und man kann sich also auch auf „dasjenige Herz, das sie uns erhalten müssen, wenig oder nichts zu gut „thun. Allein es wissen, daß unsere Bereitwilligkeit einen Liebhaber leicht „nachläßig, kalt und schläfrig machen kann, und ihm dennoch diese Hülfe „wider unsere Reitze selbst leihen, um ihn mit desto mehr Ehre überwinden „zu können, das, das nenne ich fein gedacht, und so wie eine Heldin denken „muß, die sich ihres Werths bewußt ist, und ihre Siege nur sich selbst zu „danken haben will. — Kurz, er mußte sich nach meiner Moral bequemen.

„Dorimene. Ich sollte auch meinen, daß sie bequemlich genug wäre.

„Marthon. Er wollte in dem Geschmacke der Romanen, die er „gelesen hatte, lieben; jetzt aber ist er kein solcher Neuling mehr, wie Sie „bald selbst sehen und mir es zugestehen sollen.

„Dorimene. Ich? Madame!

„Marthon. Er liebt Sie; Sie entreiſſen mir ihn ꝛc.

Dieſe Scene gefiel bey der Vorſtellung wegen ihres paradoxen und ſeltſamen Inhalts ungemein. Zum Schluſſe macht Eliante Dorimenen ſehr lebhafte Vorwürfe, daß ſie ihr einen Gefangenen entführe, den ſie mit der beſten Art gemacht habe. Dorimene vertheidiget ſich wegen des Raubes, den Marthon ihr Schuld giebt; doch die wahre Eliante, die als Cavalier verkleidet dazu kömmt, überzeugt ſie deſſelben vollends. Ehe aber dieſer vermeinte Cavalier erſcheinet, ſagt Marthon zu Dorimenen, daß ſie ihn ſelbſt, in Dorimenens Namen, habe rufen und ihm ſagen laſſen, daß er ſich, um nicht erkannt zu werden, in einem Mantel verhüllt, zu ihr begeben ſolle. Sie verlange, daß er ſich über ſie beyde erkläre, und bittet um Erlaubniß, ſich einen Augenblick verbergen zu dürfen. — Einige Stellen aus der nun folgenden Scene, werden dem Leſer nicht unangenehm ſeyn.

„Eliante. (im Tone eines Petitmaitres) Wenigſtens hat mich niemand „erkannt. Ohne uns zu ſchmeicheln, wir ſind bey deralleichen Abentheuern „öfterer geweſen.

„Dorimene. Mein Herr — —

„Eliante. Zum Henker, Mademoiſelle, wie glücklich bin ich! Ich „komme auf ihren Befehl hierher; und was noch mehr iſt, ich komme ver„kleidet. Unſer erſter Beſuch iſt geheimnißvoll! O das Geheimnißvolle! „Es iſt zu allen gut; aber beſonders in der Liebe, beſonders da lebe das „Geheimnißvolle!

„Dorimene. Mein Herr —

„Eliante. Ich bekannte Ihnen meine Liebe; und Sie glaubten „mir auf der Stelle. Das iſt die gewöhnliche Wirkung der Wahrheit; „man darf ſie nur hören, um ſogleich überzeugt zu werden.

„Dorimene. Mein Herr —

„Eliante. Ja, Mademoiſelle, wenn ich ihnen auch meine Liebe „nicht bekannt hätte; ſo hätten Sie ſie doch mit allem Recht vermuthen „können, da ſie ſo ſchön, ſo reitzend ſind! Erlauben Sie, daß ich ihre „ſchönen Hände küſſen darf. (Er wirft ſich ihr zu Füßen.)

„Dorimene. Stehen Sie doch auf, mein Herr ꝛc.

Auf dieſe Scene folgen noch verſchiedene andere, die mit gleichem Feuer, und gleicher Leichtigkeit geſchrieben ſind. Marthon, oder die falſche

Eliante, hatte ſich, wie man geſehen, wegbegeben, um dem vermeinten Cavalier bey Dorimenen freyes Feld zu laſſen. Nun kömmt ſie wieder, begiebt ſich aber auch zum zweytenmale weg, nachdem ſie ſich geſtellt, als ob die Liebe in ihrem Herzen dem Verdruße, ſich aufgeopfert zu wiſſen, Platz gemacht. Dorimene kann dem vermeinten Cavalier nicht länger widerſtehen; ſie capituliret; ſie ergiebt ſich; das Geſetz, welches ihr der Sieger vorſchreibt, beſtehet darinn, daß ſie den Damon nicht mehr ſehen, und die Hand des Dorante durchaus nicht annehmen ſoll. Dorimene läßt ſich alles gefallen; und indem kömmt Damon dazu. Eliante hatte ihm aus dem Streiche, den ſie Dorimenen ſpielt, ein Geheimniß gemacht, und fährt alſo fort, unter ihrer Verkleidung auch ihn zu hintergehen; ſie nimt noch dazu den Gaſconiſchen Accent an, damit er ſie nicht an der Stimme erkennen ſoll. Dorimene läßt ſie beyſammen, und ſagt dem vermeinten Cavalier in einem zärtlichen Tone, daß ſie ihn dieſen Abend erwarte. Die Scene zwiſchen dem Damon und der Eliante, iſt ungemein luſtig; denn da Damon ſeine Gebieterinn nicht erkennt, ſo ſagt er iht Dinge, die ſie ungemein verdrieſſen, und in dem Vorſatze, ſich nie mit ihm zu verheyrathen, beſtärken. Auch ſie macht es ihm nicht beſſer, und bringt ihm, indem ſie ſich rühmt, auch über Elianten bald zu triumphiren, einen unüberwindlichen Abſcheu vor dieſer Heyrath bey. Der vermeinte Cavalier begiebt ſich endlich weg; Damon befiehlt dem Pasquin, ihm zu folgen; Liſette, die von Dorimenen den nämlichen Befehl erhalten hat, geſellt ſich zum Pasquin, um ihn gleichfalls kennen zu lernen.

In der Zwiſchenzeit zum dritten Aufzuge, hat Liſette erfahren, daß der vermeinte Cavalier Eliante ſelbſt iſt; Pasquin aber hat dieſe Entdeckung nicht gemacht, ſondern ſagt ſeinem Herren bloß, daß der Cavalier, dem er auf ſeinen Befehl nachgefolgt, geraden Weges zu Elianten gegangen ſey, und ſich da Freyheiten herausgenommen habe, die nur einem beglückten Liebhaber, oder einem Gemahle zuſtünden. Dieſes Wort Gemahl, ſtehet in Anſehung der Entwicklung nicht umſonſt; der Verfaſſer hat es ſich folgendermaaßen zu Nutzen gemacht. Dorimene wird durch den Streich, den ihr Eliante geſpielt, erbittert, und ſchwöret ſich dafür zu rächen. Da ſie nun die groſſe Abneigung kennt, welche Damon und ſie vor der Heyrath haben, ſo glaubt ſie ſie nicht beſſer beſtrafen zu können, als wenn ſie ſie, Trotz dieſer Abneigung, mit einander verheyrathet. Sie beredet alſo den Damon, daß Eliante ſeit ſechs Monaten

insgeheim vermählt ſey; und ein gleiches heftet ſie auch Euanten von dem Damon auf. Sie fallen beyde ſo glücklich in dieſes Netz, daß ſie dem Dorante verſichern, ſie wären nun bereit die Verbindung, vor welcher ſie ſo viel Widerwillen bezeigt, zu vollziehen. Dorante faßt ſie bey dem Worte; ſie unterzeichnen den Contract, und jeder bildet ſich ein, daß er wegen der frühern Verbindung, wegen der ſie einander in Verdacht haben, null und nichtig ſeyn werde. Da aber dieſe frühere Verbindung eine bloſſe Erfindung von Dorimenen iſt, ſo ſind ſie verbunden den Contract zu erfüllen. Dorante erzeigt ſich dafür gegen Dorimenen ſo erkenntlich, daß er ihr erlaubt, ſich mit ihrem erſten Liebhaber, dem Valere, zu verheyrathen.

Gandini.[1]

1) Le Mari supposé; in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 16. May 1746.

Perſonen. Pantalon, Vater des Mario. Mario, Liebhaber der Flaminia. Flaminia, Schweſter des Lelio. Lelio. Octavia. Lucinde, Schweſter des Octavio. Der Doctor, Richter. Scapin, Bedienter des Pantalon. Coraline. Häſcher. Die Scene iſt zu Bologna.

Pantalon ruft ſeinen Sohn Mario, der in Florenz den Rechten obgelegen, nach Bologna zurück, ihn mit Lucinden zu verheyrathen; den Scapin aber hat er nach Florenz geſchickt, um die Flaminia daſelbſt aus dem Wege zu räumen, weil er weis, daß ſein Sohn ſterblich in ſie verliebt iſt. Scapin läßt ſich bey Erblickung der Flaminia erweichen, entdeckt ihr den höſen Vorſatz des Pantalons und giebt ihr den Rath, ſich zu verbergen. Unterdeſſen darf es Mario nicht wagen, ſeinem Vater ungehorſam zu ſeyn, ſondern reiſet von Florenz ab, nachdem er ſeiner Gebieterin tauſend Verſprechungen einer ewigen Treue gethan, ohne zu wiſſen, welche Gefahr ihr bevorſtehet. Er wird unter Wegens unbaß, und kömmt alſo vier Tage ſpäter bey ſeinem Vater an, ſo daß Harlequin, ſein Bedienter, den er bey ſeiner Geliebten zurückgelaſſen, einen Tag eher als er, in Bologna mit einem Briefe von der Flaminia ankömmt, deren Tod er, ſo wie ſie ihm befohlen, überall ausbreitet.

[1] Dioniſio Gandini, von Verona gebürtig, ein noch lebender Schauſpieler und dramatiſcher Dichter. Er kam 1754. auf das italiäniſche Theater zu Paris, wo er vornehmlich die Rolle des Scaramouche ſpielte. Im Jahre 1755. hat er dieſes Theater wieder verlaſſen. Die folgenden Entwürfe ſind von ſeiner eigenen Erfindung, dieſer erſte ausgenommen, welches ein alter Entwurf iſt, den er nur geändert.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt die Straſſe vor, in der Pantalon wohnet.) Scapin kömmt von Florenz an, und hinterbringt dem Pantalon den Tod der Flaminia. Weil Pantalon ſchon weiß, daß ſich ſein Sohn gehorſam erzeigt, ſcheinet er über das Geſchehene verdrüßlich zu ſeyn, giebt dem Scapin einen Beutel Geld, damit er ſchweigen ſoll, und ſchickt ihn zur Ruhe, nachdem er ihm vertraut, daß er Lucinden aus Frankreich erwarte, mit der er ſeinen Sohn verheyrathen wolle.

Arlequin, als Courier, ſucht den Mario, und giebt zu verſtehen, daß ihm ein wichtiges Geheimniß, die Flaminia betreffend, aufgetragen ſey. Pantalon erblickt ihn, und will ihn auslocken. Anfangs hätte ſich Harlequin bald verſchnappt, doch auf einmal beſinnt er ſich, daß ſein Geheimniß von groſſer Wichtigkeit iſt, und wickelt ſich, ſo gut er kann, aus ſeinen Reden, welche die Neugierde des Alten auf das äuſſerſte reitzen, wieder heraus. Der Doctor kömmt dazu, und ſagt dem Pantalon, daß ſein Neſſe verwundet worden, und daß er, als Richter des Orts, ſogleich die nöthigen Nachſuchungen deswegen wolle thun laſſen; hiermit geht er ab. Lucinde tritt auf, mit ihrem Bruder dem Octavio und dem Lelio, den ſie unter Wegens haben kennen lernen; Lelio iſt der Flaminia Bruder, und hat ſich in Lucinden verliebt. Octavio und Lucinde erkundigen ſich nach der Wohnung des Pantalon bey dem Pantalon ſelbſt, der ſich nach einigen Complimenten zu erkennen giebt, und ſein Mädchen, die Coraline, ruft. Sie kömmt, und thut um die Neuangekommenen ſehr geſchäftig. Octavio reiſet unter dem Vorwande, daß ſein Vater krank ſey, wieder zurück; Coraline bringt in den Lelio, es ſich bey dem Pantalon gefallen zu laſſen; Pantalon verweiſet ihr, daß ſie ſich ſo gemein mache, und führt ſie mit Lucinden ab, nachdem er ſich von dem Lelio mit Ehren los gemacht, der ganz allein ſtehen blieb, und zu verſtehen giebt, daß er ſich zwar eilends nach Florenz machen ſollte, weil ihm ſein Vater geſchrieben, daß ſeine Schweſter Flaminia unſichtbar geworden, daß ihn aber ſeine Liebe zu Lucinden hier in Bologna zurück halte; er geht ab.

Mario langet von Florenz an, und ſcheinet feſt entſchloſſen, niemals eine andere, als die Flaminia zu heyrathen. Er trift den Harlequin an, der ihn überall ſucht; und erkundiget ſich ſogleich bey ihm nach ſeiner Gebieterin. Harlequin ſagt ihm, daß ſie geſtorben ſey, erzehlt ihm alle Umſtände ihres Todes, und übergiebt ihm den Brief der Flaminia, in

welchem ſie ihm meldet, daß ſie ihm getreu und als die Seinige ſterbe. Mario ſchreyet, dieſer Brief ſey ein tödtliches Gift für ihn, und fällt ohnmächtig nieder. Der Doctor kömmt mit den Häſchern dazu, und ſucht den Mörder ſeines Neffen; er erkennt den Mario und hält ihn für todt. Er fragt den Harlequin um die Urſache, und dieſer antwortet, daß er an einem vergifteten Briefe, den er ihm eben gegeben, geſtorben ſey. Auf dieſes Geſtändniß wird er feſt gehalten und ins Gefängniß geführt. Pantalon und Scapin erſcheinen, und freuen ſich über die Ankunft der Braut; allein der Doctor meldet ihnen den Tod des Mario, und zugleich, daß man ſich ſeines Mörders bereits verſichert, und ihm ſein Recht wiederfahren laſſen wolle. Pantalon will verzweifeln; Scapin gehet ab, um den Brief, den er für vergiftet hält, zu verbrennen, und ſich alsdenn nach dem Gefängniſſe zu begeben, zu ſehen, ob er den Schuldigen kenne. Pantalon, Lucinde und Coraline nahen ſich traurig dem Mario, der durch Seufzer noch einige Zeichen des Lebens von ſich giebt. Endlich kömmt er wieder zu ſich, zu groſſer Freude der Zeugen ſeiner Auferſtehung, die ihn mit nicht geringem Erſtaunen eiligſt zu dem Richter lauffen ſehen, ſobald er vernommen, daß man ſeinen Bedienten eingezogen und den Brief der Flaminia verbrannt. Das Theater verändert ſich und ſtellt die Gerichtsſtube vor. Mario kömmt eben dazu, als man den Harlequin, auf ſein eigen Geſtändniß, zum Tode verurtheilen will; das Urtheil wird wiederruffen; die Häſcher wollen bezahlt ſeyn, und Harlequin bezahlt ſie mit Schlägen; die ſpielenden Perſonen verlaſſen alle die Scene, und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater ſtellt wieder die Straaſſe vor, in welcher Pantalon wohnet.) Auf einer Seite tritt Scapin auf, und auf der andern Flaminia. Sie erkennen einander, und ſie erkundiget ſich nach dem Mario. Scapin ſtockt; und endlich erzehlt er ihr das vermeinte Unglück ihres Liebhabers. Flaminia begiebt ſich voller Verzweiflung in das Haus des Pantalon, wohin ihr Scapin folgt, um es zu verhindern, wenn ſie ſich etwa zu erkennen geben wollte. Harlequin kömmt in vollem Lauffe, und ſucht ſich vor den Häſchern zu retten, die eine andere Bezahlung verlangen, als die er ihnen bereits gegeben. Als er eben in das Haus des Pantalon hereinſpringen will, kömmt Coraline heraus, mit der er eine verliebte Scene hat. Pantalon kömmt mit Lucinden und ſeinem Sohne dazu, dem er wegen ſeiner Liebe zu Florenz einige Vorwürfe

macht. Mario und Lucinde machen einander ziemlich froſtige Höflichkeitsbezeigungen; und auf einmal erſcheinet Flaminia, als eine Raſende zwiſchen ihnen, und fragt, was man mit dem Körper ihres Geliebten gemacht habe. Sie erblickt den Mario, erkennt ihn, und wird von ihm erkannt; beyde thun einen gewaltigen Schrey, und bleiben ohne Bewegung. Scapin giebt die Flaminia für ſeine Muhme aus, Namens Brunette, und ſagt, er habe ſie kommen laſſen, um ſie bey Lucinden in Dienſte zu bringen. Er bemäntelt das Erſtaunen der beyden Verliebten ſo gut als möglich, und iſt auch ſo glücklich, dem Alten ſeinen Verdacht zu benehmen. Harlequin kömmt dazu, und nun hätte beynahe dieſer alles wieder verdorben; Scapin jagt ihn zweymal fort, und trägt ihn endlich auf den Schultern weg, indem Pantalon unterdeſſen der Lucinde ihr Zimmer anweiſet. Mario verſichert der Flaminia aufs neue ſeine Treue, und erfährt von ihr, daß ſie dem Scapin ihr Leben zu danken habe. Scapin kömmt nebſt Coralinen dazu, die er mit dem Harlequin getroffen hat, und macht ihr deswegen Vorwürfe. Pantalon kömmt gleichfalls mit Lucinden wieder, und will den Mario zwingen, ihr die Hand zu geben. Flaminia nimmt des Vaters Parthey, und erklärt ſich wider ihren Liebhaber; Pantalon befiehlt ſeinem Sohne, Brunetten zu gehorchen, der er ſein ganzes Anſehen hiermit ertheile. Mario verſpricht, ſich ihr mit Freuden zu unterwerfen, nur müſſe ſie ihm nicht befehlen, ſeine Geliebte zu Florenz zu vergeſſen. Harlequin kömmt und meldet den Fremden an, der mit Lucinden gekommen iſt, und mit ihr zu ſprechen verlange. Pantalon begiebt ſich mit ihr hinein, um ihn in ihrem Zimmer zu erwarten, und trägt es der vermeinten Brunette auf, ihn zu empfangen. Lelio erkennt im Hereingehen ſeine Schweſter und will mit ihr ſchelten; ſie beſänftiget ihn aber, indem ſie ſich für verheyrathet ausgiebt, und der Bruder und die Schweſter umarmen ſich. Mario, der auf ſie Acht gegeben, ihre Reden aber nicht hören können, wird eiferſüchtig, und zwingt den Lelio, den Degen zu ziehen. Harlequin verſucht, ſie mit ſeinem hölzern Seitengewehre aus einander zu bringen, läuft aber, als es nichts verfangen will, davon und ſchreyet um Hülfe. Flaminia ruft dem Mario zu, daß er ſich mit ihrem Bruder ſchlage, und Scapin dem Lelio, daß er mit dem Gemahl ſeiner Schweſter zu thun habe. Pantalon kömmt auf das Geſchrey dazu, Harlequin kömmt ihm nach, und wirft mit alten Töpfen um ſich, womit ſich der zweyte Aufzug beſchließt.

Dritter Aufzug. Flaminia eröffnet den dritten Aufzug mit dem Mario, dem sie den Rath giebt, seinem Vater zu gehorchen; hierauf umarmt sie ihn, und nimmt Abschied. Mario erschrickt darüber und begiebt sich mit dem Harlequin weg; Lelio aber, der dazu kömmt, sucht seine Schwester wegen des Unglücks zu beruhigen, welches sie für sich und den Mario befürchtet, wenn er sich seinem Vater zu widersetzen fortführe, und verspricht, den Pantalon zur Einwilligung in ihre Heyrath zu vermögen. Flaminia begiebt sich weg; der Doctor kömmt und Lelio erkennt ihn für einen Freund seines Vaters. Er verklagt den Pantalon und den Mario bey ihm, und ersucht ihn, beyde in Verhaft nehmen zu lassen; der Doctor gehet ab, um die nöthigen Befehle deswegen zu ertheilen, und Lelio folgt ihm. Flaminia kömmt wieder, und freuet sich, daß sie nunmehr Hoffnung habe, den Mario zu heyrathen; Coralina, die sie belauscht, und sie für weiter nichts, als für Brunetten hält, erstaunt über ihre Verwegenheit; sie geht ab, dem Pantalon hiervon Nachricht zu geben, sucht ihn aber überall vergebens, weil er unterdessen nebst dem Mario in Verhaft genommen worden. Sie kömmt mit Lucinden wieder, die sie anstatt Pantalons getroffen hat, und erzehlt ihr, auf was sich Brunette Rechnung mache. Lucinde erzürnt sich über die Flaminia, und indem kömmt Scapin und meldet, was mit dem Pantalon und Mario vorgegangen, worauf sich alle wegbegeben, sie in dem Gefängnisse zu besuchen. Das Theater verändert sich, und stellet die Gerichtsstube vor. Alle spielende Personen sind hier beysammen. Der Doctor macht sich fertig, den Pantalon zu verhören, der es sogleich von selbst gesteht, daß er die Flaminia habe umbringen lassen. Der Doctor antwortet, es sey itzt von keinem Morde die Rede, sondern die Sache wäre diese, daß Mario die Schwester des Lelio, seinem Versprechen gemäß, heyrathen solle, oder er werde ihn als einen Verführer zu gebührender Strafe ziehen. Lelio erklärt seines Theils, daß der Verklagte derjenige sey, der seiner Schwester die Ehe versprochen; Harlequin wendet dagegen ein, daß Mario sich bereits mit seiner Gebieterin eingelassen habe; Lucinde beklagt sich gleichfalls, daß sich Mario, ohngeachtet ihn Pantalon mit ihr verbinden wolle, mit aller Welt und sogar mit Brunetten verspreche; Scapin endlich will die Rechte eines vornehmen Frauenzimmers in Florenz behaupten, welche die erste Hypothek auf den Mario habe. Der Richter will den Mario auch schon als einen Erzverführer verurtheilen, doch Scapin erkläret das Räthsel

und es findet ſich, daß die Schweſter des Lelio, die Gebieterin des Harlequin, das vornehme Frauenzimmer von Florenz und Brunette, nicht mehr als eine und die nehmliche Perſon ſind, und Mario ſich nur mit der einzigen Flaminia verſprochen hat. Pantalon wird gezwungen in die Heyrath zu willigen; Lelio heyrathet Lucinden, Harlequin Coralinen, und die Komödie hat ein Ende.

2) Les Bohemiens; in fünf Aufzügen nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erſtenmal aufgeführet den 6ten Junius 1748.

Perſonen. Der Doctor. Mario, des Doctors Sohn. Harlequin, Bedienter des Doctors. Pantalon. Scapin, Hauptmann einer Zigeunerbande. Lelio und Lucinde, erkannte Kinder des Pantalon. Coraline, Zigeunerin. Eine Bande Zigeuner und Zigeunerinnen. Ein Müller. Bauern.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt einen Wald und verſchiedne Häuſer vor.) Der Doctor erſcheint, und iſt auf den Pantalon ſehr erzürnt. Er ſagt, daß dieſer ſeine Bosheit gegen ihn nun auf das äußerſte getrieben, indem er ihm ſeinen Zaun niederreiſſen laſſen und dadurch verurſacht, daß ihm die wilden Thiere vielen Schaden gethan. Pantalon antwortet ihm, er müſſe toll im Kopfe ſeyn. Harlequin kömmt mit einem Bauer dazu, den er abprügelt, weil er Feigen von dem Hinterhofe des Doctors geſtohlen. Pantalon wird ſehr ungehalten darüber, daß man ſeinen Bauer ſo mißhandelt. Der Doctor verſetzt, daß wenn man ihm (dem Pantalon) Recht wiederfahren laſſen wollte, man ihm eben ſo begegnen müßte, weil er an allen ſeinem Unglücke Schuld ſey. Pantalon ſtraft ihn Lügen; der Doctor antwortet mit einer Ohrfeige; Pantalon ziehet ſeinen Dolch; Harlequin aber treibet ihn mit einer guten Tracht Schläge vom Platze, und begiebt ſich mit dem Doctor weg.

(Das Theater ſtellet ein Feld mit Zelten vor.) Zigeuner und Zigeunerinnen legen dem Scapin die Beute vor, die ſie gemacht haben; nur Lelio hat ihm nichts vorzulegen, und Scapin wirft ihm den wenigen Geſchmack vor, den er an ihrer Profeßion habe. Coraline macht Lucinden aus, daß ſie den Leuten ſo ſchlecht wahrzuſagen wiſſe. Lucinde antwortet ihr, daß ſie vor dieſe Lebensart allzuviel Abneigung habe. Scapin lieſet beyden, dem Lelio und der Lucinde den Text, und ſagt ihnen, daß ſie ſehen müßten, wo ſie was verdienten, und heißt diejenigen, die ſich die vergangene Nacht ermüdet haben, zur Ruhe gehen. Er macht

der Coraline tauſend Schmeicheleyen und empfängt einen Beutel von ihr. Nachdem er dem Lelio und der Lucinde noch mehr als einmal wiederhohlt, daß ſie ſo ihrem Exempel folgen ſollten, begiebt er ſich mit Coralinen weg.

Lelio und Lucinde ſind nichts weniger als geneigt, dergleichen Ermahnungen nachzukommen. Lelio giebt der Lucinde den Rath, die Flucht mit ihm zu nehmen, und verſpricht ihr, ſie zu heyrathen. Lucinde antwortet, daß ſie ihn zwar liebe und hochſchätze, allein ſie wiſſe ſelbſt nicht, warum ſie nicht die geringſte Neigung habe, ihn zu heyrathen. Lelio antwortet ihr mit aller möglichen Zärtlichkeit, ohne über ihre abſchlägliche Antwort verdrießlich zu ſeyn. Sie gehen mit einander ab.

Der Doctor kömmt und erzählt dem Mario ſeinen Streit mit dem Pantalon. Mario iſt um ſo viel weniger damit zufrieden, da er weiß, daß Pantalon ſehr reich iſt, und daher verdrießliche Folgen beſorget.

Harlequin kömmt dazu und hinterbringt, daß Pantalon beſchloſſen habe, die ganze Familie des Doctors umbringen zu laſſen. Der Alte wird darüber ganz unruhig; Harlequin glaubt ihn zu beruhigen, indem er ihm ſeine Tapferkeit rühmet. Doch kaum läßt ſich Pantalon mit ſeinen Bauern ſehen, als der furchtſame Harlequin die Flucht nimmt. Mario vertheidiget den Doctor, und Scapin, der mit ſeinem Gefolge dazu kömmt, bringt ſie aus einander. Als Harlequin niemanden mehr ſieht, will er alles todt machen, und beſchließt den Aufzug mit ſeinen Großſprechereyen.

Zweyter Aufzug. Lucinde, nachdem ſie über die Liebe des Lelio, und über die Härte, mit welcher ihr Scapin begegnet, ihre Betrachtungen angeſtellt, fühlt ſich ſehr ermüdet, läßt ſich auf eine Raſenbank nieder, und ſchläft ein.

Mario erblickt ſie, findet ſie ungemein reitzend, wird in ſie verliebt, nahet ſich ihr und weckt ſie dadurch auf. Anfangs will ſie fliehen; Mario aber hält ſie auf, und ſie ſagt ihm wahr. Mario ärgert ſich, daß er ſie eine ſo unwürdige Profeßion treiben ſieht, und ſagt ihr, daß ſie ja wohl auf eine anſtändigere Art ihr Glück finden könne; er bietet ihr hierauf ſeinen Beutel an, den ſie aber ausſchlägt. Scapin ſchilt die Lucinde, daß ſie das Geſchenke, das man ihr machen wollen, nicht angenommen. Mario entſchuldigt ſie, erkennt den Scapin, erzeigt ſich gegen ihn ſehr freundſchaftlich und bittet ihn, ſeinen Vater und ihn gegen die Verfolgungen des Pantalons zu vertheidigen. Scapin verſpricht, ihn und ſeine

ganze Familie in Sicherheit zu ſetzen, wenn ſie ihre Zuflucht in ſeine Zelte nehmen wollten, und führt Lucinden mit ſich fort. Mario wird über das Weggehen der Lucinde empfindlich und folgt ihr nach, nachdem er dem Harlequin befohlen, ſeinem Vater zu ſagen, daß er in die Zelte des Scapins flüchten ſolle.

Coraline kömmt dem Harlequin unter die Augen, und er findet ſie nach ſeinem Geſchmacke. Indem ſie ihn mit Wahrſagen unterhält, viſitiren ihm zwey kleine Zigeuner die Schubſäcke. Harlequin bekennt hierauf der Coraline ſeine Liebe, die ſie erwiedern zu wollen ſich ſtellet. Sie beredt ihn, ſein Kleid abzulegen; die kleinen Zigeuner tragen es weg, und Coraline ſchleicht ſich auch davon.

Der Doctor, der in dem Augenblicke dazu kömmt, iſt Urſache, daß Harlequin den ihm geſpielten Streich nicht ſogleich merkt, ſondern vor allen Dingen die ihm von dem Mario an den Alten aufgetragene Commißion ausrichtet. Der Alte iſt ſogleich bereit, ſich die Nachricht zu Nutze zu machen. Unterdeſſen ſucht Harlequin ſeine Kleider vergebens; er erblickt den Scapin, bey dem er ſich wegen des erlittenen Raubes beklagt. Scapin giebt insgeheim ſeiner Bande Befehl, die Kleider wieder zu bringen. Harlequin ſetzt noch hinzu, es thue ihm leid, daß er ſich über die Zigeunerin, die ihn beraubt, beklagen müſſe, da ſie ihm ſo wohl gefalle. Scapin giebt ihm den Rath, nicht ſo zärtlich zu ſeyn, ſonſt könnte ihn leicht der Hauptmann der Bande, wenn er ſeine Liebe zu der Zigeunerin erführe, zu Tode prügeln laſſen. Coraline bringt des Harlequins Kleider wieder, und dieſer kann ſich nicht enthalten, ihr ſeine Liebe nochmals zu verſtehen zu geben. Scapin giebt ſich ihm hierauf als den Hauptmann der Bande zu erkennen; Harlequin zittert und kann kaum vor Erſchrecken wieder zu ſich kommen. Scapin will die Zigeunerin wegen ihres Diebſtahls beſtrafen, und ſie bittet den Harlequin, ihr Genade auszuwirken. Harlequin bittet darum; Scapin geſteht ſie ihm zu, und geht mit ſeinen Leuten ab.

Kaum ſieht ſich Harlequin mit Coralinen allein, als er ihr um den Hals fallen will. Auf einmal ſteht Scapin zwiſchen ihnen; er iſt wider den Harlequin aufgebracht und will ihn binden laſſen, weil es nur einem Zigeuner erlaubt ſey, eine Zigeunerin zu lieben. Um ihn zu beſänftigen, ſagt Harlequin, daß er ſich mit Vergnügen unter ſie wolle aufnehmen laſſen. Scapin iſt es zufrieden, nur ſoll er vorher eine Probe von ſeiner

Geſchicklichkeit ablegen, wozu eben eine Gelegenheit vorfällt. Zwey Zigeuner bringen einen Eſel, mit Federvieh beladen, unter die Zelte, den ſie einem Müller geſtohlen. Scapin läßt das Federvieh abladen, und befiehlt dem Harlequin, den Eſel an den Müller wieder zu verkauffen, und ihm bey der Gelegenheit ſeinen Beutel zu ſtehlen; wenn er dieſes bewerkſtelliget, ſo ſolle er Zigeuner ſeyn und Coralinen heyrathen dürfen. Harlequin verſteht ſich dazu, und Scapin giebt ihm einen Bart und einen Mantel, ſich zu verkleiden. Der Müller kömmt, ganz auſſer Athem, und fragt ihn, ob er nicht wiſſe, wohin die Zigeuner ihren Weg genommen. Harlequin antwortet, er habe darauf nicht Acht gegeben, ſondern ſuche vielmehr ſelbſt, dieſen Spitzbuben auf das eiligſte zu entkommen; er wünſche ſogar, ſagt er, daß er ſeinen Eſel loswerden könne, damit er nicht gar darum käme. Dem Müller ſteht der Eſel an, und indem er dem Harlequin Geld dafür geben will, ſtiehlt ihm dieſer ſeinen Beutel. Der Müller merkt es, und läuft ihm nach; doch die Zigeuner vertheidigen ihren künftigen Mitbruder, umringen den Müller tanzend, und vermitteln es, daß Harlequin ſich mit dem Eſel, den er ihm verkauft, wieder davon machen kann.

Dritter Aufzug. (Das Theater ſtellt einen Wald und Zelte vor) Die Zigeuner und Zigeunerinnen ſpielen neben ihren Zelten. Da Scapin merkt, daß Lucinde und Lelio durchaus nicht geneigt ſind, ihre Profeßion zu treiben, ſo möchte er ihrer gern los ſeyn. Er giebt zu verſtehen, daß der Hauptmann der Bande, der vor ihm geweſen, ihm ſie beſtens empfohlen, und zugleich ein Papier anvertrauet habe, das er nicht eher, als nach Verlauf eines Jahres, erbrechen ſolle. Da nun das Jahr eben um iſt, ſo öfnet er die Schrift, und findet daß Lucinde und Lelio des Pantalons Kinder ſind; er ruft ſie, und ſie kommen von ihrem Spiele zu ihm. Scapin ſpricht ſehr freundlich mit ihnen und ſagt, daß ſie nun nicht mehr lange bey der Profeßion bleiben ſollten, die ſie ſo ſehr verabſcheuten; er kenne ihren Vater, und dieſer ſey vollkommen im Stande, ſie in glückliche Umſtände zu ſetzen. Er erſucht ſie, ihm auf einige Augenblicke zwey Schaumünzen, die ſie bey ſich haben, anzuvertrauen. Lucinde und Lelio geben ſie ihm. Der Doctor und Mario kommen, bey dem Scapin ihre Zuflucht zu nehmen, der ſie auch ſehr wohl aufnimmt, und ſie mit dem Pantalon auszuſöhnen verſpricht. Unterdeſſen daß ſich der Doctor unter den Zelten umſieht, kömmt Lucinde dazu, gegen die ſich Mario ſehr höflich erzeiget; ſie entdecken einander beyde ihre Liebe.

Harlequin, der es dem Scapin nachthun will, macht hierüber ein groſſes Geſchrey, und ſagt den Verliebten, daß niemand eine Zigeunerin lieben dürfe, wenn er nicht ſelbſt von der Profeßion wäre. Scapin giebt dem Harlequin Recht, worüber ſich dieſer ſehr frölich erzeigt. Doch als ſich Coraline ungemein vergnügt ſtellt, daß nunmehr auch Mario bald von ihrer Geſellſchaft ſeyn werde, fängt er an, eiferſüchtig zu werden.

Pantalon kömmt und bittet den Scapin, ihn zu rächen, und macht ihm ein Geſchenk; Scapin nimmt es an, und ſchickt ihn wieder fort. Er freuet ſich ſehr, da er ſieht, daß die Liebe die Familien des Doctors und des Pantalons ohne Schwierigkeit wieder vereinigen werde; und der Aufzug endiget ſich mit der Aufnahme des Harlequins, welche Scapin vorzunehmen befiehlt.

Vierter Aufzug. Scapin giebt dem Mario den Rath, ohne Bedenken Zigeuner zu werden, um Lucinden heyrathen zu können; er verſichert ihn, daß er ihm in einigen Stunden beweiſen wolle, daß ſie von eben ſo gutem Geſchlechte ſey, als er, und daß es für ſie beyde gut ſeyn werde, wenn er ſeinem Rathe folge. Da Mario den Scapin kennet, und von ihm hintergangen zu werden, ſich nicht fürchten darf, ſo willigt er in alles, was er von ihm verlangt.

Harlequin giebt dem Doctor den Rath, Zigeuner zu werden, weil es doch ſein Sohn auch bald ſeyn werde; der Doctor aber giebt auf ſeine Reden nicht Acht. Indem erblickt Pantalon den Harlequin, erinnert ſich an die Schläge, die er von ihm bekommen, zieht ſeinen Dolch und will ſich rächen. Harlequin läuft davon.

Scapin hält den Pantalon auf, und ſagt ihm, daß er ein Geheimniß beſitze, durch welches er ihm einen ſehr wichtigen Dienſt leiſten könne; wenn er ihn nehmlich an ſeinen Feinden werde gerächet haben, wolle er ihm das Vergnügen machen, zwey Kinder, die er für verlohren halte, wieder zu finden. Pantalon iſt für Freuden auſſer ſich, und will wiſſen, wenn ihm dieſes Glück wiederfahren ſolle. Scapin befiehlt ihm, in die nächſte Grotte zu gehen, wo er ſeine Beſchwörungen machen wolle. Pantalon gehorcht, Scapin folgt ihm, nachdem er zu verſtehen gegeben, daß er zu ſeiner Liſt alles vorbereitet habe.

Der Doctor hat ſich von einer gewaltigen Liebe zu Coralinen einnehmen laſſen, und ſucht ſie, ſich ihr zu entdecken. Seine Leidenſchaft wird in Coralinens Gegenwart immer ſtärker; ſie merkt die Liebe, die der

Alte gegen ſie empfindet, ſtellt ſich, ſie erwiedern zu wollen, und da er ihr, ſie zu heyrathen, verſpricht, ſcheinet ſie ganz traurig, weil ſie ſeine Frau, wie ſie ſagt, nicht ſeyn könne, wenn er nicht Zigeuner würde. Sie fügt hinzu, daß er ſich zwar, wenn er ſie wirklich liebe, kein Bedenken machen dürfe, es zu werden, indem ſein Sohn bereits Zigeuner geworden, um Lucinden zu heyrathen. Der Doctor erſtaunet über dieſe Nachricht; es wird ihm ſchwer, ſich zu entſchlieſſen; doch endlich ſiegt die Liebe bey ihm, er begiebt ſich mit Coralinen weg, und iſt bereit, alles zu thun, was ſie von ihm verlangt.

(Das Theater ſtellt einen Wald und einen groſſen Felſen vor.) Scapin befiehlt dem Pantalon, auf den Felſen zu ſteigen, wo er ihm einen Beweis von ſeiner Wiſſenſchaft geben wolle. Seine Beſchwörungen erſchrecken den Pantalon; er erſchrickt aber noch weit mehr, als er Mitten in Flammen die Deviſen erſcheinen ſieht, die auf den Schauſtücken ſeiner Kinder ſtehen. Pantalon verlangt ſie von dem Scapin, und dieſer verſpricht ſie ihm auch; indem aber ruft er unterirdiſche Geiſter, die ihn wegführen, und von dem Felſen hinunter rollen laſſen, womit ſich der Aufzug endet.

Fünfter Aufzug. Lelio und Lucinde führen den Pantalon, der nach ſeinem Falle kaum mehr gehen kann. Sie erzeigen ſich dem Alten ungemein behülflich, der ihnen ſeine Dankbarkeit nicht genug ausdrücken kann. Die Sympathie verurſacht bey allen dreyen Bewegungen, von welchen ſie die Urſache nicht begreifen können. Lelio und Lucinde umarmen den Pantalon mit Ehrfurcht, und Pantalon umarmt ſie mit Zärtlichkeit.

Da Harlequin und der Doctor den Pantalon wahrnehmen, ſo wollen ſie ihn umbringen; Lelio und Lucinde vertheidigen ihn, und dieſer Zufall verdoppelt des Pantalons Liebe gegen ſie.

Scapin, der alles, was vorgegangen, insgeheim mit angeſehen, läßt den Doctor und den Harlequin, desgleichen den Lelio und die Lucinde abgehen; vorher aber erhebt er die Großmüthigkeit dieſer letztern. Pantalon betrübt ſich, da ſie ihn verlaſſen ſollen. Scapin bewundert die Macht des Bluts, und führt den Pantalon mit ſich fort.

(Das Theater ſtellt einen Wald vor, mit den Zelten des Scapins.) Die ganze Bande des Scapin iſt zum Aufbruche fertig. Pantalon erſtaunet, da er den Doctor und den Mario unter den Zigeunern gewahr wird. Scapin ſagt ihm, daß ſie keine Zigeunerin hätten heyrathen

können, ohne es ſelbſt zu ſeyn. Pantalon glaubt nunmehr an ſeinen Feinden genug gerächet zu ſeyn, da ſie ſich ſo weit erniedriget. Scapin bittet ihn, ſeinen Groll nicht weiter zu treiben, und zu bedenken, daß ſich die liebſten Zweige ſeiner Familie gleichfalls unter der Bande befänden. Zugleich fragt er ſeine Leute, ob ſich einer von ihnen den Vater des Lelio und der Lucinde zu haſſen unterſtehe? Sie beſchwören alle einmüthig das Gegentheil. Und nun giebt Scapin dem Lelio und der Lucinde ein Zeichen, die ſich dem Pantalon zu Füſſen werfen, und ihm ihre Schaumünzen überreichen. Pantalon vergießt Freudenthränen, und umarmt ſie. Er ſieht nun, daß ſich die Natur ſchon vorher für ſie erkläret; er ſöhnt ſich mit ſeinem Feinde aus, und freuet ſich über die Verbindung ihrer Kinder.

Harlequin iſt wider den Scapin in der größten Wuth, weil er ihm ſein Wort nicht gehalten, ſpinden Coralinen an den Doctor verheyrathet, und will nicht länger Zigeuner ſeyn. Scapin aber beſänftiget ihn, mit der Hofnung, daß Coraline, die itzt einen alten Mann heyrathe, bald Wittwe werden, und ihm alsdenn eine reiche Erbſchaft zubringen werde. Hierauf giebt ſich Harlequin zufrieden, und die Komödie endiget ſich mit der Verheyrathung des Mario mit Lucinden, und des Doctors mit Coralinen.

3) Arlequin et Scaramouche Voleurs, nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, in fünf Aufzügen, zum erſtenmal aufgeführt den 5. December 1747.

Perſonen. Pantalon. Der Doctor. Flaminia, des Pantalons Tochter. Lucinde, des Doctors Tochter. Mario, des Doctors Sohn. Lelio, des Pantalons Sohn. Coraline, Kammerfrau bey der Flaminia. Nicolo, Bedienter des Pantalon. Ein Hauptmann. Scaramouche, das Haupt einer Bande Spitzbuben. Harlequin, Spitzbube. Spitzbuben, als Soldaten, Häſcher und Bediente verkleidet. Verſchiedene Nebenperſonen.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt eine Straaſſe vor, in welcher man das Haus des Doctors und des Pantalon ſiehet) Harlequin, ein Spitzbube, beklagt ſich bey ſeinem Hauptmann, dem Scaramouche, daß er nicht die gehörige Achtung vor ihm habe. Scaramouche antwortet ihm, es ſey ſeine eigene Schuld, weil er ſich der Profeßion nicht beſſer befleißige. Hierauf giebt er ihm verſchiedene Lehren, die ſich Harlequin zu Nutze zu machen verſpricht, und beyde begeben ſich weg. Mario tritt auf,

und giebt in einem Monologue zu verſtehen, daß er ſich in Flaminien, des Pantalons Tochter verliebte; er klopft an des letztern Thüre an; Coraline kömmt heraus, und giebt ihm von ihrer Gebieterin, der Flaminia, einen Brief. Er fängt ihn an zu leſen; Scaramouche wird ihn von weiten gewahr, und zeigt ihm den Harlequin. Dieſer nahet ſich ihm, und da er ſiehet, daß Mario den Brief der Flaminia einſteckt, ſo bittet er ihn, weil er doch leſen könne, die Gütigkeit zu haben, und ihm auch einen Brief zu leſen, den er ihm dabey einhändiget. Mario will ihm dieſe Gefälligkeit erweiſen, und indem er es eben thun will, ſtiehlt ihm Harlequin ſein Schnupftuch, und macht ſich mit davon. Mario wird es gewahr und läuft ihm nach. Der Doctor tritt auf, und ſagt, daß Pantalon, ſein guter Freund, eben itzt die Heyrath ſeiner Tochter mit einem ſehr reichen Fremden geſchloſſen habe, welcher Fremde ein Landsmann und Anverwandter von demjenigen ſey, dem er ſeine Tochter beſtimmt, er wolle alſo gehen, und ihm Glück wünſchen. Er klopft bey dem Pantalon an; Coraline macht auf und ſagt ihm, daß ſich Pantalon eben anziehe. Der Doctor ſagt, er wolle ihn auf dem Caffeehauſe erwarten, und geht fort. Pantalon kömmt aus ſeinem Hauſe heraus; Coraline beſtellt bey ihm, was ihr der Doctor eben geſagt; er heißt ſie wieder ins Haus gehen, und will ſich zu ſeinem Freunde begeben. Als er fort iſt, kömmt Lelio und unterhält ſich ganz allein mit ſeiner Liebe zu Lucinden, des Doctors Tochter. Scaramouche, als ein vornehmer Herr gekleidet, den Harlequin als Stallmeiſter, und verſchiedene Spitzbuben in Livrey hinter ſich, redet ihn höflich an. Er ſagt ihm, daß er ein Fremder von Stande ſey, der zu ſeinem Vergnügen reiſe, und nicht gerne in einem Wirthshauſe einkehren wolle; er bittet ihn, ihm ein Haus irgend einer angeſehenen Perſon in der Stadt zu nennen, wo er ſich ſieben oder acht Tage mit Ehren aufhalten könne. Lelio läßt ſich durch den Namen, welchen ſich Scaramouche giebt, hintergehen, und verſichert, daß ihn ſein Vater, Pantalon, mit Vergnügen aufnehmen werde. Da Lelio zugleich hört, daß dieſer Herr ſeinem Stallmeiſter befiehlt, die Mauleſeltreiber, welche ſeine Bagage geführt, zu bezahlen, der Stallmeiſter aber kein Geld bey ſich zu haben vorgiebt, ſo erbietet ſich Lelio, die nöthige Summe vorzuſchieſſen, und wird beym Worte gehalten. Er zahlt den Mauleſeltreibern das geforderte Geld, und will ſeinen Beutel wieder zu ſich ſtecken; Harlequin aber practiciret ihm den Beutel weg, ohne daß er es merkt. Lelio

nimmt von dem fremden Herren Abſchied, nachdem er ihm das Haus ſeines Vaters gewieſen, und ſagt, er wolle gehen, die Zimmer für ihn zurecht machen zu laſſen. Er kömmt aber den Augenblick wieder, weil er ſeinen Beutel vermißt; er erſucht den Fremden, ihm zu ſagen, ob nicht etwa einer von ſeinen Leuten ſeinen Beutel aufgehoben, den er ohne Zweifel fallen laſſen, indem er ihn einzuſtecken geglaubt. Mein Herr, ruft Scaramouche, Sie können leicht Recht haben. Und huy, daß mein Stallmeiſter dieſen Fund gethan hat. Ich habe ſeit einiger Zeit ohnedem Urſache, dem Burſchen nicht zu trauen; und ſobald ich von meinen Reiſen wieder zu Hauſe komme, werde ich ihn ſicherlich zum Henker jagen. Der Stallmeiſter nimmt den Verdacht ſehr übel, und antwortet trotzig, daß dieſe Rede ſeinem Herrn das Leben koſten ſolle. Lelio bittet für ihn um Gnade, und indem er ſich zwiſchen ſie beyde ſtellen will, kömmt er ins Gedränge, und verlieret ſeinen Hut. Der Herr, der Stallmeiſter und die Bedienten ſprengen auseinander, der eine dahin und der andere dorthin; Lelio verfolgt ſie, und der erſte Aufzug iſt aus.

Zweyter Aufzug. Harlequin und Scaramouche eröfnen, ſo wie den erſten, alſo auch den zweyten Act. Harlequin weis ſich ſehr viel damit, daß er die Lehren, die ihm Scaramouche gegeben, ſo gut in Ausübung gebracht; und dieſer geſteht ihm auch zu, daß er ſich zu bilden anfange. Sie hören jemand kommen, und begeben ſich weg. Mario tritt auf, und beklagt ſich über die Heyrath, welche Pantalon zwiſchen ſeiner Tochter und einem Fremden geſchloſſen. Scaramouche erſcheint, und ſcheinet, gegen die hinterſte Scene redend, ſehr verdrießlich, daß ein Menſch, an den er zwanzig Louisd'or auf ſein Wort verloren, Mißtrauen in ihn ſetzt und ihm nicht einmahl vier und zwanzig Stunden nachſehen will. Er ſey ſo raſend, ſagt er, daß er einen Demant, den er am Finger habe und der gern hundert Louisd'or werth ſey, lieber gleich für zwanzig verkauffen möchte, damit er nur mit einem ſo unbilligen Menſchen weiter nichts zu thun haben dürfe. Mario, der den Wechſel des Spiels auch ſchon oft erfahren, läßt ſich ſeinen Verdruß nahe gehen, redet ihn an, und erbietet ſich großmüthig, ihn aus der Verlegenheit zu reiſſen und ihm, ſo viel er nöthig habe, zu leihen. Scaramouche nimmt das Anerbieten mit der Bedingung an, daß er ſeinen Ring zum Unterpfande nehmen ſoll. Mario, der ſeinen Beutel ſchon aufgemacht hat, weigert ſich deſſen;

Scaramouche aber wirft ihm wider ſeinen Willen den Ring in den Beutel, und faßt zugleich darnach, indem Mario die zwanzig Louisd'or herauslangen will. Mario erſtaunt, und will den Beutel wieder an ſich ziehen; der Doctor kömmt dazu, und Scaramouche beklagt ſich, daß ihm Mario einen Beutel, den er fallen laſſen, nicht wiedergeben wolle; zum Beweiſe, daß der Beutel ihm gehöre, könne der und der Ring dienen, der ſich nebſt ſeinem Gelde darinn befinde. Nachdem der Doctor die Sache ſo befunden, giebt er ſeinem Sohne, ohne ihn anzuhören, Unrecht, und überliefert dem Scaramouche den Beutel, der ſich vergnügt davon macht. Endlich bringt Mario, aber zu ſpät, ſeinen Vater aus dem Irrthume, und eilet dem Spitzbuben nach. Der Doctor bleibt allein, und giebt zu verſtehen, daß Soldaten in die Stadt gekommen und er einen Officier in ſein Haus werde einnehmen müſſen. Er klopft an ſein Haus an, und befiehlt ſeiner Tochter, welche herauskömmt, den neuen Gaſt zu empfangen; ſie verſpricht zu gehorchen und gehet wieder hinein. Scaramouche und Harlequin, welche den Doctor behorcht, begeben ſich ſchleunig weg; aber in dem Augenblicke iſt Harlequin auch wieder da, und zeigt ſich dem Doctor als einen zerſtümmelten Officier, dem beyde Beine abgeſchoſſen worden. Er ſitzt in einer Sänfte, und die Träger ſind als Soldaten verkleidete Spitzbuben. Indeſſen aber, daß Harlequin dem Doctor ſeine Heldenthaten erzehlt, und dieſer ihn eben zu ſich hineinführen will, kömmt der wahre Capitain, der bey ihm logiren ſoll, und der Betrug wird entdeckt. Die Träger ſowohl als der Krüppel nehmen Reißaus, und der zweyte Aufzug ſchließt ſich mit groſſem Tumulte.

Dritter Aufzug. Pantalon ſagt zu ſeiner Tochter Flaminia, daß er itzt nicht bey baarem Gelde ſey, und da ihre Heyrath, die er nunmehr richtig gemacht, ihm ganz gewiß ſtarke Ausgaben machen werde, ſo wolle er ein Theil von ſeinem Silberwerke verſetzen, damit ihm bey ſolchen Umſtänden nichts fehle. Er befiehlt alſo ſeiner Tochter, die entbehrlichen Stücke bey Seite zu ſetzen. Harlequin und Scaramouche haben alles mit angehört, und dieſer ſagt jenem etwas ins Ohr. Sie gehen beyde fort, kommen aber ſogleich wieder, Harlequin als Gerichtsfrohn, mit Spitzbuben, die ſich in Häſcher verkleidet, und Scaramouche, als ein Kaufmann, den man Schulden halber, in Verhaft genommen. Scaramouche erblickt den Pantalon und erſucht ihn um Hülfe; er ſey, ſagt er, ſehr unglücklich, daß man ihn um tauſend Thaler ſetzen wolle, da er doch bey ſich zu Hauſe

für noch einmal so viel Waaren habe. Aber, setzt er hinzu, da mir diese Trabanten nicht erlauben wollen, nach Hause zu gehen, so haben Sie doch die Gütigkeit, ich bitte Sie, und schreiben ein Paar Worte für mich an meine Tochter; denn wie Sie sehen, (er zeigt ihm seinen Arm, den er in der Binde trägt) ich kann es selbst nicht thun. Pantalon, der sich nichts böses vermuthet, schreibt folgende Worte, die er ihm vorsagt: Liebe Tochter, Ueberbringern dieses händige sogleich das Bewußte ein. Indem Pantalon den Zettel schreibt, mauset ihm Harlequin die Uhr, und Scaramouche begiebt sich, sobald er den Pantalon weit genug von seinem Hause vermuthet, mit dem Zettel zu der Flaminia, die ihm sogleich, weil sie ihres Vaters Hand kennet, die ausgesetzten Stücke Silber überliefert. Als Pantalon bald darauf mit einem Wucherer, der das Silber abholen will, nach Hause kömmt, und von Flaminien und Coralinen, was bereits damit geschehen, erfährt, läuft er plötzlich fort, um den Dieb, wo möglich, noch einzuhohlen; und Flaminia geht mit Coralinen wieder hinein. Lelio tritt allein auf, und sagt, daß er mit seiner Geliebten gern sprechen möchte; er klopft an des Doctors Thüre an, und Lucinde kömmt heraus. Sie haben eine zärtliche Scene mit einander, in welcher ihm Lucinde meldet, daß sie ihr Vater an einen Fremden versprochen, der ein Landsmann desjenigen sey, dem Pantalon die Flaminia zugesagt. Lelio versichert sie, daß er diese Heyrath schon zu verhindern wissen werde; sie geht wieder hinein, und ihr Liebhaber begiebt sich fort. Pantalon und der Doctor treten mit einander auf; der Doctor sagt seinem Freunde, daß er den Augenblick einen Brief erhalten, in welchem man ihm die baldige Ankunft ihrer künftigen Schwiegersöhne berichte, daher sie alle Augenblicke zu erwarten stünden. Scaramouche, der sie beständig auf dem Korne hat, sagt dem Harlequin etwas ins Ohr und geht mit ihm ab. Den Augenblick darauf kömmt Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, und meldet dem Pantalon die Ankunft des künftigen Gemahls der Flaminia, und bittet ihn, die Thüre offen zu halten, um seinen Koffer und übrige Equipage einzunehmen; hiemit geht er ab, und der Doctor verläßt den Pantalon, um sich zu erkundigen, ob sein künftiger Schwiegersohn nicht auch zugleich mit angelangt; Pantalon gehet aber in sein Haus, um das Nöthige zu veranstalten. Das Theater verändert sich und stellt ein Zimmer mit einem Bette und einem Schreibtische vor; auf dem Tische stehet ein

angezündetes Wachslicht, weil es Nacht geworden. Man ſieht Flaminien, die ſich gegen Coralinen wegen des Schickſales beklagt, das ihr Vater ihr zugedacht; dieſe tröſtet ſie; Pantalon kömmt dazu, und meldet ihr die Ankunft ihres Bräutigams; ſie fängt ihre Klagen aufs neue an, die aber durch den Nicolo, einen Bedienten aus dem Hauſe, unterbrochen werden, der ihnen meldet, daß der Bediente des Herrn, den Flaminia heyrathen ſolle, mit deſſen Koffer angekommen ſey. Flaminia geht voller Verdruß ab, und Coraline folgt ihr. Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, bringt einen ſehr ſchweren Koffer, den ihm Nicolo hereintragen hilft. Pantalon befiehlt dieſem, es dem erſtern an nichts fehlen zu laſſen, und begiebt ſich weg. Nicolo will den Harlequin mit zum Abendeſſen nehmen; Harlequin ſchlägt es aus; Nicolo dringt vergebens in ihn, und ſtellt ihm vergebens vor, daß er ihn ſelbſt um eine gute Mahlzeit, die er auf Koſten ſeines Herrn mit ihm thun könnte, brächte; dem Harlequin iſt allzuviel daran gelegen, allein zu bleiben, als daß er ſich erbitten laſſen ſollte. Da endlich Nicolo ſieht, daß er nichts ausrichten kann, ſo ſchlägt er ihm vor, zu Bette zu gehen, und ſagt, daß er bey ihm werde ſchlafen müſſen, weil noch keine Kammer für ihn zurecht gemacht worden. Dieſes ſetzt den Harlequin in eine neue Verlegenheit; er giebt dem Nicolo zu verſtehen, daß er gern allein ſchlafe, und lieber die Nacht hier auf ſeinem Koffer zubringen, als bey einem andern im Bette liegen wolle. Nicolo verſetzt, daß er zu wohl zu leben wiſſe, als daß er ihn auf dem Koffer werde ſchlafen laſſen. Um ihn los zu werden, vertraut ihm Harlequin, daß er ihm eine gewiſſe kleine Krankheit, die er ſeit einigen Tagen merke, mitzutheilen fürchte; doch Nicolo verſteht gleich, was er für eine Krankheit meine, und heißt ihn deswegen auſſer Sorgen ſeyn, weil er ihm das nicht erſt mittheilen dürfe, was er ſchon habe. Harlequin wird ungeduldig, und vertrauet ihm ferner, daß er ſehr unruhige Träume zu haben pflege; daß er ſich oft im Schlafe, von ſeinen Feinden verfolgt zu werden einbilde; daß er auch ſchon einmal das Unglück gehabt, einen ſeiner beſten Freunde, der an ſeiner Seite geſchlafen, mit dem Dolche zu erſtechen, weil ihm geträumt, als müſſe er ſich gegen einen Mörder vertheidigen. Aber dieſe Gefahr ſchreckt den Nicolo noch weniger ab, weil er gleichfalls ſehr ſchlimme Träume zu haben pflege, und wohl gar, wenn man ſich an ſeiner Seite nur ein wenig rühre, im Schlafe ſeinen Mann anfaſſe, und ihn zum Fenſter herauswerfe. Harlequin bekömmt alſo noch weniger

Luſt, das Bette mit dem Nicolo zu theilen; er wird in allem Ernſte auf ihn böſe, und da dieſer Bediente dem Pantalon zu mißfallen fürchtet, wenn er den Diener ſeines Schwiegerſohns durch eine überläſtige Höflichkeit noch ungehaltener mache, ſo läßt er ihn endlich zufrieden und begiebt ſich fort. Sogleich kömmt Scaramouche aus dem Koffer, in welchem er verſchloſſen war, hervor; Harlequin leuchtet ihm und ſie nahen ſich dem Schreibtiſche, ihn zu erbrechen. Scaramouche hat Meiſſel und Hammer, und will das Schloß damit aufſprengen; kaum aber hat er den erſten Schlag mit dem Hammer gethan, als ein Hund, der in einem Winkel des Zimmers gelegen, und den ſie nicht wahrgenommen, aufſpringt und an zu bellen fängt. Scaramouche hält inne; Harlequin ſchmeichelt dem Hunde, um ihn zum Schweigen zu bringen; Scaramouche thut einen andern Schlag mit dem Hammer; der Hund verdoppelt ſein Bellen, bis endlich Pantalon es hört, und dazu kömmt. Scaramouche hat kaum ſo viel Zeit, ſich wieder in den Koffer zu werfen; und Harlequin kriecht geſchwind unter das Bette, mit dem brennenden Lichte in der Hand, und thut, als ob er in dieſer Stellung ſchlafe. Pantalon ſieht unter das Bette, und glaubt, er müſſe auſſerordentlich müde ſeyn, daß ihn der Schlaf ſo überfallen; er nimmt ihm das Licht aus der Hand, und ſetzt es wieder auf den Tiſch, ohne ihn aufzuwecken, und geht fort. Scaramouche verläßt ſogleich ſeinen Koffer, und Harlequin will ihm aufs neue leuchten; ſobald aber jener wieder mit dem Hammer an zu ſchlagen fängt, fängt der Hund aus allen Kräften wieder an zu bellen; die zwey Spitzbuben wollen verzweifeln; Harlequin iſt der Meinung, dem nichtswürdigen Hunde mit dem Hammer eines vor den Kopf zu verſetzen, allein ſie können ihn nicht erhaſchen, und bewegen ihn nur deſto ſtärker zu bellen. Pantalon kömmt dazu, und die Spitzbuben eilen wieder auf ihre Poſten; Pantalon erſtaunt über die ſeltſame Mücke des Harlequins, daß er nicht, ohne ſich zu leuchten, ſchlafen kann, denn er hat auch dieſesmal das Licht aus den Händen zu ſetzen vergeſſen; er nimmt es ihm wieder weg, ſetzt es auf den Tiſch und begiebt ſich zum zweytenmale fort. Die Spitzbuben machen ſich wieder an ihre Arbeit, und der Hund hebt aufs neue an zu bellen ꝛc. Dieſes Theaterſpiel mit den vergebnen Verſuchen des Scaramouche und des Harlequin und der Dazukunft des Pantalon auf das Bellen des Hundes, kann nach Belieben wiederhohlt werden. Endlich iſt Pantalon den Spitzbuben ſo geſchwind auf dem Dache, daß ſich Harlequin

über Hals und über Kopf, mit dem brennenden Lichte in der Hand, in den Koffer wirft, und den Scaramouche, statt seiner unter das Bette zu kriechen, nöthiget. Pantalon sieht durch die Spalte des Koffers Licht schimmern, und glaubt, er brenne; indem er ihn aber näher betrachtet, sieht er, daß er nicht verschlossen ist; er eröfnet ihn und findet zu seinem grossen Erstaunen weiter nichts als den Harlequin darinn, der noch immer das brennende Wachslicht hält. Nun wird dem Pantalon der Handel verdächtig; er nimmt dem Harlequin das Licht zum letztenmale aus der Hand und sucht in der Kammer herum, um wenigstens nachzusehen, ob dieser mit dem Lichte nicht etwa Schaden gemacht; er sieht unter das Bette, erschrickt, als er einen Unbekannten darunter erblickt, und ruft: Diebe! Auf sein Geschrey kömmt das ganze Hausgesinde, nur halb angekleidet und mit verschiedenen Instrumenten bewaffnet, herbey; doch sie sind alle zu erschrocken, als daß sie in der Geschwindigkeit die Spitzbuben verhindern könnten, zu entkommen; und so endet sich der dritte Aufzug.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wie zu Anfange des ersten Aufzuges. Es ist Tag.) Mario klopft an die Thüre des Pantalon, und will mit Flaminien sprechen. Coraline macht auf, und sagt ihm, daß seine Geliebte vor Schrecken über die Spitzbuben in vergangner Nacht, krank geworden; sie hören den Pantalon kommen, und Mario begiebt sich weg. Pantalon erscheint, befiehlt der Coraline, den Arzt zu holen, und geht wieder hinein. Coraline geht ihre Commißion zu verrichten; und Scaramouche und Harlequin, die den Befehl des Pantalons mit angehört, nehmen sich eine neue Verkleidung vor, und treten ab. Der Doctor kömmt, und sagt in einem Monologue, er habe eben itzt erfahren, daß die Aeltern derjenigen, die er und Pantalon zu ihren Schwiegersöhnen ersehen, nicht so gut stünden, als man sie habe bereden wollen; und dieses sey ohne Zweifel die Ursache ihres Ausenbleibens, welche Vermuthung er itzt seinem Freunde mittheilen wolle. Coraline kömmt wieder und sagt ihm, daß sie einen Arzt für die Flaminia holen müssen, worauf sie beyde zum Pantalon hineingehen. Das Theater verändert sich und stellt ein Schlafzimmer vor. Man erblickt darinn Flaminien, in dem Anzuge und der Stellung einer unbäßlichen Person, nebst dem Pantalon, dem Doctor und Coralinen, die ihr Muth einsprechen. Man klopft an; Coraline geht und sieht wer es ist, kömmt wieder und meldet den Arzt

an. Pantalon befiehlt ihr, ihn hereinzubringen; sie führt den Harlequin, als Arzt verkleidet, hinein, und geht ab. Während der Scene, in welcher sich Harlequin, so gut ihm möglich, aus der Rolle, die er über sich genommen, zu wickeln sucht, kömmt Coraline in größter Bestürzung wieder, und sagt, daß Mario und Lelio von Spitzbuben angefallen worden; man eilet voller Verwirrung ihnen zu Hülfe; die Kranke bleibt mit dem Arzte allein, und dieser packet, ihres Geschreys ohngeachtet, alles Silberzeug, das er in dem Zimmer findet, zusammen, und geht damit fort. Pantalon kömmt auf das Geschrey der Flaminia wieder zurück, und sagt, sie solle sich nur trösten, es habe nichts zu sagen. Sie sind also noch, versetzt sie, zu rechter Zeit dazu gekommen? Ohne Zweifel; erwiedert Pantalon. Flaminia wünscht ihm Glück, daß er den Spitzbuben also noch angehalten, der alle sein Silberzeug weggetragen, und Pantalon wird über diese nähere Erklärung sehr bestürzt; denn als er sagte, es habe nichts zu sagen, hatte er es von der Gefahr verstanden, in welcher man ihm gemeldet, daß sich sein und seines Freundes Sohn befänden. Das Theater verändert sich abermals und wird wie zu Anfange des ersten Aufzuges. Man erblickt den Doctor, seinen Sohn Mario und den Lelio beysammen. Der Doctor bezeigt ihnen seine Freude, sie außer Gefahr zu sehen. Pantalon kömmt dazu; er hinterbringt dem Doctor, was er wegen der Liebe des Mario zu seiner Tochter, und seines Sohnes zu Lucinden, erfahren; und nach dem, was er wegen des Vermögens ihrer gehoften Schwiegersöhne von ihm selbst gehört, hielte er es, setzt er hinzu, für das beste, wenn sie ihre alte Freundschaft durch eine doppelte Heyrath noch enger verknüpften, ohne auf die, welchen sie ihre Töchter bereits versprochen, länger zu warten. Der Doctor giebt seine Einwilligung; die zwey Väter klopfen an ihre Thüren und rufen Lucinden und Flaminien, die sich wieder besser befindet, heraus. Sie sind über diese Nachricht sehr erfreut; allein Scaramouche und Harlequin haben ihre Unterredung abermals mit angehöret, und machen sich fertig, ihnen bey der Gelegenheit neue Streiche zu spielen. Das Theater ändert sich und stellet den Garten an dem Hause eines Traiteurs vor; Mario, Flaminia, Lelio, Lucinde, Coraline, Pantalon und der Doctor treten herein, in dem Vorsatze, sich lustig zu machen. Sie rufen den Traiteur; Scaramouche erscheinet unter dieser Gestalt, und versichert sie, daß sie sich in einem Hause befänden, wo es ihnen an nichts fehlen solle, und wo man

ſie auf den Wink bedienen werde; er bittet ſie, nur alles, was ihnen beſchwerlich ſeyn könnte, abzulegen, und unter dieſem Vorwande bemächtiget er ſich ihrer Degen, Stöcke, Hüte, Federn, und was ſonſt Mannsperſonen oder Frauenzimmer abzulegen pflegen, wenn ſie ſich zu Tiſche ſetzen wollen. Er verſchwindet damit, und Harlequin, als ein Petitmaitre gekleidet, tritt ſtatt ſeiner herein, und ſagt ihnen, da er gehört, daß ſich eine Geſellſchaft braver Leute hier in dem Garten luſtig mache, ſo habe er geglaubt, daß es ihr nicht unangenehm ſeyn könne, wenn ein Mann von ſeinem Stande und ſeinen Verdienſten an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen, ſich gefallen lieſſe. Er fordert hierauf eine Priſe Taback von ihnen; und nachdem er eines jeden von der Geſellſchaft gekoſtet, findet er zwar keinen nach ſeinem Geſchmacke, allein die Tabatieren kommen ihm auſſerordentlich ſchön vor, und unter dem Vorwande, ſie genauer zu betrachten, behält er ſie alle bey ſich. Er verſpricht ihnen hierauf, ſie einen ganz vortreflichen Taback koſten zu laſſen, und bietet ihn auch wirklich in einer hölzern Doſe nach der Reihe herum, und zwar kömmt er an den Pantalon zuletzt, der den Taback aus Gefälligkeit lobet. Nun wohl, ſagt Harlequin, ich ſchenke ihnen den Taback und die Doſe! Aber eben fällt es mir ein, daß ich noch eine kleine Verrichtung habe, die mir das Vergnügen nicht erlauben will, länger bey Ihnen zu bleiben. Und hiermit will er fortgehen; man hält ihn aber zurück und ſagt, daß es ihm zwar frey ſtehe fortzugehen, nur werde er ſo gut ſeyn, und vorher eines jeden Doſe wieder heraus geben. Sie ſcherzen, antwortet Harlequin; ich habe ja dem Herrn (indem er auf den Pantalon weiſet) geſagt, daß ich ſie ihm ſchenke. Er verſucht aufs neue ſich loszureiſſen, da er aber ſieht, daß man ihm allzuſehr auf dem Halſe iſt, und daß er durchaus ſein Geſchenke wiedernehmen, und alle zu ſich geſteckte Doſen herausgeben ſoll, ſo wird er zornig, und fragt, für wen man ihn anſehe, und ob man einen Mann, wie ihn, für einen Spitzbuben halten könne? Kurz, er bietet ihnen Trotz, und will ſich mit einem jeden von ihnen den Hals brechen. Sie laufen alle nach ihren Degen und Stöcken, doch Scaramouche iſt dem Unglücke, das daraus entſtehen könnte, zuvor gekommen, und hat ihnen alle angreiffende Waffen weislich aus den Händen gerückt. Das Hausgeſinde des Traiteurs kömmt auf ihr Schreyen dazu, ſo wie, zu Ende des dritten Aufzuges, das Hausgeſinde des Pantalons, auf das

Geſchrey ihres Herrn dazukam; ſie ſind auf die nehmliche Weiſe, aber mit eben ſo wenig Nutzen bewaffnet, weil Harlequin Gelegenheit findet, ſich während des Lerms davon zu machen, womit ſich der vierte Aufzug beſchließt.

Fünfter Aufzug. (Das Theater ſtellet ein Coffeehaus vor) Alle die Perſonen, die ſich in den Garten des Traiteurs luſtig machen wollen, ſind auf dem Coffeehauſe beyſammen. Scaramouche kömmt als ein Juwelenhändler verkleidet herein, und ſtiehlt ihnen ihre Uhren, indem ſie ſeine Waaren beſehen und feilſchen. Er gehet ab, und Harlequin kömmt an ſeiner Statt, in einen Kaufmann verkleidet, der mit Lotterieloſen handelt. Seine geſchickte Hand hält Nachleſe; und ſammelt vollends alles ein, was dem Fleiße des Scaramouche entwiſcht war. Gleichwohl merkt niemand eher, daß er beſtohlen worden, als bis Harlequin bereits weg iſt; ſie halten ſich an den Herrn des Caffeehauſes und an deſſen Leute; es entſtehen darüber Händel, und man ſchickt nach einem Commiſſar. Scaramouche kömmt in der Kleidung einer Gerichtsperſon und Harlequin ſpielt die Rolle ſeines Schreibers. Indem der Commiſſar ſein Interrogatorium hält, und alle auf ihn Acht geben, iſt ſein Schreiber bemüht, eine ſchöne Uhr von der Wand herab zu häckeln; allein es wird es jemand gewahr und der Schreiber, mit ſamt dem Commiſſar, machen ſich mit der Flucht davon und werden verfolgt. Das Theater verändert ſich und ſtellt ein Zimmer in dem Hauſe des Pantalon vor. Der Doctor tritt mit ihm herein; ſie ſagen, daß die Spitzbuben abermals entkommen, daß man es aber der Obrigkeit gemeldet, die deswegen Nachſuchung werde thun laſſen. Mario und Lelio kommen dazu, und erzehlen ihnen, daß man die Schelme endlich doch ergriffen; man bringt ſie geführt, und thut ihnen kund, daß ſie ſich aufs Rudern nur gefaßt halten ſollen. Sie bitten um Gnade, ſehen aber nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit ſie zu erhalten. Auf einmal fängt Harlequin an zu ſchreyen: Feuer! Feuer! Man erſchrickt, und jeder drengt ſich, zu ſehen wo es iſt. Die Spitzbuben machen ſich den Augenblick zu Nutze, und entkommen. Sie werden verfolgt und das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war. Harlequin und Scaramouche kommen in vollem Lauffe, der eine auf dieſer, und der andere auf jener Seite, herein; ſie treffen ſich, und ſagen, daß ſie ihren Feinden zwar noch glücklich entkommen, daß ſie aber allzu berühmt zu werden anfingen, und es alſo wohl nicht wagen

dürften, in dem Lande länger zu bleiben; das beſte wäre wohl, wenn ſie mit einander wieder in ihr Vaterland, nach Bergamo, reiſeten. Sie gehen mit einander ab, und die Komödie hat ein Ende.

4) La Vengeance d'Arlequin, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herrn Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 30 Auguſt 1747.

Perſonen: Der Doctor, Vater der Flaminia, die in dem Stücke aber nicht zum Vorſchein kömmt. Lelio, Liebhaber der Flaminia. Mario, in die Flaminia verliebt. Coraline. Pantalon, in die Coraline verliebt. Harlequin, gleichfalls in Coralinen verliebt. Scapin, Harlequins Freund und Coralinens Geliebter. Bauern. Ein Geiſt. Die Scene iſt in einem Walde, und in einem Landhauſe des Doctors, welches nicht weit davon liegt.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellet einen Wald und auf der Seite ein Landhaus vor.) Mario eröfnet den Aufzug mit dem Doctor, bey dem er um ſeine Tochter Flaminia anhält. Der Doctor weigert ſich, ſie ihm zu verſprechen, weil er dem Lelio, der ſehr reich ſey, ſein Wort bereits gegeben habe. Mario verſpricht, ihn in den Beſitz eines Schatzes zu ſetzen, wenn er ihm ſeine Tochter geben wolle; der Doctor ſagt ſie ihm mit dieſer Bedingung zu, und ſie gehen mit einander ab, der Doctor den Schatz zu ſehen, und Mario, ihm denſelben zu weiſen. Coraline tritt mit dem Harlequin auf, der ihr einen jungen Haſen ſchenken will, den er auf der Jagd geſchoſſen; allein Coraline, wie ſie ſagt, liebt nichts als Rebhühner. Harlequin verſpricht, ihr welche zu bringen; und nun erklärt ſie ihm frey heraus, daß er ſich nur vergebene Mühe mache, weil ſie den Scapin bereits liebe. Harlequin ſpielt den Großſprecher, und will den Scapin umbringen, der eben dazu kömmt. Coraline geht ihm entgegen und macht ihm tauſend Liebkoſungen, die Scapin, zu großem Verdruſſe des Harlequins nicht ungeneigt aufnimmt. Coraline ſagt zum Scapin, daß Harlequin ihr gemeinſchaftlicher Feind ſey; Scapin wirft ihr ihre Härte gegen ſeinen Freund vor, und da Coraline hinzu ſetzt, daß ſie niemand anders als ihn, lieben und heyrathen wolle, ſo antwortet er ihr, daß er keine Luſt zum heyrathen habe. Coraline gehet ab; ſchwöret ihm einen ewigen Haß, und drohet, ſich wegen ſeiner Verachtung zu rächen. Harlequin beklagt ſich über ſein Unglück; Scapin tröſtet ihn, bietet ihm ſeinen Beyſtand an, und giebt ihm den Rath

Coralinen zu verſprechen, daß er ihn, ſie zu rächen, umbringen wolle, wenn ſie ſich entſchlöſſe, ihn zu heyrathen; ſie gehen mit einander ab. Mario kömmt mit dem Doctor wieder, dem er den Schatz gewieſen, und verſpricht ihm denſelben zu geben, ſo bald er ihn Flaminien heyrathen laſſen. Der Doctor ſagt, er ſolle auf den Abend nur zu ihm kommen, da er das nöthige mit ihm verabreden, und ihn an des Lelio Stelle annehmen wolle, den er gleichfalls, zu eben der Stunde, zu ſich beſtellt hat, und hiermit gehen ſie wieder ab. Coraline tritt abermals auf, und ſagt, daß ſie entſchloſſen ſey, den erſten den beſten zu heyrathen, der ſie an dem Scapin rächen wolle. Harlequin ſtellt ſich ihr vor, und ſie ſtößt ihn zurück; er verſpricht ihr durch Lazzis und großſprecheriſche Gebehrden, den Scapin aus dem Wege zu räumen; ſie iſt es zufrieden, ihn mit dieſem Bedinge zu heyrathen, verlangt aber vorher den Gegenſtand ihres Haſſes todt zu ſehen. Harlequin giebt ihr durch neue Lazzis zu verſtehen, daß er ſie befriedigen wolle; ſie geht ab und Scapin tritt auf. Er und Harlequin überlegen, wie ſie Coralinen hinter das Licht führen wollen. Sie wollen ſich einer gewiſſen Grube, die in dem Walde iſt, dazu bedienen, in die ſich Scapin für todt hinlegen ſoll. Scapin kriecht ſogleich in dieſe Grube, und Harlequin begiebt ſich weg. Pantalon tritt auf und ſieht ſich überall um, ob er nicht jemand wahrnehme; er ſagt, daß er an einem Orte des Waldes, auf den er weiſet, ein Käſtchen verſtecken ſehen, worinn ein Schatz ſey, und werde, wenn es Nacht geworden, ihn wegholen. Coraline kömmt dazu; Pantalon ſpricht mit ihr von Liebe; ſie ſagt ihm aber, daß ſie keinen Alten heyrathen wolle. Nachdem ihr Pantalon das Schweigen eingebunden, gelobet er ihr, ſie zur Beſitzerin eines Schatzes zu machen, wenn ſie ihn heyrathen wolle. Auf das Wort Schatz, giebt es Coraline näher. Pantalon verſpricht, ſie in der Nacht abzuruffen, da ſie ihn denn mit einander hohlen wollten. Er geht ab, und Coraline ſieht den Harlequin ganz freudig auf ſie zu kommen; er rühmt ſich den Scapin umgebracht zu haben, und Coraline verlangt den Leichnam zu ſehen. Harlequin führt ſie an die Grube, in die ſich Scapin verkrochen; ſie will ihn heraus ziehen; Harlequin redet es ihr aus; ſie ſchimpft noch auf ihren todten Feind, und läßt es dabey bewenden. Harlequin verlangt die Erfüllung ihres Verſprechens; ſie will vorher wiſſen, ob er reich iſt; er ſagt, nein; ſie erklärt ihm, daß ihr Mann nothwendig Vermögen haben müſſe; er droht ihr, ſie gerichtlich

anhalten zu laſſen, ihr Wort zu erfüllen, weil er ſein Wort erfüllt habe; ſie antwortet, daß dieſes für ihn der nächſte Weg ſey, ſich hängen zu laſſen, geht ſpöttiſch fort und läßt ihn voller Verzweiflung ſtehen. Scapin kömmt aus der Grube wieder hervor, und giebt dem Harlequin mit einer Menge Lazzis zu verſtehen, was er wegen des Schatzes gehört habe. Sie ſehen, daß es Nacht wird, und begeben ſich weg, die nöthigen Werkzeuge zu hohlen, um ſich des Schatzes zu bemächtigen und denen vorzukommen, die den nehmlichen Anſchlag darauf haben. Pantalon kömmt mit einer Schauffel und einer Hacke, er hat Coralinen bey ſich, die ihm mit Zittern folgt, und der er Muth einzuſprechen ſucht, da ohnedem der Mond nunmehr aufgehe und ſie ſich vor nichts fürchten dürften. Das Theater verändert ſich und ſtellt einen tiefen Ort im Walde vor, der zum Theil von dem Monde erleuchtet iſt, und wo hin und wieder ein Baum ſteht. Scapin erſcheint mit einem Käſtchen, und Harlequin mit eben ſolchen Werkzeugen, als man den Pantalon geſehen; er bezeigt ſich ſehr furchtſam; Scapin ſpricht ihm Muth ein; ſie graben das Käſtchen mit dem Schatze aus, legen das andere, das ſie mitgebracht haben, an deſſen Stelle, und bedecken es mit Erde. Es erſcheint ein Geiſt, und giebt ihnen ich weis nicht was für ein Papier, auf welchem, wie er ſagt, das Geheimniß ſtehen ſoll, wie ſie in ihrem Unternehmen glücklich ſeyn können. Nachdem ſie ſich ſehr erſchrocken bezeigt, eilen ſie mit dem Schatze, und dem Geſchenke des Geiſtes davon. An ihrer Statt treten Pantalon und Coraline auf, die das Käſtchen, welches Harlequin und Scapin für das rechte zurückgelaſſen, ausgraben; ſie eröffnen es haſtig, und es ſpringt ein Schwein heraus, das den erſchrockenen Pantalon übern Haufen rennt. Sie laufen voller Angſt davon und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater ſtellt zwar noch den Wald und das Landhaus vor, aber von einer andern Lage, mit einem Felſen auf der andern Seite des Hauſes). Mario erſcheint mit dem Doctor, der ihm ſein Verſprechen erneuert, und begiebt ſich fort, den Erfolg davon zu erwarten. Lelio erſcheinet gleichfalls und klopft bey dem Doctor an, der wieder ins Haus gegangen war, um ihn an ſein gegebenes Wort zu erinnern. Der Doctor kömmt, und iſt, wie er ihn erblickt, ganz verlegen; er ſagt, die bewußte Heyrath könne noch nicht ſobald zu Stande kommen, weil er noch gar keine Anſtalten dazu gemacht. Lelio ſtellt ihm

die Unnöthigkeit dieſer Anſtalten vor, und da ihn der Doctor kaltſinnig verlaſſen will, ſo geht er gerade zu in das Haus hinein, und der Doctor hat nicht das Herz, ihm zu folgen. Mario kömmt dazu, und da er den Lelio zu dem Doctor hinein gehen ſehen, ſo ſchließt er daraus, daß ihm dieſer nicht Wort halte, und ſagt, daß er gehen, und ſeinen Schatz an einen andern Ort bringen wolle. Der Doctor, voller Verwirrung und Mißvergnügen, begiebt ſich in ſein Haus. Coraline tritt mit dem Pantalon auf, ſie ſagt, daß er ſie betrogen habe und will ihm den Abſchied geben. Dieſer ſchwört, daß er den Räuber des Schatzes ſchon entdecken wolle; Harlequin kömmt dazu; Coraline macht ihm Liebkoſungen, dem Pantalon zum Trotze, und nennt ihn ihren kleinen Mann. Pantalon will den Harlequin prügeln; Coraline ſetzt ſich dagegen; Harlequin, da er ſieht, daß ſie ſeine Parthey nimmt; bekömmt Muth und jagt den Pantalon mit Schlägen vom Platze. Sobald der Alte fort iſt, ſtößt Coraline den Harlequin, der ſie umarmen will, von ſich; und verbirgt ihm die Urſache, warum ſie ihn ſo wohl aufzunehmen geſchienen, im geringſten nicht. Scapin, der alles mit angehört hat, und ſich während der Scene verſteckt gehalten, ſtellt ſich auf einmal zwiſchen ſie, und ſagt zu Coralinen: du ſollſt ihn doch heyrathen müſſen, du magſt wollen oder nicht. Coraline, die ihn für todt hält, erſchrickt ungemein; Harlequin ſtellt ſich, als ob er gleichfalls ſehr erſchrecke, und ſagt zu Coralinen, daß ſie ja keinen Augenblick verlieren ſolle. Sie kann ſich aber nicht entſchlieſſen, und Scapin drohet ihr, ſie bis an ihren Tod zu verfolgen, wenn ſie bey ihrer Weigerung verharre. Das Schrecken nimmt bey Coralinen zu, und da ſie Scapin anfaſſen will, und zu ihr ſagt: heyrathe ihn gleich auf der Stelle! ſo thut ſie einen groſſen Schrey und läuft davon. Harlequin und Scapin bleiben allein, und Scapin erklärt ſeinem Freunde das Geheimniß, welches ihnen der Geiſt mitgetheilet; er läßt ihn die Worte auswendig lernen, in welchen es beſtehet, und darauf begeben ſie ſich weg. Der Doctor und Lelio treten auf; dieſer macht jenem ſehr lebhafte Vorwürfe, daß er ihm ſein Wort nicht halten wolle; er ſchwöret, ſich zu rächen und geht zornig fort. Mario, der dazu kömmt, begegnet ihm nicht beſſer, er beſchuldiget ihn, den Schatz, den er ihm gewieſen, entwendet zu haben, und verläßt ihn gleichfalls ganz wütend, mit der Drohung, daß es ihm das Leben koſten ſolle, wenn er ihm den Schatz nicht wieder heraus gäbe. Der Doctor geräth ganz

auſſer ſich darüber; Pantalon kömmt dazu, und fragt ihn nach der Urſache; der Doctor vertraut ihm den Verdacht des Mario, und Pantalon vertraut ihm ſeinen, in Anſehung des Harlequins, und weiß ihn höchſt wahrſcheinlich zu machen. Der Doctor bittet den Pantalon, ihm beyzuſtehen, und ſie werden einig, ihre Leute zuſammen zu bringen, ſich des Harlequins zu bemächtigen, und ihm das Geſtändniß abzudringen; ſie gehen ab, um ſogleich zum Werke zu ſchreiten. Scapin tritt mit dem Lelio auf, den er wegen des Doctors zu beſänftigen ſucht, von welchem er, wegen der erhaltenen Beleidigung, durchaus Genugthuung haben will. Scapin verſichert ihm, daß er keiner harten Mittel bedürfen werde; Flaminia liebe ihn, und habe ihn (den Scapin) gebeten, ihrem Liebhaber beyzuſtehen; er habe es ihr verſprochen, und werde ſein Wort zu halten wiſſen. Hiermit führt er ihn mit ſich fort; die zwey Alten treten mit einander auf, haben verſchiedne Bauren bey ſich und ſcheinen den Harlequin zu ſuchen. Coraline erſcheint; ſie iſt von ihrem Schreck noch nicht wieder zu ſich gekommen, und erzehlet ganz laut, daß Harlequin ihr zu Liebe, und weil ſie ihm Hoffnung gemacht, ihn zu heyrathen, den Scapin umgebracht habe; itzo habe ſie keinen Augenblick Ruhe, und werde ohne Unterlaß bald von dem Mörder, bald von dem Schatten des Ermordeten verfolgt. Dieſe Rede macht dem Doctor Hoffnung, den Harlequin wegen aller ſeiner Verbrechen bald beſtraft zu ſehen, und Pantalon naht ſich Coralinen, mit Bitte, ihm doch näher zu erklären, was ſie itzt von dem Scapin geſagt habe. Ueber den Namen Scapin, und bey der unvermutheten Erblickung des Pantalon, erhebt Coraline ein groſſes Geſchrey und läuft davon. Der Doctor und Pantalon bleiben und ſagen, daß ſie ihr möglichſtes thun müßten, den Harlequin zu finden; in dem Augenblicke hören ſie die Stimme deſſen, den ſie ſuchen; gleich darauf erblicken ſie ihn; der Doctor, Pantalon und ihre Gehülfen verfolgen ihn und wünſchen ihm höhniſch zu dem gefundenen Schatze Glück; er macht verſchiedene Lazzis und leugnet es nicht ab; man will ihn zwingen, ſich zu ergeben; er rettet ſich hinter einen Felſen, und ſeine Feinde, die ihn nicht wollen entkommen laſſen, ſind nicht wenig beſtürzt, da ſie ſtatt ſeiner nichts als einen Affen finden, der auf ſie zuſpringt und ſie in die Flucht treibt. Dieſes muß für eine Wirkung des Geheimniſſes angeſehen werden, das der Geiſt ihn und den Scapin gelehrt. Dieſer Affe beſchließt den zweyten Aufzug, ſo wie das Schwein den erſten beſchloſſen.

Dritter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war.) Pantalon und der Doctor fangen den dritten Aufzug an; ſie ſind noch ganz erſchrocken, und ſagen, daß Harlequin ganz gewiß ein Zauberer ſeyn müſſe. Scapin kömmt, und ſtellt ſich, ohne ein Wort zu ſagen, zwiſchen die beiden Alten, welches ihnen eine groſſe Furcht einjaget, weil ſie ihn auf das Wort der Coraline wirklich für todt halten. Scapin bringt ſie aus dem Irrthume; und da ſie dem Harlequin die Entwendung des Schatzes Schuld geben, ſo verſpricht er, daß ſie ihn wieder finden ſollen, aber mit der Bedingung, daß der Doctor nicht mehr daran denken ſoll, ſeine Tochter an den Mario zu verheyrathen, der ohnedem Händel genug bekommen werde, da er bey den Gerichten verſchiedentlich angegeben worden, daß er mehr als einem Frauenzimmer, mit welchem er es gehalten, die Ehe verſprochen habe. Scapin verſichert, daß er ſelbſt mit den Leuten geſprochen, die wider den Mario zeugen würden, und erbietet ſich ſogar, ſie zu dem Doctor zu bringen, wenn er es haben wolle. Der Doctor faſſet ihn beym Worte, geht mit dem Pantalon herein, und Scapin bleibt allein auf der Bühne. Lelio kömmt; Scapin ſagt ihm, daß es gut ſeyn werde, wenn er ſich in einem Augenblicke bey dem Doctor einfände, weil Harlequin daſelbſt, ſo wie ſie es mit einander abgeredet, in verſchiedener Geſtalt verſchiedene Zeugniſſe wider den Mario ablegen werde. Scapin ſagt hierauf dem Lelio etwas ins Ohr, und ſie gehen mit einander zu dem Doctor hinein. Das Theater verändert ſich, und ſtellet das Zimmer in dem Hauſe dieſes letztern vor. Man ſiehet den Herrn des Hauſes, nebſt dem Pantalon und dem Scapin hereintreten, der ihm eine Liſte von den Zeugen giebt, und abtritt, ſie hereinzubringen. So wie ſie nun Pantalon, die Liſte in der Hand, ruft, ſo kommen ſie einer nach dem andern herein, oder vielmehr kömmt Harlequin zu verſchiedenen malen unter verſchiedenen Verkleidungen herein. (Dieſe Verkleidungen müſſen als eine neue Wirkung des von dem Geiſte mitgetheilten Geheimniſſes betrachtet werden.) Das Verhör wird von dem Mario unterbrochen, der eben, als Scapin abtritt, um den Harlequin unter einer neuen Geſtalt wieder hereinzubringen, mit Coralinen dazu kömmt, und den Doctor, ohngeachtet ihn dieſes Mädchen zurück zu halten geſucht, umbringen will. Lelio erſcheinet, und nimmt die Vertheidigung des Doctors über ſich, der nunmehr Muth faßt, und dem Mario Schuld giebt, daß er ſich ja bereits mit mehr als einem

Frauenzimmer verſprochen habe. Mario leugnet es, und Pantalon ſagt, daß man ihn leicht überzeugen könne, wenn man ihm die Zeugen vorſtellte, die Scapin vorgeführt habe. Coraline ſagt, daß dieſes nicht möglich ſeyn könne, weil Scapin todt ſey; der Doctor benimmt ihr ihren Irrthum, und ruft den vermeinten Todten, ihn mit dem Mario zu confrontiren. Anfangs ſcheinet Scapin ein wenig betroffen, er faßt ſich aber bald wieder, und klagt den Mario an, der ihn dafür umbringen will. Harlequin kömmt eben zu rechter Zeit dazwiſchen, ſeinen Freund aus der Verlegenheit zu reiſſen; er bezaubert den Mario und macht ihn unbeweglich, welches abermals eine Wirkung von dem Schutze des Geiſtes iſt. Endlich verſpricht Harlequin die Helfte des Schatzes wieder herauszugeben, deſſen Verluſt den Mario ſo ſehr aufgebracht, aber mit dem Bedinge, daß man die andere Hälfte ihm und dem Scapin laſſe, und daß Coraline ihn, ſo wie Flaminia den Lelio heyrathe. Er droht ihnen allen, daß den, der ſich ſeinem Willen nicht ſogleich unterwerffen wolle, die Geiſter, die ihm zu Gebothe ſtünden, durch die Luft mit ſich fortführen ſollten. Man kann leicht denken, daß niemand Luſt haben wird, ſich dieſer Gefahr auszuſetzen; man geht daher alles ein; der Doctor erfüllt ſein erſtes dem Lelio gethanes Verſprechen, und giebt ihm ſeine Tochter Flaminia; Coraline entſagt dem Scapin, und heyrathet den Harlequin, und die Komödie iſt aus.

5) La Vengeance de Scaramouche; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herr Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 13. Sept. 1745.

Perſonen. Der Marquis. Der Doctor, Vater der Flaminia. Flaminia, mit dem Marquis verſprochen. Silvia. Lelio, Vetter der Silvia, und Liebhaber der Flaminia. Pantalon, Haushofmeiſter des Marquis und in Coralinen verliebt. Coraline und Harlequin, Bediente des Marquis. Scaramouche, ein anderer Bediente des Marquis und Liebhaber der Coraline. Verſchiedene andere Bediente. Ein Genius, und zwey Geſpenſter. Die Scene iſt in einer Stadt in Italien, und einem nahgelegenen Walde.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt ein Zimmer in dem Schloſſe des Marquis vor.) Pantalon eröffnet den erſten Aufzug mit dem Harlequin und Scaramouche. Er befiehlt dieſem lezteren, mit den Anſtalten zur Hochzeit zu eilen, weil der Marquis mit der Perſon, die er heyrathen

ſolle, angekommen ſey. Scaramouche geht ab, und Pantalon befiehlt dem Harlequin, den Hegereitern des Marquis zu ſagen, daß ſie aufs geſchwindeſte einen Vorrath von Wildpret auf das Schloß bringen ſollen. Sie gehen mit einander ab, und an ihrer Statt treten Coraline und Scaramouche, ihr Liebhaber, auf. Coraline erzehlt dieſem, daß man ihr die Flaminia, die Tochter des Doctors und künftige Gemahlin des Marquis zur Aufſicht anvertrauet, und daß ſie die Stelle einer Oberaufſeherin bey ihr bekleiden werde. Scaramouche bezeigt ihr ſeine Eiferſucht in Anſehung des Harlequins und des Pantalons; ſie findet Mittel ihn zu beruhigen; er verläßt ſie und Harlequin kömmt an ſeiner Statt; er macht der Coraline Liebkoſungen, die ſich darüber aufhält; der Haushofmeiſter kömmt dazu, und thut, als ob er der Coraline etwas zu ſagen habe, heißt ſeinen Nebenbuhler abtreten, und wird befolgt. Coraline thut, als ob ſie ihn ſehr liebenswürdig fände, und erhält von ihm ein Käſtchen mit Silber. Harlequin, der ſie belauſcht hat, kömmt wieder herein, und drohet, dem Herrn des Hauſes alles wieder zu ſagen; Pantalon aber verdammet ihn zu Waſſer und Brod, und er geht weinend fort. Sobald er weg iſt, umarmt Pantalon Coralinen, und wird abermals von dem Scaramouche betroffen, der ihnen harte Vorwürfe macht; Scaramouche und der Haushofmeiſter werden mit einander handgemein, und Coraline läuft davon. Der Marquis kömmt auf den Lerm dazu, läßt ſich die Urſache ihrer Schlägerey erzehlen, giebt dem Scaramouche Unrecht und befiehlt ihm, abzutreten. Scaramouche geht, mit drohenden Gebehrden gegen den Pantalon, ab, und mit dieſem begiebt ſich der Marquis auch bald weg, nachdem er ihm vorher alles anzuwenden befohlen, daß ſein Hochzeitfeſt ja recht prächtig werde. Harlequin und Scaramouche kommen wieder auf die Bühne; der erſte weinet, weil er, wie er ſagt, bereits vor Hunger ſterbe; der andere weinet über die Untreue ſeiner Geliebten, und flucht auf ſeinen Nebenbuhler und auf ſeinen Herrn. Sie geloben einander wechſelsweiſe Dienſte, gehen ab und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater ſtellet einen Wald vor, in welchem man ein Grabmahl erblickt.) Scaramouche, um ſich an ſeinem Nebenbuhler dem Pantalon, und an ſeinem Herrn, der ihn in Schutz genommen, zu rächen, kömmt einen Geiſt um Rath zu fragen, der, wie man ihm geſagt hat, ſeine Wohnung in dem Grabmahle habe, das ſich in dem nahgelegenen Walde befindet. Der Geiſt erſcheint, verſpricht ihm

zu helfen, ſchenkt ihm zwey Taliſmans, oder bezauberte Ringe, deren Eigenſchaften er ihm erkläret, und verſchwindet. Das Theater ändert ſich, und ſtellt das Innere der Stadt vor. Man erblickt die Silvia mit ihrem Vetter, dem Lelio. Silvia, ob ſie gleich als Mannsperſon verkleidet iſt, fürchtet dennoch ſehr, der Marquis möchte ſie erkennen, ehe ſie den Anſchlag, den ſie im Sinne habe, ausgeführt. Sie giebt vor; auf ſein Herz und ſeine Hand einen Anſpruch zu haben, und kömmt ihres Theils, ſeine vorhabende Heyrath zu verhindern. Lelio, der ſich in Flaminien verliebt hat, hat ſich gleichfalls vorgenommen, ſie nicht ſo ruhig vollziehen zu laſſen. Die zwey Neuangekommenen treffen unter Wegens den Scaramouche, der den Lelio erkennt, ihn anredet und fragt, wer ſein Reiſegefährte ſey. Lelio antwortet, es ſey ein Goldſtücker, den er bey dem Marquis in Dienſte bringen wolle. Scaramouche, dem einer von ſeinen Talismans, deſſen er ſich ſtatt eines Ringes bedient, die Wahrheit entdeckt, giebt dem Lelio zu verſtehen, daß er ſich nichts aufheften laſſe, verſpricht aber ihm und der Silvia ſeine Dienſte und ſteckt ihr ſeinen zweyten Talismann an den Finger, der den Marquis ſie zu erkennen verhindern werde. Hierauf führt er ſie mit ſich fort, ſie ſeinem Herrn als geſchickte Stücker vorzuſtellen, die ihm ihre Dienſte anbieten wollten. Der Doctor tritt mit dem Pantalon auf, der ihm wegen der bevorſtehenden Heyrath ſeiner Tochter Glück wünſcht. Der Doctor zeiget ihm die Juwelen, die er der jungen Frau beſtimme, und auf die neueſte Manier habe faſſen laſſen. Scaramouche kömmt als ein Bettler, der nur einen Arm hat, dazu, und bittet ſie um eine Gabe; er verläßt ſie nach verſchiednen Lazzis, und der Doctor und Pantalon gehen ihren Weg nach dem Schloſſe des Marquis. Das Theater ändert ſich und ſtellt wie in dem erſten Aufzuge ein Zimmer in dieſem Schloſſe vor, wo man den Herrn des Hauſes mit ſeiner Braut in Unterredung erblickt; er fragt ſie um die Urſache ihrer Melancholie; ſie antwortet, daß ſie dieſe Urſache ſelbſt nicht wiſſe, und verläßt ihn. Scaramouche tritt herein und meldet zwey berühmte Goldſtücker bey dem Marquis, die der Ruf von ſeiner Pracht und bevorſtehenden Vermählung hergelockt. Der Marquis befiehlt ſie hereinzubringen; Scaramouche geht deswegen ab, und kömmt mit ihnen wieder zurück. Der Marquis nimmt ſie in ſeine Dienſte, und befiehlt dem Scaramouche, ihnen ein Zimmer anzuweiſen, worauf ſie Scaramouche mit ſich abführt. Der Doctor kömmt, und will dem Marquis

die Juwelen zeigen, die er ſeiner Tochter geben wolle, kann ſie aber nicht finden. Pantalon, der mit ihm zugleich gekommen iſt, vermißt desgleichen ſeinen Beutel, und da ſie ſich des einhändigen Bettlers erinnern, ſo argwohnen ſie mit Grund, daß er ihnen die Juwelen und den Beutel geſtohlen habe. Der Marquis tröſtet ſich dieſes Zufalls wegen ſehr leicht, und ſagt, daß es ſeiner Frau darum an Juwelen nicht fehlen ſolle. Harlequin kömmt, und meldet weinend, daß der Schneider in dem Zimmer der Flaminia ſey; der Marquis fragt ihn, warum er weine; er erzehlt ſeine Begebenheit; Pantalon ſagt dem Herrn, daß er ein Taugenichts ſey, der ſich beſtändig betrinke, und ſeine Strafe haben müſſe. Harlequin macht verſchiedne Lazzis, ſeinen Hunger auszudrücken, und bewegt endlich den Herrn zum Mitleiden, daß er ihm zu eſſen zu geben befiehlt. Harlequin fährt mit ſeinen Lazzis fort, ſie ſind aber nunmehr von einer andern Art und drücken nichts als Freude aus; er ſpringt dem Marquis um den Hals; der Marquis ſtehet auf, ſich ſeiner unbequemen Umarmungen zu entwehren; Harlequin verdoppelt ſie, und folgt ihm nach; und Pantalon und der Doctor folgen dem Harlequin gleichfalls. Coraline erſcheinet und ſucht den Vorwürfen und der Verfolgung des Scaramouche auszuweichen; er tritt mit ihr zugleich auf, und da ſie ſieht daß ſie ihn nicht verhindern kann, mit ihr zu reden, ſo faßt ſie den Anſchlag ihn zu überſchreyen, um ihn wenigſtens ſo zum Stillſchweigen zu bringen. Auf einmal erſcheinet der Geiſt, der dem Scaramouche ſeinen Schutz verſprochen hat, mitten unter ihnen, und droht ſie wegen ihrer Buhlerey und Frechheit zu ſtrafen. Coraline, und Scaramouche ſelbſt, erſchrecken über dieſe unvermuthete Erſcheinung und laufen davon, womit ſich der zweyte Aufzug beſchließt.

Dritter Aufzug. Der Marquis kömmt mit dem Pantalon, und ſagt zu ihm, da die Hochzeit noch den Abend vor ſich gehen ſolle, ſo ſey es Zeit, daß er die Leute, welche die Anſtalten dazu machen helfen, bezahle; er ſolle ſie alſo, einen nach dem andern ruffen laſſen, und ihnen ihren bedungenen Lohn geben; er ſolle keinem, ſetzet der Marquis hinzu, etwas abziehen, ſondern ihnen vielmehr noch etwas zulegen, damit ſie Theil an ſeiner Freude hätten. Er geht ab und Coraline kömmt und zanket mit dem Harlequin, der einen Kapaun entwendet; Pantalon befiehlt dieſem Vielfraſſe, den Arbeitsleuten zu ſagen, daß ſie ihren Lohn hohlen ſollen; und zugleich heißt er ihm, in der Stube, wo er ihn ihnen

austheilen wolle, alles zurecht zu machen. Harlequin geht ab, und läßt dem Haushofmeiſter und ſeiner Lieblingin alle Freyheit, einander Liebkoſungen zu machen; ſie machen ſich den Augenblick auch wohl zu Nutze, und gehen bald darauf ab. Das Theater verändert ſich, und ſtellt eine Stube mit einem Kleiderſchranke vor; Harlequin iſt beſchäftiget, alles in Ordnung zu bringen; der Haushofmeiſter kömmt und befiehlt dem Harlequin, die Arbeitsleute herein zu bringen; Harlequin bringt den Scaramouche unter verſchiednen Geſtalten herein und dieſer empfängt alſo, unter Springen und Singen, einzig und allein, was Pantalon unter eine groſſe Anzahl von Perſonen auszutheilen glaubt, womit ſich der dritte Aufzug endet.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war) Pantalon ſchlägt Coralinen vor, ſie aus den Dienſten des Marquis zu bringen und ſie zu heyrathen, ſie iſt es zufrieden und Pantalon geht ab. Scaramouche, der alles mit angehört hat, kömmt und verlanget den Vorzug, mit dem Zuſatze, daß er bald eben ſo reich als ſein Mitbuhler ſeyn werde; er verträgt ſich mit ihr, umarmt ſie, und geht mit ihr ab. Der Doctor und der Marquis erſcheinen; der Schwiegervater hinterbringt ſeinem Schwiegerſohne, daß Flaminia geſchworen habe, ihn nicht eher zu heyrathen, als bis ſie eine Gnade von ihm erlangt; der Marquis zeigt ſich geneigt, ihr alles zu gewähren, und der Doctor ruft ſeine Tochter. Flaminia kömmt, und ſagt dem Marquis, daß ein Frauenzimmer von Stande ihre Zuflucht zu ihr genommen, damit er ihr mit ſeinem Anſehen wider einen Mann beyſtehen möge, den ſie verklagen wolle, weil er ſie zu heyrathen geſchworen und nun ſein Wort zu halten ſich weigere; ſie ſetzt hinzu, die Gnade, die ſie von ihm verlange, beſtehe darinn, ſich dieſer unglücklichen Perſon anzunehmen. Der Marquis verſpricht alles, was man von ihm begehrt und geht mit Flaminien und dem Doctor ab. Das Theater verändert ſich und ſtellt das Zimmer der Coraline vor; ſie ſitzt an einem Tiſche, und hat neben ſich einen großen Koffer ſtehen, und unterhält ſich mit dem Scaramouche. Pantalon läßt ſich an der Thüre vernehmen, und verlangt herein gelaſſen zu werden; Scaramouche verſteckt ſich in den Koffer; Coraline macht dem Pantalon die Thüre auf, der ſehr vergnügt darüber iſt, daß er mit ihr auf einen ſo guten Fuß ſtehe. Scaramouche läßt ſich ſehen; Pantalon erſchrickt und thut einen lauten Schrey; Scaramouche kömmt ganz aus dem Koffer heraus; dieſer macht drohende, jener erſchrokene und furchtſame

Lazzis; es erſcheinen auf Befehl des Scaramouche zwey Geſpenſter; Pantalon läuft aus allen Kräften davon; Scaramouche verfolgt ihn, und ſo iſt der vierte Aufzug zu Ende.

Fünfter Aufzug. (Das Theater wird abermals, ſo wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war.) Scaramouche fängt mit Coralinen den fünften Aufzug an, und ſagt ihr, daß der Augenblick ihres Glücks nahe ſey, und daß die Dienſte, die er der Silvia und dem Lelio erwieſen, gnugſam belohnet werden würden, ſo daß ſie es nicht werde bereuen dürfen, ihm den Pantalon aufgeopfert zu haben; er fügt hinzu, daß ihm Flaminia beyzuſtehen verſprochen und daß ſie bereits wiſſe, was ſie zu thun habe. Pantalon kömmt dazu und ruft dem Scaramouche, der ſich davon macht, nach: Halt! Der Marquin kömmt dazu; Pantalon klagt den Scaramouche wegen Zauberey an; Scaramouche leugnet es nicht ab, ſondern geſteht alles freymüthig zu. Der Doctor und Flaminia erſcheinen mit Silvien, die ſich das Geſicht mit einem Flore verdeckt hat. Silvia erinnert den Marquis an das Verſprechen, das er der Flaminia ihretwegen gethan, und bittet ihn, ſie zu den Richtern zu führen, bey welchen ſie ihren Ungetreuen verklagen wolle. Der Marquis verſpricht ihr aufs neue eidlich, ſein Beſtes zu thun, daß man ihn ſchleunige Gerechtigkeit widerfahren laſſe; und nun entdeckt ſie ſich; er erkennt ſie, und bleibt ganz verwirrt. Endlich wird alles beygelegt; er erbietet ſich, ſie zu heyrathen, und Lelio heyrathet die Flaminia. Man höret hinter dem Theater ein großes Lermen; alle Bedienten des Hauſes, die von den Geſpenſtern, welche dem Scaramouche zu Gebothe ſtehen, beunruhiget worden, kommen, bey ihrem Herrn Hülfe zu ſuchen; Scaramouche verſpricht ihnen Ruhe zu ſchaffen, nachdem ihn Coraline zu heyrathen verſprochen, und die Komödie iſt aus.

# Vermiſchte Schriften des Hrn. Chriſtlob Mylius,

gesammelt von Gotthold Ephraim Leßing.

1754.[1]

## Vorrede.

Es würde ſchwer zu beſtimmen ſeyn, ob Herr Chriſtlob Mylius ſich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen ſeines Lebens für das erſtere den Ausſchlag geben müßten. Sein Beſtreben war allezeit, dieſen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widerſprechend anſehn, welche die Natur entweder zu plumb- oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verſchiedene Jahre hindurch einer ſeiner vertrauteſten Freunde, und jetzt bin ich ſein Herausgeber geworden; zwey Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in ſein Lob einzulaſſen, wenn ich mir nicht ein Gewiſſen machte, denjenigen im Tode zu ſchmeicheln, welcher mich nie in ſeinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit dieſem Vorſatze würde ich eine ſehr kurze und kahle Vorrede machen müſſen, wenn ich nicht, zum Glücke, eine kleine Folge von Briefen in Bereitſchaft hätte, durch welche zum Theil dieſe Sammlung vermiſchter Schriften iſt veranlaſſet worden. Sie ſind an einen Freund geſchrieben, welcher den Hrn. Mylius nur bey dem letzten Geräuſche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich beſtimmte ſie zwar nur für zwey Augen; da ich aber niemals gern für zwey Augen etwas zu ſchreiben pflege, welches nicht allenfalls tauſend Augen leſen dürften: ſo mache ich mir kein Bedenken, ſie dem Leſer vorzulegen. Er wird alles darinnen finden, was ihn in den Stand ſetzen kann, von den folgenden proſaiſchen und poetiſchen Aufſätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Hrn. Mylius, ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

[1] Berlin, bey Ambr. Haude und Joh. Carl Spener. 1754.

## Erſter Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht iſt gegründet; Herr Mylius iſt zwiſchen dem 6ten und 7ten dieſes in London geſtorben. Ich nehme Ihr Beyleid, welches Sie mir in dieſem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bey dieſem Verluſte nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen ſollten, deren ein zur Freundſchaft gemachtes Herz fähig iſt. Es macht einen ganz beſondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wiſſen, die etwas mehr und etwas anders als die See, von der unſrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abſchied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage, und kein Abſchied, ſo gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu ſehen. Ich ſpöttete über die, welche ihm gar zu gern das Herz ſchwer gemacht hätten.

Wohin, wohin treibt dich mit blutgen Sporen,
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilſt, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künftgen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige Tage vor ſeiner Abreiſe, an. Aber ach, die Vermuthung dieſer feigen Thoren iſt richtiger geweſen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war ſie auf die Kenntniß ſeines Körpers, den ich nie einer merklichen Unbäßlichkeit unterworfen geſehen hatte, und auf das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reiſen gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf ſchworen, daß er das vollkommne Anſehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Luſt verlieren, ſich auf irgend etwas ſchmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unſerer Gewalt iſt, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht beſſer, wenn man auf gut ſtoiſch in den Tag hinein lebte, und das Künftige das für uns ſeyn ließe, was es in der That iſt; nichts? .. Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeyten, haben doch nicht recht prophezeyt, obgleich dasjenige, was ſie prophezeyten, eingetroffen iſt. Die See und Amerika war das, wofür er ſich fürchten ſollte; England war es nicht. Eine Reiſe nur von etliche tauſend Meilen ſollte ihm tödtlich ſeyn; und ich kann noch immer behaupten, daß ſie es ihm nicht würde geweſen ſeyn, wenn er nicht vorher geſtorben wäre. .. So viel iſt gewiß, er hat ſie nicht thun

ſollen. Wenn ich von den allweiſen Einrichtungen der Vorſehung weniger ehrerbiethig zu reden gewohnt wäre, ſo würde ich keck ſagen, daß ein gewiſſes neidiſches Geſchick über die deutſchen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrſchen ſcheine. Wie viele derſelben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie ſterben reich an Entwürfen, und ſchwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl ſchwer ſeyn, eine natürliche Urſache hiervon anzugeben? Wahrhaftig ſie iſt ſo klar, daß ſie nur derjenige nicht ſieht, der ſie nicht ſehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, daß ein ſolches Genie in einem gewiſſen Stande gebohren wird, der, ich will nicht ſagen der elendeſte, ſondern nur zu mittelmäßig iſt, als daß er noch zu der ſo genannten güldnen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wiſſen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben dieſem immer mehr große Geiſter hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieſes Genie, in einem Lande als Deutſchland, wo faſt alle Arten von Ermunterungen unbekannt ſind, zu überſteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigſten Hülfsmittel zurück gehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienſte auch ſchon in ihrer Wiege verfolgt unterdrückt; bald in mühſamen und ſeiner unwürdigen Geſchäften entkräftet. Iſt es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem erſten ſtarken Sturme unterliegt? Iſt es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper ſiegen, der ohnedem ſchon der ſtärkſte nicht iſt, weil er kein Körper eines Holzhackers werden ſollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in dieſem Falle war unſer Mylius, oder es iſt nie einer darinne geweſen. Er ward in einem Dorfe gebohren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daſelbſt lehren konnte. Er ward von Aeltern gebohren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Urſache ſtudiren zu laſſen, als daß er einmal, nach der Weiſe ſeiner Väter, von einer geſchwind erlernten Brodwiſſenſchaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieſer Brodwiſſenſchaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beynahe nichts ſo zeitig lernt, als ein Schriftſteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu ſeinem Vorfechter zu machen wußte. Er beſaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und ſeine Umſtände zwangen ihn, ſich dieſe Leichtigkeit mehr zu

Nutze zu machen, als es dem Vorſatze ein Dichter zu werden zuträglich iſt. Er ſchrieb, und die grauſame Verbindlichkeit, daß er viel ſchreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er ſeiner liebſten Wiſſenſchaft, der Kenntniß der Natur, mit beſſern Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie, und begab ſich an einen Ort, wo es ihm mit ſeiner Gelehrſamkeit beynahe wie denjenigen ging, die von dem, was ſie einmal erworben haben, zehren müſſen, ohne etwas mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute ſagten, daß man ſich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen laſſen. Er wollte und ſollte reiſen; er reiſete auch, allein er reiſete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er ſtarb... Ja, mein Herr, das iſt ſein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichſte nicht iſt. Und doch behaupte ich, daß er mehr darinne geleiſtet hat, als tauſend andere in ſeinen Umſtänden nicht würden geleiſtet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht ſo früh überraſcht, daß er keinen Theil ſeines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröſte ich mich noch; noch mehr aber mit der gewiſſen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommen philoſophiſchen Gleichgültigkeit wird geſtorben ſeyn. Seine Meinungen, die er von dem Zuſtande der abgeſchiedenen Seelen hatte,[1] haben es nicht anders zulaſſen können. Es iſt wahr, er ward in einem großen Vorhaben geſtört, aber nicht ſo, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus ſeinem Vaterlande. Und eben dieſer Eifer führt ſeine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andre. Er gewinnet im Verlieren, und iſt vielleicht eben jetzt beſchäftiget mit erleuchteten Augen zu unterſuchen, ob Newton glücklich gerathen, und Bradley genau gemeſſen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weis ohne Zweifel ſchon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieſes hat er ſich in ſeinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgeſtellt, und dieſe Vorſtellungen haben ihn beruhiget, oder es ſind keine Vorſtellungen fähig, einen ſterbenden Philoſophen zu beruhigen... Ich will aufhören, Sie mit dieſen traurigangenehmen

[1] Man ſehe in dieſen vermiſchten Schriften S. 146.

Ideen zu beſchäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen deſto lebhafter überlaſſen zu können. Es iſt bereits Mitternacht, und die herrſchende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

## Zweyter Brief.

Vom 3. April.

Ich ſoll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Hrn. Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter dieſen beſonders von denen ertheilen, in welchen er ſich als einen ſchönen Geiſt hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie iſt nicht allezeit ein guter Schriftſteller, und es iſt oft eben ſo unbillig einen Gelehrten nach ſeinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach ſeinen Kindern. Der rechtſchaffenſte Mann hat oft die nichtswürdigſten, und der klügſte die dümmſten; ohne Zweifel, weil dieſer nicht die gelegenſten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geiſtliche Vater kann oft in eben dieſem Falle ſeyn, beſonders wenn ihn äußerliche Umſtände nöthigen, den Gewinnſt ſeine Minerva, und die Nothwendigkeit ſeine Begeiſterung ſeyn zu laſſen. Ein ſolcher iſt alsdann meiſtentheils gelehrter als ſeine Bücher, anſtatt daß die Bücher derjenigen, welche ſie mit aller Muſſe und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht ſelten gelehrter als ihre Verfaſſer zu ſeyn pflegen... Nun laſſen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen ſoll?.. Das erſte, was unter ſeinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauſpielkunſt, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienſte des Hrn. Prof. Gottſcheds um die Schauſpielkunſt. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den Beluſtigungen, die ſie in dem ſechſten Bande derſelben fand. Ich nenne ſie eine Ode, weil ſie Herr Mylius ſelbſt ſo nennt, und ein Verfaſſer, ohne Zweifel ſeine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabey auf? Er hat ſie nach der Zeit ſelbſt verachtet, und die letzte Strophe ziemlich hoshaft parodieren helfen, wie Sie es in dem erſten Theile des Liebhabers der ſchönen Wiſſenſchaften finden können. So geht es faſt immer, wenn man Leute von zweydeutigen Verdienſten allzuſehr erhebt, ehe man ſie näher unterſucht hat: Man ſchämt ſich endlich, daß man ſich bloß gegeben hat, und will allzuſpät

durch eben ſo übertriebene Beſchimpfungen die Lobſprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf dieſe Ode folgten ſeine Betrachtungen über die Majeſtät Gottes, welche aus einer oratoriſchen Uebung entſtanden waren, mit der er ſich in der vertrauten Rednergeſellſchaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umſchmelzung, die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Aufſehen machte, als ſie verdiente. Sie wiſſen, daß der Herr Inſpector Burg ſich alle Mühe gegeben hat, ſie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe ſie allezeit bloß wegen der Dreiſtigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht ſein, ſondern der Recenſent der Parentſchen Unterſuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieſer als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unſer Schriftſteller grade weg, als eine Wahrheit vor. Und ſo iſt es auch ſchon recht! Ernſthafte geſetzte Männer müſſen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müſſen entſcheiden. Wer würde es auch ſonſt wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu bieten, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unſer Feuer beyſammen haben? . . Sie finden dieſe Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Beluſtigungen; ſie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart iſt die Schreibart eines Declamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung, und das O und das Ach für das ſchönſte Recept zum Feurigen und Pathetiſchen hält. Faſt von eben dieſem Schlage ſind ſeine Abhandlung von der Dauer des menſchlichen Lebens; ſeine Unterſuchung, ob die Thiere um der Menſchen willen geſchaffen worden; und ſein Beweis, daß man die Thiere phyſiologiſcher Verſuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe . . . Aus dieſem letztern Aufſatze kann man unter andern ſehen, daß Herr Mylius die Buchſtabenrechnung damals müſſe gelernt haben. Er wirft mit a und x um ſich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt iſt. Das aber hat er mit ſehr großen Analiſten daſelbſt gemein, daß es ihm vollkommen gelungen iſt, eine Wahrheit, die, in ſchlechten Worten ausgedrückt, ſehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte ſeiner Leſer zum Räthſel zu machen. Zwar . . . als wenn man nur die Leſer klug zu machen ſchriebe! Genug, wenn man zeigt, daß man ſelbſt klug iſt . . . Außer dieſen proſaiſchen Stücken werden Sie auch verſchiedene Gedichte in den Beluſtigungen von

ihm finden; beſonders einige ſapphiſche Oden, die dieſes zärtliche Sylbenmaaß ſehr wohl beobachten, und viel artige Stellen haben. Das vornehmſte aber iſt wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen ſagen, bey was für Gelegenheiten es gemacht worden. Der Hr. Prof. Käſtner hatte kurz vorher ſein philoſophiſches Gedicht über die Kometen in den Beluſtigungen drucken laſſen. Sie haben es doch geleſen? Es iſt in der That ein Gedicht und in der That philoſophiſch. Sein Verfaſſer hat ſich längſt den nächſten Platz nach Hallern erworben, und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtniſſe an:

Was aber würde wohl dort im Komet gebohren?
Ein widriges Gemiſch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeußerſten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer iſt der dieſes glaubt?

Ohne Zweifel brachte dieſe Frage den Hrn. Mylius auf. Er wollte es ſeyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es ſeyn, der auch andre, es zu glauben, nöthigte. Er ſetzte ſich alſo, und ſchrieb ein ziemlich lang Gedichte, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Hr. Prof. Käſtner nicht geleugnet hatte, und von ihrer Wahrſcheinlichkeit, die aber unter ſeinen Händen noch ziemlich unwahrſcheinlich blieb, handelte.

Der Vorſatz an ſich ſelbſt war keines Tadels werth;

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bey einer ähnlichen Gelegenheit ſpricht. Nur Schade, daß er ſeine Einbildungskraft nicht beſſer dabey anſtrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in ſeiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er ſich von dem Reime fortreiſſen ließ, und in ſein ganz Gedicht noch lange nicht ſo viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat ſo gar nicht mehr, als eine einzige ſchöne Zeile darinne gefunden; dieſe nämlich:

Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anſpielung auf die groſſen einflußloſen Sterne unter den Menſchen darinne zu ſehen, von der ſich noch zweifeln läßt, ob ſie unſer Poet dabey gedacht hat. Was für einen artigen phyſikaliſchen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum ſeiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte!

Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geſchwornen Schüler eines Meiſters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Hr. Mylius in den Aufſätzen, die von ſeiner Feder in den Beluſtigungen ſtehen, alles geleiſtet hat, was ein Gottſchedianer leiſten kann. Die poetiſchen ſind fließend, und ohne Mittelwörter; und die proſaiſchen ſind gedehnt und rein .. Sie ſehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen; wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

## Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freylich hat ſich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenſchriften verſucht. . . Sie wiſſen, mein Herr, wer die erſten Verfaſſer in dieſer Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefſinn, noch an Gelehrſamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der beſten Bequemlichkeit, auf alles aufmerkſam ſeyn konnten, was einen Einfluß auf den Geiſt und auf die Sitten ihrer Nation hatte. . . Wer aber ſind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefehr der deutſchen Sprache gewachſen ſind, hier und da etwas geleſen haben, und, was das betrübteſte iſt, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müſſen. . . . Hr. Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745. ſeinen Freygeiſt anfing, und ihn durch zwey und funfzig Wochen glücklich fortſetzte. Der Titel verſprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unſern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weis es aus dem Munde des Verfaſſers, daß er ſich nie hingeſetzt, ein Blat von demſelben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuſchauer geleſen zu haben. Dieſe Art ſich vorzubereiten und ſeinen Geiſt zu einer edeln Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel ſehr lobenswerth. Freylich kann ſie nur bey denen von einiger Wirkung ſeyn, die ſchon vor ſich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu ſchreiben. Denn denen, welchen dieſe Kräfte fehlen, wird ſie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Geſpräch, bald eine Erzehlung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieſer abwechſelnden Armuth ſich ihren Muſtern gleich dünken, deren wahre Schönheiten ſie nicht einmal einſehen. . . Hr. Mylius ſahe ſie allerdings ein, und man

kann nicht leugnen, daß ſich nicht ein großer Theil von ſeinem Freygeiſte ſehr wohl leſen laſſe. Verſchiedene kleine Züge, die er ſeiner Perſon darinne giebt, ſind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreyzehnten Blatte von des Boethius Troſte der Weltweisheit ſagt, iſt gänzlich nach den Buchſtaben zu verſtehen. Er hatte von dieſem geliebten Buche eine Ausgabe in ſehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anſtatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche andre aus Artigkeit in die Naſe ſtopfen, in einer Schnupftabaksdoſe bey ſich trug. Die Ueberſetzung, die er an angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutſchen noch nie gebrauchten Versart, der adoniſchen nämlich; und es iſt ſeine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darinne gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freygeiſtes anbelangt, ſo wird auch der eigenſinnigſte Splitterrichter nicht das geringſte darinne finden, was der chriſtlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es . . . und dieſes muß ich Ihnen zu melden nicht vergeſſen . . ſeinem guten Namen einigermaaßen nachtheilig, ihn geſchrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel ſeines Buchs ſtatt eines Beynamens, und ſeine Bekannten waren noch lange hernach gewöhnt, die Namen Mylius und Freygeiſt eben ſo ordentlich zu verbinden, als man jetzt die Namen Edelmann und Religionsſpötter verbindet. Sie können ſich leicht einbilden, daß dieſe Verbindung bey denen, welche die wahre Urſache davon nicht wußten, oft ein ſehr empfindliches Mißverſtändniß werde verurſacht haben. Es iſt aber ſo ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von ſeiner zweyten moraliſchen Wochenſchrift ſagen, die er bald nach ſeiner Ankunft in Berlin heraus gab. Sie hieß der Wahrſager. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigſte Stück. Die fernere Fortſetzung ward ihm höheres Orts verbothen, und es wäre ſeiner Ehre zuträglicher geweſen, wenn man ihm gleich den Anfang unterſagt hätte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ungleich er ſich darinne ſieht! Die Schreibart iſt nachläßig, die Moral gemein, die Scherze ſind pöbelhaft und die Satyre iſt beleidigend. Er ſchonte niemanden und hatte nichts ſchlechters zur Abſicht, als ſeine Blätter zur ſcandalöſen Chronicke der Stadt zu machen. Man ſchrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer

Ankömmling in Berlin hatte er ſich ohne Zweifel einen allzu großen Begrif von der hieſigen Freyheit der Preſſe gemacht. Er hatte geſehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verſtehen müſſen, und glaubte alſo, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch ſchon ein wenig maßiv wäre. Allein er irrte ſich! Die erſtern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinſte alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was alſo die Obrigkeit dort aus Sicherheit verſtattet, das muß ſie hier aus Mitleiden verbiethen. . . . Das erſte Blatt des Wahrſagers kam Donnerſtags heraus. Den Sonntag vorher wußte Hr. Mylius noch nicht, wie es heißen ſollte. Er lief hundert Namen durch, und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen geweſen wäre. Endlich half ihm der geſchwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. Sie können ſich nicht entſchließen, wie Sie ihr Blatt nennen wollen? ſagte der Herr von K** zu ihm; Nennen Sie es den Wahrſager. Die zu dumm waren, Sie als einen Freygeiſt zu hören, die werden gewiß nicht zu klug ſeyn, Ihnen als einem Wahrſager zu folgen. Dieſer Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drey Stunden war das erſte Stück fertig. Mit eben dieſer Geſchwindigkeit hat Hr. Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieſer Umſtand ſchon nicht ihren geringen Werth entſchuldiget, ſo verhindert er doch wenigſtens zu glauben, daß unſer Tachygraphus ſie nicht beſſer habe machen können. . . Ich bin ꝛc.

## Vierter Brief.

Vom 6. Mai.

Herr Mylius hat drey Luſtſpiele und ein muſikaliſches Zwiſchenſpiel geſchrieben. Das ſind ſeine theatraliſchen Lorbeern! Das erſte Luſtſpiel ward 1745. in Hamburg gedruckt und heißt die Aerzte. Es iſt in Proſa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drey Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrſcheinliche Monologen. . . Warum darf ich nun nicht gleich darzu ſetzen: kurz, es iſt ein vollkommnes Stück? Warum giebt es gewiſſe ſchwer zu vergnügende ekle Kunſtrichter, welche eine anſtändige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weis nicht, was noch ſonſt mehr, verlangen? Und

warum, mein Herr, ſind Sie ſelbſt einer von dieſen Leuten? Ich hätte Ihnen ein ſo vortreffliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutſchen Moliere nennen ſollten. Ein deutſcher Moliere! und dieſer mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! . . Hören Sie nur, Hr. Mylius mußte ſeine Aerzte auf Verlangen machen, was Wunder, daß ſie ihm geriethen, wie . . wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren die Geiſtlichen auf dem Lande zum Vorſchein gekommen. Sie kennen dieſes Stück; es hatte einen jungen Menſchen zum Verfaſſer, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit beſſere Anſprüche auf den Ruhm eines guten komiſchen Dichters der Welt vorlegte, und ſelbſt aus Liebe zur Bühne ein Schauſpieler ward, nämlich den verſtorbenen Hrn. Krieger. In ſeinen Geiſtlichen hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weis überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten ſoll, die ſich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausſchweifung haben nie ein Buch um die Leſer gebracht, wohl aber manchem Buche zu Leſern verholfen. Die Welt konnte ſich an den Geiſtlichen nicht ſatt leſen; ſie wurden mehr als einmal gedruckt; ja ſie wurden, was die Leſer immer um die Hälfte vermehrt, confiſcirt. So eine vortreffliche Aufnahme ſtach einem Buchhändler in die Augen. Er verſprach ſich keinen kleinen Gewinnſt, wenn man auch andre Stände eine ſolche Muſterung könnte paßiren laſſen, und trug die Abfertigung der Aerzte dem Hr. Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich ſelbſt unter die Söhne des Aeſculaps gehörte. Er brachte ſonderbares Zeug in ſein Luſtſpiel; eine Jungfer, der man es anſehen kann, daß ſie keine Jungfer mehr iſt; ein Paar Freyer, die ſich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine ſchlechte engliſche Komödie paſſen würden. . . Doch wie ſteht es um ſein zweytes Luſtſpiel? Es heißt der Unerträgliche und iſt gleichfalls in Proſa und fünf Aufzügen. Es ſollte eine perſönliche Satyre ſeyn; muß ich Ihnen im Vertrauen ſagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo eben ſo ſchlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit wenigen alles zu ſagen, er ſchilderte ſeinen Unerträglichen, ich weis nicht ob ſo glücklich, oder ſo unglücklich, daß ſein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die Aerzte und den Unerträglichen machte Hr. Mylius bald nacheinander; ſein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erſt einige Jahre

darauf. Es heißt die Schäferinsel; es ist in Versen und hat drey Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begrif davon machen sollte. . . Kennen Sie den Geschmack der Frau Neuberin? Man müßte sehr unbillig seyn, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommne Kenntniß ihrer Kunst absprechen wollte. Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verräth sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten; wunderbar und schimmernd. . . Vielleicht zwar kannte sie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem sey, wie ihm wolle; genug, daß nach diesem Schlage ungefehr die Schäferinsel seyn sollte, welche Hr. Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte sie am kürzesten ein pseudopastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und so viele bringt ein andrer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene schlaflos zu. So lange er damit beschäftiget war, habe ich ihn, seiner Geschwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; so bald er aber fertig war, und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmüthigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ. . . Noch ein Wort von seinem Zwischenspiele. Es heißt der Kuß; es ward componirt, und auf der Neuberischen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden sich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewisse Schauspielerin die Schäferin darinne machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. . . . Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schließe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr schreiben: ausgenommen: Leben Sie wohl!

## Fünfter Brief.

Vom 4. Junius.

An Kenntniß der vortreflichsten Muster fehlte es dem Hrn. Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch so leicht daran fehlen können, da

er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in ſeiner Gewalt hatte? Die vornehmſten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateiniſchen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Anſehung der griechiſchen beruf ich mich auf ſeine Ueberſetzungen, die er aus dem Ariſtophanes und Lucian gemacht hat. Dieſe letztern werden Sie in der Sammlung auserleſener Schriften dieſes Sophiſten, welche im Jahr 1745. bei Breitkopfen gedruckt iſt, finden. Der Hr. Prof. Gottſched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publico einen ſchlechten Dienſt erwies. Die Beſorger wurden darüber ungehalten, und anſtatt, daß ſie uns den ganzen Lucian deutſch liefern wollten, ließen ſie es bey dieſer Probe bewenden. Ich würde einen langen und trocknen Brief ſchreiben müſſen, wenn ich Ihnen auch alle ſeine Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Engliſchen anführen wollte. Unter den erſtern verdienen ohne Zweifel die Koſmologie des Hrn. von Maupertuis, und des Hrn. Clairaut Anfangsgründe der Algebra die vorzüglichſte Stelle. Beyde Werke zu überſetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache in der er übrigens ſeine Briefe am liebſten abzufaſſen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beyläufig ſagen, daß ſein Briefwechſel ſehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichſten Amte ſitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkoſten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutſchland eingeſchloſſen; er erſtreckte ſich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichſten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watſon, Lyonet ꝛc. aufweiſen konnte. . . Aus dem Italiäniſchen hat Hr. Mylius unter andern in den Beyträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, die Clitia des Machiavells überſetzt, und aus dem Engliſchen, Popens Verſuch über den Menſchen. Durch dieſe letztere Ueberſetzung, welche in Proſa iſt und in dem zweyten Bande der hälliſchen Bemühungen ſteht, wollte er die Arbeit des Hrn. Brockes ausſtechen. Das Weitſchweifende und Wäßrichte ſeines paraphraſtiſchen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es ſonſt ohne Fehler auf ſeiner Seite hätte abgehen ſollen, das war ſo leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals ſo viel Engliſch noch nicht, und konnte es auch nicht wiſſen, als er während ſeines Aufenthalts zu London, in ſeinem letzten Jahre, durch die Ueberſetzung von Hogarths Zergliederung der Schönheit, zu wiſſen gezeigt hat. Ja er iſt ſo

gar noch ſelbſt, mitten unter den Engländern, ein Schriftſteller in ihrer Sprache geworden. Und zwar ein kritiſcher Schriftſteller. Er ließ nehmlich über ein neues Trauerſpiel des Hrn. Glover einen Brief drucken, in welchem er ſich Chriſtpraiſe Myll nannte. Ohne Zweifel wollte er die engliſchen Leſer durch ſeinen deutſchen Namen nicht abſchrecken. Noch habe ich dieſen Brief nicht geſehen, und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltſinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Hrn. Glover die Verabſäumung einiger dramatiſchen Regeln vorgerückt; und Sie wiſſen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält ſie für eine Sklaverey und ſieht diejenigen, welche ſich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die ſich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch dieſe Könige ſchon Friedriche ſind. Doch ich zweifle, ob Hr. Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; ſein Geiſt war in Gottſcheds Schule zu mechaniſch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit ſeinem Geſchmacke bey einem Volke bewundert werden, welches uns dieſes Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie ſagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieſes war Hr. Mylius; denn er iſt es, aus deſſen Feder die Beurtheilung des Halleriſchen Gedichts, über den Urſprung des Uebels, in den erſten Stücken der hälliſchen Bemühungen, gefloſſen iſt. Ich ſage mit Fleiß, aus ſeiner Feder, und nicht aus ſeinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottſched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein ſo ſchimpfliches Werkzeug des Neides geweſen zu ſeyn. Doch ich weis ſchon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle ſeine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Verſöhnungsbock, in die Wüſte ſchicken ſollten. . . Aber, bewundern Sie doch mit mir den Hrn. von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Hr. Mylius ehedem ſo ſchimpflich kritiſirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem erſten Falle bewundre ich ſeine Großmuth, die auf keine Rache dieſer perſönlichen Beleidigung gedacht, ſondern ſich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden geſucht hat. In dem andern Falle bewundre ich . . ſeine Großmuth nicht weniger, die ſich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen ſeiner ſpöttiſchen Tadler zu wiſſen . . Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

## Sechster Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß verschiedene in ihrer Gegend, welche an der Mylinsischen Reise Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrüßlich sind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bey einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! . . „Nichts weiter? versetzte man. „Wir glaubten, wie vortreflich wir unsre Naturaliensamm„lungen würden vermehren können.“ . . Ey! und also sahen Sie den Hrn. Mylius nicht so wohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Commißionair an, der für sie nach Amerika reisete, um die Lücken ihres Cabinets, so wohlfeil als möglich, zu erfüllen? . . „Nicht viel anders!“ . . Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freyheit aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl, bin ich in meinem Complimente fortgefahren, für was Hr. Mylius eigentlich sie, und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender; für Leute die ihr überflüßiges Vermögen zu sonst nichts bessern anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und . . „Was? hat man mich unterbrochen; uns für Verschwender anzusehen?“ . . Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat sie Hr. Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satyrischen Sendschreiben [1] meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedne Anschläge ertheilet, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die Ermunterungen eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die Verschwender, sagt er, lasse man ihr Geld auf „die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge „und Quere durchreisen und durchschiffen, und, wenn es das Glück „will, allerley physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen „machen. Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen, und den Erfolg

[1] Man sehe diese vermischte Schriften, S. 280. u. folg.

„auf ein Gerathewohl ankommen. Die Ausführung ſolcher Unter-
„nehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälſen
„auf, und erwarte mit Vergnügen und Gelaſſenheit, ob die Naturlehre
„dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrſätzen wird bereichert werden.
„Die Sache mag ſo übel ausſchlagen, als ſie will, ſo werden doch weder
„die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, noch ihre uneigennützige Handlanger
„einigen Schaden davon haben.“ . . Was ſagen Sie zu dieſer Stelle,
mein Herr? Vielleicht, daß ſie etwas prophetiſches hat. Doch ich bin
gewiß überzeugt, daß Hr. Mylius ein ſehr lobenswürdiger und vorſich-
tiger Wagehals würde geweſen ſeyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte,
ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen. Er würde ſich nicht begnügt haben, wo
er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforſchers zu ſehen,
und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut ſich Gefahren
auszuſetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter geweſen ſeyn, und die
Kenntniß des Schönſten in der Natur, des Menſchen, für keine Kleinigkeit
angeſehen haben, ob ſie gleich in dem gemeinen Plane ſeiner Reiſe nicht
in Betrachtung gezogen war. . . Doch, erlauben Sie mir, mein Herr,
daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas andern ſchreibe. Die Er-
innerung der Geſchicklichkeiten meines Freundes iſt mir zu peinlich, und
ich empfinde ſeinen Verluſt zu lebhaft, wenn ich derſelben allzuſehr nach-
hänge. . . . Laſſen Sie uns vielmehr ꝛc. . . .

* * * * * * *

Hier geriethen wir in unſerm Briefwechſel auf eine andre Materie,
welche für den Leſer wenig reizendes haben würde und hierher nicht ge-
höret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, iſt etwas weniges,
was dieſe Sammlung genauer angeht. Sie beſtehet aus lauter Stücken,
welche theils in verſchiednen Monatsſchriften zerſtreut, theils auch einzeln
gedruckt waren. Alles deſſen, was in den vorſtehenden Briefen geſagt
worden, ungeachtet, glaube ich, daß ſehr viele Leſer die meiſten nicht ohne
beſonderes Vergnügen leſen werden. Die Poeſien insbeſondere habe ich
überall zuſammen geſucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit
mehrere, beſſere aber wohl ſchwerlich auftreiben können. Mit was für
Augen man ſie betrachten müſſe, habe ich deutlich genug zu verſtehen ge-
geben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Hrn. Mylius
ganz anders ausſehen würden, wenn ſie alle mit dem Gefühle und dem
Fleiße gemacht wären, mit welchem er ſeinen Abſchied aus Europa

gemacht hat. Es ſchien, als ob er erſt um dieſe Zeit recht anfangen wollte, ſein Herz und ſeinen Witz zu brauchen. . . Mir iſt jetzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leſer den Innhalt der Sammlung auf einmal überſehen zu laſſen, und mich ſeiner Gunſt zu empfehlen.

# Aus der Berliniſchen privilegirten Zeitung

## vom Jahre 1754.

### Von gelehrten Sachen.

(12. Jan.) Das neue Teſtament zum Wachsthume in der Gnade und der Erkenntniß des Herrn Jeſu Chriſti, nach dem revidirten Grundtexte überſetzt und mit dienlichen Anmerkungen begleitet von D. Johann Albrecht Bengel. Stuttgardt bey Metzler 1753. in 8vo 2 Alph. 18 Bogen. Die Verdienſte, welche man dem Herrn D. Bengel ſowohl um den griechiſchen Grundtext der Bücher des Neuen Bundes, als um die Vulgata unmöglich abſprechen kan, müſſen für dieſe ſeine neue Arbeit ſogleich das beſte Vorurtheil erwecken. So ſehr man ſonſt, vielleicht aus einem übertriebnen Eyfer für die Ehre des ſel. Luthers, wider alle neue Ueberſetzungen der Schrift war; ſo ſehr ſcheint jetzt dieſer Eyfer abzunehmen, jetzt da es unter unſern Gottesgelehrten faſt zu einer Modebeſchäftigung werden will, eine über die andere zu liefern. Unterdeſſen wollen wir keiner ihren Nutzen abſprechen, vielweniger aber der Benglischen, welche die Genauigkeit und die beygefügten kurzen Anmerkungen ſchätzbar machen. Dieſe haben beſonders die Abſicht, die Aehnlichkeit mit dem Originale zu ergänzen, und die Ueberſetzung vornehmlich an denjenigen Stellen zu rechtfertigen, wo ſie vielleicht am meiſten befremden könnte. In der Vorrede führt der Herr Verfaſſer neun Regeln an, die er beſonders bey dem Ueberſetzen ſelbſt beobachtet hat, und welche genugſam zeigen, mit was für Vorſicht und Sorgfalt er damit zu Werke gegangen ſey. Er ſcheuet ſich übrigens nicht im Vorbeygehen zu bekennen, daß diejenigen, welche das alte Teſtament vor die Hand nehmen, ſehr dünne geſäet, und alſo

deſto höher zu ſchätzen wären. Dieſes Geſtändniß wird bey jedem Rechtſchafnen den Wunſch erwecken, einem ſo nachtheiligen Mangel je eher je lieber abgeholfen zu ſehen. Sollte man aber vielleicht nicht glauben, daß das traurige Schickſal des Wertheimiſchen Ueberſetzers, welches die Nachwelt noch zeitig genug für allzu hart erkennen wird, manchen fähigen Kopf ſchon abgeſchreckt habe, und noch ſo lange abſchrecken werde, als man gebilligte Vorurtheile für Wahrheit halten wird? Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 1 Thlr. 12 Gr.

(17. Jan.) Ein Vade mecum für den Herrn Sam. Gotth. Lange, Paſtor in Laublingen, in dieſem Taſchenformate ausgefertiget von G. E. Leſſing. Berlin 1754. auf 4 Bogen in 12mo. Wenn es wahr iſt, daß die Werke des Horaz eine Hauptquelle des Geſchmacks ſind, und daß man nur aus ſeinen Oden, was Oden ſind, lernen kann; wenn es wahr iſt, daß man gegen die deutſchen Ueberſetzungen aller Klaßiſchen Schriftſteller überhaupt, nicht ſcharf genug ſeyn kan, weil ſie die vornehmſten Verführer ſind, daß ſich die Jugend die Originale nur obenhin zu verſtehen begnügen läßt; wenn es wahr iſt, daß die Fehler ſolcher Männer, die ohne eine tiefe critiſche Kenntniß der alten Dichter, würdige Nachahmer derſelben heiſſen wollen, anſteckender als andrer ſind: ſo wird man hoffentlich die kleine Streitigkeit, die man dem Hrn. Paſtor Lange wegen ſeines verdeutſchten Horaz erregt hat, nicht unter die allergeringſchätzigſten, ſondern wenigſtens unter diejenigen Kleinigkeiten rechnen, die nach dem Ausſpruche des Horaz ernſthafte Folgen haben; hae nugae seria ducent. Herr Lange hätte nichts unglücklichers für ſich thun können, als daß er auf die Leßingſche Critik mit ſo vielem Lermen geantwortet hat. Wann er ſich dieſelbe in der Stille zu Nutze gemacht hätte, ſo würden vielleicht noch manche in den Gedanken geblieben ſeyn, daß die darinne getadelten Stellen die einzigen tadelswürdigen wären. Aus dieſen Gedanken aber, werden hoffentlich auch ſeine geſchworenſten Freunde durch dieſes Vade mecum gebracht werden, welches ſeinen Namen aus der abgeſchmackten Langenſchen Spötterey über das unſchuldige Format der Leßingſchen Schriften erhalten hat. Der Verfaſſer zeigt ihm darinne unwiderſprechlich, daß er weder Kenntniß der Sprache noch Critik, weder Alterthümer noch Geſchichtskunde, weder Wiſſenſchaft der Erde noch des Himmels, kurz, keine einzige von den Eigenſchaften beſitze, die zu einem Ueberſetzer des Horaz erfordert werden. Wir würden einige

kleine Proben davon anführen, wenn es nicht beynahe zuviel wäre, daß der Herr Paſtor ſeine Beſchämung an mehr als einem Orte finden ſollte. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(22. Jan.) Halle. Des Hrn. D. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern werden glücklich fortgeſetzt, und mit dem 24. Stücke iſt nunmehr der vierte Band geſchloſſen worden. Wir ergreiffen dieſe Gelegenheit um den Leſern dieſes vorzügliche Werk, welches bey dem vornehmſten Hülfsmittel der Gelehrſamkeit, bey der Kenntniß der Bücher, ungemeine Dienſte leiſten kan, anzupreiſen. Eine Kleinigkeit würde vielleicht noch zu wünſchen ſeyn; dieſe nehmlich: daß der Herr Doctor nicht dann und wann die Recenſion der merkwürdigen Bücher ſolchen Leuten auftragen möge, die ſie ohne Zweifel das erſtemal in die Hände bekommen. Aus dieſem Umſtande iſt vielleicht in gedachtem 24ten Stücke der kleine Fehler herzuleiten, daß von des jüngern Helmontius Naturalphabete als von einem urſprünglich deutſchen Buche geredet wird. Man will ſo gar aus den Worten des Titelkupfers die Urſache angeben, warum es öfter unter der lateiniſchen Benennung Alphabetum naturae, als unter der deutſchen angeführet werde. Die Vermuthung iſt überflüßig; das Werk ſelbſt iſt eigentlich lateiniſch geſchrieben, und nur mit der deutſchen Ueberſetzung an einem Orte und in einem Jahre an das Licht getreten. Wahrſcheinlicher Weiſe hat Helmontius ſo viel deutſch nie verſtanden, als erfordert wird, ein Buch darinne zu ſchreiben.

(19. Febr.) Abhandlungen zum Behuf der ſchönen Wiſſenſchaften und der Religion von Carl Ludwig Muzelius, Diener am Worte Gottes bey der Evangeliſch reformirten Gemeine zu Prenzlau. Anderer Theil. Stettin und Leipzig bey Kunckel. 1753. in 8vo 10 Bogen. Da wir vor geraumer Zeit des erſten Theiles dieſer Abhandlungen mit Ruhm gedacht haben, ſo müſſen wir uns jetzt das Vergnügen machen, unſern Leſern auch den gegenwärtigen zweyten Theil anzupreiſen. Den meiſten Raum deſſelben nimmt eine Abhandlung von der Weisheit Gottes bey der Zulaſſung des Unglaubens und der Irrthümer ein, welche ungemein gründlich und erweckend geſchrieben iſt. Auf dieſe folgt die Beantwortung eines Zweifels aus der Lehre vom Seelenſchlafe, und den Beſchluß macht eine kurze Unterſuchung, wie es zugehe, daß einige Vögel, z. E. Lerchen, ihre Neſter

und Eyer, wovon sie sich doch des Futters halber, gar oft weit entfernen müssen, sogleich wieder finden, da doch ein Mensch solches nicht zu thun vermag. . . . Als wir den ersten Theil dieser Abhandlungen gedachter Maassen anführten, brachten wir eine flüchtige Gedanke bey, von welcher es uns ein wenig befremdet, daß sie der Herr Pastor auf der falschen Seite genommen hat. Auf seine Erinnerungen, die er deswegen in der Vorrede macht, müssen wir uns erklären, daß wir von dem Werthe des Satzes: ahme der Natur nach sehr wohl überzeugt sind, in so ferne man ihn nemlich als den Grund braucht, alle Regeln der schönen Wissenschaften in einem critischen Zusammenhange auf denselben zu bauen; nicht aber, in so ferne man ihn, zum Exempel einem Anfänger in der Dichtkunst, als einen Leitfaden empfehlen will. Alsdann nur, wiederhohlen wir nochmals, ist er viel zu weit entfernt, als daß er ihm bey allen einzeln Fällen, aus den vorkommenden Schwierigkeiten helfen könne. Uebrigens haben wir die Erfindung desselben weder dem Herrn Pastor, noch dem Herrn Batteux, dadurch absprechen wollen, wenn wir behauptet, daß schon Aristoteles und Horaz seiner gedacht hätten. Wir haben damit weiter nichts sagen wollen, als dieses, daß es schon die Alten eingesehen, wie die schönen Wissenschaften alle darauf beruhten, ohne ihn deswegen ihren Lehrlingen überall zu einer Richtschnur zu geben, die sie ohne nähere Regeln sehr oft würde verführet haben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(23. Febr.) Der Rußische Avanturier, oder sonderbare Begebenheiten des edeln Russen Demetrius Magouskyn genannt. Aus dem Spanischen ins Teutsche übersetzt. Frankf. und Leipzig 1753. in 8vo 1 Alphab. 5 Bogen. Dieser Roman muß sich nothwendig von einem ehrlichen Deutschen herschreiben, dem der Ruhm seiner Nation am Herzen liegt. Da er sahe, daß sie auf seinen Witz unmöglich würde stolz thun können, so wollte er ihr wenigstens den Verdruß, sich seiner zu schämen, ersparen, und setzte also diese Hirngeburth auf die Rechnung der Spanier, die mit ihrem Don Quixote ohnedem nicht viel Ehre eingelegt haben. Es wäre zu wünschen, daß alle elende Schriftsteller ihm diesen Kunstgriff nachmachten, damit wir den Ausländern bald eben so viel nichtswürdige Werke vorrücken könnten, als sie uns vorzuwerfen pflegen. In der Sprache des Verfassers von diesen Begebenheiten einen kleinen Begriff zu machen, so sind

ſie ein Tummelplatz von Veränderungen, auf welchem bald ein Schoßkind des Glückes, bald ein verworfner Sohn und dem Unglücke übergebner Sklave zu ſehen iſt; ſie ſind ferner ein Journal das zum unvergeßlichen Andenken ausgeſtandener fatorum aufgeſetzt worden, unter welchen eine dreyfache Heyrath ſo etwas wunderbares iſt, daß man ihre Seltſamkeit kaum glauben wird. Hierbey will ihr Geſchichtſchreiber den Leſer nichts mehr als dieſes gebeten haben, daß er ſich entweder ſpöttiſcher Tadelſucht enthalte, oder lieber das Werk, als ſeines Leſens unwürdig, liegen laſſe. Wir ſind billig, und laſſen ſeine Bitte Statt finden, und ſagen weiter nichts, als daß es mit dem lieben Himmel anfängt, und mit Elend beſchlieſſen ſich endet. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(26. Febr.) Die Advocaten, ein Luſtſpiel. Hamburg 1753. in 8vo 4 Bogen. Nichts kann unbilliger ſeyn, als die Verſpottung eines ganzen Standes in der Perſon eines einzigen, in welcher man die Laſter aller Mitglieder zuſammenhäuft. Gemeiniglich beſchäftigen ſich nur mittelmäßige Köpfe damit, die den Gegenſtand ihrer Satyre, ſo zu reden, von der öffentlichen Straſſe nehmen müſſen, und ſonſt nichts lächerliches zu entdecken wiſſen, als was der Pöbel ſchon ausgepfiffen hat. Solchen Schriftſtellern haben wir die Geiſtlichen auf dem Lande, die Aerzte, und andre Stücke zu danken, mit welchen das gegenwärtige, die Advocaten, ſehr viel gleiches hat. Es iſt eben ſo giftig, und eben ſo unregelmäßig: der Verfaſſer hat eben ſo wenig die wahren Schranken der Satyre gekannt, und das Comiſche eben ſo wenig von dem Poſſenhaften zu unterſcheiden gewußt. Man wird uns nicht zumuthen, in unſerm Tadel dieſesmal beſtimmter zu gehen, und die fehlerhaften Stellen näher anzuzeigen, weil mit einzeln kleinen Verbeſſerungen einem Stücke nicht geholfen wird, das ſich nicht anders als mit einem Striche durch alle vier Bogen gut machen läßt. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(28. Febr.) Neu aufgeſchloſſenes Cabinet Gottes, worinn abſonderlich die wahre Abſicht und Beſchaffenheit dieſer und jener groſſen, wie auch der kleinen Welt, aus Gottes heiligem Worte, und beſonders erklärter Offenbahrung Johannis unpartheyiſch vorgeſtellt, und dem ungläubigen, irrigen, verkehrten Weſen und gottloſem Leben dieſer letzten

Zeit entgegen geſetzt wird von einem gerecht und chriſtlichen Haushalter der Wahrheit. Frankf. und Leipzig 1754. in 8vo. 2 Alph. 16 Bogen. Der Verfaſſer dieſes Werks verſichert, daß ihn keine lange Weile, kein Fürwitz, keine Seuche zu ſchreiben, keine blähende Phantaſie, kein fanatiſches Jucken, keine Gemmeiſterey, keine Ruhmbegierde, keine Sektenluſt, zum Autor gemacht habe, ſondern daß er einzig und allein aus Eifer für die Wahrheit ſchreibe, um ſeinem Nächſten mit demjenigen zu dienen, was ihn GOtt in dem Laufe ſeiner Betrachtungen habe einſehen laſſen. Er weiß es ſehr zuverläßlich, daß die Welt bey GOtt, gleichſam das letzte im Rauffen hat (ein Ausdruk den wir nicht verſtehen) und daß allem ſchriftmäßigen Vermuthen nach, der groſſe Sabbath und die ewigtauſendjährige Ruhe nahe ſey. Er erbarmet ſich alſo aller in den Irrgärten der falſchen Weisheit herumirrender, und ſchließt das göttliche Cabinet auf, woraus er ihnen die Erkenntniß der wahren göttlichen Abſicht und Beſchaffenheit mit dieſer und jener Welt mildiglich mittheilt. Man wird es nunmehr bald merken, daß dieſer neue Prometheus ein ehrlicher Chiliaſte iſt, der in das Innere der Gottesgelahrtheit eben ſo verrätheriſche Blicke thut, als der Kannegieſſer des Herrn Barons von Holberg in das Innere der Staatskunſt. Sein Buch beſteht aus 12 Kapiteln, welche von der Exiſtenz GOttes, vom Ebenbilde, von der Kirche, von dem Prüfungsſtande der Welt, von der Gnadenwahl, von dem jüngſten Gerichte, von der neuen Erde und von noch viel andern Dingen handeln, von welchen eine erhizte Einbildungskraft ſehr viel neues, aber auch ſehr viel abgeſchmaktes ſagen kan. Das Titelkupfer ſtellt einen chriſtmuthmaßlichen Proſpect des neuen Himmels vor, welcher wenigſtens ſehr andächtig gezeichnet iſt. So viel wir uns erinnern, iſt dieſes Buch ſchon im Jahre 1750 zum erſten male gedruckt worden. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(7. März.) London. Herr Mylius, welcher, wie bekannt, aus Teutſchland übergeſendet worden, eine phyſikaliſche Reiſe nach Amerika zu thun, iſt zwar noch hier, man hat aber Urſache zu hoffen, daß ſein Aufenthalt in dieſer Stadt viel dazu beytragen wird, ſeine Reiſe deſto beſſer nach dem Wunſche derer, welche daran Theil nehmen, ausſchlagen zu laſſen. Er iſt dabey ſo wenig müßig, daß er ſich bereits durch verſchiedne Schriften unter den Engliſchen Gelehrten bekannt gemacht hat. Auſſer der Beſchreibung einer neuen Grönländiſchen Thierpflanze

in einem Sendschreiben an den Herrn von Haller, von welcher auch sogleich eine englische Uebersetzung an das Licht gekommen, hat er A letter to Mr. Richard Glover on occasion of his new Tragedy Boadicia herausgegeben, und eine deutsche Uebersetzung von des Herrn William Hogarths Analysis of Beauty besorgt. Seine wirkliche Abreise ist nun nicht mehr weit entfernt, und man wird bald die Nachricht davon melden können. Die Jahrszeit wenigstens hat keinen Einfluß dabey, indem sowohl im Sommer, als im Winter von hier fast täglich Schiffe nach Westindien abgehen.

(9. März.) Leben des Moliere, aus dem Französischen des Herrn von Voltaire übersetzt, nebst einem Anhange von übersetzten und selbst verfertigten Poesien. Leipzig bey Fr. Lankischens Erben 1754. in 8vo auf 12 Bogen. Der Herr von Voltaire hat sich niemals zu dieser Lebensbeschreibung verstehen wollen, man findet sie daher auch nur bey einer einzigen Ausgabe seiner Werke von Amsterdam, die er niemals für authentisch erklärt hat. Gleichwohl wollen Kenner seine Art zu denken und zu schreiben darinne finden, mit dem Zusatze, daß es nicht die erste Schrift sey, die er ableugne. Wenigstens wird man auf der 100 Seite dieser Uebersetzung einen historischen Umstand aus dem Vittorio Siri antreffen, welcher fast mit eben denselben Worten in das Jahrhundert Ludwigs XIV. gekommen ist; und dieses könnte also eine Vermuthung wider ihn mehr seyn. Unterdessen mag der Verfasser seyn, wer er will, so ist sein Aufsatz einer Uebersetzung doch sehr wohl werth gewesen, besonders jetzt, da Moliere durch die deutsche Uebersetzung auch denen bekannt seyn kann, die ihn in seiner Sprache nicht lesen können. Man findet verschiedne kleine Nachrichten darinne, die angenehm seyn würden, wann sie auch noch weniger wichtig wären, und wann die Critik der Molierischen Schauspiele nicht von dem Herrn von Voltaire ist, so muß sie doch von einem Manne seyn, der nicht weniger Geschmack und Einsicht in die Regeln der Bühne hat, als er. Die angehängten Gedichte gehören dem Hn. Uebersetzer, welcher sich hier nicht zum erstenmale als einen geschickten Poeten zeigt. Sie bestehen aus Fabeln, Erzehlungen, Sinnschriften, und einem scherzhaften Heldengedichte, das Quadrille, in fünf Gesängen, welches besonders gefallen wird. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(14. März.) *Lettres du Comte de Catanco à l'illustre Monsieur*

*de Voltaire sur l'edition de ses Ouvrages à Dresde. à Berlin chez Chr. Fr. Voss.* 1754. in 12. auf 240 Seiten. Der Herr Graf Cataneo in Venedig, hat ſich ſchon durch ſeinen wahren Geiſt der Geſetze, welchen auch die Engländer einer Ueberſetzung werth geſchätzt haben, ſo vortheilhaft bekannt gemacht, daß auch nur ſein Name die Neugierde erwecken kann, Briefe nicht ungeleſen zu laſſen, die er an einen von den berühmteſten Schriftſtellern unſrer Zeit gerichtet hat. Sie enthalten verſchiedne Zweifel, die ihm bey Leſung der Voltairiſchen Schriften eingefallen ſind, und die er mit weniger Beſcheidenheit größten Theils ſtarke Einwürfe hätte nennen können. Der erſte Brief iſt ſtatt der Einleitung, und enthält einige Complimente, wie ſie die Fechter zu machen pflegen, ehe ſie einander wund zu ſtoſſen anfangen. Der zweyte Brief betrieft die Hiſtorie, worinne der Herr Graf beſonders den Unglauben des Dichters in Anſehung der alten Geſchichte unterſucht, und ſonſt einige Widerſprüche aufdeckt, die bey einem Verfaſſer, der überall witzig ſeyn will, nichts ſeltnes ſeyn können. Der dritte Brief handelt von einigen falſchen Begriffen des Herrn von Voltaire in der Metaphyſik, ſo wie der vierte von ſeinen Irrthümern in der Naturlehre. Dieſe beyden Briefe müſſen auch ſchon deswegen ſehr angenehm zu leſen ſeyn, weil es einen ſehr artigen Anblick giebt, wenn zwey Blinde einander mit Steinen werfen. In dem letztern wiederhohlt der Herr Graf eine Beobachtung, die er wegen der Acceleration der fallenden Körper unter der Horizontallinie will gemacht haben; aber auch hier wird man ihn eben ſo wenig als in den Berlyberiſchen Briefen verſtehen. Der fünfte Brief iſt der Moral, der ſechſte der Religion; und der ſiebente der Poeſie beſtimmt. Es wundert uns dabey, daß gleich der ſechſte der kürzeſte geworden iſt, da er doch der längſte hätte werden können, wenn es anders wahr iſt, daß bey einem witzigen Kopfe die Religion immer das problematiſchſte iſt. Ueberall wo der Herr Graf Cataneo ſeinem Gegner Einwürfe macht, wird die neueſte Dresdner Ausgabe von ſeinen Werken angeführt, ohne Zweifel weil dieſe der Herr von Voltaire für ächt erkannt, und ſich alſo auſſer Stand geſetzt hat, ſeine Gedanken für verändert und verſtümmelt anzugeben, welches er wohl ſonſt zu thun ſoll gewohnt geweſen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(16. März.) *Annales de l'Empire depuis Charlemagne, par l'Auteur du Siecle de Louis XIV. à Francf. aux depens de la Compagnie*

1754. in 8vo 1 Alph. 4 Bogen. Man weiß, daß vor einiger Zeit unter dem Namen des Herrn von Voltaire in Holland ein Abregé de l'histoire universelle depuis Charlemagne jusqu'à Charlequint erſchien. Nach dem Vorgeben dieſes Gelehrten, ſoll es nichts als ein Theil einer unvollſtändigen Handſchrift von einem gröſſern Werke ſeyn, welches er ehedem unter der Feder gehabt. Es ſey bey einem Treffen in Böhmen in die Hände der Huſaren gefallen, und er vermuthet, daß eben dieſe Huſaren den Druck müßten beſorgt haben, weil alles auf das grauſamſte darinne verſtümmelt und verfälſcht worden. Damit aber eine ſolche Mißgeburt nicht auf ſeiner Rechnung bleibe, ſo habe er nunmehr ſelbſt Hand angelegt, und es in Anſehung der deutſchen Reichsgeſchichte ſo umgearbeitet, daß es anſtatt eines Innbegriffs derſelben dienen könne, welcher weder troken noch bis zum Ekel umſtändlich ſey. Nach dieſer neuen Einrichtung iſt es unter dem Titel Annales in Holland in zwey Duodezbänden gedruckt, und auch in Frankfurt bereits nachgedruckt worden. Von dieſem Nachdrucke iſt das oben angeführte der erſte Theil, welcher von Carl dem groſſen bis auf Ludewig den fünften geht; der zweyte Theil enthält die Geſchichte von dieſem Ludewig bis auf den Tod Carls des ſechſten. In der Einrichtung ſcheint der Herr von Voltaire die Chronologie des Präſidenten Henault zum Muſter genommen zu haben; die Art des Vortrags aber iſt völlig ſein eigen; denn niemand weiß ſo gut als er, die wichtigſten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewiſſen Spitze zu ſagen, die den zum Geſchichtſchreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen läßt. Das merkwürdigſte bey dieſem ganzen Werke ſind wohl die Vers tecniques, in welche der Herr von Voltaire alle Namen der Kayſer und ihre wichtigſten Thaten nach einer chronologiſchen Ordnung gebracht hat; eine Arbeit bey der ſich bey uns Berkenmeyer und andre abgegeben haben. Dieſe Probe giebt Anlaß zu fürchten, daß der Dichter, wenn er noch lange in Deutſchland bleiben ſollte, zuletzt Chronodiſticha machen dürfe, und vielleicht aus keiner andern Abſicht, als ſich nach dem Geſchmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt, ſo wie er zum Exempel in Frankreich die Henriade, und in England den Brutus und den Tod des Cäſars gemacht hat. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(26. März.) Auf die Nachricht, die wir vor kurzem von den gelehrten Beſchäftigungen des Hr. Mylius in England und der weitern

Fortsetzung seiner Reise gegeben haben, müssen wir jetzt eine andre folgen lassen, die seinen Freunden höchst unangenehm, und dem Publikum selbst, welches sich noch manches von seinem Fleisse versprach, nicht gleichgültig seyn wird. Er ist nemlich am 6ten dieses Monats in London an einer Peripneumonie gestorben. Es ist nicht gnung zu bedauren, daß die Kräfte seines Körpers nicht seinem Eifer und seiner Begierde etwas vorzügliches zu thun, gleich gewesen sind. Sein fester Entschluß sich den Wissenschaften und besonders der Erforschung der Natur aufzuopfern, seine schon erlangte Geschicklichkeit und die unabläßige Sorgfalt, sie auf allen Seiten zu erweitern, machen seinen Verlust der gelehrten Welt wichtig, die ihn schon längst aus seinen Schriften als einen eben so schönen als gründlichen Geist gekannt hat. Es ist bereits schon über ein Jahr, daß er seine physikalische Reise von hier aus antrat, und nur seine Lust, sich nirgends eine Gelegenheit zu Beobachtungen entgehen zu lassen, ist Schuld, daß er nicht weiter damit gekommen ist. Auf Verlangen einiger vornehmen Theilhaber an seiner Reise machte er nicht nur gleich Anfangs auf dem Harze verschiedne Versuche mit dem Thermometer und Barometer, sowohl unter der Erde in den tiefsten Schachten, als hernach auf den Spitzen der höchsten Berge; sondern stellte auch gleiche Versuche bey seiner Ueberfahrt von Holland nach England, über und unter dem Wasser mit vieler Genauigkeit an. Weil übrigens seine erste Reise auf englische Kolonien in Amerika gehen sollte, so sahe er gar bald in England die unvermeidliche Nothwendigkeit sich die englische Sprache, die er schon zum Theil verstand, noch mehr bekannt zu machen, und sonst verschiedne Erkundigungen einzuziehen, die seine Untersuchungen in den dasigen Gegenden erleichtern könnten. Diese und noch andere Ursachen, wozu besonders seine Unbäßlichkeit kam, aus welcher er aber durchaus seinen Gönnern, um sie nicht abzuschrecken, ein Geheimniß machen wollte, nöthigten ihn länger in England zu bleiben, als er jemals daselbst zu bleiben geglaubt hatte. Noch vielweniger aber werden weder er noch seine Freunde geglaubt haben, daß England gar der Ort seyn solte, wo die Vorsicht seiner mühsamen irdischen Wißbegierde auf immer stille zu stehen befehlen sollte, um sie in einer bessern Welt zu sättigen.

(2. May.) Königsberg. Am dritten des vorigen Monats brachte der Hr. M. Paul Christian Weiß eine Streitschrift zu Katheder, in welcher er den Abraham als ein Logicum, nach Anleitung der Stelle

Hebr. XI. 19., aufführte. Der Patriarch wird daſelbſt λογισαμενος genennt, und dieſem Wörtchen haben wir die gelehrte Arbeit des Herrn Magiſters, welche auf 2½ Bogen gedruckt iſt, zu danken. Er unterſucht gleich Anfangs was λογος und λογιζομαι heiſſe, und entdeckt, daß jenes die Vernunft und dieſes vernünftig ſchlieſſen bedeute. Er zeigt ferner, was die Vernunft ſey, und erhärtet, daß ſie eine herrliche Gabe Gottes iſt, die uns zu vielerley nützlich und nöthig ſeyn könne. Er kömmt alsdenn auf die Vernunftlehre, und theilt ſie in die natürliche und künſtliche ein. Von der künſtlichen geſteht er, daß Abraham nicht viel möge gewußt haben; deſto ſtärker aber müſſe er in der natürlichen geweſen ſeyn; denn dieſe habe ihn einſehen gelehrt, daß wenn ein Gott ſey, dieſer Gott auch Todte auferwecken könne. Man wende nicht ein, daß Hr. Weiß alſo in dem Worte λογισαμενος nichts weiter finde, als was Luther darinne gefunden hat, welcher es durch Abraham dachte giebt; er findet noch dieſes darinne, daß er vernünftig gedacht habe, und daß das bekannte Sprichwort bey ihm nicht eingetroffen ſey. Eines wundert uns, daß Hr. M. Weiß ſeiner Diſſertation, die ſich mit Tantum abest anfängt, keine carmina gratulatoria, hat beyfügen laſſen. Wir nehmen uns die Freyheit dieſen Mangel mit folgenden zu erſetzen:

O Neid, dies Werk wirſt du verſchonen müſſen!
Mit Tantum abest fängt es an.
Nur eines fehlet noch daran!
Mit parum adest ſollt es ſchlieſſen.

Ein anders.

Die Logik Abrahams? Wer hätte das gedacht?
Vielleicht daß Weiß ſich bald an Sarens Phyſik macht.

(21. May.) G. E. Leſſings Schriften. Dritter und vierter Theil. Berlin bey Chr. Fr. Voß. In 12mo 1 Alphb. 2 Bogen. Wir wollen den Inhalt dieſer Theile mit den eignen Worten des Verfaſſers anführen. „Den dritten Theil, ſagt er, habe ich mit einem Miſchmaſche „von Critik und Litteratur angefüllt," ꝛc. [ſ. oben S. 3.] — — Es ſind dieſer Rettungen an der Zahl viere ꝛc. Die bloſſen Titel ſind für diejenigen lange genug, die ſie nicht ſelbſt leſen wollen. — — Der vierte Theil enthält zwey Luſtſpiele, wovon das eine der junge Gelehrte, und das andere die Juden, heißt. Das erſte iſt ſchon 1748 in Leipzig auf dem Neuberiſchen Schauplatze, nicht ohne Beyfall,

aufgeführet worden. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(30. May.) Zergliederung der Schönheit, die ſchwankenden Begriffe von dem Geſchmacke feſtzuſetzen, geſchrieben von Wilhelm Hogarth. Aus dem Engliſchen überſetzt von C. Mylius. London bey And. Linde 1754. in 4to auf 20 Bogen nebſt zwey groſſen Kupfertafeln. Herr Hogarth iſt unſtreitig einer der größten Mahler, welche England jemals gehabt hat. Was ihn beſonders berühmt gemacht, iſt dieſes, daß er in alle ſeine Gemählde eine Art von ſatyriſcher Moral zu bringen gewußt, die das Herz an dem Vergnügen der Augen Theil zu nehmen, nöthiget. Natur, Leben und Reitz, hat man durchgängig darinne bewundert, und dieſe bey ihm für die Wirkungen eines glücklichen Genies gehalten, bis er in dem gegenwärtigen Werke zeigte, daß auch ein tiefes Nachdenken über die Gegenſtände ſeiner Kunſt damit verbunden geweſen. Und dieſem Nachdenken eben haben wir eine Menge neuer Ideen zu danken, die in der ganzen Materie von der Schönheit ein Licht anzünden, das man nur von einem Manne erwarten könnte, dem auf der Seite des Gelehrten eben ſo wenig, als auf der Seite des Künſtlers fehlte. Er hat ſeine Schrift in ſiebenzehn Hauptſtücke abgetheilt. In den erſten ſechſen handelt er von den ſchon bekannten Gründen, von welchen man durchgängig zugeſteht, daß ſie, wenn ſie wohl vermiſcht werden, allen Arten von Zuſammenſetzungen, Annehmlichkeit und Schönheit geben. Dieſe Gründe ſind: die Richtigkeit, die Mannigfaltigkeit, die Gleichförmigkeit, die Einfachheit, die Verwicklung und die Gröſſe, welche alle bey Hervorbringung der Schönheit zuſammen wirken, indem ſie einander gelegentlich verbeſſern und einſchrenken. In dem ſiebenden Hauptſtücke wendet er ſich zu den Linien, in welche alle Formen eingeſchloſſen ſeyn müſſen, und findet, daß die Wellenförmige Linie die wahre Linie der Schönheit, und die Schlangenlinie die wahre Linie des Reitzes ſey. Auf der Betrachtung dieſer beyden Linien beruht das ganze Hogarthſche Syſtem von der Schönheit. Er zeigt nehmlich, wie aus ihrer Zuſammenſetzung alle angenehme Formen entſtehen, und wie wunderbar ſie beſonders in dem Meiſterſtücke aller ſinnlichen Schönheit, in dem menſchlichen Körper, angebracht ſind. Auch in den übrigen Hauptſtücken, wo er von den Verhältniſſen, von dem Lichte und Schatten, und von den Farben redet, zeigt er ihren Einfluß, welcher ſich beſonders in dem 16ten Hauptſtücke

von der Stellung, am meiſten äuſſert. Man darf nicht glauben, daß bloß Mahler und Bildhauer oder Kenner dieſer beyden Künſte, das Hogarthſche Werk mit Nutzen leſen können. Auch Tanzmeiſter, Redner und Schauſpieler, werden die vortreflichſten Anmerkungen darinnen finden, und noch mehrere durch kleine Anwendungen ſelbſt daraus ziehen können. Ja ſo gar Dichter und Tonkünſtler, werden, vermöge der Verbindung welche alle ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften untereinander haben, ähnliche Gründe der Schönheit in den Werken des Geiſtes und der Töne darinne entdecken, und ihren ſchwankenden Geſchmack auf feſte und unwandelbare Begriffe zurückbringen lernen. Die zwey darbey befindlichen Kupfertafeln ſind von der eignen Hand des Herrn Hogarths, die ihnen mit Fleiß nicht mehr Schönheit gegeben hat, als ſie zum Unterrichten nöthig haben. Von der Güte der Ueberſetzung dürfen wir hoffentlich nicht viel Worte machen, da ſie ſich von einem Manne herſchreibt, der ſelbſt mit dem Schönen in der Natur und Kunſt bekannt war, und den wir zu beyder Ausbreitung viel zu zeitig verlohren haben. Sein Aufenthalt in London verſchafte ihm Gelegenheit, den Herrn Hogarth ſelbſt bey der Ueberſetzung zu Rathe zu ziehen, welches er auch ſo oft gethan zu haben verſichert, daß man ſeiner Ueberſetzung dadurch eine Art von Authenticität beylegen kan. Koſtet in der Voßiſchen Buchhandlung hier und in Potsdam Rthlr.

(25. Junius.) Wir haben vor weniger Zeit der Hogarthſchen Zergliederung der Schönheit ꝛc. gedacht, und ſie als ein Werk, das voll neuer Gedanken ſey, angeprieſen. Wir haben geſagt, daß es ein Lehrgebäude enthalte, welches einzig und allein geſchickt iſt, die verſchiedene Begriffe der Menſchen von dem, was gefällt, auf etwas gewiſſes zu bringen, und das elende Sprichwort, daß man über den Geſchmack weder ſtreiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Es enthält, wie wir berührt haben, keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn ſie keine praktiſche Anwendung leiden, ſondern der Nutzen deſſelben erſtreckt ſich ſo weit, als ſich das Schöne der Formen erſtreckt. Alle Künſte und Wiſſenſchaften, die ſich damit beſchäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philoſoph, der Naturaliſt, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Mahler, der Bildhauer, der Tänzer, haben es faſt für ein unentbehrliches

Buch zu betrachten. Doch nicht ſie allein, ſondern auch alle, welche ſich mit dem Titel der Kenner begnügen laſſen, aber oft von Dingen, wobey es auf die Nachahmung der ſchönen Natur ankommt, ſo unbeſtimmte und widerſprechende Urtheile fällen, daß ſie den Mangel an feſten und ſichern Begriffen nur allzudeutlich verrathen. Ja es fehlt nicht viel, ſo wird der Nutzen des Hogarthſchen Syſtems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen ſeyn, ſo daß man auch da, wo man ſonſt nichts als gelegentlichen Eigenſinn wahrnahm, durch Hülfe deſſelben etwas gewiſſes wird angeben können. Man wird angemerkt haben, daß die deutſche Ueberſetzung dieſes vortreflichen Werks, welche Herr Mylius in London beſorgt hat, ſehr theuer ſey. Sie beträgt, auſſer 2 Kupfertafeln, nicht mehr als 22 Bogen in Quart, und koſtet gleichwohl nicht weniger als fünf Thaler; ein Preis der ohne Zweifel die allgemeine Brauchbarkeit deſſelben ſehr verhindern muß. In dieſer Betrachtung hat ſich der Verleger dieſer Zeitungen entſchloſſen, einen neuen verbeſſerten Abdruck den Liebhabern in die Hände zu liefern, und einen Thaler Vorſchuß darauf anzunehmen, für welchen er ihnen in ſechs Wochen, ohne einigen Nachſchuß, eingehändiget werden ſoll. Die Kupfer werden bereits mit möglichſter Sorgfalt geſtochen, und man ſchmeichelt ſich, daß man auch ſonſt mit dem Aeuſſern zufrieden ſeyn werde. Nach Verlauf gedachter ſechs Wochen, wird das Werk unter 2 Thalern nicht zu bekommen ſeyn. Einen verbeſſerten Abdruck wird man es deswegen mit Recht nennen können, weil man ihm durch verſchiedne kleine Veränderungen im Style, diejenige Deutlichkeit gegeben hat, die ihm an vielen Stellen zu fehlen ſchien. Auch wird man, als eine kleine Vermehrung, die aus dem Franzöſiſchen überſetzte Erklärung der Hogarthſchen ſatyriſchen Gemählde beyfügen. Ein mehreres kan man aus der gedruckten Nachricht erſehen, welche in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam ohne Entgeld ausgegeben wird.

(4. Julius.) Der mit ſeiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix. Frankfurt und Leipzig 1754. In 8vo. 1. Alphb. 10 Bogen. Wenn dieſer Titel nicht ſchon einen elenden Roman verriethe, ſo dürften wir nur ſagen, daß es ungefähr eine Nachahmung der bekannten Felſenburg ſeyn ſolle. Sie iſt, welches wir zugeſtehen müſſen, unendlich elender als das Original; aber eben deswegen, wenn wir uns nicht irren, weit lesbarer. Was wir ſagen iſt leicht zu

begreifen, wenn man nur erwägen will, daß in den Werken des Witzes nichts ekelhafter als das Mittelmäßige iſt; und daß hingegen das ganz Schlechte, wenn es einen gewiſſen Grad der Tiefe erlangt hat, eben deswegen, weil man es ſich ſchwerlich ſchlechter einbilden kann, eine Art von Beluſtigung bey ſich führt. Man fängt nehmlich alsdann an, ſich an der Armuth des Schriftſtellers, an den Martern, die er ſeiner Einbildungskraft hat anthun müſſen, an den geſtohlnen Blümchen, und an dem Wirrwarre ſeines Ausdrucks zu ergötzen; man urtheilt, wie ſehr er ſelbſt ſeine Einfälle möge bewundert haben; man iſt im Geiſte bey ihm, und genießt mit ihm das Vergnügen, durch ganze Alphabete nicht die geringſte Spur eines geſunden Verſtandes zu finden; und endlich verläßt man ihn mit einem wahren Erſtaunen, welches in Satyre und Galle ausbrechen würde, wenn ſich nicht die Barmherzigkeit für ihn ins Mittel ſchlüge. Aus dieſen Gründen alſo wagen wir es, auch Leſern von Geſchmack die Donna Charmante anzupreiſen; ſie koſtet ein weniges, und erweckt ganz gewiß Appetit nach etwas beſſern. In den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Nachricht von einem neuen Abdrucke der Hogartſchen Zergliederung der Schönheit ꝛc. Wenn irgend ein neues Werk viele Lobſprüche erhalten, und noch mehrere verdient hat, ſo iſt es gewiß des Herrn Hogarths Analysis of Beauty (Zergliederung der Schönheit ꝛc.) Die gelehrten Tagebücher und Zeitungen haben ſeiner ſchon zu oft gedacht, als daß der Inhalt nicht den meiſten ſchon bekannt ſeyn ſollte. Hr. Hogarth hatte das Schöne der Formen, als den Gegenſtand ſeiner Kunſt auch zum Gegenſtande ſeines philoſophiſchen Nachdenkens gemacht, und war endlich auf ein Lehrgebäude gekommen, welches einzig und allein geſchickt iſt, die verſchiedenen Begriffe der Menſchen von dem, was gefällt, auf etwas gewiſſes zu bringen, und das elende Sprichwort, daß man über den Geſchmack weder ſtreiten könne noch dürfe, aus dem Munde des Pöbels und der Gelehrten zu verbannen. Ihm werden wir es alſo zu verdanken haben, wenn man bey dem Worte ſchön, das man täglich tauſend Dingen beylegt, künftig eben ſo viel denken wird, als man bisher nur empfunden hat. Es enthält aber dieſes Werk des Hrn. Hogarths keine leeren und unfruchtbaren Betrachtungen, die mit Recht den Namen Grillen verdienen, wenn ſie keine praktiſche Anwendung leiden; ſondern der Nutzen deſſelben erſtreckt ſich ſo weit, als ſich das Schöne der Formen erſtreckt. Alle

Künſte und Wiſſenſchaften, die ſich damit beſchäftigen, werden ein neues Licht daraus entlehnen können. Der Philoſoph, der Naturaliſt, der Antiquar, der Redner auf der Kanzel und auf der Bühne, der Mahler, der Bildhauer, der Tänzer, haben es faſt für ein unentbehrliches Buch zu betrachten. Doch nicht ſie allein, ſondern auch alle, welche ſich mit dem Tittel der Kenner begnügen laſſen, aber oft von Dingen, wobey es auf die Nachahmung der ſchönen Natur ankomt, ſo unbeſtimmte und widerſprechende Urtheile fällen, daß ſie den Mangel an feſten und ſichern Begriffen nur allzudeutlich verrathen. Ja es fehlt nicht viel, ſo wird der Nutzen des Hogarthſchen Syſtems auch bis auf das Reich der Mode auszudehnen ſeyn, ſo daß man auch da, wo man ſonſt nichts als gelegentlichen Eigenſinn wahrnahm, durch Hülfe deſſelben etwas gewiſſes wird angeben können. Man weis, daß Hr. Mylius bey ſeinem Aufenthalte in England dieſes Hogarthſche Werk, unter der Aufſicht des Verfaſſers, ins Deutſche überſetzt hat. Die Ueberſetzung iſt in London gedruckt, und beträgt, auſſer den zwey groſſen Kupfertafeln, nicht mehr als 22 Bogen in Quart. Gleichwohl aber koſtet ſie weniger nicht als fünf Thaler, welches ohne Zweifel ein Preis iſt, der die allgemeine Brauchbarkeit derſelben ſehr verhindert. Was aber nutzt das vortreflichſte Buch, wenn es nicht allen denen in die Hände kommen kann, die es mit Vortheil zu brauchen im Stande ſind? Ich habe mich daher entſchloſſen, dieſe Myliusſiſche Ueberſetzung der Welt durch einen neuen verbeſſerten Abdruck zu überliefern, und mache in dieſer Abſicht bekannt, daß er in einer Zeit von ſechs Wochen wird an das Licht treten können. Die Kupfer werden bereits mit der größten Sorgfalt nachgeſtochen, und ich ſchmeichle mir im voraus, daß man ſowohl mit dieſen, als mit dem Aeuſſerlichen des Drucks zufrieden ſeyn ſoll. Als eine kleine Vermehrung wird man noch eine aus dem Franzöſiſchen überſetzte Erklärung der Hogarthſchen ſatyriſchen Gemählde beyfügen. Zu mehrerer Bekanntmachung des Werks bin ich geſonnen bis zu Ablauf dieſer ſechs Wochen, einen Thaler Vorſchuß anzunehmen, für welchen es zu geſetzter Zeit den Herrn Pränumeranten ohne einigen Nachſchuß eingehändigt werden ſoll. Nach Verlauf dieſes Termins, werde ich es unter zwey Thaler nicht verlaſſen können. Die Liebhaber werden ſich deßwegen an mich ſelbſt hier und in Potsdam, oder an jede Buchhandlung, die ihnen ihres Orts am nächſten iſt, zu wenden belieben. Für diejenigen, welche allzuweit entfernt ſind, wird man auch in Anſehung des

Termins gehörige Nachsicht zu haben nicht unterlassen. Berlin, den 1sten Julius 1754. Ch. Fr. Voß.

(16. Julius.) Gedanken mit einer Uebersetzung des Hymne über die vier Jahrszeiten, aus dem Englischen des Thomsons. Frankfurt und Leipzig, bey J. Ch. Kleyb 1754. In 12mo auf 2 Bogen. Die Art durch einzelne abgesonderte Gedanken ein Schriftsteller zu werden, scheinet leichter zu seyn, als sie in der That ist. Da sie sich der Mühe der Einkleidung überhebt, so giebt sie uns ein Recht, in dem Wesentlichen dessen, was vorgetragen wird, einen desto grössern Grad der Vollkommenheit zu erwarten. Vornehmlich müssen alle ihre Gedanken neu und nicht gemein seyn, weil alte und gemeine Gedanken nur bey dem Ausfüllen, und bey Verfolgung einer Materie erträglich sind. Ja diese neue Gedanken müssen auch mit neuen Wendungen vorgetragen werden, und eine gewisse sinnreiche Kürze haben, um auch dadurch den Namen Gedanken zu verdienen, daß sie dem Leser zu mehr und mehr Gedanken Anlaß geben. — — Was wir hier in allgemeinen Ausdrücken gesagt haben, hätten wir auch in besondern von den angeführten zwey Bogen sagen können, wenn sie unser Lob nicht mehr verdienten als bedürften. Wir wollen eine einzige Stelle daraus anführen, welche aus mehr als einer Ursache von einem Deutschen überdacht zu werden verdienet. „Die meisten, heißt es auf der 24 Seite, sind gewohnt, sich „im Urtheilen nach andern zu richten, ihnen nachzurühmen und nachzu„tadeln. Wäre dieses nicht, so hätte man längst unter den Deutschen „kühn gesagt: Wolf sey grösser als Newton. Newton schrieb eine bessere „Optik und Astronomie, als sein Lehrer Kepler. Wolf aber übersah zu„erst in einem System alle physische und moralische Wissenschaften. Er „schrieb zuerst eine Kosmologie, eine Aerometrie, ein zusammenhangendes „Recht der Natur und eine Moral. Hätte Newton in der Metaphysik, „wie der Herr von Voltaire sich ausdrückt, den Ball gut genug schlagen „können; so würde er über die Offenbarung Johannis nicht närrisch ge„worden seyn. Newton hatte aber in den Wissenschaften nur einen Ge„schmack. Die Deutschen, die nur allein zu philosophiren gewußt, haben „sich zu verwundern Ursache, daß die Engländer sich berechtigt zu seyn „geglaubt, einer neuen Optik und Astronomie des Newtons den viel„bedeutenden Namen der Philosophie desselben zu geben." — — Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(27. Julius.) Freundſchaftliche Briefe von J. S. Patzke. Frankfurt und Leipzig bey Joh. Chr. Kleyb 1754. In 8vo 11 Bogen. Man kennet den Herrn Patzke ſchon längſt als einen ſehr guten Dichter, und weiß, daß ihm muntre, witzige und empfindungsreiche Gedanken nicht ſchwer fallen. Man kennt ihn aber auch als den glücklichen Ueberſetzer des Terenz, und kann ſich leicht einbilden, daß er dieſem Muſter die edle Einfalt des Ausdrucks werde abgelernt haben. Sollte es wohl möglich ſeyn, daß er kein ſchöner Verfaſſer freundſchaftlicher Briefe ſeyn könnte? Da man ihn alſo auch ohne Beweis dafür würde gehalten haben, ſo iſt man ihm um ſo viel mehr Dank ſchuldig, daß er ſeine Exempel zu einer Anweiſung für diejenigen gemacht hat; welche vertraute Briefe ſchreiben wollen. Er geſteht zwar, daß ſie nicht durchgängig von ihm ſind; allein, da ſie ſich wenigſtens von ſeinen Freunden herſchreiben, ſo kann man wegen ihrer Güte hinlänglich geſichert ſeyn. Der Tittel zeigt es ſchon, was für eine Sprache darinne geführt wird; es iſt die Sprache der Freundſchaft wie man ſie unter ſchönen Geiſtern von zärtlichen Empfindungen höret. Diejenigen werden zu beklagen ſeyn, denen ſie dunkel oder ſchwermeriſch vorkommen ſollte. Schönheiten, die für das Herz beſtimmt ſind, ſind dem, welchem es nicht an der rechten Stelle liegt, freylich unbegreiflich; ſie hören aber deswegen nicht auf Schönheiten zu ſeyn. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

(30. Julius.) Mocquerien, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Neue Auflage. Cölln 1754. In 8vo. 16 Bogen. Unter dieſem Tittel ſetzt man uns aufgewärmte Charaktere vor. Es ſollen Schilderungen verſchiedener lächerlichen oder laſterhaften Gemüthsarten ſeyn, die am Ende allezeit mit einem kleinen Gedichte verbrämt ſind, wodurch wir in der Ungewißheit gelaſſen werden, ob die Proſe oder die Poeſie elender iſt. Die Gegenſtände der Schilderungen ſind trivial; die Seiten, von welchen ſie uns gezeigt werden, ſind die häßlichſten und nichtswürdigſten, die Züge ſind grob, die Farben ſind aufgeleckt; kurz alles verräth die Hand eines Stümpers, welcher eher Gurken als Portraits hätte mahlen ſollen. Gleichwohl ſoll dieſe Hirngeburth aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſeyn? — — Beynahe aber ſollten wir daran zweifeln; denn da die Sitten und Moden, auf welche darinne angeſpielt wird, faſt alle engliſch ſind, und da ſonſt verſchiedne Wendungen und Ausdrücke vorkommen, welche, auf gut brittiſch, mehr nachdrücklich, als ehrbar ſind, ſo kann man, glauben

wir, das Original eher für eine englische Mißgeburth halten. Sie besteht aus zwey Theilen; der erste will weibliche und der andere männliche Charaktere mahlen. Hier ist das Verzeichniß der weiblichen, welches man hoffentlich so finden wird, daß man uns das Verzeichniß der männlichen gerne schenken kann. Man findet also 1. das scheinheilige Frauenzimmer. 2. Das gelehrte Frauenzimmer, oder der Student im langen Rocke. 3. Den weiblichen Satyr. 4. Die verschmitzte Hure. 5. Die Gräfin von Brandtewein. 6. Das eifersüchtige Frauenzimmer. 7. Das spielsüchtige Frauenzimmer. 8. Den weiblichen geheimen Rath. 9. Die geadelte Bauerdirne. 10. Das hochgebohrne Frauenzimmer. 11. Die ehrbare Kupplerin, oder des Frauenzimmers liebe Getreue. 12. Die ehrbare Hure. 13. Das allzu lustige Frauenzimmer mit hochgelben Haaren. 14. Das alamodische Frauenzimmer, und endlich 15. die gastfreye Dame. Eine schöne Mandel! Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(3. Aug.) *Reponse au supplement du siecle de Louis XIV. à Colmar* 1754. In 8vo auf 11 Bogen. Der Streit, welchen der Herr von Voltaire mit dem Herrn la Beaumelle über einige Unrichtigkeiten in dem Jahrhunderte Ludewigs des 14ten bekommen, ist genugsam unter den Gelehrten, noch mehr aber unter den Petitmaiters der gelehrten Republik bekannt. La Beaumelle ließ unter eine frankfurtische Ausgabe des Jahrhunderts verschiedene Anmerkungen setzen; auf diese Anmerkungen antwortete Voltaire durch ein Ergänzungsstück zu seinem Werke, und gegen dieses Ergänzungsstück erwiedert der erstre nunmehr durch angeführte Bogen. Es ist nicht wohl möglich etwas daraus anzuführen, es müßte denn ein Einfall oder eine Ungereimtheit, oder beydes zugleich seyn, denn darinne besteht die grosse Kunst des Verfassers, daß er selten eines ohne das andere sagt. Vor allen Dingen versichert er, daß er nur den allerkleinsten Theil von den obgedachten Anmerkungen verfertiget habe; und wenn dieses ist, so hat er gut fechten; was er nicht vertheidigen kann, darf er nur auf den Fortsetzer seiner Arbeit schieben. Es ist nur Schade, daß auch bey dieser Zänkerey der deutsche Name wieder ins Gedrenge kömmt. Können sich denn ein Paar französische Witzlinge nicht streiten, ohne es wenigstens ein oder zweymal einfliessen zu lassen, daß es den Deutschen an Witz und Geschmack fehle? Werfen wir denn ihnen so oft vor, daß es ihnen nicht selten an gesündem

und geſetzten Verſtande fehle? Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(13. Aug.) Der neue Abdruck der Hogartſchen Zergliederung der Schönheit, iſt nunmehr, verſprochener Maaſſen, fertig geworden. Wir finden nicht nöthig zum Lobe des Werks ſelbſt nochmals etwas beyzubringen; wir wollen nur bemerken, was man bey dieſer neuen Ausgabe geleiſtet hat. Was die Kupfer Anfangs anbelangt, ſo wird man finden, daß ſie ſo ſorgfältig und glücklich nachgeſtochen worden, als man es nur immer von einer Copie verlangen kann. Der Text ſelbſt iſt nicht nur hin und wieder, in Anſehung der Schreibart, verbeſſert worden, ſondern hat auch eine kleine Vermehrung erhalten, welche in den überſetzten Briefen des Herrn Rouquets beſtehet, worinne er eine Erklärung über die vornehmſten Kupferſtiche des Herrn Hogarths ertheilt. Die Liebhaber welche darauf pränumerirt haben, werden es ſelbſt am beſten beurtheilen können, ob man ihre Hofnung hinlänglich erfüllt hat. Sie werden ihre Exemplare für die Zurückſendung der Scheine, in den Voßiſchen Buchläden abfordern laſſen, allwo es diejenigen, die ſich des Weges der Pränumeration nicht zu bedienen beliebt haben, für 2 Rthlr. bekommen können.

(15. Aug.) Die ganze Aeſthetik in einer Nuß, oder Neologiſches Wörterbuch; als ein ſichrer Kunſtgrif, in 24 Stunden ein geiſtvoller Dichter und Redner zu werden und ſich über alle ſchale und hirnloſe Reimer zu ſchwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des jetzigen überreichlich begeiſterten Jahrhunderts zuſammengetragen, und den größten Wortſchöpfern unter denſelben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der ſehraffiſchen Dichtkunſt 1754. In 8vo. 1 Alphb. 10 Bogen. Dieſer Titel iſt hoffentlich lang und närriſch genug, um einen hinlänglichen Begrif von dem Buche ſelbſt zu machen. Wenn man es eine Nachahmung des franzöſiſchen Dictionaire Neologique nennen will, ſo vergeſſe man nur nicht, es eine elende Nachahmung zu nennen, ſo wie man ſie von einem geſchwornen Gottſchedianer erwarten konnte. Wir machen uns Hofnung, dieſe Scharteke in dem nächſten Stücke des Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, etwann folgender Maaſſen angeprieſen zu finden: „Endlich einmal iſt ein Patriot unter uns aufge„ſtanden, welcher den deutſchen Sprachverderbern den Text geleſen, und

„zu Rettung meiner Ehre bewieſen hat, daß alle diejenigen Ochſen ſeyn „müſſen, welche an Hallern, Bodmern und Klopſtocken, einen Geſchmack „finden. Man kann ihm für ſeinen rühmlichen Eifer, meine Sprachkunſt „den Dichtern als das einzige anzupreiſen, wider welches ſie nicht ſündi„gen dürfen, nicht genug danken. Ein grammatikaliſcher Fehler, und „wenn er auch oft nur auf einen Druckfehler hinauslaufen ſollte, iſt ihm, „wie billig, ein Schandfleck, der alle Schönheit des Gedanken vernichtet, „von welcher ich längſt geſagt habe, daß ſie einzig und allein auf die „richtigen, flieſſenden und gewöhnlichen Ausdrücke ankomme, wie ich ſie in „meinen Werken habe, die in jeder Art, ohne Ruhm zu melden, Muſter „ſeyn können. Mit dem Geiſte der Satyre iſt unſer Verfaſſer vortrefflich „ausgerüſtet; er ſchreibt in Tag hinein, er ſchimpft, er macht Zoten, „welches ich alles denjenigen, Kraft meiner Dictatur, erlaube, die ſich „meiner gerechten Sache annehmen. Nunmehr habe ich, Gott ſey Dank, „noch Hofnung, daß unſer Herrmann über den Meßias, meine „Gedichte über Hallers, Grimms Tragödien über Schlegels, Licht„wehrs Fabeln über Gellerts, meine Atalanta über Roſts Schäfer„gedichte, und alle Geburthen meiner getreuen Schüler, über alle Werke „derjenigen, die meinen Namen nicht anbeten, ſiegen werden. Ich wünſche „dieſes herzlich zur Ehre des geſammten Vaterlandes, und will in guter „Hofnung auch dieſe Monatſchrift mit einigen Artickeln aus angezognem „Buche bereichern.“ — — Das mag er thun; wir wollen weiter davon nichts ſagen, als daß es 12 Gr. koſtet, und in den Voßſchen Buchläden hier und in Potsdam zu haben iſt.

(20. Aug.) Grundriß einer Beſchreibung des Kayſerthums Marocco, nebſt einem Verſuch einer Vergleichung der Marocckaner und der Deutſchen; in 21 vertrauten Briefen aus Tetuan, Feß und Mequineß. Frankf. und Leipzig 1754. In 8vo. Es kam zu Ende des vorigen Jahres ein Wochenblatt in Hamburg heraus, welches den Titel hatte: eines Deutſchen vertraute Briefe aus dem Kayſerthum Marocco. Die Correſpondenz ging bis auf das 20 Blatt ziemlich richtig; nachher aber mußte entweder der Briefſteller das Schreiben, oder das Publikum das Leſen ſatt geworden ſeyn, kurz die vertrauten Nachrichten blieben aus, und der Herausgeber ſchob die Schuld noch liſtig genug auf die Poſt, welche ihre Zeit nicht mehr ſo ordentlich halten wollte. Endlich aber war man noch liſtiger,

und ließ einen Bogen unter angeführtem Titel darum drucken, um dadurch 21 halbe Bogen zu einem Buche zu machen. Es läßt ſich leſen; auſſer dem aber wiſſen wir nichts zu deſſen Anpreiſung zu ſagen. Viel ſittliches wird man darinne nicht antreffen, und wenn es auch wahr wäre, daß das, was zur Geſchichte und Geographie gehört, von einem Augenzeugen ſeyn ſollte, ſo iſt es doch darum nichts beſſer, als man es ſchon in andern Reiſebeſchreibungen findet. In dem Vorberichte verſichert man uns, daß der Verfaſſer der Briefe gewiſſer maſſen eine Perſon ſey, wie Herr Mylius geweſen iſt, welcher auf Koſten eines Vornehmen nach Marocco gereiſet ſey, ſo wie dieſer nach Amerika reiſen ſollen. Man weiß daß dieſer geſtorben iſt, ehe er dahin gekommen; und wenn jener gleichfalls geſtorben wäre, ehe er Marocco geſehen hätte, ſo wäre der Schade, ohne Zweifel, bey weiten nicht ſo groß geweſen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(14. Sept.) *Nouvelle et parfaite Methode pour aprendre le François et l'Allement sans le secours d'un Maitre.* Das iſt neue und vollkommne Sprachkunſt die franzöſiſche und deutſche Sprache ohne Hülfe eines Sprachmeiſters zu erlernen, durch *Pierre Surleau, à Francf. sur le Meyn chez Jean Fred. Fleischer* 1754. In 8vo. 2 Alph. 3 Bogen. Dieſer Titel verſpricht ſo viel gutes, daß wir uns kaum unterſtehen, von der Ausführung etwas ſchlechtes zu ſagen. Eine vollkommene Anweiſung zwey Sprachen auf einmal zu lernen, iſt mehr als man verlangen und wünſchen kann. Ohne Zweifel aber auch mehr, als man finden wird. Man darf nur das Deutſche anſehen, um nicht die beſte Meynung davon zu bekommen. Der Verfaſſer iſt in unſrer Litteratur ſo erfahren, daß er den Franzoſen, wenn ſie ſchon etwas Deutſch können, die aſiatiſche Baniſe und die Begebenheiten der Seefahrer, als gute deutſche Schriften zu leſen anräth. (Aprés quoi ils pouront prendre un Paragraphe d'un bon Auteur allemand, comme de *l'Asiatische Banise*, des *Begebenheiten der Seefahrer* d'Albertus Julius, ou de quelque autre livre.) Wahrhaftig, er hätte von beyden Extremis keine beſſere Muſter nennen können. Das eine iſt ſo ſchwülſtig geſchrieben, als kriechend das andre. Doch müſſen wir auch nicht verſchweigen, daß unter den am Ende des Buchs beygefügten Uebungen, auch verſchiedne Briefe des Herrn Gellerts, nebſt der Ueberſetzung des Herrn Surleau, vorkommen. Wir würden

ſagen, daß der Herr Sprachmeiſter, ſeinem Namen gemäß, den Herrn Gellert vortreflich gewäſſert habe; wenn wir nicht beſorgen müßten, er möchte böſe werden, und dieſes einen deutſchen Einfall nennen. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(17. Sept.) Leipzig. Allda ſind vor kurzen drey Bogen in Duodez auf Schreibpapier unter dem Titel: Poſſen im Taſchenformate, gedruckt worden. Ihr Verfaſſer, oder wenigſtens ein guter Freund von ihm, hat die Vorſicht gehabt, uns folgende Recenſion davon zuzuſchicken. „Wir ſind für das feine und für das muntere in der Satyre viel zu „ſtark eingenommen, als daß wir gegenwärtigen Bogen nicht ihr gebühr„endes Recht ſollten wiederfahren laſſen. Der Herr Verfaſſer hat ſeine „Poſſen in lauter kleine Kapitel getheilet, in deren jedem er ein gewiſſes „Etwas abhandelt. Als z. E. etwas moraliſches, etwas poetiſches, etwas „hiſtoriſches, etwas kritiſches u. ſ. w. Die Herren Kunſtrichter bekommen „hier eben ſo wohl ihren Theil, als die ſtrengen Philoſophen, die jede „ſonnenklare Wahrheit auf das abſtrakteſte demonſtriren wollen. Der „Verfaſſer hat dem Frauenzimmer eben ſo lachend die Wahrheit geſagt, „als den finſtern Alterthumsforſchern. Ein Luſtſpiel von 5 Handlungen „iſt hier auf 5 Duodezſeiten zu ſehen. Es hat alle erforderliche Eigen„ſchaften eines Luſtſpiels, und der Leſer wird über dieſes eben ſo gut „lachen müſſen, als er über eines von 4 Stunden lacht. Die Handlung „des gegenwärtigen dauert 6 Stunden. Die Beſchreibung von Utopien „iſt ſehr lehrreich, und die verſchiednen Arten der Waffen ſind voller „Witz; kurz dieſe drey Bogen enthalten ſo viel, als manche Satyre von „drey Alphabeten." — — Daß wir dieſe Lobſprüche unverändert mittheilen, kann man aus dem 142 Blatte der Halliſchen Zeitung erkennen, wo man eben daſſelbe Formular, nur mit einem etwas veränderten Anfange, finden wird. Es heißt nehmlich daſelbſt: „es iſt bekannt, „bey was für Gelegenheit dieſe Art kleiner Schriften jüngſt Mode zu „werden angefangen hat." Man verſteht Sie, mein Herr Panegyriſt! Und damit Sie auch alle und jede verſtehen mögen, ſo wollen wir es nur gerade herausſagen, daß dieſe Poſſen, welche

— — — — — — ipse

Non sani esse hominis, non sanus juret Orestes,

eine Satyre auf das Format und die zufällige Einrichtung der Leßingſchen Schriften, allem Anſehen nach, ſeyn ſollen. Sie koſten drey

Groſchen; aber auch drey Groſchen giebt man nicht für Poſſen hin. Was war alſo zu thun, damit ſie gleichwohl bekannt würden? Ohne Zweifel hat der Verleger dieſer Blätter den beſten Einfall gehabt, den man in dieſer Abſicht nur haben kann. Er hat ſie nehmlich nachdrucken laſſen, und iſt entſchloſſen ſie für ihren innerlichen Werth zu verkaufen, das iſt, ſie umſonſt auszugeben. Sie ſtehen in den Voßiſchen Buchläden, hier und in Potsdam den Liebhabern zu Dienſte.

(8. Oct.) Geſchichte Herrn Carl Grandiſons. In Briefen entworfen von dem Verfaſſer der Pamela und der Clariſſa. Aus dem Engliſchen überſetzt. III. Band. Leipzig in der Weidemanniſchen Handlung 1754. In 8vo. 1 Alphb. 16 Bogen. Man muß die erſten Theile dieſer Geſchichte nicht geleſen haben, wenn man auf die Fortſetzung derſelben nicht äuſſerſt begierig iſt. Und es wird ohne Zweifel ein kleiner Strich ſeyn, den man der Deutſchen Neugierde ſpielt, daß ſie jezt nur einen Theil davon erhält, anſtatt auf zwey gehoft zu haben. Das Meiſterſtück des Richardſon ſollte billig allen andern Büchern dieſer Art die Leſer entziehen; und wir hoffen auch daß es geſchehen werde, wenn anders die in allen ihren Reitzungen geſchilderte Tugend noch fähig iſt, die Menſchen für ſich einzunehmen. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

(10. Oct.) Seneca, ein Trauerſpiel. Frankfurt am Mayn bey Franz Varrentrapp. In 8vo. 7 Bogen. Ein ſterbender Philoſoph iſt kein gemeines Schauſpiel; und das Unternehmen eines deutſchen Dichters, ihn auf die Bühne zu bringen, kein gemeines Unternehmen. Geſetzt, daß es auch nicht auf das vollkommenſte ausfiele, ſo wird jener doch immer noch rühren; und dieſes doch noch immer lobenswürdig ſeyn. — — Ein ſchmeichelhafter Haupturtheil könnten wir von dem angeführten Originalſtücke leicht fällen, aber ein gerechters ſchwerlich. Der Verfaſſer iſt ein Dichter, dem es an Genie nicht fehlt, dem es aber an Fleiſſe deſto mehr muß gefehlt haben. Und er macht hieraus auch ſelbſt kein Geheimniß, ſondern wundert ſich vielmehr wie Racine zwey Jahr an ſeiner Phädra habe arbeiten können, und wie es möglich ſey daß ein Gedicht, welches ſo viel Schweis und Zeit gekoſtet, gefallen könne. Wir wundern uns darüber nicht, und würden uns vielmehr wundern, wenn das ſeine ohne dieſe mühſame Ausarbeitung gefallen ſollte. Man merkt es ſeinem Plane allzuwohl an, daß er in der Eil gemacht

iſt, die ihm nicht einmal vergönnt hat, gewiſſe mechaniſche Regeln zu beobachten. So kann man zum Exempel, niemals eine Urſache angeben, warum bey ihm die Aufzüge ſich ſchlieſſen; er läßt die Perſon aufhören zu reden; ſie gehen weg, und wiſſen ſelbſt nicht weswegen. Zwiſchen dem vierten und fünften Aufzuge iſt ſo gar nicht einmal ein Unterſcheid, es müßte denn das Stöckchen ſeyn, welches der Buchdrucker dazwiſchen geſetzt hat. Seneca ſpricht nehmlich zum Schluſſe des vierten Aufzuges:

Ihr Freunde, welchen ich mein Herz auf ewig ſchenke,
Und du erlaube mir, daß ich jetzt einſam denke;
Pauline, gönne mir, im traurigſten Geſchick
Von der mich fliehnden Ruh den letzten Augenblick.

Und mit dieſen einſamen Gedanken des Seneca fängt ſogleich der fünfte Aufzug an; ſo daß, wenn Seneca ja erſt weggeht, er nur pro. Forma weggehen muß, um ſich ſeine lange Monologe noch vorher hinter der Scene zu überhören. Zum Beweiſe aber daß es dieſem Trauerſpiele wirklich nicht an ſchönen Stellen mangelt, wollen wir aus eben der gedachten Monologe eine anführen, die noch mehrere ihres gleichen hat:

— — — — Es iſt ein Gott der Welt,
Ein Weſen, welches ſelbſt dem Himmel Ziele ſtellt!
Ein ewigs Weſen, das vor unſerm Aug verborgen,
Der Weiſen ſtillen Gram, der Thoren laute Sorgen,
In gleicher Ruhe ſieht, und jeder Frevelthat,
Noch eh ihr Tag erſchien, den Lohn beſtimmet hat;
Das, eh ein Wütrich war, das, eh ich noch entſtunde,
Den Grund zu meinem Tod in Nerons Laſtern funde;
Das was geweſen iſt, und ſeyn wird und geſchieht,
Mit einem Namen nennt, mit einem Blicke ſieht. ꝛc.

Es befinden ſich auch bey dieſem Trauerſpiele noch einige proſaiſche Gedanken über das Trauerſpiel überhaupt, die aber weiter nichts beſonders haben, als daß ſie das Sinnreiche in der Tragödie, beſonders in dem Ausdrucke des Schmerzes, noch artig genug vertheidigen. Druck und Papier ſind ſehr prächtig; welches den Preis zum Theil rechtfertigen wird. Es koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(12. Oct.) Kurze Sammlung unterſchiedlicher dem Menſchen dienlicher Wiſſenſchaften und Kunſtſtücke, ſo wohl für

curieuſe Liebhaber, als Künſtler und Handwerker zu gebrauchen; worinnen von allerhand Farben, Holz-Lacquiren, heimlichen und verborgnen Schriften, nebſt Verfertigung der Dinte dazu, Wartung und Verbeſſerung der Weine, gold und ſilbernen Buchſtaben, Marmorſteinen, Holz zu verwahren, ſympathetiſchen Pulvern, Spitzen und Flor Zubereitung, gold und ſilbernen Sachen einen Glanz zu geben, und zu verneuern, nebſt noch vielen andern Dingen hinlängliche Nachricht ertheilet wird, wobey ein Anhang von Salpeter- und Pulvermachen befindlich. Frankfurt und Leipzig bey Felßeckers Erben 1754. In 8vo. Kaum wird man es ſich einbilden, daß auf acht Bogen, aus welchen dieſe Sammlung beſteht, ſo viele und mancherley Künſte, deren immer ſieben und ſieben, ſollten wir meinen, ihren Mann ernehren könnten, verrathen und mitgetheilt ſeyn ſollten. Allein wir können verſichern, daß der Titel noch lange nicht einmal alles ſagt, und daß ein neugieriger Leſer nicht weniger als 161 der auserleſenſten Geheimniſſe darinne finden wird, die ſich alle eines dem andern den Vorzug ſtreitig machen. Das Geheimniß, zum Exempel, zu machen, daß die Stiefeln Waſſer halten; das Geheimniß Mäuſekühlein zu backen; das Geheimniß Fliegen zu vertreiben; das Geheimniß Flöhe und noch eine andere Art Thierchen zu tödten; das Geheimniß eine ſehr auſſerordentliche Pomade zu verfertigen, die zur Schönheit des Angeſichts dienlich iſt; das Geheimniß ſympathetiſche Pulver zu bereiten; die vortreflichen Geheimniſſe für die Trödelweiber, wie ſie alten Sammet, abgetragne und befleckte Zeuge und Bänder wieder aufputzen und erfriſchen ſollen; dieſe Geheimniſſe, ſagen wir, und noch viel mehrere, müßten entweder ſehr ſchlecht entdeckt ſeyn, oder es wird nie einen Menſchen reuen, die Recepte dazu für 3 Gr. gekauft zu haben. Mehr koſten ſie in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam nicht.

(17. Oct.) Gotthold Ephraim Leßings Theatraliſche Bibliothek. Erſtes Stück. Berlin bey Chr. Frieb. Voß. In 8vo. 19. Bogen. Man wird ſich der Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen vor einigen Jahren vier Stück an das Licht traten. Gegenwärtige Bibliothek iſt eine Fortſetzung jener Beyträge, nach einem in etwas veränderten und eingeſchränkten Plane. Sie

ſoll nehmlich kein Werk ohn Ende und kein bloſſer theatraliſcher Miſchmaſch werden, ſondern wirklich eine kritiſche Geſchichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern enthalten, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern. In dieſem erſten Stücke kommen lauter Aufſätze vor, welche die neuern Zeiten angehen, und folgende Aufſchriften haben. 1. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele. Dieſe beſtehen aus eines franzöſiſchen Schriftſtellers Betrachtungen wider dieſe neue Art des Komiſchen, aus des Herrn Prof. Gellerts Vertheidigung derſelben, und aus des Verfaſſers eignen Gedanken ꝛc. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(19. Oct.) *Reveries Poetiques sur des sujets differens, par l'Auteur des Epitres diverses. à Amsterdam chez Fr. Changuion* 1754. In 8vo. 19. Bogen. Dieſes neue Werk iſt als der dritte Theil der vermiſchten Briefe über verſchiedene Gegenſtände des Herrn von Barr, anzuſehen. Man weis, mit was für beſonderm Glück ſich dieſer Deutſche auf den franzöſiſchen Parnaß gewagt hat; man weis was für eine Stelle die Franzoſen ſelbſt, aus Billigkeit vielmehr, als aus einer eiteln und ruhmſüchtigen Höflichkeit gegen Fremde, ihm auf demſelben eingeräumt haben. Wenn es unſerm Vaterlande angenehm ſeyn muß, die höhniſche Beſchuldigung ſeiner nur allein witzigſeynwollenden Nachbarn ohn Umſchweif durch ihn widerlegen zu können; ſo kann es ihm auf der andern Seite nicht anders als unangenehm ſeyn, dieſer unnöthigen Widerlegung wegen, eine ſo beſondere Zierde unter den Dichtern in ſeiner Sprache zu entbehren. Gegenwärtige Poetiſche Grillen — — (aber wie viel beſſer, wird man ſagen, klingt reveries!) enthalten eine beträchtliche Anzahl kleiner Gedichte, die alle von dem feinſten Geſchmacke, und der ſchönſten Denkungsart zeigen. Wenn es uns erlaubt iſt, zwey kleine Proben anzuführen, ſo ſoll die erſte eine Sinnſchrift ſeyn, welche der Verfaſſer auf das Edict Sr. Königl. Majeſtät in Preuſſen, die Eheſcheidung betreffend, gemacht hat, und die andre, gleichfalls eine Sinnſchrift auf die Erfindung des Pulvers.

*Sur un Edit du Roi de Prusse.*

Quand l'Hymen étonné reçut l'edit royal
Où la Discorde rompt le lien conjugal,
L'Hymen dit aux Chefs de ses Pretres:

Alexandre, en Soldat, coupa le Noeud Gordien,
Et Frederic, en Sage, a délié le mien.
Quel est le plus grand de ces Maîtres?

*Sur l'invention de la Poudre à Canon.*

Satan étant honteux, dit-on,
De lacher sa poudre à canon,
Pour mieux peupler son Patrimoine;
Il chargea de ce soin maudit
Un vil Chymiste, un noir Esprit,
Un Sot, un Allemand, un Moine.

Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

(24. Oct.) Das Publicum hatte vor einigen Wochen die Gütigkeit ein Paar Bogen Maculatur, unter der Aufſchrift, Poſſen, in den Voſſiſchen Buchläden abzuholen; aber doch nicht ſo häufig, als man wohl wünſchen mögen: denn ſo wohlfeil der Verleger auch dieſe ſeine Auflage gemacht hatte, ſo wäre ſie ihm doch wenigſtens zur Helfte auf dem Halſe geblieben, wenn er ſich nicht kurz und gut entſchloſſen hätte, noch in jeden Butterkeller ein Dutzend Exemplare zu ſchicken, um ſie den Leſern mit Gewalt aufzudringen. Gleichwohl hat man in Leipzig noch eine dritte Auflage veranſtaltet, und was das ſonderbarſte dabey iſt, ſo verſpricht man ſich ausdrücklich auf dem Titel davon, daß man ſie loszuwerden hoffe, ohne ſie gratis auszugeben. Dieſe Hofnung kann ſich unmöglich auf etwas anders, als auf die dazu gekommenen Vermehrungen gründen, welche wir nothwendig anzeigen müſſen, damit die Liebhaber ſelbſt urtheilen können, ob ſie wichtig genug ſind, um dasjenige noch einmal für 3 Groſchen zu kaufen, was ſie bereits umſonſt bekommen haben. Die erſte Vermehrung alſo iſt ein ſauberes Stöckchen, welches das Titelblatt zieret. Es ſtellet einen Satyr vor, der mit einer Keule und einem Schwerde bewafnet iſt, und neben ſich, man kann nicht eigentlich erkennen, ob einen Hund, oder eine Katze, oder gar einen Bär ſtehen hat. Wen dieſes Bildchen vorſtelle, wollen wir gleich ſagen. Der Verfaſſer der Poſſen, oder kürzer der Poſſenreiſſer, wollte ſich Anfangs gar nicht nennen, ohne Zweifel, weil er ganz in der Stille den Beyfall der Welt abzuwarten gedachte. Nunmehr aber, da er ſieht, daß dieſer Beyfall ſo auſſerordentlich geweſen iſt, ſo iſt ſein Ehrgeitz auf einmal aufgewacht. Er fängt an aus dem Verborgnen hervorzutreten, und ſchikt deswegen ſein

Bildniß voraus, ehe er uns durch seinen Namen überraschen will. Erst war er ein Anonymus; jetzt ist er ein Pseudonymus, denn über das gedachte Stöckchen hat er den Namen Toelpel schneiden lassen, von welchem er aber leicht hätte voraus sehen können, daß er ihn gar zu deutlich verrathen würde. Die zweyte Vermehrung bestehet in einer Erklärung hinter der Titelseite, und welche dieses Inhalts ist, daß der Verfasser mit seinen Possen nicht nur einen Narren, d. i. nicht sich nur selbst, sondern noch hundert Narren zugleich, d. i. alle seine Bewunderer, wenn deren anders hundert seyn können, habe lächerlich machen wollen. — — Weiter finden wir nichts verändert noch hinzugesetzt, welches sich auch nicht wohl würde haben thun lassen, weil diese sogenannte dritte Auflage bloß aus einem umgedruckten Tittelbogen entstanden ist. Sollte man nun also durchaus nicht 3 Gr. dafür bezahlen wollen, so könnte doch wohl noch dazu Rath werden, daß man auch eine vierte Auflage nach dieser dritten, für eben den Preis, als die zweyte, machte. Allein diejenigen, welche ein Exemplar davon verlangten, würden die Gütigkeit haben müssen, vorher darauf zu subscribiren, damit man ganz gewiß seyn könnte, daß sie es auch hernach umsonst nehmen würden. Wer sich mit zwey Exemplaren belästigen will, soll das zuvorbeschriebene Bildniß des Verfassers nach vergrössertem Maaßstabe gleichfals in Holz geschnitten, obenein bekommen. Es wird mit dem wahren Namen desselben prangen, welchen wir eben jetzt erfahren haben. Ein sehr berühmter Name; wahrhaftig! Und der noch berühmter werden soll!

(26. Oct.) Physikalische Belustigungen. Drey und zwanzigstes Stück. Berlin bey Chr. Fr. Voß. Man wird es hoffentlich nicht ohne Vergnügen bemerken, daß dieses Journal nicht ins Stecken gerathen ist, sondern daß es wirklich, obgleich ein wenig langsam, auf eine Art fortgesetzt wird, welche die Leser zufrieden stellen kann. Es sind folgende Aufsätze darinne enthalten: 1. Gedächtnißschrift auf den Herrn Christlob Mylius von seinem Freunde dem Herrn Prof. Kästner. Da Herr Mylius der Urheber der Physikalischen Belustigungen ist, so verdienet sein Andenken mit allem Recht darinnen aufbehalten zu werden, und es ist keine gemeine Ehre, daß es durch einen Kästner geschehen ist. Ea demum vera laus est, quae ab iis proficiscitur, qui ipsi in laude vivunt. ꝛc. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(31. Oct.) Das Chantillyſche Mägdchen oder die Geſchichte eines Pariſiſchen Frauenzimmers in den Briefen des Herrn *** an einen guten Freund; aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Breßlau und Leipzig verlegts Daniel Piethſch 1755. In 8vo. 1 Alphb. Man behauptet in der Vorrede, daß dieſe Geſchichte aus einem franzöſiſchen Manuſcripte, welches in ſeiner Sprache noch nicht gedruckt worden, überſetzt ſey. Vielleicht aber iſt dieſes Manuſcript eine Erdichtung, und man hat ein deutſches Original mit einer guten Empfehlung wollen in die Welt bringen. Es mag das eine, oder das andre wahr ſeyn, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß weder der deutſche noch der franzöſiſche Witz ſich auf dieſe Geburth viel einbilden darf. Die Heldin iſt die Tochter eines Gaſtwirths in Paris, aus Chantilly gebürtig; aber es iſt nicht ſo wohl ihr Leben, welches man uns beſchreibt, als das Leben eines ihres Anbethers, welcher ſie nur immer auf der tugendhaften Seite kennt, und ſich mit Mühe und Noth von ihren Feſſeln loswickeln kann. Der Briefſteller iſt dieſer Liebhaber ſelbſt, und er läßt uns ſeine Göttin eben ſo wenig kennen lernen, als er ſie ſelbſt gekannt hat. Das wichtigſte von ihr zeigt er uns nur immer in der Entfernung; der Leſer muß nur rathen, aber er wird müde, immer einerley zu rathen. Kurz, er muß viel Geduld haben, wenn er dieſes Alphabet durchleſen will. Unterdeſſen wollen wir ihm ein Mittel, es ſo weit zu bringen, nicht verbergen. Der weiſe Setzer hat die Namen der Perſonen durch das ganze Buch mit lateiniſchen Buchſtaben ausgedrückt. Durch Hülfe dieſer Buchſtaben alſo, welche deutlich genug in die Augen fallen, kann man fein alle Moral, die der Verfaſſer, bis zum Gähnen reichlich, eingeſtreuet hat, überhüpfen, und ſich beſtändig an den Faden der Geſchichte halten, welcher kurz genung iſt. Man darf nur Acht geben, wenn eine neue Perſon dazu kömmt, von dieſer ein Paar Worte mit auffangen, und immer fortleſen, ſo lange man noch ungefehr weis, was geſchieht. Man wird auf dieſe Art in einer Stunde durch 72 Briefe durch ſeyn, die man ſonſt in ſechs Stunden, und wenn man den Eckel, den ſie erwecken können, mit in Betrachtung ziehet, in Jahr und Tag nicht würde durchgeleſen haben. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(5. Nov.) Begebenheiten des Roderich Random. Aus der dritten Engliſchen Ausgabe überſetzt. Erſter Theil.

Hamburg bey Chr. Wilh. Brandt 1755. Es wäre zu viel Nachsicht, wenn man das Vorurtheil, welches die engliſchen Romane für ſich haben, auch dieſen Begebenheiten wollte zu gute kommen laſſen. Ihr Verfaſſer iſt weder ein Richardſon noch ein Fielding; er iſt ein Schriftſteller, wie man ſie bey den Deutſchen und Franzoſen in der Menge antrift. Er geſteht, daß er ſich beſonders den Herrn le Sage zum Muſter gewehlt habe, deſſen Gil Blas wohl ein Meiſterſtück des komiſchen Romans bleiben wird. Aber wie weit iſt er unter ihm geblieben! Es müßte ſehr wunderbar zugehen, wenn deutſche Leſer von Geſchmack an den Schulſtreichen, an den Bordellhiſtörchen, an den Balgereyen und an den Schifsabentheuern, eben ſo viel Wohlgefallen finden ſollten, als der engliſche Pöbel daran muß gefunden haben, der bereits drey Ausgaben davon unter ſich getheilet hat. Am Ende dieſes Theils findet man den Held in ſehr mißlichen Umſtänden, ſo daß er den verzweifelten Entſchluß faßt, zu ſterben. Man darf ſich aber nicht bange ſeyn laſſen, weil er noch den zweyten Theil geſchrieben hat, den man hoffentlich wohl auch bald deutſch zu leſen bekommen wird. Die Ueberſetzung ſcheinet ein wenig in Eil gemacht zu ſeyn. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(9. Nov.) *Ragout à la Mode* oder des Neologiſchen Wörterbuchs erſte Zugabe von mir ſelbſt 1755. In 8vo. 1½ Bogen. Wenn das Neologiſche Wörterbuch, oder, es bey dem abgeſchmackten Titel zu nennen, wenn die Aeſthetik in einer Nuß nur den geringſten Schaden angerichtet oder auch nur Leſer gefunden hätte, ſo würden wir nicht ermangeln, dieſes Ragout als ein vortrefliches Gegengift anzupreiſen. Da ſie aber in einem Augenblicke erſchien und vergeſſen ward, ſo befürchten wir faſt, daß ein gleiches Schickſal auch ihre Zugabe, unſchuldiger Weiſe, treffen werde. Unterdeſſen iſt es doch recht gut daß man den Narren nach ihrer Narrheit antworte, und ihnen keine Gegenrede ſchuldig bleibe, damit ſie es auch ſelbſt erfahren, daß ſie Narren ſind. Das Ragout beſtehet aus einer Unterredung zwiſchen einem Schüler und ſeinem Lehrmeiſter. Man hat dieſe katechetiſche Methode ohne Zweifel wegen der Deutlichkeit gewählt, um es fein einem jeden begreiflich zu machen, daß nicht allein der Verfaſſer des Wörterbuchs ein ſeichter Kopf und förmlicher Pasquillant ſey, ſondern auch daß der Herr Prof. Gottſched mit mehrerm Rechte als Bodmer und Klopſtock unter

die Neologiſchen Schriftſteller gehöre; es müßte ihm denn etwa dieſes zur Entſchuldigung dienen, daß er bloß aus kriechender Armuth, und gar nicht aus Begierde etwas kühnes und unerwartetes zu ſagen, neologiſire. Die Beweiſe hiervon kann man in der Zugabe ſelbſt nachſehen. Wir wollen uns nicht länger dabey aufhalten, ſondern dem Leſer nur noch eine Sinnſchrift mittheilen, die der Träumer eines gewiſſen Traumes als das von uns verlangte Recepiſſe anſehen kann. Man wird ſich der vortreflichen vier Zeilen des Herrn von Hallers erinnern:

Kurzſichtiger! dein Gram hat dein Geſicht vergället,
Du ſiehſt die Dinge ſchwarz, gebrochen und verſtellet:
Mach deinen Raupenſtand und deinen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.

Weil dieſe Zeilen den poetiſchen Maulwürfen von jeher ein mächtiger Anſtoß geweſen ſind, ſo machen wir uns ein Vergnügen daraus ihnen eine Parodie darauf mitzutheilen, die wir von guter Hand bekommen haben. Sie iſt an den Verfaſſer des Wörterbuchs gerichtet, und lautet alſo:

Kurzſichtiger! der Neid hat dein Geſicht vergället,
Du ſieheſt Hallern ſchwarz, gebrochen und verſtellet:
Mach deinen matten Witz, dein wenig Wiſſen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel.

Wenn er, oder diejenigen Herren Gottſchedianer, die an dem Wörterbuche Theil haben, das Flegel zu hart finden ſollten, ſo mögen ſie überlegen, daß man des Reimes wegen vielmal etwas ſagen muß, was man auſſer dem Reime nicht geſagt hätte. Doch man hat es nicht einmal nöthig, ihnen dieſe Entſchuldigung zu machen, weil ſie weit gröſſere Grobheiten wider andre Leute, als ſie ſind, ausgeſtoſſen haben. — — Das Ragout koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(19. Nov.) *Cours complet de la Langue françoise distribué par Exercices; à l'usage des personnes pour qui cette Langue est étrangere par Mr. Mauvillon. Tome premier et second. à Dresde* 1754 *chez J. C. Walther.* In 8vo. Beyde Theile 3 Alph. Da Hr. Mauvillon ſchon ſeit vielen Jahren der berühmteſte franzöſiſche Sprachmeiſter in Leipzig iſt, ſo kann es ohne Zweifel nicht anders ſeyn, als daß er nicht durch eigne Erfahrung das Unzulängliche und Falſche ſo mancher

Sprachlehren ſollte eingeſehen haben. Er hat ſich auch bereits durch ſeine Remarques sur les Germanismes ſo viel Anſehen erworben, daß man ſich mit Grund die Verbeſſerung deſſelben von ihm verſprechen kann. Auch eine nur flüchtige Durchblätterung des gegenwärtigen Werks wird dieſes Vorurtheil genugſam rechtfertigen, indem man mit Vergnügen eine Menge der vortreflichſten Anmerkungen darinnen antrift, durch die man das Eigenthümliche der franzöſiſchen Sprache erkennen, und ſich geläufig machen kann. Der erſte Theil iſt theoretiſch und der andre practiſch. Dieſer letztere ins beſondre iſt von einer ſehr vortreflichen Einrichtung. Anſtatt der elenden und kindiſchen Geſpräche, anſtatt der erbärmlichen kleinen Erzählungen, die man ſonſt hinter den Grammairen findet, theilt er erſtlich ein klein Verzeichniß derjenigen Wörter mit, welche den Künſten und dem gemeinen Leben eigenthümlich zugehören und zeiget hierauf an eingeſtreuten Stücken guter Schriftſteller, wie man ſie überhaupt mit Nutzen leſen müſſe. Als eine ſehr nützliche Uebung ſchlägt er auch die Vergleichung der Ueberſetzungen mit ihren Urſchriften vor, und giebt in den 59ten Abſchnitte einige Proben davon. Er beurtheilt darinne die deutſche Ueberſetzung des Herrn Straubens von den Briefen einer Marquiſin durch den jüngern Crebillon, desgleichen die Steinwehrſche Ueberſetzung der Briefe des Herrn von Fontenelle, und die unlängſt herausgekommene Ueberſetzung des Montagne. Er findet an allen dreyen ungemein viel auszuſetzen, und zeigt daß ſie voll unverantwortlicher Fehler ſind. Man wird ihm überhaupt nicht Unrecht geben können, ob man ſchon auch nicht ſelten entdecken wird, daß Herr Mauvillon ſich mehr Deutſch zu verſtehen einbilden muß, als er wirklich verſteht. z. E. Wenn er in der Ueberſetzung des Herrn Straube le fade Marquis durch der abgeſchickte Marquis überſetzt findet, ſo verſichert er, daß er mehr als einen gelehrten Deutſchen gefragt habe, was das Wort abgeſchickt heiſſe, und daß ihm alle geantwortet hätten, daß es ſo viel als envoyé oder deputé heiſſe. Hierauf nun verdammt er den Hrn. Straube, welches er ſchwerlich würde gethan haben, wenn er nur einen halben Deutſchen zu Rathe gezogen hätte. Es iſt hier nehmlich ein Druckfehler, und anſtatt abgeſchickt ſoll es abgeſchmackt heiſſen, wie es ſogleich einem jeden Leſer in die Augen fällt. An einer andern Stelle behauptet Herr Mauvillon, daß man Coquette nicht durch Buhlerin überſetzen dürfe, weil Buhlerin eine Maitresse d'un

grand, eine Concubine bedeute. Woher muß er dieſes haben? Und hat er wohl jemals einen Deutſchen ſagen hören: der oder jener Groſſe hält ſich eine Buhlerin? Eine Beyſchläferin ſagt man, und das iſt ein ganz ander Wort. Es iſt falſch, daß die Deutſchen mit Buhlerin allezeit den Begrif eines häßlichen Lebens verbinden, indem das Zeitwort buhlen, um etwas buhlen, oft weiter nichts heißt, als ſich um etwas bewerben, und alſo auch eine Buhlerin eine Perſon bedeuten kann, die ſich zu gefallen bemüht. Im böſen Verſtande ſagt man Buhlſchweſter. Den Unterſcheid dieſer drey Wörter muß er ſich erklären laſſen, ehe er einen gebohrnen Deutſchen darüber tadeln will. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Rthlr.

(19. Dec.) *Mémoires de deux Amis ou les Avantures de Messieurs Barniwal et Rinville par M. Delasolle. IV. Parties. à Amsterdam chez F. Changuion* 1754. In 8vo. 1 Alphb. Der Verfaſſer dieſes Romans hat ſich bereits durch andere bekannt gemacht, nehmlich durch die Memoires de Versorand, und durch die Anecdotes de la Cour de Bonhommie. Sie ſind wohl aufgenommen worden; und iſt wohl das Publicum gewohnt etwas übel aufzunehmen, was keine andere Abſicht, als ihm zu gefallen, hat? Wenn man ſeinen Geſchmack zu ſchmeicheln weis, ſo wird man ſchwerlich ungeleſen bleiben. Verwöhnt freylich darf dieſer Geſchmack, in Anſehung der erdichteten Geſchichte, durch allzuviel Grandiſons und Clariſſens nicht werden; oder es iſt um die Aufnahme der Herren Delaſolle auf einmal geſchehen. Er läßt ſich übrigens ſelbſt die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er kein Prevot und auch kein Marivaux ſey. Wir bitten alſo ſeine etwanigen Leſer, daß ſie dieſem beſcheidnen Manne ja keine Ehre aufdringen mögen, die er ſelbſt nicht zu verdienen glaubt, ob er gleich ſonſt nicht ganz ohne Zärtlichkeit für ſeine Geburthen iſt. Er verſichert daß einen empfindlichen Leſer das gehäufte Unglück des Barniwals rühren werde, und daß die meiſten dabey vorkommenden Charaktere nicht anders als gefallen könnten. Wir verſichern auf ſein Wort ein gleiches. Koſtet in den Voſſiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(28. Dec.) *Histoire moderne des Chinois, des Japonnois, des Indiens, des Persans, des Turcs, des Russiens etc. pour servir de suite à l'Histoire ancienne de M. Rollin. Tome premier et second. à Paris chez Desaint et Saillant* 1754. *in* 12*mo.* Jeder Theil

20 Bogen. Die historischen Werke des Herrn Rollin sind mit so allgemeinem Beyfalle aufgenommen worden, daß es kein Wunder ist, wenn man von allen Seiten Fortsetzer derselben auftreten sieht. Wir müssen gestehen, daß der gegenwärtige völlig das Ansehen hat, als ob er einer von den glücklichsten derselben werden würde. Er hat sich folgenden Plan gemacht: Vor allen Dingen, spricht er, will ich mich bemühen, das, was den Ursprung und den Wachsthum eines jeden Volks betrift, aus einander zu wickeln. Ich will die Epoche und die vornehmsten Umstände seines Aufnehmens, die Ordnung seiner Dynastien, seine berümtesten Regenten, und die merkwürdigsten Veränderungen, die es erlitten hat, anzeigen. Hierauf will ich mit einer Art von Genauigkeit die Lage, den Umfang und die Grenzen seines Reichs, desgleichen die vornehmsten Städte desselben, die Merkwürdigkeiten, die sie enthalten, die Denkmähler der Kunst, und die Hervorbringungen der Natur bemerken. Endlich will ich mich bestreben, das Genie eines jeden Volks, ihre Regierungsart, ihre Künste, ihre gottesdienstlichen Gebräuche, ihre Sitten und ihre Gewohnheiten kennen zu lehren. Dieses, fährt er fort, war ungefehr die Methode, welche der Verfasser der Geschichte aller Zeiten und Völker in den ersten Theilen seines vortreflichen Werks beobachtete. Es ist nur zu bedauern, daß sich Rollin manchmal davon entfernet hat, und daß uns z. E. seine Geschichte der Perser, der Macedonier und der Römer, ganz und gar nicht diese Verschiedenheit von Gemählden darstellet. Er ist hier nichts als ein eilfertiger Compilator von Belagerungen, Schlachten, Veränderungen und Kriegen; die lehrreichen Ausschweifungen sind sehr selten, und die Begebenheiten folgen überall nach eben der methodischen und einförmigen Art aufeinander, nach welcher sie in langwierigen Jahrbüchern erzehlt werden. — — Kann man nunmehr wohl noch zweifeln, daß ein Nachahmer, welcher die Fehler seines Musters eben so wohl als die Vollkommenheiten einsieht, nicht etwas vorzügliches liefern sollte? Wenigstens bestätigen die ersten beyden Theile, welche die Geschichte der Chineser und Japanneser enthalten, diese vortheilhafte Vermuthung sehr. Er ist überall pragmatisch und hält sich bey den historischen Kleinigkeiten nicht auf, welche das Gedächtniß beschweren, ohne den Verstand zu erleuchten. Dieses macht, daß er sich mit einer Leichtigkeit lesen läßt, die seinem Werke auch auf der Seite des Anmuthigen vor manchen schwer geschriebenen Romanen den Vorzug giebt. Wir werden hoffentlich Gelegenheit haben, ein

andermal umständlicher davon zu reden, wenn nehmlich die deutsche Uebersetzung zum Vorscheine kommen wird, welche ein Mann übernommen hat, von dem man sich nicht allein Treue, sondern auch sehr nützliche Anmerkungen und Zusätze versprechen kann. Sie wird gegen Ostern in den Vossischen Buchläden zu haben seyn, wo man jetzt die ersten Theile des Originals für 1 Rthlr. 12 Gr. bekommen kann.

00099692

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 07 April, 2016